

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

137. Band

2017

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27198-4

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Milan Media
Heidelberger Straße 16, 76344 Eggenstein-Leopoldshafen
2017

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
gemäß DIN ISO 9706

INHALTSVERZEICHNIS

- Die Werke der Barmherzigkeit
Erwägungen zu der spätromanischen Rose
des Freiburger Münsters
Von Bernhard Casper7–34
- „... *du salt dy ratten vor treyben unde voriagen Amen.*“
Heilige als Schützer vor Pesttieren
Von Konrad M. Müller35–70
- Ein Kaplan am Tisch der Johanniter
Nachtrag zu den „Kaplänen an der Liebfrauenkirche
in Neuenburg am Oberrhein“
Von Jörg W. Busch71–78
- Reformationszeit am Oberrhein
Ursachen und Wirkungen der konfessionellen
Spaltung der Region
Von Wolfgang Hug79–138
- Das Nonnenkloster Amtenhausen im Spiegel der
Korrespondenz (Glückwunschschriften) mit Äbten von
St. Georgen zu Villingen (1580–1779) und des Tagebuchs
von Abt Georg Gaisser (1621–1655)
Von Karl Volk139–158
- Gelehrte Unterweisung – Die Embleme der Stadtkirche
Mariä Himmelfahrt in Tiengen
Von Hans-Otto Mühleisen und
Dorothea Scherle159–196
- Ignaz Felner, ein Freiburger Poet,
der Franz Schubert inspirierte
Von Peter Dellitsch197–216
- Der „Verlag der Schulbrüder“ in Unterkirnach und die
Verehrung der heiligen Theresia vom Kinde Jesu
Von Johannes Werner217–224

<p>“<i>There is no medicine and not a gram of insulin in Freiburg now</i>” – Berichte ausländischer Beobachter über die Situation der Kirchen in Baden bei Kriegsende 1945 Von Ulrich Bayer</p>	.225–242
<p>Necrologium Friburgense 2011–2015 Verzeichnis der in den Jahren 2011 bis 2015 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg Namensregister</p>	.243–408 .409–410
<p>Wolfgang Hug – um den Kirchengeschichtlichen Verein verdient Ansprache bei der Mitgliederversammlung am 23. Mai 2017 Von Erzbischof em. Robert Zollitsch</p>	.411–416
Jahresbericht 2016417–418
Kassenbericht 2016419–420

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Bayer, Pfr. Dr. Ulrich
 Evangelische Markusgemeinde
 Am Hägle 15
 79110 Freiburg

Brüstle, Dr. Jürgen
 Kolleg St. Sebastian
 Hauptstraße 4
 79252 Stegen

Busch, Prof. Dr. Jörg W.
 Heinrich-Heine-Straße 23
 65201 Wiesbaden

Casper, Prof. Dr. Bernhard
 Birkwäldle 16
 79299 Wittnau

Dellitsch, Peter
 Wartenbergstrasse 39
 CH-4052 Basel

Henze, Dr. Barbara
 Albert-Ludwigs-Universität
 Freiburg
 Theologische Fakultät
 AB Mittlere und Neuere
 Kirchengeschichte /
 Frömmigkeits- und Kirchliche
 Landesgeschichte
 Platz der Universität 3
 79085 Freiburg

Hug, Prof. Dr. Wolfgang
 Hagenmattenstraße 20
 79117 Freiburg

Kiefer, Gerhard
 Rathausweg 1b
 79312 Emmendingen

Mühleisen, Prof. Dr. Hans-Otto
 Im Lehrerfeld 10
 79271 St. Peter

Müller, Konrad
 Marchstraße 5
 79106 Freiburg

Ruh, Dr. Ulrich
 Nikolausstraße 11
 79215 Elzach

Scherle, Dorothea
 Eisenbahnstraße 33c
 79183 Waldkirch

Schmider, Dr. Christoph
 Erzb. Archiv Freiburg
 Schoferstraße 3
 79098 Freiburg

Volk, Karl
 Untertal 19
 78098 Triberg-Gremmelsbach

6

Werner, Dr. Johannes
Steinstraße 21
76477 Elchesheim

Zollitsch, Erzbischof em. Dr. Robert
Herrenstraße 9
79098 Freiburg

Die Werke der Barmherzigkeit Erwägungen zu der spätromanischen Rose des Freiburger Münsters

Von Bernhard Casper

Die Rose der Barmherzigkeit gehört zu den ältesten und auch kostbarsten Werken des Freiburger Münsters. Seit der Enzyklika „Dives in misericordia“ Papst Johannes Pauls II. (1980) und dem „Jahr der Barmherzigkeit“, das Papst Franziskus 2016 ausrief und auf dessen Thema er als das einer entscheidenden Orientierung christlichen Selbstverständnisses denn auch immer wieder zurückkommt, muss sie darüber hinaus gerade für uns heute aber auch noch einmal ganz neu unser Interesse gewinnen.

Die folgenden Überlegungen wollen deshalb in sie einführen und dabei einerseits die reichen Ergebnisse der kunstgeschichtlichen Forschung beachten, die Rüdiger Becksmann im Band II der deutschen Reihe des internationalen „Corpus Vitrearum Medii Aevi“ in vorbildlicher Vollständigkeit vorgelegt hat.¹ Sie wollen andererseits aber zugleich versuchen, im Kontext christlichen Glaubensverständnisses, und hier insbesondere dem der mittelalterlichen Philosophie und Theologie, auf das einzugehen, was uns hier vor Augen tritt.

Bereits die kunstgeschichtliche Forschung weist mit Recht darauf hin, dass dieser spätromanischen Rose, die von einer „ersten, in Freiburg sesshaft gewordenen“, jedoch auf Straßburger Ursprünge zurückgehenden Werkstatt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts für das Münster geschaffen wurde², in mehrfacher Hinsicht eine „Einzigartigkeit“ zu-

¹ Rüdiger Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien in Freiburg im Breisgau. Berlin 2010 (= Corpus Vitrearum Medii Aevi, Deutschland, Band II).

² Becksmann (wie Anm. 1), S. 138, geht davon aus, dass die Rose „mindestens dreißig, vermutlich sogar vierzig Jahre vor ihrer Verglasung entworfen und ausgeführt wurde“, d.h. also zwischen 1220 und 1230.

kommt. „*Dass szenische Darstellungen der Werke der Barmherzigkeit in die sechs herzförmigen Radialfelder einer spätromanischen Fensterrose eingesetzt werden, ist ohne Voraussetzungen und Parallelen*“, so Becksmann.³ Und überdies handelt es sich bei der Freiburger Rose in der Glasmalerei um die einzige, die im exakten Anschluss an die Gerichtsrede Jesu Mt 25, 31–46 in solch geschlossener Konzentration **alle sechs Werke** vor Augen stellt, welche der „Menschensohn“ dort als die Kriterien für das Eingehen eines Menschen in das „Ewige Leben“ nennt.⁴ Die Darstellung in der Gestalt eines Rades, das einen Mittelpunkt hat, um welchen es sich dreht und als dessen Ausstrahlungen die einzelnen Werke erscheinen, kommt dabei der Wahrnehmung der sechs Werke in ihrer **Zusammengehörigkeit** entgegen. Die Komposition lädt den Betrachter als solche bereits dazu ein, sich mit ihren einzelnen Bildern nicht nur aufmerksam wie auf eine **Erzählung** einzulassen, sondern zugleich in der Weise des Sich-Versenkens, der **Meditation**. Ralf van Bühren macht auf die kompositorische Verwandtschaft der Freiburger Rose mit der sogenannten Meditationstafel des hl. Nikolaus von der Flüe aufmerksam. Diese weist in ihren sechs Bildern ja jeweils auch auf ein bestimmtes Werk der Barmherzigkeit hin.⁵

Beginnen wir unsere Betrachtung der Rose mit dem Medaillon links oben und lesen dann im Uhrzeigersinn, so finden wir die Werke der Barmherzigkeit wie im Matthäusevangelium in der Abfolge: **Hungrige speisen – Durstige tränken – Fremde beherbergen – Nackte bekleiden – Kranke pflegen – Gefangene besuchen**.⁶

Nicht nur wegen der Kreisform der Rose, sondern auch infolge der Art und Weise des je „zweifigurigen Geschehens“, durch das alle sechs

³ Becksmann (wie Anm. 1), S. 138. Hervorhebung B. Casper.

⁴ Zu einzelnen Darstellungen der sechs Werke der Barmherzigkeit im 12. und frühen 13. Jh. durch parataktische Komposition und nicht in der eines Kreises vgl. Ralf van Bühren, Die Werke der Barmherzigkeit in der Kunst des 12.–18. Jahrhunderts. Zum Wandel eines Bildmotivs vor dem Hintergrund neuzeitlicher Rhetorikrezeption. Hildesheim 1998, S. 33–35. Den sechs Werken der Barmherzigkeit des Matthäusevangeliums wurde in der christlichen Geschichte durch Laktanz (250–320) im Rückgriff auf das AT als siebtes noch das „Tote begraben“ hinzugefügt.

⁵ van Bühren (wie Anm. 4), S. 50 u. ö.

⁶ Bei der Restaurierung der Rose 1973/74 „*wurden bedauerlicherweise*“, so stellt Becksmann (wie Anm. 1) fest, die Medaillons **Gefangene besuchen** und **Hungrige speisen** miteinander vertauscht (S. 144, Anm. 154). Die richtige Anordnung stellt Becksmann (S. 137, Fig. 98) vor. Diese geben wir hier auch wieder (vgl. Abb. 1). Man darf sich fragen, ob bei dem ja diaphanen Medaillon **Hungrige speisen** nicht außerdem Außen- und Innenseite vertauscht wurden. Setzt man nämlich dessen jetzige Außenseite an die Stelle der Innenseite des heutigen Zustands,

Werke der Barmherzigkeit je wieder in einem herzförmigen Radialfeld zur Sprache gebracht werden, tritt dabei die innere Verwandtschaft aller dieser einzelnen Werke miteinander zu Tage. Während die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts geschaffenen Darstellungen der Werke der Barmherzigkeit durch Skulpturen an der Galluspforte des Basler Münsters und auch die, welche sich in der etwa gleichzeitigen der „Weltgerichtstafel“ der Vatikanischen Pinakothek finden, eher den Sprachgestus einer Aufzählung haben⁷, spricht die Freiburger Rose deutlicher von dem **Einen** und **Selben**, das dennoch je wieder neu und anders geschieht und in das es **einzukehren** gilt. Nicht zuletzt dieser inneren Einheit wegen wird man Becksmann Recht geben, wenn er feststellt, dass die junge Freiburger Werkstatt einen „*hervorragenden Entwerfer*“ gehabt haben muss.⁸

Was sich hier in sechsfacher je neuer und ursprünglicher Weise zu trägt, ist das Geschehen eines je wieder neuen heilenden und befreienden Ereignisses, das uns als die Betrachter angeht und uns so in sein Geschehen hineinzieht. In der frühromanischen Malerei stehen die Gestalten, die eine innere Würde ausstrahlen und füreinander und den Betrachter wichtig sind, zumeist in einer einzigen Fläche nebeneinander. In den „zweifigurigen“ Szenen der sechs Medaillons der Freiburger Rose aber verwandelt sich diese hieratische Bedeutsamkeit jeweils wieder in ein **lebendig sich ereignendes Geschehen**. Dieses trägt sich immer wieder vor einem purpurrot leuchtenden Hintergrund zu, der hier eine ähnliche Funktion hat wie das Gold, in dem das steht, was die Ikonen zur Sprache bringen.⁹ Dieses aber trägt sich grundsätzlich immer **zwischen Zweien** zu, die jeweils **füreinander Andere** sind.

so tritt die Misericordia, wie bei allen anderen Medaillons auch, von außen nach innen in die Gesamtkomposition ein. Zudem entsteht dann durch die sechsmal wiederholte demütig gebeugte Haltung der Misericordia ein vollendeter Kreis, der die äußere Kreisform der Rose in ihrem Inneren wiederholt. Dank der Farbe des Oberkleides der Misericordia erscheint dieser Kreis in blauer Farbe. Zu deren Symbolik vgl. unten Anm. 35. In der heute leeren Mitte stünde Christus. Von ihm her begegneten in Wirklichkeit alle Bedürftigen der Misericordia. Von dieser und von uns her gelesen kommen sie aber jeweils „von draußen“. Insgesamt so gelesen würde die Rose ohne Zweifel eine noch größere innere Logik und zugleich meditative Stringenz gewinnen. Ich danke Ralph Rebholz, Studienleiter am „Institut für Pastorale Bildung“, dass er mich auf das hier Dargelegte aufmerksam machte.

⁷ Vgl. dazu Becksmann (wie Anm. 1), S. 138, van Bühren (wie Anm. 4) S. 229 und 239, sowie Engelbert Kirschbaum im LCI I, S. 245–251.

⁸ Becksmann (wie Anm. 1), S. 143.

⁹ Zu der Bedeutung des Purpurs vgl. unten Anm. 35.

Dabei wird die Fläche in eine **räumliche Tiefe** hinein geöffnet, die ein **Drinnen** und **Draußen** kennt. In jedem der sechs Medaillons tritt die eine Figur **von draußen** in den inneren, durch eine aufwendige Rahmung abgegrenzten, Innenraum des purpurnen Hintergrundes ein und auf die andere Figur zu. Dadurch wird nun aber nicht nur anfänglich eine Dreidimensionalität in die Darstellung eingebracht, sondern zugleich auch angezeigt, dass sich in dem zur Anschauung Gebrachten jeweils auf neue Weise eine **freie zeitliche Geschichte** zuträgt.

In dieser aber **ereignet sich Heil**. Dem Hungrigen wird Speise gebracht. Dem Durstigen wird der große und die Bildmitte beherrschende Kelch gereicht. Dem Fremden, der durch sein Hereinschreiten ganz deutlich zeigt, dass er von draußen kommt und unbehaust ist, wird die Tür des Hauses geöffnet und er wird in das bergende Drinnen hineingeführt. Dem Nackten, bloß mit einem Hemdchen bekleideten Schutzlosen, wirft die Barmherzigkeit, sich ihm zuneigend, ihr eigenes goldgelb leuchtendes Gewand zu. Und verwirklicht so das göttliche Gebot, das sich in der Schrift schon im Buch Exodus findet: „*Nimmst du von einem Mitbürger den Mantel zum Pfand, so sollst du ihn bis Sonnenuntergang zurückgeben; denn es ist seine einzige Decke, der Mantel, mit dem er seinen bloßen Leib bedeckt. Worin soll er sonst schlafen?*“ (Ex 22, 25–26). Dem auf seinem Bett, bedeckt mit einer violetten Decke, sich aufrichtenden Kranken, bringt die helfende Barmherzigkeit von draußen Speise und pflegt ihn. Und dem im Turm festgesetzten Gefangenen bringt sie von draußen, sich ihm selbst zuwendend, ein Stück Brot. Immer wieder geschieht hier ein auf je ganz verschiedene Weise sich zutragendes **Drama**, dessen Sinn darin liegt, dass es zum Guten führt.

Die Gestalt der dem Bedürftigen **Begegnenden** wird dabei in allen sechs Szenen durch die Gestalt einer selben aber **je neu** und **anders** gekleideten¹⁰ jungen Frau dargestellt. Diese erzählende Veranschaulichung nicht durch einen Mann als Handelnden wie z. B. bei einzelnen Darstellungen der Basler Galluspforte¹¹, sondern durch eine **Frau**, könnte man zunächst einmal damit zu erklären suchen, dass sowohl „*misericordia*“ wie „*Barmherzigkeit*“ grammatisch ja Feminina sind. Vielleicht kann uns das grammatische Geschlecht der „*misericordia*“ dabei aber zugleich

¹⁰ Zu den **sozialgeschichtlichen** Hintergründen der Darstellung im 12. und 13. Jahrhundert nicht durch eine Ordensfrau, sondern eine Bürgerliche vgl. van Bühren (wie Anm. 4), S. 31ff. und Becksmann (wie Anm. 1), S. 139.

¹¹ Zu dieser vgl. van Bühren (wie Anm. 4), S. 229.

auch nach dem möglichen Grund für die Sprache in ihrem tatsächlichen Gesprochenwerden in dieser Sache fragen lassen. Schon das hebräische Wort für Barmherzigkeit leitet sich ja von dem Verb **rhm** her. Und dieses bedeutet **mütterlich sein**. Barmherzigkeit meint, wie im Übrigen sprachgeschichtlich ja auch im Deutschen, in seiner Ursprünglichkeit das **Erbarmen des Schoßes**.¹² Niemand von uns wäre geboren worden, hätte nicht seine leibliche Mutter mit ihm Erbarmen gehabt und ihm durch ihren Leib das Leben geschenkt. Dieses Geschehen wiederholt sich aber gleichsam überall dort, wo **zwischen** Menschen Barmherzigkeit geschieht. Durch dieses Geschehen wird jeweils durch **einen** Menschen einem **anderen** Leben und Zukunft geschenkt.

Die zweifigurigen Freiburger Medaillons machen in besonders ausdrücklicher Weise darauf aufmerksam, dass diejenigen, zwischen denen Barmherzigkeit geschieht, sich dabei als die je **füreinander Anderen** begegnen. Becksmann weist dafür z. B. auf die in jedem Medaillon neu ins Bild gesetzte Differenz eines „Gegenfarbklanges“ in der **Kleidung** des Bedürftigen und der Barmherzigkeit hin und auf die Differenz jeweils in deren **Inkarnat**.¹³ Und vor allem: Was sich zwischen beiden zuträgt, trägt sich nicht in der überschauten Zeit eines notwendigen und also zählbaren **Ablaufs** zu.¹⁴ Vielmehr **ereignet** es sich als ein **freies geschichtliches Geschehen**. Das für menschliches Leben **als** menschliches tödliche Argument „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ wird durch die Geschehnisse der Barmherzigkeit widerlegt.

Für die Gemeinde, die sich in dem romanischen Münster der jungen Stadt versammelte, widersprach die Rose einem Fatalismus des bloßen Sich-Abfindens mit einer „im Argen liegenden Welt“. Und ließ sie als die zur Mitwirkung an dem in Christus verheißenen Heil in die Alltäglichkeit ihres sterblichen Daseins hinaustreten. Dass die Pforte, durch die sie dabei gingen, auch jene war, durch welche die Verstorbenen auf den damals auf der Nordseite des Münsters gelegenen Friedhof getragen wurden, konnte diesen Anspruch des Evangeliums über die Werke der

¹² Darauf hat der unvergessene Freiburger Alttestamentler Alfons Deissler (1914–2005) seine Hörer immer wieder hingewiesen. Vgl. dazu Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 1134: „*Barm, m. sinus, gremium [...] ags. bearm.*“ Ebenso Sp. 1135: „*barmôn in gremium suscipere*“. Im Neuhochdeutschen hängt mit dieser Wurzel und dem engl. „to bear“ das Verbum **gebären** zusammen.

¹³ Vgl. Becksmann (wie Anm. 1), S. 144–146.

¹⁴ Zu einem solchen Verständnis von Zeit vgl. Aristoteles, Physik 219 b1.

Barmherzigkeit in seinem ganzen konkreten Lebenssinn besonders erfahren lassen. Dabei wurde dieser Anspruch dadurch unterstützt, dass ja bis 1770 die ganze Nordwand des romanischen Münsters durch Fresken des Jüngsten Gerichtes bedeckt war.¹⁵

Die Frage, ob die heute jedenfalls leere Mitte der Rose den Menschensohn als den Richter der Lebenden und der Toten zeigte, so wie sich dies von Mt 25, 31–46 her nahelegt, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Den geistlichen Gehaltssinn dieser Mitte hatten die Gläubigen des 13. Jahrhunderts aber sehr klar in dem **Christus creator et salvator – Alpha et Omega** des großen Genesisfensters vor Augen, das sich der Rose der Barmherzigkeit gegenüber entweder in der Apsis oder der Südwand des Münsters befand und – einer der schmerzlichsten Verluste des Münsters in seiner Geschichte – 1744 durch die Beschießung Freiburgs durch Ludwig XV. zerstört wurde. Lediglich ein Fragment, vermutlich das seiner Mitte, hat sich erhalten.¹⁶ Wir können es für uns heute mit heranziehen, um uns in den geistlichen Sinn der Mitte der Rose der Barmherzigkeit zu versenken. Der, welcher das Alpha und das Omega, der Ursprung und das innere Ziel aller Wirklichkeit ist, ihr Schöpfer und Erlöser: ER ist der, auf den wir mit all unserem Dasein zugehen und dem wir denn auch in den Werken der Barmherzigkeit begegnen.

Fragt man, wer denn wohl der „*hervorragende Entwerfer*“¹⁷ unserer Rose war, so wird uns die historische Forschung darauf nicht mit einem Namen antworten können. Aber wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, dass dieser möglicherweise unter den Dominikanern zu finden ist, die sich als erste größere Ordensgemeinschaft in der ja erst 1120 gegründeten Stadt angesiedelt hatten und in deren Konvent immerhin Albert der Große 1236–1238 das Amt des „Lesemeisters“ innehatte. Oder es könnte sein, dass dieser „*hervorragende Entwerfer*“ von diesem Dominikanerkonvent zumindest inspiriert wurde. Und dann legt es sich nahe für das Verständnis der Grundlagen des Programms der Rose das Denken des berühmtesten Schülers Alberts, nämlich das Thomas von

¹⁵ Becksmann (wie Anm. 1), S. 48. Becksmann vermutet sogar, dass die Fresken dieses Jüngsten Gerichtes im 15. Jahrhundert zum Vorbild für Martin Schongauers „*monumentale Ausmalung des Westbaus des Breisacher Münsters*“ wurden (S. 92). Von dem gelebten Leben der Gemeinde her hatte dieser eine ähnliche Funktion wie die Nordwand des romanischen Baues des Freiburger Münsters.

¹⁶ Zu diesem, das sich heute im Augustinermuseum befindet vgl. Becksmann (wie Anm. 1), S. 169–171.

¹⁷ Becksmann (wie Anm. 1), S. 143.

Aquins, mit heranzuziehen. Die Lebensdaten Thomas von Aquins (1225–1274) decken sich ziemlich genau mit der Epoche, in der die Rose entstand.

In seiner *Summa theologica* hat Thomas an mehreren Stellen über die Barmherzigkeit gehandelt und ihr in der *Secunda Secundae* sogar eine ganze eigene *Quaestio* in 4 Artikeln gewidmet, die begründet, warum die Barmherzigkeit für christliches Dasein so wichtig ist. Bereits in der *Pars Prima* des gewaltigen Werkes der *Summa theologica*, die dieses insgesamt fundiert, handelt Thomas von der *Misericordia*.¹⁸ Differenziert und mit einer sehr grundlegenden These greift er die Frage dann aber in der *Secunda Secundae* auf.¹⁹ Und man kann in gewisser Weise gemäß ihrer Thematisierung dort in ihr die Königsfrage all der Fragen sehen, die den Menschen im Hinblick auf sich selbst und den Sinn seines sterblichen Daseins nach Thomas beschäftigen. Denn die These, die Thomas dort aufstellt, heißt: **Die Barmherzigkeit ist die größte aller menschlichen Tugenden.**²⁰

Thomas geht davon aus, dass die Wirklichkeit insgesamt, in der wir und dank der wir überhaupt das sind, – die **Schöpfung** – in ihrem Ursprung letztlich überhaupt nur als das Werk der **Barmherzigkeit Gottes** verstanden werden kann. Denn Er, der **Eine** und **Unendliche**, musste ja nicht schaffen. Aber aus Liebe wollte er **Anderem** „neben sich“ Dasein und Leben schenken.

Insbesondere aber bejahte Er so **uns** als die **in Freiheit sich selbst** gönnten und derart in einer **Geschichte** sich selbst aufgegebenen Menschen. In dieser aber finden wir uns gegenüber den **Dingen der Welt** vor und insbesondere gegenüber dem **anderen Menschen**, der „*ist wie du*“ (Lev 19, 18). **Zwischen** ihm und jedem von uns ereignet sich deshalb, was in Wirklichkeit **ist**.

In der Tatsächlichkeit solcher Wirklichkeit findet sich jedoch auch das dieses unser Leben mindernde und infrage stellende Widrige, Nichtige und auch **Böse**, das, was uns in vielfacher Weise **nicht heil** sein lässt. Es findet sich das, was Thomas in seiner *Summa* mit dem Begriff des **Daseinsdefektes** belegt. Es gibt keinen Menschen, der davon, in welcher Weise auch immer, in seinem Leben nicht betroffen ist.

¹⁸ Thomas von Aquin, S. th. I q 21 a 3 und 4.

¹⁹ Thomas von Aquin, S. th. II II q 30 a 1–4.

²⁰ Ebd., a 4.

Angesichts dieser Grundsituation unserer „condition humaine“ entfaltet Thomas seine Quaestio über die Barmherzigkeit. Es ist die Negativität des Fehlens, die sich in dieser *conditio humana* zeigt, die mich nicht gleichgültig lässt, sondern mich vielmehr in meiner Freiheit anspricht und mich einlädt, mich aus der Mitte meiner selbst heraus, d. h. „von Herzen“ dem **Anderen** in seiner Not zuzuwenden.

Die **Lebendigkeit** dessen, was sich hier **zwischen** den „zwei Figuren“ dieser „zweifigurigen Szenen“ zuträgt, ist dabei das, was die Freiburger Rose ganz besonders auszeichnet. Mit Recht stellt etwa Becksmann in einem Vergleich mit einer etwa 60 Jahre älteren Darstellung am Basler Münster fest: „*Obwohl die entsprechende Szene der Basler Galluspforte nahezu die gleichen Bildelemente aufweist, fehlt ihr die in Freiburg erreichte gestische Überzeugungskraft.*“²¹ Durch diese gewinnt die Freiburger Rose in besonderer Weise denn auch die Fähigkeit, ihren Betrachter in das, was sich in ihr zeigt, **als ihn selbst** hineinzuziehen.²²

Dass Thomas von Aquin keineswegs einfach nur in der Weise eines zeitlosen „metaphysischen“ Feststellens dachte, sondern durchaus bereits „geschichtlich“, d. h. so, dass er ausdrücklich unsere Freiheit in Rechnung stellte, mag wiederum aus einer seiner Bemerkungen über die Barmherzigkeit in der Summa hervorgehen: „*Die größere Barmherzigkeit Gottes*“ müssen wir darin sehen, „*dass er Sünder rechtfertigt, als darin, dass er Gerechte erschafft*“, so heißt es dort.²³

Wie **umfassend**, d. h. in ihrer Weise im Sinn einer „Summa“ – und derart denn auch grundsätzlich – die Freiburger Medaillons das sagen wollen, was sie in der Vergegenwärtigung der Gerichtsrede Jesu zur Sprache bringen, geht zum einen daraus hervor, dass sie es ausdrücklich in die Situation **aller Lebensalter** einbringen. Becksmann macht darauf aufmerksam, dass in den obersten beiden Medaillons der Rose der Hun-

²¹ Becksmann (wie Anm. 1), S. 141. Näherhin geht es um einen Vergleich der Barmherzigkeit „Fremde beherbergen“ mit deren Freiburger Darstellung.

²² Was zu Beginn der Renaissance Leon Battista Alberti in „*Della pittura*“ (1435) darlegt, dass nämlich das Wichtigste, was ein Bild zeige, in der dort sich zutragenden „istoria“ liege, und dass der Betrachter in diese geradezu hineingewunken werden könne, könnte man als durch die Freiburger Rose vorweggenommen ansehen. Zu Leon Battista Alberti vgl. dessen „*Della pittura*“, hg. von Oskar Bätschmann und Sandra Gianfreda. Darmstadt, 4. Aufl. 2014, Nr. 33 (S. 116) und Nr. 42 (S. 132). Eben durch diese seine Verwurzelung in der „istoria“ **gibt** das Bild dann aber „*dem Betrachter noch weit mehr als er sehen kann*“ (ebd., S. 133; Hervorhebung B. Casper).

²³ Thomas von Aquin, S. th. III q 43 a 4 ad 2.

gernde und der Dürstende jeweils als ein **junger Mann** dargestellt werden. In den beiden mittleren Medaillons sehen wir den Gefangenen im Turm und den Fremden, der eine Bleibe sucht, als einen **Mann in der Vollkraft** seiner Jahre. Und der Kranke und der Frierende werden als **alte Menschen** dargestellt.²⁴ In allen Lebensaltern finden wir uns in der Situation, der Barmherzigkeit des Anderen zu bedürfen.

Dabei kann man in der **Abfolge** der Werke der Barmherzigkeit, so wie diese sich im Matthäusevangelium und in der Freiburger Rose zeigen, gleichsam eine **Steigerung** des inneren Gewichtes jenes Mangels (**defectus**) an heilem menschlichen Dasein wahrnehmen, den die Barmherzigkeit zu überwinden trachtet. Speise und Trank, die dem Hungrigen und Durstigen mangeln, sind für sein Leben notwendig. Aber für gewöhnlich lassen sie sich eher und leichter beschaffen und geben als bereits das Haus, in das man als das eigene den Obdachlosen aufnehmen und gemeinsam mit ihm dann wohnen will. Und der Nackte, so könnte man sagen, findet sich in einer Not, die buchstäblich und ganz unmittelbar „unter die Haut geht“. In dem Schwung, mit dem die Barmherzigkeit in der Freiburger Rose dem Frierenden ihr eigenes Kleid schenkt, wiederholt sie szenisch die Spontaneität, mit welcher einst der römische Offizier Martin seinen eigenen Mantel am Stadttor von Amiens mit dem Bettler teilte. Die Not des Kranken schließlich wird durch die *Misericordia*, die ihn besucht und pflegt, gemildert. Aber kann sie **nur** durch **ihr** Tun aufgehoben werden? Vielleicht richtet sie deshalb ihren Blick nach **oben**. Angesichts der Not unserer Endlichkeit, die sich als solche in unserer Hinfälligkeit zeigt, erleht sie mit ihrem Tun zugleich die Hilfe, die über nur menschliches Können hinausgeht. Und gerade auf **diese** werden wir denn ja auch in der Barmherzigkeit des „die Gefangenen besuchen“ aufmerksam. Denn der Daseinsmangel, dessentwegen hier einer sich gefesselt im Turm findet, ist, in welcher Weise auch immer, in der unaufhebbaren Faktizität menschlichen **Schuldig**gewordenseins zu suchen. Und wie kann diese aufgehoben werden? Diese Frage scheinen die sich kreuzenden Blicke der Barmherzigkeit und des Gefesselten zu stellen. Das Leiden unter dieser Frage und die Bereitschaft, sich **ihr zusammen mit** dem Gefangenen zu stellen, machen das aus, was über die Geste hinaus, mit der die Barmherzigkeit dem Gefangenen ein Brot bringt, uns hier anspricht.

²⁴ Vgl. dazu insgesamt Becksmann (wie Anm. 1), S. 139.

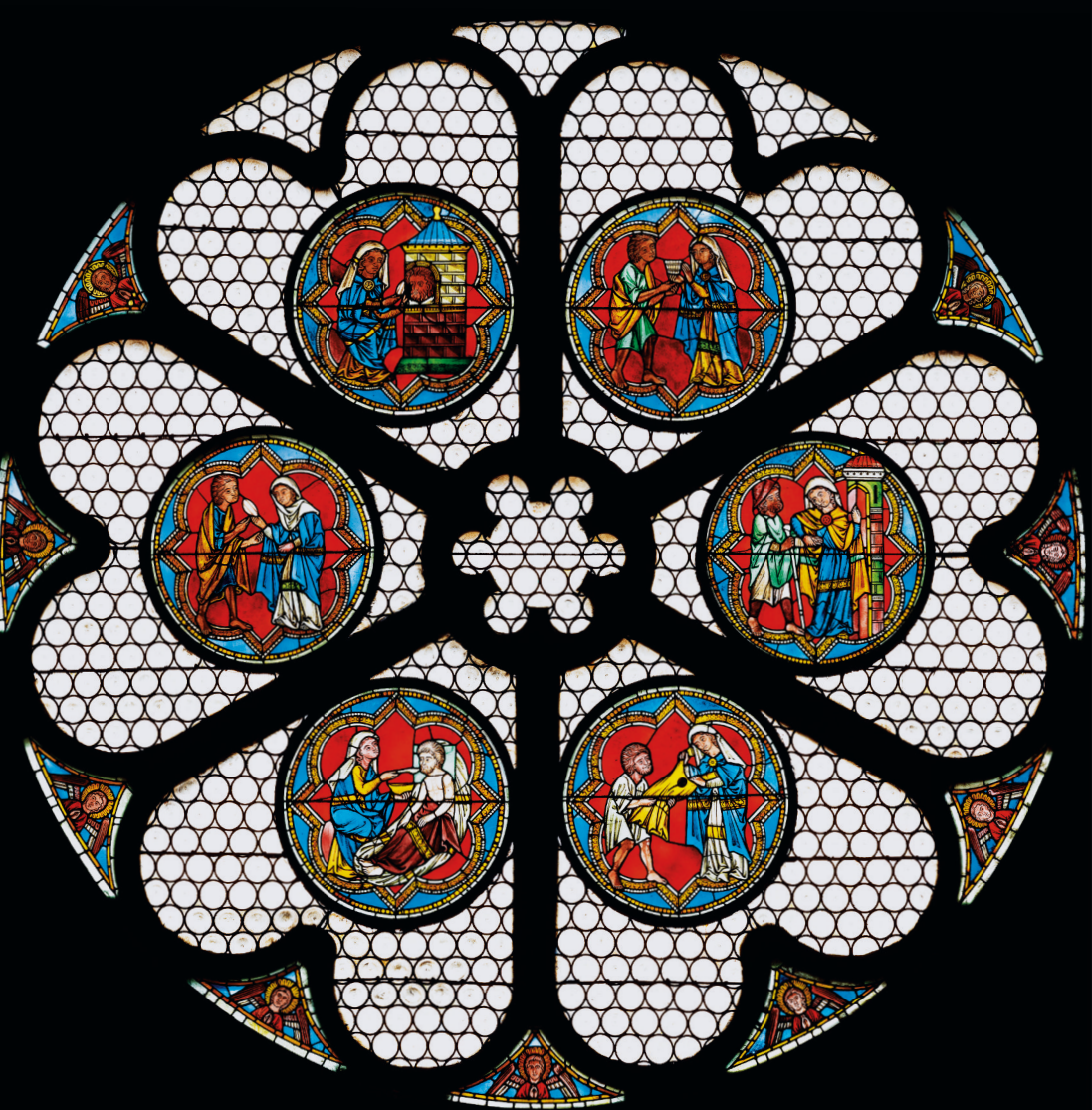


Abb. 1: Die „Rose der Barmherzigkeit“ im heutigen Zustand.



Abb. 2: Die „Rose der Barmherzigkeit“ in korrekter Anordnung.



Abb. 3: Hungrige speisen.



Abb. 4: Durstige tränken.



Abb. 5: Fremde beherbergen.



Abb. 6: Nackte bekleiden.



Abb. 7: Kranke pflegen.

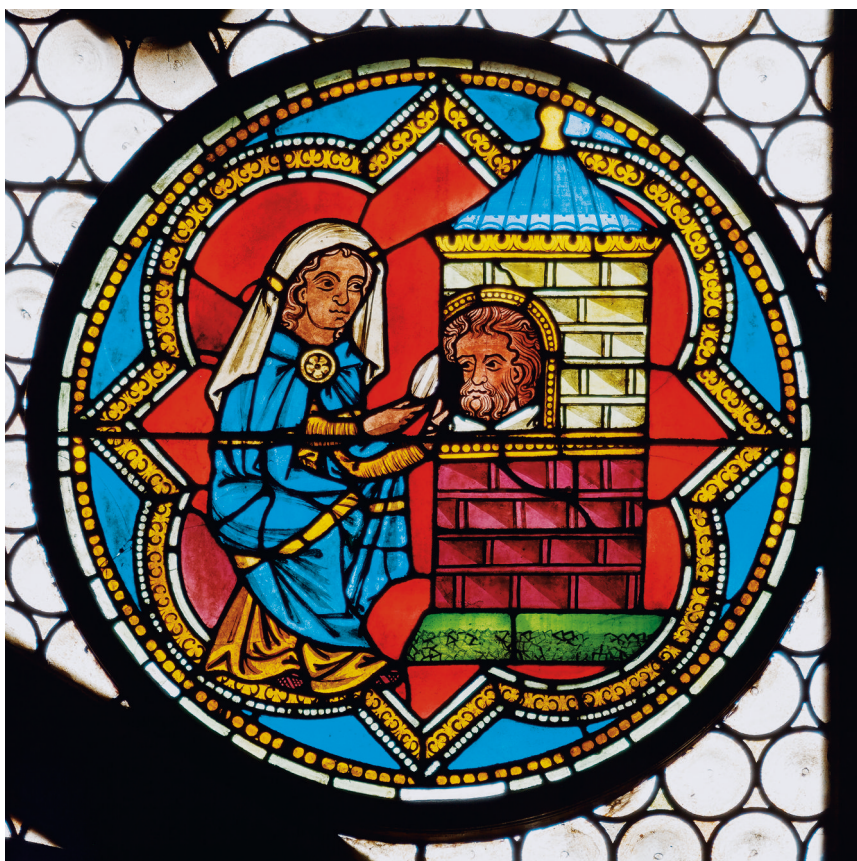


Abb. 8: Gefangene besuchen.



Abb. 9: Der „Salvator mundi“ aus dem ehemaligen Genesisfenster.



Abb. 10: Die „Misericordia“ aus Martin Schongauers „Mystischer Jagd“.

In dem szenischen Geschehen aller sechs Werke geht es derart so um eine zentrale und aus dem Innersten menschlichen Dasein selbst aufsteigende Lebensbewegung; und zwar im Geschehen des Daseins **eines Menschen** in der Begegnung mit einem **anderen**. In einem solchen sind Menschen **sich selbst vorweg** in eine **offene Zukunft** hinein.

Für den Christen ist diese aber die Zukunft des „Menschensohnes“, dem wir verborgen in jedem Werk der Barmherzigkeit in dieser unserer konkreten Menschengeschichte schon begegnen. Deshalb nennt Thomas sie die **größte aller menschlichen Tugenden**. Sie ist jene **virtus** (Tugend), die uns am meisten zu einem ganz heilen menschlichen Dasein **tauglich** macht. Sie lässt uns in der intensivsten Weise **uns selbst vorweg sein** – auf die vollendete Zukunft des ganzen Heiles hin, auf das wir hoffen und das wir erharren.

Mit dieser Einsicht könnte es zusammenhängen, dass in der im 15. Jahrhundert weit verbreiteten Darstellung der **Mystischen Jagd auf das Einhorn**²⁵, das einer sich in Bildern aussprechenden Frömmigkeit als Chiffre für den „Menschensohn“ galt, die als **Jagdhund** dargestellte **Misericordia** oft den anderen drei Jagdhunden **Veritas, Pax** und **Justitia** gegenüber als ganz besonders ausgezeichnet dargestellt wurde. Eine solche deutliche Heraushebung finden wir etwa auf der Altartafel, die Schongauer und seine Werkstatt für die Dominikanerkirche in Colmar schufen.²⁶ Die Trias „Wahrheit – Friede – Gerechtigkeit“ wird dort durch Schweißhunde dargestellt. Solche finden die Spur, die ein Wild durch seinen Schweiß auf der Erde hinterlässt. Die Barmherzigkeit hingegen wird durch einen Vorstehhund dargestellt. Dieser ist weit wertvoller als die drei anderen. Denn er hat die Fähigkeit, das Wild auch ohne eine von diesem auf der Erde hinterlassene Spur zu wittern. Geschieht dies, so hebt er den Kopf, um dies dem Jäger anzuzeigen.²⁷

²⁵ Durch das Konzil von Trient wurden diese Darstellungen der „Mystischen Jagd“ später verboten.

²⁶ Sie befindet sich heute im Unterlindenmuseum in Colmar.

²⁷ Eine andere solche Darstellung findet sich in der Kirche Maria Gail in Villach. Zu dieser vgl. Leopold Kretzenbacher, *Mystische Einhornjagd*. Deutsche und slawische Bild- und Wortzeugnisse zu einem geistlichen Sinnbild-Gefüge. In: *Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, Jahrgang 1978, Heft 6, S. 16. Die Trias „*veritas – justitia – pax*“ stürmt dort direkt gegen die Mauer des *hortus conclusus* an, während die „*misericordia*“, die dazu besonders in das Blickfeld des Betrachters gerückt wird, in der Nähe der Tore, die in den *hortus conclusus* führen, nach dem Einhorn sucht.

Warum für Thomas die Barmherzigkeit die größte aller Tugenden ist, wird in der Summa auch durch die Differenz deutlich, mit der Thomas sie von der **Freigebigkeit** (*liberalitas*) unterscheidet. Er erläutert diese Differenz ausführlich in den sechs Artikeln der Quaestio 117 der Secunda Secundae. Und damit nimmt er, wenn man so will, Sören Kierkegaard vorweg, dem es in seinen Reden gegen ein bestimmtes allzu verbürgerlichtes Christentum des 19. Jahrhunderts gerade auf diesen entscheidenden Unterschied ankam. Ein Reicher kann durchaus freigebig sein und damit vielleicht doch nur seinen **Reichtum zur Schau** stellen wollen.²⁸ Er legt nur etwas von seinem „Überfluss in den Opferkasten“.²⁹ Ohne Zweifel ist die Freigebigkeit eine Tugend. Aber auch angesichts ihrer stellt Thomas dieselbe Frage, die er vorher schon angesichts der Barmherzigkeit stellte, nämlich, ob sie die „größte der Tugenden sei“.³⁰ Und dies verneint er. Denn der Freigebige gibt in der Tat immer nur **etwas**, aber nicht notwendig **sich selbst**.³¹

Die Szenen der Freiburger Rose lassen nun aber, so meine ich, gerade diese **Selbsthingabe** in den Werken der Barmherzigkeit deutlich erkennen. Die Weise, in der sich die Barmherzigkeit dem Hungrigen zuneigt, und der Blick und die Geste der eigenen Hände, mit der sie den großen Becher in die Hände des Durstigen gibt, lassen sehen, dass hier nicht nur einfach „gute Gaben verteilt“ werden. Und überaus intensiv kommt dieses Engagement der Gestalt der Barmherzigkeit selbst in der Szene zum Ausdruck, in der diese den Obdachlosen nicht nur bei der Hand nimmt, sondern bei seinem Arm und ihn so in ihr eigenes Haus hineinführt.

Und in dem nächsten Medaillon trifft sich der Blick der Misericordia als der Ausdruck ihrer selbst mit dem Blick des nur mit einem kurzen Hemdchen Bekleideten in dem Geschehen des Schenkens so direkt, dass sich darin ein sehr persönliches Verhältnis zeigt. In dem Besuchen und Pflegen des Kranken wird man dieses auch darin erkennen dürfen, dass die Gestalt der Misericordia ihr Pflegen mit einem Beten verbindet. Sie

²⁸ Sören Kierkegaard, Barmherzigkeit, ein Tun der Liebe, selbst wenn sie nichts geben kann und nichts zu tun vermag. In: Ders., Der Liebe Tun. Etliche christliche Erwägungen in Form von Reden. Gesammelte Werke, 19. Abteilung. Düsseldorf, Köln 1966, S. 347–363.

²⁹ Vgl. Lk 21, 2 und Mk 12, 41.

³⁰ Thomas von Aquin, S. th. II II q 117 a 6.

³¹ In der II II q 117 bringt Thomas dieses „etwas“ auf den Generalbegriff der „pecunia“. In seiner etymologischen Herleitung von „pecus“ meint dieses Wort ursprünglich den Viehbesitz. Diesen aber muss man unterscheiden von dem **Selbstbesitz**.

blickt nach oben und weiß darin darum, dass angesichts des Kranken menschliche Hilfe vonnöten ist und dabei in einer letzten Hinsicht doch auch mehr als nur menschliche Hilfe. Und zeigt sich dieses Wissen darum und Bekennen dazu nicht auch in den nachdenklichen Blicken der „zweifigurigen Szene“ angesichts des Gefangenen im Turm?

In der *Summa theologica* macht Thomas von Aquin keinen Hehl daraus, dass er mit seinem Nachdenken und Sprechen von der Barmherzigkeit nicht nur auf philosophische Einsichten zurückgehen will, sondern vor allem auch auf die Theologie der Kirchenväter – und hier besonders die Augustins. Gleich zu Beginn des corpus des 1. Artikels der *Quaestio „De misericordia“* zitiert er diesen mit einem Text aus „*De civitate Dei*“. Mit Augustinus versteht er das, was uns in unserem Dasein und Denken angeht, nicht einfach nur als ein neutral und **zeitlos vorliegendes „Sein“**, sondern ausdrücklich als **Geschichte und Sozialität**.

In diesem Grundgeschehen aber, das allererst die ganze Menschlichkeit des Menschen ausmacht, findet er sich in die **Notwendigkeit** gestellt, als er selbst **etwas** mit sich selbst und den Dingen **zu beginnen**. Und in der Prekarität dieser seiner Freiheit trifft ihn das **Wort Gottes** in der Herausforderung „*Liebe deinen Nächsten. Er ist wie du*“ (Lev 19, 18). Diese Herausforderung und Einladung aber erreicht ihre höchste Intensität in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und dessen: „*Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan*“ (Mt 25, 40).

Für das philosophische Bewusstsein unserer Gegenwart, das sich durch das in dieser Weise überhaupt so zum ersten Mal in der Geschichte des Menschen stellende Problem einer radikalen und vorbehaltlosen Globalisierung und deren Möglichkeiten und zugleich finalen Gefahren herausgefordert findet, hat der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas aufgezeigt, dass und wie eine Zukunft für uns nur durch die „*substitution*“ möglich ist³², das heißt das **Eintreten** des **einen** Menschen mit seinem ganzen Dasein **für den Anderen**; – für **jeden** Anderen.

Aber sind wir damit nicht überfordert? Übersteigt das nicht unsere Möglichkeiten – auch schon angesichts nur eines einzelnen bestimmten

³² Emmanuel Levinas, *Jenseits des Seins oder anders als Sein* geschieht. Freiburg 1992, S. 219–288. Zu Levinas insgesamt vgl. Bernhard Casper, *Emmanuel Levinas – Dasein als Leibbürge für den Anderen*. In: Ders., *Das Dialogische Denken*. Dritte um einen Exkurs zu Emmanuel Levinas erweiterte Neuauflage. Freiburg 2017, S. 356–387.

Anderen? Und vor allem auch angesichts dessen, was wir in unserer tatsächlichen Geschichte eben schon vorfinden, der „Defekte“, d.h. des menschlichen Leben Mindernden und vor allem auch des durch menschliche Schuld gesetzten Bösen? Gefährden wir durch die „Leibbürgenschaft für den Anderen“ denn nicht uns selbst, als die, denen unser Sorgen natürlicherweise zunächst einmal selbst gelten muss? Laufen wir nicht in Gefahr, uns z.B. bei dem Anderen, den wir pflegen, selbst mit einer tödlichen Krankheit anzustecken? Und schließlich: kenne ich den Anderen denn überhaupt als ihn selbst? Weiß ich, ob er es in dem, was zwischen uns geschieht, ehrlich meint?

Bereits Augustinus hat in seinen Reflexionen über die Geschichte des Menschen und deren Herausforderung zur Barmherzigkeit dieses Grundproblem angesprochen. In einer Predigt über die Barmherzigkeit geht er darauf ausdrücklich ein: *„Vielleicht zweifelst und zögerst du wegen des Armen, den du in dein Haus eingelassen hast, ob es ein ehrlicher Mensch sei, oder vielleicht doch ein heuchlerischer, durchtriebener Schwindler; es zögert das Gemüt, das barmherzig sein will, da du ihm ja nicht ins Herz blicken kannst.“*³³

Aber, so wagt Augustinus dann zu sagen: Gerade diese Angst, die mit Recht in uns aufkommen kann, lässt die **wahre Barmherzigkeit** hinter sich. Denn in ihr weiß ein Christ, **wem** er da vertraut, wenn er sich als er selbst mit dem eigenen sterblichen Dasein für den Anderen und dessen Not hergibt. Er weiß, **wem** er hier **letztlich** begegnet, wenn er es wagt *„barmherzig zu sein, wie der Vater im Himmel barmherzig ist“* (Lk 6, 36). Er vertraut Dem, in dem Gott selbst uns *„so sehr geliebt hat“* (Joh 3, 16). Deshalb, so wagt Augustinus seiner Gemeinde dann in dieser Predigt zu sagen: *„Tu’s auch mit dem Bösen, damit du hindurchgelangst zum Guten.“*

In einer anderen Predigt Augustins über Mt 25, 31 ff. lesen wir: *„Beim jüngsten Gericht wird Er (der Menschensohn) ihnen nicht sagen: Kommt und empfangt das Reich, denn ihr habt ein keusches Leben geführt, ihr habt niemand betrogen, keinen Armen bedrückt, niemandes Grenzen eingerannt, niemand durch Meineid getäuscht; das alles sagt er nicht. Sondern: ‚Empfangt das Reich, denn ich hungerte und ihr gabt mir zu essen.‘ Wie sehr ragt dieses hervor, wenn der Herr alles andere ver-*

³³ Augustinus, Sermo 41 (PL 38, 247–252). Zitiert nach Hans Urs von Balthasar, Augustinus. Das Antlitz der Kirche. Einsiedeln, Köln 1942, S. 283.

*schweigt und einzig von diesem redet!*³⁴ Entgegen einem **Ausgang** von einer durch mich selbst vermochten Gerechtigkeit dringt Augustinus hier zu dem allein entscheidenden Ursprung vor: „*Hast du dich von der Not des Anderen **angehen** lassen?*“

Es sind die ganz alltäglichen und je neu wiederkehrenden **Begegnungen** mit dem anderen Menschen als ihm **selbst**. Mit allem, was sonst die Welt unserer alltäglichen Erfahrung ausmacht, sind wir vertraut. Aber der Hungerige, der Durstige, der Fremde und Nackte, der Kranke und der Gefangene fallen für uns immer wieder „aus dem Rahmen“. Sie treten **unerwartet** in das uns Gewohnte ein, in dem wir uns wohlfühlen, und stören es. Aber gerade **dadurch** spricht uns Gott an und fordert uns heraus –; und **erwählt** uns. Das **Angegangenwerden** durch den **Anderen** wird so zu dem Geschehen, das derart **über** die anderen Situationen unseres uns gewohnten Lebens hinausragt – d. h. sie **transzendiert**.

Allen Medaillons der Freiburger Rose ist in ganz einzigartiger Weise dieses **szenische Geschehen** gemeinsam, welches sich, ohne dass dies dreidimensional perspektivisch vermessen würde, in die unauslotbare Tiefe eines purpurnen Hintergrundes öffnet, in welchem es sich geborgen findet. In dem Fragment des Genesisfensters tritt aus diesem purpurnen Hintergrund Christus als das „Alpha und Omega“ auf den zu, der sich in dieses Bild versenkt.

Purpur galt in der Antike und im Mittelalter als einer „der teuersten Farbstoffe“. In Rom war sein Gebrauch in der Kleidung außer dem Kaiser nur den Senatoren gestattet. Und in der Bibel finden wir immer wieder besonders auszuzeichnende Menschen, von denen es heißt, dass sie „*mit Purpur bekleidet*“ wurden.³⁵

Versuchen wir diesen Gang in die Tiefe von seinem **Bewegungsgeschehen** her zu lesen, so können wir dabei sehr gut jeweils von dem **Hereintreten** des der Barmherzigkeit Bedürftigen in den purpurnen Bildgrund ausgehen. In den ersten vier Medaillons treten der Hungerige, der Durstige, der Obdachlose und der Nackte ganz ausdrücklich von

³⁴ Augustinus, Sermo 58 (PL 38, 407/408). Zitiert nach von Balthasar (wie Anm. 33), S. 287.

³⁵ Vgl. etwa Est 8, 15, 1. Makk 10, 62; 11, 58; 14, 43; Jer 4, 30; Ez 23, 6; Dan 5, 7 usw. Insgesamt vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Purpur>. Der purpurne Grund, mit dem unser Sehen sich in der Freiburger Rose einlässt, wird seinerseits von einem Unendlichkeit anzeigenden Blau hinterfangen. Die einzelnen Medaillons insgesamt und ihre purpurne Mitte werden jeweils von einem leuchtend gelben kostbaren Rahmen gefasst, der sie in das Licht der Aufmerksamkeit stellt. Ich danke dem Künstler und Restaurator Stefan Konrad dafür, dass er mich auf diese Farbensymbolik aufmerksam machte.

draußen und überdies **barfuß** in diesen Raum ein. Dieses Stereotyp nicht nur des **Kommens** von **draußen**, sondern vor allem der **nackten Füße**, die auch noch bei dem Kranken unter dessen Decke hervorschauen, kann in uns wachrufen, was diese Chiffre der nackten Füße nicht nur in der biblischen Kultur sagt. Sie ist eng mit dem Geschehen der Gastfreundschaft verbunden. Odysseus, der als obdachloser Bettler in sein eigenes Haus kommt, wird von der Magd Erykleia beim Waschen seiner Füße als der wahre Herr erkannt.³⁶ Und Abraham lässt für die drei Fremden, die bei den Eichen von Mamre auf ihn zukommen, als erstes Wasser holen, damit sie sich die Füße waschen können (Gen 18, 4). Mit dieser Erzählung beginnt denn aber der ganze Bericht von dem Bund Gottes mit Abraham und seinen Nachkommen. Und im Evangelium wäscht die Sünderin Jesus, welchen der Pharisäer Simon zwar eingeladen, aber ihm die Füße nicht gewaschen hatte, dessen Füße mit ihren eigenen Tränen (Lk 7, 37).

Das Waschen der Füße des Eingeladenen ist in der heidnischen Antike die Aufgabe der Sklaven des Hauses. Beim Letzten Abendmahl jedoch wäscht Jesus selbst, ihr „*Herr und Meister*“ den Jüngern die Füße (Joh 13, 5 ff.). Und dies wird zu dem Zeichen, dass ER, der „Menschensohn“, in dem Gott selbst für uns da ist, all das Widrige, Schmutzige und Böse, das von den Wegen, auf denen wir gehen, uns anhaftet, von uns nehmen will. Dieses Handeln Gottes selbst an uns wird so zu dem unser eigenes Handeln letztlich Ermöglichenden und Orientierenden.

In seinem Kommentar zu Joh 13, 14 „*Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe ...*“ erläutert Augustinus diese Worte Jesu so: Kein Mensch, der auf dieser Erde unterwegs ist, findet sich selbst als einen ganz gerechten und heilen vor. Aber da Gott durch Christus in dessen Hingabe für uns das Unheil von uns genommen und es uns in seiner Menschwerdung ermöglicht hat, dem „Menschensohn“ nachzufolgen, müssen „*auch wir einander die Füße waschen*“ (Joh 13, 14). Dies aber geschieht, wie Augustinus mit der Bitte des Herrengeliebten „*Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern*“ belegt und auch dem Jakobusbrief 5, 16 „*Bekennet einander eure Schulden*“, in dem **Erbarmen-haben-miteinander**.³⁷ Der Zusammenhang dieser Einsicht mit dem „*tollere defectum alterius*“, das für Thomas

³⁶ Homer, Odyssee 19, 386–507.

³⁷ Vgl. Augustinus, In Joannis evangelium tractatus CXXIV. CCL 36 p.475/4.

das Geschehen von Barmherzigkeit in so entscheidender Weise bestimmt, ist offenkundig. Es wird damit auch deutlich, warum in der Systematik der Summa die Misericordia als die maxima virtus eine **Übergangstellung** zwischen den „natürlichen“ Tugenden und den „übernatürlichen“ (Glaube, Hoffnung und Liebe) einnimmt.

In dem Artikel, in welchem Thomas danach fragt, ob die Barmherzigkeit denn wirklich die höchste aller Tugenden sei, legt er dar, dass sie einerseits letzten Endes in der Allmacht Gottes selbst gründe, d.h. in Dessen unendlicher Liebe, die nichts als das Heil der Schöpfung will und an der wir, indem wir uns in der Tugend der **Gottesliebe** auf sie einlassen, teilhaben dürfen. Insofern muss man in der Gottesliebe³⁸ also die „größte Tugend“ sehen. Insofern wir selbst uns aber barmherzig **frei** dem **Anderen** zuwenden, ist die Barmherzigkeit die größte der Tugenden, d.h. der „Tauglichkeiten“, die uns als uns selbst allererst ganz zu Menschen macht.³⁹

In der Not seiner Krankheit und seiner Gefangenschaft können der der Barmherzigkeit bedürftige Kranke und erst recht nicht der im Turm Inhaftierte nicht mehr von sich her auf die Barmherzigkeit zugehen. Sie sind an das Krankenlager und den Turm gefesselt. Diese Situation **intensiviert** den **Ernst** des freien Geschehens von Barmherzigkeit. Auf den Kranken und den Gefesselten kann die Misericordia nur **von sich aus** zugehen.

Aber gerade auch dies stellt die Freiburger Rose ausdrücklich nicht statisch, sondern szenisch dar: in seinem diachronen Ereignis- und Bewegungssinn. Dies macht etwa der Saum des goldgelben Gewandes der Barmherzigkeit sinnfällig. Er hängt leicht über den Rand des purpurnen Inneren hinaus und macht ebenso wie die ganze Bewegung der Gestalt der Misericordia auf ein mit wahrzunehmendes „Draußen“ aufmerksam. In der Gesamtkomposition der Rose verbindet sich dieses mit dem Draußen von dem her die anderen Bedürftigen in die Szene eintreten.

Jedes Mal wieder aber wird dieses Geschehen vor dem Purpurgrund lebendig, in welchem es ruht. Und in das Purpur dieses Grundes sind denn ja auch die zwölf Engel gekleidet, welche den ganzen Kreis der Rose umgeben. Sie sprechen wie ein Wink des über das reine Menschen-

³⁸ Im Sinne des gen. objectivus **und** subjectivus.

³⁹ Thomas von Aquin, S. th. II II q 30 a 4 c.

vermögen des Betrachters hinausgehenden und ihm von daher doch **geschenkten** Glaubens den Betrachter an und laden ihn ein, sich mit den Werken der Barmherzigkeit **als er selbst** einzulassen.

Wir dürfen uns fragen, ob das gerade nicht auch heute noch geschieht. Es geschieht, so meine ich, gerade **heute wieder** und zudem auf eine besonders herausfordernde Weise. Ich empfinde es in der in dieser Weise zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte uns als Menschen insgesamt derart konkret auf Leben und Tod herausfordernden Situation der **Globalisierung** als ein durchaus Hoffnung gebendes Zeichen, dass die Barmherzigkeit in der existenziellen Suche nach einer **uns retten könnenden Menschlichkeit** nicht nur von Juden⁴⁰ und im Christentum, sondern zum Beispiel auch von einzelnen Interpreten des **Islam** heute derart in den Mittelpunkt des Nachdenkens gestellt wird. Für die jüngste Diskussion darf man hier etwa Mouhanad Khorchide zitieren: *„Gott selbst ist im bedürftigen Menschen gegenwärtig. Jedes menschliche Zeugnis erbarmender Liebe gegenüber dem Mitmenschen ist deshalb eine Antwort auf die Liebe Gottes.“*⁴¹

So gesehen könnte die Rose der Barmherzigkeit des spätromanischen Freiburger Münsters, die ganz offensichtlich zusammen mit dem 1744 zerstörten Genesisfenster für diesen frühesten Raum des Münsters eine so große Bedeutung hatte, für uns heute noch einmal eine ganz neue und aktuelle Bedeutung gewinnen.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8: Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg i.Br., Bildarchiv, Aufnahme Christoph Hoppe/Peter Trenkle.

Abb. 2, 9: Corpus Vitrearum Deutschland/Freiburg i.Br., Foto: R. Tonojan.

Abb. 10: privat.

⁴⁰ Vgl. dazu oben Anm. 32.

⁴¹ Zitiert aus Charis Doeppen OSB und Albert Sieger OSB (Hrsg.), *Te Deum. Das Stundengebet im Alltag*. Maria Laach, Stuttgart 2017. Ausgabe November 2017, S. 202. Vgl. dazu außerdem Walter Kardinal Kasper/Mouhanad Khorchide, *Gottes erster Name. Ein islamisch-christliches Gespräch über Barmherzigkeit*. Ostfildern 2017.

*„... du salt dy ratten vor
treyben unde voriagen Amen.“*
Heilige als Schützer vor Pesttieren

Von Konrad M. Müller

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts ist bekannt, dass Ratten den Pestfloh (Rattenfloh, *Xenopsylla cheopis*) mit dem Pesterreger auf sich tragen.¹ Aber schon Jahrhunderte früher wehrte sich der Mensch gegen Ratten und Mäuse oder gegen Flöhe, obwohl niemand ahnte, dass das die Pest verhindern könnte. Himmlische Hilfe erhielt der Mensch durch einige Heilige, die sich bereits zu ihren Lebzeiten selbst bei der Vertreibung dieser Tiere beteiligt hatten; mithilfe von Reliquien konnte der betreffende Heilige aber auch weiter Schutz gewähren. Dies soll der in der Überschrift zitierte Spruch aussagen, der an die heilige Kakukilla gerichtet ist.

Was könnte die Pest aussichtsreicher fernhalten, als wenn es keine Ratten im Haus geben würde? Den Flöhen, also den Pestverursachern, wäre der Lebensraum entzogen. Wer oder was könnte dies unterstützen? Heilige. Es sind nur ein paar wenige Heilige, die als Rattenvertreiber galten, von denen allerdings in der Erzdiözese Freiburg und in der Diözese Rottenburg-Stuttgart nicht alle zu finden sind.

Von den sieben als Kirchenpatrone vorkommenden „Rattenvertreibern“ sind fünf unterschiedlich oft in den beiden Diözesen vertreten. Nikolaus ist in der Erzdiözese Freiburg in über 30 Kirchen und Kapellen Patron oder Nebenpatron, in der Diözese Rottenburg-Stuttgart in fast 30, dazu kommen noch über 30 Patronate in evangelischen Kirchen Badens und Württembergs. Bei Ulrich, der als schwäbischer Heiliger mit Zentrum in Augsburg vor allem in dieser Diözese als Patron vor-

¹ Konrad M. Müller, Floh, Ratte und anderes Pestgetier, in: Freiburger Universitätsblätter, Heft 198 (2012), S. 19–44.

kommt, ist zu erkennen, dass er, je größer die Entfernung von Augsburg wird, desto seltener als Patron gewählt wird. In der Erzdiözese Freiburg gibt es fünf Ulrich-Patronate, in der Diözese Rottenburg zehn und in evangelischen Kirchen Baden-Württembergs über zehn. Beide Heilige sind zusätzlich als Figuren oder mit Abbildungen zu finden.

Der Allgäuer heilige Magnus oder Mang ist aus denselben Gründen wie Ulrich kaum gewählt worden. Zehnmal ist er Patron in den beiden baden-württembergischen Diözesen, und zudem gibt es noch ein paar Figuren und Abbildungen. Der heilige Medard ist nur in zwei evangelischen Kirchen zu finden. Die heilige Gertrud von Nivelles ist mit diesem Namen nur in einer neuen Kirche im hohenzollerischen Teil der Erzdiözese Freiburg vertreten, sie sollte nicht mit der heiligen Gertrud von Helfta (Gertrud der Großen) verwechselt werden. Allerdings gibt es sie mit einem eher seltsamen Namen in der evangelischen Ulrichskapelle in Adelberg: Kakukilla. Die beiden heiligen Mamertus und Nikasius schließlich sind in den beiden Diözesen nicht vertreten.

Mamertus von Vienne

Festtag: 11. Mai. Dargestellt als Bischof zu Füßen des Kreuzes.

Mamertus war Erzbischof von Vienne, hier starb er 477. Auf ihn geht die Bittprozession vor Christi Himmelfahrt am Sonntag Rogate zurück. Diese Prozession im Jahre 452 war eine Maßnahme, als Mäuse die Aussaat verhinderten, weil sie alles fraßen, und teilhatten an Seuchen.²

Medardus von Noyon

Festtag: 8. Juni. Dargestellt in bischöflichem Ornat mit Buch, auf dem drei Brote liegen, oder mit Adler, Schafen, Ochsen, Tauben, drei feurigen Kugeln.

Eine Darstellung des Heiligen aus dem späten 12. Jahrhundert findet sich auf einem Relief in der ehemaligen Abteikirche zu Brauweiler, dann als Wandmalerei aus dem 13. Jahrhundert im Chor, in der Predella des Antoniusretabels aus dem Jahr 1552 und im Michaelsretabel aus dem Jahr 1561.

In der Erzdiözese Freiburg gibt es keine Abbildung, aber im Bereich der Diözese Rottenburg ist der heilige Medardus in zwei evangelischen

² Karl Weinhold, Vom heiligen Ulrich, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 5 (1895), S. 416–424.

Kirchen als Figur zu finden: Aus dem Jahr 1521, zusammen mit den heiligen Bonifatius und Erasmus befindet er sich in St. Michael in Schwäbisch Hall in der fünften Kapelle der Ostseite. Sein Name wird mit S. Neodartus angegeben. Auf dem Außenflügel des Altares ist die Abbildung eines Heiligen mit einem Herz in der Hand zu sehen. Es könnte auch der heilige Medard sein, da er wegen seiner Barmherzigkeit manchmal so dargestellt wird. Allerdings muss beachtet werden, dass auch der heilige Augustinus so erscheint.³ Als gotische Figur steht Medard zusammen mit der Muttergottes und Barbara in der Pfarrkirche von Ostdorf neben dem Hochaltar.

Wie hilft der Heilige gegen die Pestüberträger? Es genügt, den Namen des heiligen Medardus in der Nacht vor seinem Namenstag an die Tür zu schreiben. So wird es aus Mecklenburg überliefert: *„Wenn man in der Nacht vor St. Medardus dessen Namen an die Hausthür schreibt, laufen alle Mäuse weg.“* *„Abens vör Medardus müthen an alle Dör'n schriben Medarus, denn täuben kein Rotten in 'n Timmer.“*⁴ Aus der Posener Gegend in Polen wird berichtet: *„Um Ratten und Mäuse aus den Häusern zu vertreiben, schreiben manche Leute am Tag vor dem hl. Medardus auf alle Thüren der Häuser: O Medardus. Die Person aber, welche dies aufschreibt, darf bis zum nächsten Tag kein Wort sprechen.“*⁵

Ulrich

Festtag: 4. Juli. Dargestellt in bischöflichen Gewändern mit Buch und Fisch.

*„Man glaubet / daß im Augspurger Gebiet durch diesen Ulrich die grossen Mäuse oder Ratten vertrieben worden. Wie denn die Mönche daselbsten noch auff heutigen Tag S. Ulrichs Erden / denen Ausländischen zu solchem Gebrauch / die grosse Mäuse damit zuvertreiben / zuschicken.“*⁶

³ Wolfgang Deutsch, Die Denkmale der Michaelskirche einst und jetzt, in: St. Michael in Schwäbisch Hall. Herausgegeben vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, dem Evangelischen Gesamtkirchenbezirk Schwäbisch Hall und dem Hällisch-Fränkischen Museum Schwäbisch Hall. Künzelsau 2006, S. 149.

⁴ Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. 2. Band: Gebräuche und Aberglaube. Wien 1880, S. 176 und 285; Adolf Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin, 3. Auflage 1900, S. 400.

⁵ Otto Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt. Rogasen 1905, S. 38.

⁶ Ex historia Augustana: De s. Ulrico episcopo glirium expulsore / praeside Godofredo Ludovivi disseret Benedictus Gullmann, auctor respondens. Leipzig (Diss.) 1693, §16.

Dieser angesprochene Ulrich (um 890–973) war Bischof von Augsburg. Seine bekannteste Tat war die Beteiligung an der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn im Jahre 955.⁷ Da in seinem Leben keine Begegnung mit der Pest festzustellen ist, lässt nur der Brauch, der nach seinem Tod einsetzt, wie oben geschildert, den Schluss zu, dass die Vertreibung der Ratten und Mäuse auch die Pest vertreibt. Es gibt einen Bericht, dass alle vom „brechen“ gesund wurden. In vielen Gegenden ist „brechen“ ein anderes Wort für Pest. Diese Wirkung erzeugt Erde, die dem Grab Ulrichs entnommen wurde. Ulrich ließ sich nicht in einem Sarg beerdigen, sondern eingehüllt auf den Boden der Krypta von St. Ulrich und Afra legen. Die Erde, die von ihm so berührt wurde, ist dann als „wunderkräftig“ verwendet worden.

Oberhausen⁸ (Dekanat Breisach-Endingen) hat, seit die Pfarrei vor 1275 erstmals genannt wird, den heiligen Ulrich als Patron. In der Nähe des Rheinufers gibt es eine Ulrichskapelle, die auf ein Gelübde der Fischer zurückgeht; die Vertreibung des Ungeziefers oder der Ratten ist hier also nicht bestimmend. Die Kapelle gibt es laut einer an ihr zu findenden Jahreszahl mindestens seit 1634.

Es folgen einige ergänzende Texte zu den Wundertaten des heiligen Ulrich gegen die Schädlinge:

„... also kam auch ain man zu sant Vlrichs grab von dem Norckaw mit namen Regenwaldus, der het ain gantz jar den kalten siechtumb oder das fieber gehebt [...]

Item auff die selben zeyt was gar grosser prech oberall vnder dem volk von dem siechtumb des fiebers. als sy horten, das Regenwaldus gesund was worden, von stund an komen die anderen menschen, etlich mit stecken vnd krucken, etlich mit anderen gaben damit, vnd ward yederman von dem brechen gesund gemacht.“⁹

„Eine andere Sage, welche von Ulrich gilt, berichtet S. Meysterlin in s. Nürnberg. chronik: Vindelicia ist ein land, das facht sich in faucibus alpium an drei meil ob Füessen, da Licus, Lech, entspringt, und geet an dem ge-

⁷ Lore Sprandel-Krafft, Untersuchungen zur Geschichte Bischof Ulrichs von Augsburg. Freiburg (Diss.) 1962.

⁸ Anton Wild, Die Deutschordenspfarre (1357–1806), in: Ders. (Hrsg.), Rheinhausen. Beiträge zur Geschichte von Ober- und Niederhausen. Rheinhausen o. J., S. 147–151.

⁹ Albert Hirsch, Die deutschen Prosabearbeitungen der Legende vom hl. Ulrich (Münchener Archiv, 4). München 1915, S. 59. Die Kapitelüberschrift lautet: *„Hie hebt sich an von den zaichen, dy got durch sant Vlrichs hailtum worcht.“*

*birg in das Algee, da die Vinda entspringt, die Wertach haist, und zwischen den zweien wassern ist kein ratz durch sant Ulrichs verdienen. Aehnlich lesen wir bei Braun, Notitia hist. lit. III. 60: Terra ex (Udalrici) sepulchro desumta fidelibus donata, ab eis venerata ex eorum domibus ubique terrarum glires fugere coëgit.*¹⁰

Um zu unterstreichen, dass dieser Brauch kein Märchen ist, gibt es einen Beweis dadurch, dass im „Loichingerhaus“ in Geiselhöring (Lkr. Straubing-Bogen) im Dachgeschoss ein Säckchen mit Erde aus dem Grab des heiligen Ulrich von Augsburg gefunden wurde, samt einem Begleitzettel mit diesem Text:

*„Ehrwürdiges Heilthumb von der Erden deß Grabs, und darin verwesnen Fleisch deß heiligen Beichtigers, und Augspurgischen Bischoffs Udalrici, welche, so sie Ehrwürdig aufbehalten, und zuzforderst Göttlicher, als dan auch dises grossen Heiligen Ehr, einige gute Werck, als Gebett, Fasten Almosen Opffer in den Kirchen-Stock, und dergleichen verrichtet werden, wundersame Krafft haben die schädliche Razen auß den Häusern und Nachbarschafft zu vertreiben, wan nemlich solche Particul, mit vesten Glauben, und guten Vertrauen, an dergleichen Orth aufgehänckt, oder sonst verwahret werden. Und dises auß sonderbahren Privilegio, mit welchen der allgütige GOtt die Hoche Verdienst seines so lieben Dieners Udalrici mit einem ewigen Wunder bewürdigen wollen.“*¹¹

Nicht nur nach Niederbayern wurde die Erde geschickt, sondern auch nach Westen. Graf Gottfried Wernher von Zimmern „hat Sankt Ulrichs ertrichs etlichemal von Augsburg holen lassen der hofnung, er solte die Ratzen vertriben, wie dann ein gemeiner leumat desshalber, aber es wolts nit thuen“, so berichtet die Zimmersche Chronik (III, 272f. Baracksche Ausgabe).

¹⁰ Julius Koch, Geschichte und Cult des hl. Ulrich, Bischofs von Augsburg. Halle 1875, S. 86. Die Kapitelüberschrift lautet: „Die Vertreibung der Ratten und Mäuse gilt für das Gebiet zwischen Alpen, Lech und Wertach.“

¹¹ Heinz Strehler, Erde vom Grab des heiligen Ulrich in Augsburg, zum Schutz vor Ratten und Mäusen. Ein Beitrag zum Volksglauben in Altbaiern im 17./18. Jahrhundert, in: Ars Bavarica 9 (1978), S. 57/58.



Abb. 1: Hl. Medard, ev. Kirche Ostdorf.



Abb. 2: Hl. Medard, Seitenkapelle, St. Michael, Schwäbisch Hall.



Abb. 3: Hl. Ulrich, Deckengemälde Dehlingen.



Abb. 4: Ulrichsbrunnen, Dehlingen.



Abb. 5: Hl. Ulrich, Portal Pfarrkirche Müllen.



Abb. 6: Ulrichsbrunnen, Müllen.



Abb. 7: Ulrichswunder, Müllen.



Abb. 8: Ulrichsbrunnen, Seibranz.

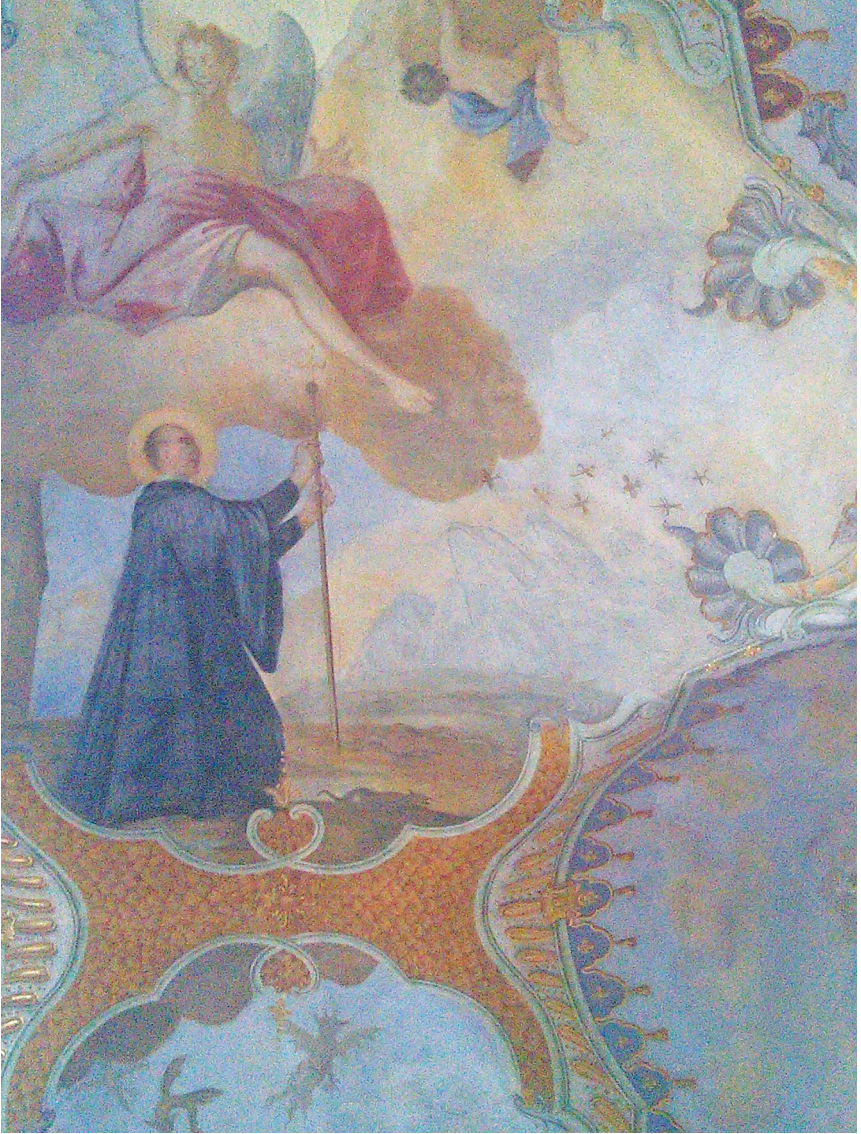


Abb. 9: Hl. Mang, Deckengemälde Bad Schussenried.

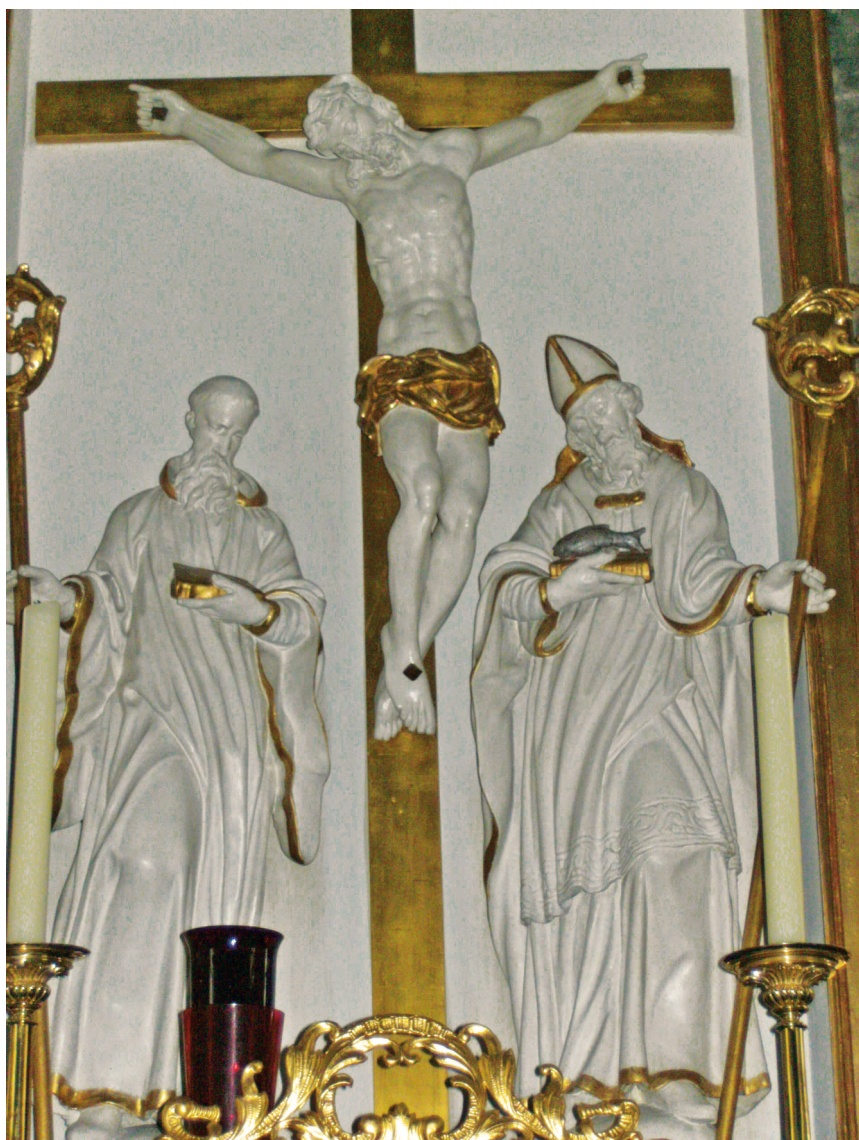


Abb. 10: Hl. Mang und hl. Ulrich, Bodnegg.



Abb. 11: Hl. Mang,
Fenster im Hochchor,
Freiburger Münster.



Abb. 12: Hl. Mang, Hainstadt.



Abb. 13: Hl. Mang, Ohmenkapelle St. Märgen.



Abb. 14: Hl. Mang, Waldburg.



Abb. 15: Kakukilla und hl. Ulrich,
Adelberg.



Abb. 16: Kakukilla,
Museum Schwäbisch Gmünd.



Abb. 17: Hl. Gertrud, Eingang kath. Kirche Winterlingen.



Abb. 18: Hl. Gertrud,
Holzschnitt aus Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.



Abb. 19: Hl. Nikolaus, Münster Überlingen.



Abb. 20: Hl. Nikolaus, Deckengemälde Haidgau.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–10, 12–17, 19/20: Konrad Müller.

Abb. 11: Corpus Vitrearum Deutschland/Freiburg i. Br., Foto: R. Harling.

Abb. 18: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2 (1892), S. 199/200.

Es ist nötig, einen Blick auf Ulrichs Hauptattribut, den Fisch, zu werfen. Dazu gibt es die Erklärung, dass Ulrich in der Nacht von einem Donnerstag auf Freitag einem Boten Fleisch anbot, das sich dann in einen Fisch verwandelte. Von dieser Verwandlungskraft angetan hat sich, ohne dass es zu beweisen ist, dieser Fisch in eine Ratte gewandelt:¹²

„Item sant Ulrich saß an einem donerstag über das nacht mit sant Cunrat do redten sy von got die gantzen nacht. zemorgens am freytag stund der tisch also gericht. Do gab sant Ulrich einem poten ein diech von einem proten hon. das behielt der pot und wolt es zeygen, do er das auß seinem säcklin zoch do was es ein visch, darumb malet man im ein visch in sein hand.“¹³

Neben der Graberde hat sich noch ein anderes Werkzeug im Namen des Heiligen als wirksam erwiesen: das Ulrichskreuz. Es wurde entweder am Hals getragen, in die Hauswand eingemauert oder im Acker vergraben. Das vor allem gegen die Pest verwendete Kreuz ist zusammen mit dem Zachariasessen ausgestattet.¹⁴ Auch das Wasser aus Ulrichsbrunnen wurde gegen Krankheiten und Viehseuchen benutzt. In Dehlingen bei Neresheim steht ein Brunnenhaus, wo das Ulrichswasser geschöpft wird. Seine Wirkkraft erhielt das Wasser, nachdem die eher minderwertige Quelle durch Ulrich in Heilwasser gewandelt wurde, indem er zwei gekreuzte Stückchen Holz in das Wasser warf. Die Ulrichskapelle zeigt in der Deckenmalerei den Heiligen in den Wolken über dem Brunnen, im Wasser ist auch das Holzkreuzchen zu erkennen und vor dem Brunnen lagern Kranke und andere Hilfsbedürftige.¹⁵ Wer also der Meinung folgt, um Ulrich ranke sich ein lebendiges Brauchtum, das aus dem Bewältigen von Seuchen oder anderen Katastrophen hervorging, dem muss gesagt werden, dass spätestens mit der Aufklärungszeit Erde,

¹² Friedrich Zoepfl, Das Fischattribut des hl. Ulrich, in: Christliche Kunstblätter 81 (1940), S. 24–31.

¹³ Josefa Margarete Sauerteig, Die Überlieferung der deutschsprachigen Ulrichslegende im späten Mittelalter, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 67 (1973), S. 47–94, hier S. 90.

¹⁴ Josef Maria Friesenegger, Die Ulrichskreuze mit besonderer Berücksichtigung ihres religiösen Brauchtums. Augsburg 1937.

¹⁵ Paulus Weißenberger, Die Ulrichswallfahrt in Dehlingen bei Neresheim, in: Rottenburger Monatsschrift für praktische Theologie 16 (1932/33), S. 299–305 und 331–334; Adolf Layer, Ulrichsbrunnen in Süddeutschland und Österreich, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 67 (1973), S. 95–115.

Kreuze, Wasser in die Richtung auf Aberglauben geschoben wurde. Ulrich wurde zu einem Heiligen, der solches nicht brauchte.¹⁶

Magnus

Festtag: 6. September. Dargestellt als Benediktinerabt, der mit dem Kreuz in der Hand Drachen und wilde Tiere unschädlich macht.

Magnus¹⁷ aus Füssen gilt als Mäuse- und Ungeziefervertilger mithilfe seines Stabes. Außerdem gehört er in die Gruppe der Drachentöter, und somit macht er ein Untier, das mit dem Atem die Pest bringt, unschädlich.¹⁸ Als Helfer für die Vertreibung von Ungeziefer und Mäusen von Äckern und aus Gärten ist der heilige Mang vor allem im Allgäu bekannt. Der sogenannte Magnusherr lief mit dem Magnusstab über das Gelände, von dem das Ungeziefer bzw. Ratten und Mäuse vertrieben werden sollten. Über das Allgäu hinaus wird sein Stab, der die Jagd auf die „Feinde“ unterstützt, immer wieder angefordert.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass in der Ohmenkapelle bei St. Märgen am Vierzehn-Nothelfer-Seitenaltar auch der heilige Mang verehrt wird. Die Figur auf der Altarspitze wurde von Matthias Faller (1707 bis 1791) in den Jahren 1736/37 geschnitzt. Es gibt einen Zeitungsbericht für die nähere Umgebung von St. Märgen, dass die Bevölkerung mit dem Stab des heiligen Mang ihre Äcker usw. von Schädlingen befreit habe:

„... der durch Verschleichung alles schädlichen Ungeziefers so berühmte Magnusstab aus Füessen sey nach Freyburg i. B. abgegangen, wohin derselbe mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung soll abgefordert worden seyn. Dieses Gerücht ist nur insofern wahr, als einige, zum Theil auch unter der Jurisdiktion der Stadt Freyburg gelegenen Dorfgemeinden im Kirchzartener Thal und auf dem Schwarzwald, ohne daß ihnen dieß von der Obrigkeit geradezu verboten wurde, den Magnusstab im vergangenen Monat May an sich riefen und ihre Felder damit benedicieren ließen. Nach Freyburg selbst ist das heilige Ding nicht gekommen.

¹⁶ Hermann Hörger, Die „Ulrichsjubiläen“ des 17. bis 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Volksfrömmigkeit in Ulrichspfarrreien, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 37 (1974), S. 309–357.

¹⁷ Dorothea Walz, Auf den Spuren der Meister. Die Vita des heiligen Magnus von Füssen. Sigmaringen 1989; Stefan Vatter, St. Magnus. Apostel des Allgäus. Leben, Wirken und Bedeutung. Lindenberg, 2. Auflage 2013.

¹⁸ Max Hoefler, Die Kalenderheiligen als Krankheits-Patrone beim bayerischen Volk, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1 (1891), S. 292–306.

Die Bauern hatten nämlich auf ihren Feldern ich weiß nicht was für verderbliche Insekten wahrgenommen, welche die Wurzeln der Früchte abfraßen und schon im vorigen Jahre großen Schaden sollen gethan haben. Die Gemeinden Breitnau, Hinterzarten und Steig (die zwei ersten sind grafsickingischer, die dritte Baron Pfirtischer Herrschaft) waren die Ersten welche auf den Einfall gerieten, die schädlichen Thiere mit dem Magnusstab auszurotten. Als letztere ihre Entschließung dem Amtmann entdeckte, suchte dieser ihr begreiflich zu machen, daß der Gebrauch des Magnusstabes eitel Aberglaube sey und zur Vertilgung der Insekten unmöglich etwas beytragen könne. Da aber die Bauern von ihrem Vorsatze nicht abzubringen waren, hielt es der Amtmann für ratsam, die Sache, um bey diesen kritischen Zeiten nicht darum zu verstoßen, der hohen Regierung zu Freyburg anzuzeigen. Diese rescribiete: ‚man solle, wenn die Bauern auf ihrem Vorhaben beharren, sie nicht daran hindern.‘ Kaum war dieß den Bauern zu Ohren gekommen, als sie keinen Augenblick versäumten ein höfliches Einladungsschreiben an den Magnusstab nach Füessen ergehen zu lassen, mit welchem dann ein Benediktiner aus diesem Kloster sehr bald eintraf und die gewöhnlichen Handlungen vornahm. Die benachbarten Gemeinden wollten nicht schlechter seyn als die obengenannten: sie merkten jetzt auf ihren Feldern ähnliche Insekten und so besuchte der Magnusstab, der, weil er nun einmal da war, immer wohlfeiler wurde, mehrere Gemeinden zb. Buchenbach, Falkensteig, Wagensteig die zuvor nicht an ihn gedacht hatten. Die Vögte [Bürgermeister] schickten sogar förmliche Circularschreiben umher, um ihren Nachbarn die Anwesenheit dieses Wunderstabes kund zu machen.

Ein frommer Verehrer des Magnusstabes zu Freyburg machte, während der Anwesenheit desselben in der Nachbarschaft ein andächtiges Lied auf ihn, dessen Strophen sich jedesmal mit den Versen endigten:

O mache gewaltiger, daß jedes Insect
Das uns zu beschädigen drohte verreck!

Und unter anderem heißt es:

Berühmter Mörder aller Mäuse
Laß uns doch nimmermehr im Stich,
Und tödte bald, wir bitten dich
Auch unsre Wanzen, Flöh und Läuse!¹⁹

¹⁹ Anton Birlinger, St. Magnusstab auf dem Schwarzwald, in: Alemannia 18 (1890), S. 267 bis 270, hier S. 269.

Dieser Bericht wird in der ehemaligen Klosterkirche St. Magnus von Bad Schussenried bestätigt. Dort zeigen Deckenfresken des rechten Seitenschiffs Taten des heiligen Mang. Es sind sechs Szenen, darunter die hierher passende, wie der Heilige das Ungeziefer vertreibt. Der oben beschriebene Magnusherr ist als Prämonstratenser dargestellt, wie er mit dem Magnusstab die Felder segnet. Was noch alles in der Kirche zu besichtigen ist, sei als ergänzender Text der Literatur²⁰ zur Geschichte des Prämonstratenserstiftes entnommen:

„Der in 3/4 Lebensgröße dargestellte S. Magnus mit dem Stab über dem Drachen, ist der mehr ins Frühbrokoko übersetzte monumentalere Kirchenpatron des Hochaltar-Aufsatzes; [...] Der Reliquienschrein kann durch ein Gemälde ‚Maria als Königin der Märtyrer‘ gedeckt werden. Im tabernakelähnlichen Aufbau 4 kleinere Rocaille-Rahmen mit Ölbildern auf Holz: der hl. Magnus als Helfer in der Not. Der 4 cm hohe Partikel vom Stab des hl. Magnus mit Holzgriff, vergoldetem Kupferknauf und teilweise abgebrochenen Krabbenreihen wird von 2 Engeln über reich geschweiften Sockel gehalten; auf dem Knauf auch die kleine silbervergoldete Büste des Titelheiligen. Hinter der Stabreliquie hufeisenförmiges Silberstück mit den Marken J. J. und Storch sowie ein in Kupfervergoldeter Strahlenkranz. Ein Holzgemälde, Tod des hl. Magnus, dient in der Fastenzeit zum Verdecken des Reliquienschreins. Das Antependium der Mensa schmückt ein Ölgemälde auf Leinwand mit der Darstellung des hl. Magnus in einer gemalten Kartusche, wie er Ungeziefer und Drachen bannt.“²¹

Zur Besichtigung von Magnus-Abbildungen seien noch einige Orte angegeben. Einzige Kirche in der Erzdiözese Freiburg, die als Patron den heiligen Magnus hat, ist Hainstadt bei Buchen im Odenwald. Im Freiburger Münster ist er im dritten Fenster von Osten her an der Südseite des Hochchores zu sehen, allerdings nicht wegen seiner Wirksamkeit, sondern weil der Stifter Dr. Mang Steiner war. Auch in der Schluchsee-Gegend wenden sich die Bewohner vertrauensvoll an den heiligen Mang. Der Heilige ist in der Dorfkirche zu Fischbach links vorn an der

²⁰ Otto Beck, Zur Bau- und Kunstgeschichte des Prämonstratenserstifts Schussenried, in: Hubert Kohler (Hrsg.), Bad Schussenried. Geschichte einer oberschwäbischen Klosterstadt. Sigmaringen 1983, S. 119–127; ders., Die Pfarrkirchen der Stadt Bad Schussenried, ebd., S. 220–240; Dorothea Walz, Auf den Spuren der Meister (wie Anm. 17); Stefan Vatter, St. Magnus (wie Anm. 17).

²¹ Alfons Kasper, Das Prämonstratenser-Stift Schussenried. Schussenried 1958, S. 55.

Wand abgebildet, wie er seinen Stab über den Feldern schwingt. Das Gemälde wurde aus der in den Sechzigerjahren abgerissenen Vorgängerkapelle in das jetzige Kirchlein Zum heiligen Kreuz, Nebenpatron heiliger Mang, übernommen. Kirchenpatron ist Magnus in Waldburg und Unterzeil (bei Leutkirch), in Bodnegg (bei Ravensburg) ist er zusammen mit Ulrich Nebenpatron. In der Diözese Rottenburg-Stuttgart gibt es noch weitere Mang-Kirchen.

Gertrud

Festtag: 16. November. Dargestellt im Äbtissinnengewand mit flam-mendem Herzen, mit Kruzifix, Buch und Schreibfeder, Ratte(n).

und

Kakukilla

Festtag: 17. März. Dargestellt mit Ratten.

Der rätselhafte Namen Kakukilla forderte die Volkskundler heraus, ihn nicht nur zu deuten, sondern auch von der Darstellung ausgehend zu vergleichen, ob sich eine Gestalt findet, die ihr gleicht. Zunächst sind andere Schreibweisen zu nennen: Cakukabilla, Cukakilla, Citubilla, Cutubilla. Diese Namen könnten sich von dem Abt Columban von Iona (gest. 597) herleiten, weil er ursprünglich Columcille, Columkilla, Columbilla genannt wurde. Wegen der a-Endung wurde aus dem männlichen Heiligen eine weibliche Heilige. Schon Columba kannte Segenssprüche, mit denen Ratten und Mäuse vertrieben wurden. Nun wäre es möglich, eine Heilige zu suchen, die Ratten oder Mäuse als Attribut bei sich hat. Eine solche gibt es: die heilige Gertrud von Nivelles. Sie war die Tochter Pippins des Älteren, 626 geboren. Mit 14 Jahren trat sie in das von ihrer Mutter Iduberga gegründete Kloster Nivelles ein. Feld- und Gartenarbeiten zeichneten sie aus, darauf deutet auch eines ihrer Attribute, die Lilie. 659 verstarb sie.

Die Zusammengehörigkeit dieser mit so unterschiedlichem Namen genannten Heiligen wird durch einen Holzschnitt bestätigt. Die Abbildung „zeigt uns eine Nonne, die am Spinnrocken sitzt, an dem eine Ratte emporsteigt. Zu ihrer Linken ist ein Lesepult mit einem aufgeschlagenen Buche, auf das sie blickt, zu ihrer Rechten schwebt ein Engel, der Garn aufwindet. Auf dem Haupte der Nonne ruht ein weißes Lämmlein. Ueber dem Bild liest man:

*Kakukilla gros gnade sage ich dyr von gote her /
wil dich lozen aws aller not du salt grosze /*

*gewalt von gote haben du salt dy ratten vor /
treiben unde voriagen Amen“.*²²

Ganz ähnlich ist die heilige Gertrud dargestellt, auf einem um das Jahr 1470 entstandenen Einblattdruck: *„Unten vor dem Fuß des Spinnrockens steht eine Maus, eine zweite klettert an dessen Stange empor. Ganz links nähert sich dem Kissen eine dritte Maus. Zwei weitere Mäuse machen sich an dem Körbchen zu schaffen, das links unten auf dem mit Steinblättern belegten Boden steht und zwei vollgesponnene Weberschiffchen enthält ... Die Darstellung knüpft an die bekannte Legende an, daß dem, der an dem Festtag der heiligen Gertrud spinnt bezw. Überhaupt arbeitet von Mäusen der Rocken und das Garn zernagt wird.“*²³

Zwei Figuren finden sich in der Ulrichskapelle in Adelberg bei Schorndorf. An beiden Cutubilla genannten Figuren sind Mäuse zu sehen. 1511 ist der Altar entstanden, an dem die eine Figur von Nikolaus Weckmanns d. Ä. geschaffen wurde.

Zum ungewöhnlichen und rätselhaften Namen veröffentlichte Eugen Stolz im Jahr 1919 eine Erläuterung:

„Jüngst hat Pfarrer K. Brehm (Sontheim) in der Literarischen Beilage der Augsburger Postzeitung, 1919, Nr. 9, S. 33 über die Adelberger Heilige eine Vermutung mit überraschend einfacher Lösung des Problems aufgestellt. Er schreibt nämlich a. a. O.: ‚Noch [S. 21] eine Vermutung über ein Bildnis der hl. Gertrud von Neville (sic) finde hier Platz. Ich vermute ein solches in den bei P. Keppler, Württembergs kirchliche Kunstaltertümer 1888, S. XXXVI [richtig: S. 314 und S. XXXXVI f.] verzeichneten zwei Statuen der Klosterkirche Adelberg mit je zwei Mäusen zu ihren Füßen und der inschriftlichen Bezeichnung St. Cutubilla, über die Keppler wie auch der Rezensent in jahrelangem Suchen nirgends etwas finden konnte. Die Mäuse stimmen. Irgend ein unkundiger Restaurator konnte aus einem etwas verdorbenen S. Gert. Nevill. oder Nebill. v. schon eine Cutubilla fertig bringen.‘ Danach wäre also der Name Cutubilla nichts anderes als eine falsche Lesung bezw. Entstellung des Namens der hl. Gertrud, der alten Schutzpatronin gegen die Mäuse.

²² Ignaz Zingerle, Zu Sancta Kakukabilla – Cutubilla, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2 (1892), S. 199–201.

²³ Die Schrotblätter des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, bearbeitet von Fritz Traugott Schulz (Einblattdrucke des fünfzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Paul Heitz, 13). Straßburg 1908, S. 23/24, Tafel 22. S[ankt] Gertrud um 1470. Das Blättchen wurde i[m] J[ahr] 1804 von Prof. Dr. Mone in Karlsruhe erworben.

Trotz der Parallele geht es nicht an, der Vermutung Brehms ohne weiteres recht zu geben. Denn der Name der hl. Gertrud ist im späten Mittelalter kaum in der von Brehm angenommenen Form abgekürzt worden. Schon beim eigentlichen Namen erwartet man eher die Abkürzung Gertr., wenn nicht Gertrud. Dazu kommt, daß die klösterliche Heimat der heiligen nicht Neville, sondern Nivelles ist, das alte Nivigella (vgl. *Martyrologium Romanum* zum 17. März), und darum der Beisatz *Nivigellensis virgo* lauten müßte. Dadurch wird die Annahme ganz unwahrscheinlich, daß ein unkundiger Restaurator die Unterschrift: *S. Gertr. Nivigell. v. durch falsches Lesen zu einem S. Cutubilla umgedeutet hätte.*²⁴

Mit der Pest Mitte des 14. Jahrhunderts wurde Gertrud im gesamten hansischen Ostseebereich bevorzugte Patronin von Spitälern und Friedhofskapellen. Im Böhmerwald gilt der Spruch: „*Fur die ratzen schreib dise wort an vier ort in das haws ‚Sanctus Kakukilla‘.*“ In der Pfalz gibt es eine Legende, die die Mächtigkeit der heiligen Gertrud beschreibt. Seit 1405 gibt es die Gertraudenbrücke nach dem Gertraudenhospital am Spittelmarkt in Berlin mit Gertrud und Mäusen.

„*Die H. Jungfrau Gertraud wird jederzeit einen Abbtissin / mit einem Stab entworfen / an welchem etliche Mäuß aufkriegen / die Ursach dessen auch der Leser in der Lebens-Beschreibung erst benennter Heiligen / dißmal ist das schon genug / daß die Bildnuß besagter H. Gertraud niemahlen ohne Mäuß vorgestellt wird. Das müssen die Jungfrauen wol in Obacht nehmen / wann sie Gern traut heissen / und so unbehutsam fast allen gern trauen / daß sie von Mäusen genug / und zwar von grossen! Kecken / frechen / freyen Mäuß-Köpffen werden angefochten; Die Dina / des Jacobs frische Tochter um Bericht / dessenthalben soll ein Jungfrau seyn / wie ein Duck-Andtel / so bald solches der Leut ansichtig wird / so duckt er sich unter das Wasser und verbürgt sich; die Jungfrauen sollen die Männer lieb haben / Holla! Männer / welche die Bauren zu Abtreibung der Vögl in den Aeckern und Gärten aufrichten / also soll einigen Absehen dahin gestellt seyn / wie sie lose / und mehrmahl verschamte Ertz-Vögel mögen abtreiben.*“²⁵

²⁴ Eugen Stolz, *St. Cutubilla*, in: *Archiv für christliche Kunst* 38 (1919), Nr. 1, S. 20–23.

²⁵ Abraham a Sancta Clara, *Judas der Erzscheml.* Verlegt bei Melchior Haan. Salzburg 1710 [es gibt weitere Ausgaben von anderen Herausgebern], S. 94. Die Kapitelüberschrift lautet: „*Judas der schlimme Hund verrath / verschwendt / verschächert / vergiebt / verkaufft / verwirfft / verändlet / verhandlet den guldenen Jesum umb Silber.*“

In der Pfalz gibt es die Sage von St. Gertraud mit den Mäusen:

„Irgendwo im Wasgenwalde schläft ein Tal. Es wird wohl kaum mehr als hundert Schritte breit sein. Auf der einen Seite steigen gemach rote Äcker zu einem Hügel an. auf der anderen streckt sich ein Hang steil hinauf zu einer Landstraße. Und mitten im Tale, in sattgrünen Wiesen steht ein altes, turmloses Kapellchen und hebt seinen spitzen Giebel wie gefaltete, lange Frauenhände in den blauen Himmel.

Kein Pfad führt hin zu dem Kirchlein. Durch Butterblumen und Vergißmeinnicht muß man den Weg zu ihm bahnen. Es ist weiß getüncht und trägt auf dem Rücken rotaufgemalt ein großes Kreuz. Der Regen hat die rote Farbe an vielen Stellen über die weiße Tünche rinnen lassen, so daß es scheint, als tropfe ständig das Blut vom Kreuze über die fensterlose Wand. Vorn angebaut an den eigentlichen Kirchenraum, so wie hingelehnt. Wange an Wange, ein kleines Vorhaus, im Giebel etwas niedriger.

Drückt man die Klinke, so krächzt die Türe nach innen von selber auf. Im Vorraum sitzen ringsum Bänke, längs gerichtet nach einer zweiten Türe, die in den Altarraum führt. Der ist abgeschlossen, und den Schlüssel verwahrt irgend ein frommes, altes Mütterlein in der Nähe.

Doch kann man durch zwei niedrige Fenster die neugierigen Augen zum Altare schweifen lassen, der schmucklos, nur mit einem verwaschenen Linnen und zwei bronzierten Leuchtern versehen, an der Rückwand klebt, dort, wo außen das Kreuz aufgemalt ist. Über dem einfachen Kreuzifix, zu oberst auf dem Altartisch, hängt unter Glas das Bild der heiligen Gertraud. Es ist erst vor einigen Jahren von einem umherreisenden Händler erworben worden, holzgerahmt und schmucklos. Viel sinniger und merkwürdiger dagegen war das frühere Bild, das vom Alter und Wurmfraß aus dem Rahmen gefallen war. Es zeigte die Jungfrau Gertraud als lilientragende Äbtissin und zu ihren Füßen eine Schar großschwänziger Ratten und Mäuse und gab hiermit eigentlich die ganze, wundersame Legende wieder, wie sie vom Volke also erzählt wird:

In diesem einsamen Tale, wo sich jetzt nur Wiesen breiten, stand in früheren Jahren ein großes, reiches Dorf. Stattliche Bauerngüter begrenzten die Straßen. Das Feld umher war erntereich, Keller und Speicher gefüllt mit Frucht. Da kam eine große, gefräßige Spinne über das Land und das Tal gekrochen und fraß alles, was an Frucht und Brot in den Vorratskammern aufgehäuft lag. Ein Krieg walzte sich mit Tausenden von fremden Soldaten und Völkern dahin.

Und nach ihm kam ein großes, dürres Gespenst mit hungerlöcherigen Backen und spitzer Nase, die Not. Die hockte über dem Dorfe und drückte den armen Menschlein, einem nach dem anderen die Kehle zu, daß sie hindorrtten und fielen, wie Gras in Sommersglut. Dazu kam eine andere Plage. Die Erde öffnete sich und das Hungergespenst peitschte Ratten und Mäuse aus ihren Löchern. Wie große, graue Schatten huschten sie über die Felder, die Gärten, schlüpfen in Küche und Keller, Speicher und Ställe und fraßen das Brot im Schrank, das Vieh im Stall und die Kindlein in der Wiege. Das war doch das größte Übel.

Und als die Not und das Elend alle Straßen, Kammern und Herzen füllte, da trat ein Mann auf, der auf Kriegsfahrten viel im Lande herumgekommen war. Sein Körper war zerrüttet vom Elend, fleischlos und knochig geworden. Da kam wie ein aufpeitschendes Feuer eine Erinnerung aus seinen Fahrten über ihn. Er sprang durch die öden Gassen und lockte aus allen Winkeln, Kellern und Bodenlöchern die verschüchterten, leidverstörten Brüder und Schwestern. Und er sprach zu ihnen: ‚Ich weiß eine Rettung. Leute! Hilfe in unserer Not. Hört, welches Erlebnis mir der Himmel wieder in den Sinn gab: Um die Osterzeit des Jahres 1627 lag unser Heerhaufen bei der Stadt Nivelles droben im Brabantischen. Lange Märsche hatten unsere Mägen geleert, unsere Sinne ausgezogen und toll gemacht. Wir suchten Nahrung, fanden aber nichts wie Ratten in den Kellern, die den hungrigen Leuten und uns die letzten Brotlaiblein wegfraßen. Und allesamt wären wir der grausigen Not erlegen, wäre nicht eine heiligmäßige Jungfrau gewesen, die Äbtissin des dortigen Klosters. Diese schloß sich in ihre Zelle ein und bestürmte Gott um Hilfe eine lange Nacht bis zum frühen Morgen. Darauf erschien sie vor den Stadtvätern und ließ sich von ihnen vor die Tore der Stadt fahren. Hier brach sie am Wege eine Feldlilie, die gerade aus den Knospen gesprungen war. Mit dieser ging sie ein Stück Wegs gegen das Feld hinaus, dorthin, wo eine das ganze Land überragende,mäßige Anhöhe lag. Und während die Väter an den Toren standen und beteten, stieg sie auf den Hügel, stand droben mit ausgebreiteten Armen und hielt die Lilie über Äcker und Wiesen und betete sie rein von Mäusen und Ratten. Dieses Wunder der Äbtissin hat eine ganze Stadt gerettet, es wird auch unserem Tale Erlösung bringen. Habt Vertrauen! Die Heilige wird euch helfen!‘

Diese Worte nahmen die Schwere von allen Herzen. Sie sanken in die Knie und riefen: ‚Hilf uns heilige Gertraud von Nivelles! Bitte für uns, fege unsere Felder rein von Mäusen und Ratten!‘ Und ihr großes Ver-

trauen baute mitten auf dem freien Platze des Dorfes eine Kapelle, die nicht größer war, als eines ihrer Häuser. Darein stellten sie einen Altar und schrieben an die Wand die Worte: Bitt für uns hl. Gertraud! Die Jungfrau wirkte auch hier ihr Wunder. Das Tal wurde frei, und die Bauern sanken dankbar Sankt Gertraud zu Füßen.

Jahre kamen und gingen. Haus um Haus wuchs breit und weit aus dem Boden. Kein Pulver säte Tod und Haß. So konnte gute, schöne Saat auf allen Feldern keimen. Wohlstand zog in die Häuser und die Herzen, die eine furchtbare Not umkrallt hatte, blühten auf in sonniger Lebensfreude. Tanz und Kirmes gab es wieder. Doch wie wandelbar sind der Menschen Herzen! Haben Heilige den Vätern geholfen, so vergessen die Söhne schon wieder des Dankes. Die Alten starben, und Junge wuchsen auf, die auf efeuumsponnenen Grabplatten der Ahnen entzifferten, ihre Taten und Versprechen aber vergaßen. Und das war nicht gut. Bald war Übermut und Ausgelassenheit Trumpf und das Kirchlein, der steinerne Dank der Vorfahren für Rettung aus Leibesnöten, stand einsam und verlassen mitten drin in wüster Schlemmerei. Die Tünche fiel von den Wänden, die Ziegeln jagte der Wind vom Dach, und niemand hob die Hand, um auszubessern. ‚Was geht uns die Heilige mit den Mäusen an. Das ist altväterlicher Wunderglaube‘, hörte man sie sagen. Und sie geigten und tanzten, sie johnten und höhnten, und die Welle des Leichtsinns und der Maßlosigkeit schlug empor zum Himmel.

Da geschah es einmal, als Jung und Alt am Tanz und Trunke sich erhitzen und die Nacht zum Tage und den Tag des Herrn zum Tag des Teufels machten, da geschah es, daß früh morgens plötzlich ein gewaltiges Gewitter, dessen Anzug niemand bemerkt hatte, über dem Tale sich entlud und Blitz, Donner und Regenmassen spie, daß es schien, als sei das Ende der Welt gekommen. Doch immer flotter flogen die Fiedelbogen mit dem Teufel um die Wette. Immer schmelzender klangen die Weisen, immer schneller flogen die Paare im Kreise, immer toller platschte der Regen auf Dächer und Straßen, fraß mit durstigen Mäulern an Mauern und Wänden, immer wilder biß sich der Blitz in die Giebel der Scheunen und Speicher. Dann ein Schreien und Fluchen, ein Laufen, ein Rennen, ein Stürzen und Fallen. Immer am Kirchlein zur Rechten und Linken vorbei, nur nicht hinein. Die helfende Jungfrau war längst aus ihren Gedanken entschwunden, der Weg zu ihrem Hause den Frevlern ungewohnter Gang. Die gewaltigen Wassermassen griffen mit lechzenden Händen nach Steinen und Balken, menschlichen Leibern, wälzten und

schwemmen sie talab in drei grundlose Weiher, die sich unten mächtig gestaut hatten. ‚Hier hat der Teufel gekehrt‘, so sagten die Wanderer, die das Tal besahen. Schlamm und Sand, nichts wie Schlamm und Sand. Kein Haus, kein Ziegelstein. Doch inmitten unversehrt stand das Kirchlein der Jungfrau Gertraud, der steinerne Dank der Väter für Rettung aus Not.

So leuchtet die Blüte der Dankbarkeit trotz Blitz und Hagelschlag bis auf den heutigen Tag. Wenn man den Erzählungen der Wanderer glauben kann, die in diese Gegend kommen, so sei es nachgesagt, daß man heute noch in bestimmten Nächten im Tale leise, schluchzende Tanzweisen vernehmen kann. Auch sehen fromme Wanderer, die von der Nacht überrascht im nahen Gebüsch sich zum Schlafe niederlegen, im Traume die heilige Jungfrau Gertraud mit einer Lilie durch das Tal hinschweben.“²⁶

Nikolaus

Festtag: 6. Dezember. Dargestellt im bischöflichen Ornat mit Anker oder Schiff, mit Bottich mit drei Knaben, mit Geldbeutel oder Münzen, die er drei Mädchen in eine Hütte reicht, mit drei Broten oder Goldstücken oder Äpfeln.

Nikolaus als Vertreiber des Ungeziefers ist bei keiner Darstellung zu sehen. Wenn Nikolaus ohne die Attribute, die auf die Wunder zurückgehen, erscheint, kann das vielleicht als seine Hilfe gegen Ungeziefer gedeutet werden, aber dafür gibt es keine Beweise. Trotzdem ist es eine Tatsache, dass der Geschenke bringende und andere Wohltaten erfüllende Bischof auch als Helfer gegen die Ratten gewählt worden ist.²⁷ In Thüringen²⁸ und in manchen Gegenden von Bayern²⁹ wurde am Nikolausabend innen an die Türen der Räume, vor allem an Stall- und Kellertüren, wo sich Ratten aufhielten, sein Name angeschrieben.

Eine Figur des heiligen Nikolaus steht am Freiburger Münster am Südtor (Segenstür). Diese Figur wird in die Zeit nach 1200 verwiesen. Sie gehört also in die Zeit, als der heilige Nikolaus aus der byzantinischen

²⁶ Viktor Carl, Pfälzer Sagen und Legenden. Edenkoben 2000, S. 282–285: St. Gertraud mit den Mäusen.

²⁷ Wuttke (wie Anm. 4), S. 400.

²⁸ August Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meiniger Oberland. Weimar 1858, S. 140.

²⁹ Eugen Schnell, Sanct Nicolaus, der heilige Bischof und Kinderfreund, sein Fest und seine Gaben. 1. Heft: Das deutsche Reich und die Schweiz. Brünn 1883, S. 37.

Ostkirche in die lateinische Kirche übernommen wurde. Die ihm zugeschriebenen Wundertaten waren noch nicht zur Darstellung vorgesehen, schon gar nicht zusammen mit Ratten. Eine ganz ähnliche Figur befindet sich an einer Säule im Nikolausmünster zu Überlingen.

Nicasius von Reims

Festtag: 14. Dezember. Dargestellt in Kasel und Tonsur, mit Buch und Segensgestus.

Nicasius war Erzbischof von Reims, 401 hat er eine Kirche errichtet. Bei der Eroberung der Stadt 407 durch die Vandalen wurde er ermordet. Ihm wurde das Haupt abgeschlagen, und daher wird er oft seinen Kopf tragend dargestellt. (Nicht richtig scheint es zu sein, dass er 451 von den Hunnen ermordet worden sei.) Als Krankenpatron tritt er 452 auf, als die Pocken in ganz Frankreich herrschten. In der Legende wird er aber auch als Helfer gegen die Pest genannt:

Im Harz³⁰, Elsass³¹, Oberpfalz³² und in Böhmen³³ wurde auch über der Tür der Name Nicasius mit Kreide, die am Dreikönigstag geweiht wurde, angeschrieben. In der *Magiologia*³⁴ heißt es: *„Etliche stehen an Nicasii Tag frü auf / vñ schreiben für der Sonnen aufgang / über die thüren aller Gemächer in dem Hauß: Heut ist Nicasius Tag / der Mäuß vnd Ratten vertreiben mag. Vnder der abergläubigen Beredung / es könne dasselbe ganze Jahr / weder Mauß noch Ratt / in demselbigen Hauß bleiben.“*

Auf einem alten Pestblatt ist Nicasius als Pestvertreiber in Reims dargestellt, neben ihm der heilige Silvester, dem aber kein Krankheitspatronat zuzuschreiben ist³⁵: *„Als in der Stadt Rheims ein wütendes Feuer ausgebrochen war – es handelte sich um die Pest –, erfuhr der Heilige die*

³⁰ Heinrich Pröhle, *Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge*. Leipzig 1855, S. 84.

³¹ August Stöber, *Volksthümliche Gebräuche und abergläubische Meinungen im Elsaß, in: Alsatia 3* (1852), S. 122–153, hier S. 132; Wuttke (wie Anm. 4).

³² Wuttke (wie Anm. 4), S. 400.

³³ Ebd.

³⁴ *Magiologia* Das ist: Christlicher Bericht Von dem Aberglauben und Zauberey. Der Welt / ohne einige passion der Religionen fürgestellt / Durch Philonem [Bartholomäus Anhorn von Hartwiss], Augusta Rauracorum 1675, S. 135.

³⁵ Charles Givelet, *L'Église et l'abbaye de Saint-Nicaise de Reims*, Reims 1897, S. 191; John Findley Drew Shrewsbury, *The Plague of the Philistines, and Other Medical-Historical Essays*. London 1964, S. 123–143; Thilo Esser, *Pest, Heilsangst und Frömmigkeit. Studien zur religiösen Bewältigung der Pest am Ausgang des Mittelalters*. Münster (Diss.) 1998, S. 267.

Botschaft in der Nikasienkirche. Er warf sich nieder und flehte Gott um Hilfe an. Darauf eilte er mit schnellen Schritten in die Stadt, wandte sich den Flammen entgegen und kaum hatte er mit seiner Rechten ein Kreuz gemacht, als die Pest wich und vor dem Heiligen zu fliehen schien. Er verfolgte sie, trieb sie von allen noch unverletzten Orten ab und zuletzt zum offenen Tor hinaus. Darauf schloß er die Tür und gebot unter ausgesprochenen Drohungen gegen jeden Frevler, daß sie nimmermehr geöffnet werden sollte. Als nach einigen Jahren ein daneben wohnender Bürger, namens Fercinctus, das Mauerwerk, womit das Tor verschlossen war, durchbrach, kam die Seuche in sein Haus, daß darin weder Mensch noch Vieh lebendig blieb.“

Ein Kaplan am Tisch der Johanniter Nachtrag zu den „Kaplänen an der Liebfrauenkirche in Neuenburg am Oberrhein“

Von Jörg W. Busch

Die Stadt Neuenburg am Rhein besaß im 15. Jahrhundert, wiewohl sie nur eine Kleinstadt im südlichen Breisgau war, an ihrer Pfarrkirche, dem Liebfrauenmünster, eine eigene Klerikergemeinschaft. Die einzelnen Inhaber der 1493 schließlich 17 Altarpfründen vorzustellen und hinsichtlich ihrer Pflichterfüllung zu untersuchen¹, war möglich, weil die moderne Kommune Neuenburg am Rhein seit 1991 das Vorhaben tatkräftig unterstützt und materiell fördert, alle Urkunden, in denen die Stadt oder einzelne ihrer Einwohner zwischen 1185 und 1500 handeln oder erwähnt sind, in Regestenform der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

Die „*Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein*“, deren erster von 1185 bis 1350 reichender Band 2014 erschien², sind, weil sie sowohl Geistliche wie Weltliche, sowohl Kleriker wie Laien in Neuenburg oder mit Beziehung zu Neuenburg erfassen, auch für die Kirchengeschichte des Breisgaues aufschlussreich, worauf bereits hingewiesen werden konnte.³ Hinsichtlich der Neuenburger Kaplansgemeinschaft wird das Regestenwerk aber erst mit seinem dritten Band für die Jahre von 1414 bis 1462 und mit seinem vierten für die Jahre 1463 und 1500 aufschluss-

¹ Jörg W. Busch, Die Kapläne an der Liebfrauenkirche in Neuenburg am Oberrhein. Absenzen und Mehrfachbepfändung in einer Klerikergemeinschaft des 15. Jahrhunderts, in: FDA 134 (2014), S 97–224.

² Jörg W. Busch/Jürgen Treffeisen (Bearbb.), Urkundenregesten 1185–1350 [Regg. 1–396] (Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein [1185–1500], 1, Teil 2), Neuenburg am Rhein 2014, S. 128–533.

³ Jörg W. Busch, Kirche und Kleinstadt. Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein, in: FDA 135 (2015), S. 73–77.

reich werden⁴, denn diese werden die Masse der Zeugnisse enthalten, die der genannten Prosopografie der Kapläne⁵ zugrunde liegen.

Der zweite Band des Regestenwerkes, der 2017 erschien⁶, umfasst mit den Jahren 1351 bis 1413 jene Zeit, in der verstärkt Pfründenstiftungen in dem Neuenburger Liebfrauenmünster zu verzeichnen sind, in der also Stifter die materiellen Grundlagen für die Kaplansgemeinschaft des 15. Jahrhunderts legten. Die ältesten, urkundlich bezeugten Stiftungen stammen bereits aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts, als der Vater des Edelknechts Johann von Schlatt eine Pfründe an dem Nikolaus-Altar (A14)⁷ und Konrad Renke eine solche an dem Maria-Magdalena-Altar (A13) stiftete.⁸ 1371 dotierte der Neuenburger Bürger Konrad Korber eine Pfründe auf dem (so nicht eindeutig zu identifizierenden) Altar, der St. Katharina, St. Antonius und St. Georg geweiht war⁹, doch wurde der Stiftername später mit der Pfründe an dem Jungfrau-Maria-Altar (A11) verbunden. 1390 stiftete die Neuenburger Bürgerin Mechthild Höppler eine Pfründe auf dem Liebfrauen- und Dreikönigs-Altar (A12?).¹⁰ Vor 1403 errichtete der Freiburger Stadtschreiber Johannes Varnower eine nach ihm benannte Pfründe auf dem Antonius-Altar (A01).¹¹ Unbekannt bleibt, wann die Familie Brenner die Pfründe auf dem Jodokus-Altar (A07) gestiftet hatte, doch entsprach es dem Willen

⁴ Die zeitliche Abgrenzung der einzelnen Bände war zunächst von dem ganz praktischen Erfordernis diktiert, etwa 400 Regesten in jeden Band aufzunehmen. Doch hat es sich ergeben, dass der zweite Band bis 1413 reicht, also gleichsam bis zu dem Vorabend des Konstanzer Konzils, das 1414 eröffnet wurde und auch regionalgeschichtliche Bedeutung besaß. Weitere etwa 400 Regesten werden den dritten Band füllen, der damit bis zu dem Jahr 1462 reichen wird. Und dieses Jahr stellt für die Stadt Neuenburg ein entscheidendes dar, weil damals ein großer Baseler Schiedsspruch vom 16. November (Stadtarchiv Neuenburg, Nr. 77) ihr Verhältnis zu der sie umgebenden Markgrafschaft, wie Gebrauchsspuren zeigen, auf Jahrhunderte regelte.

⁵ Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 155–198.

⁶ Jörg W. Busch/Jürgen Treffeisen (Bearb.), Urkundenregesten 1351–1413 (Regg. 397–833). (Die Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein [1185–1500], 2, Teil 2), Neuenburg am Rhein 2017, S. 142–397.

⁷ Bezeugt durch die Verleihung von Pfründengut Busch/Treffeisen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 2), S. 343, Nr. 324 (um 1338), und Diess., Urkundenregesten 2 (wie Anm. 6), S. 69f., Nr. 413 (1352 November 13). Die im Folgenden gebotene Nummerierung der Altäre ist die der Liste von Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 199–205.

⁸ Busch/Treffeisen, Urkundenregesten 1 (wie Anm. 2), S. 326–328, Nr. 304 (Zustiftung von 1334 April 18).

⁹ Busch/Treffeisen, Urkundenregesten 2 (wie Anm. 6), S. 158f., Nr. 524 (1371 Oktober 21).

¹⁰ Ebd. S. 254f., Nr. 647 (1390 Februar 26) und die Bestätigung durch den Konstanzer Generalvikar ebd., S. 255f., Nr. 648 (1390 März 17).

¹¹ Ebd. S. 370f., Nr. 769 (1403 September 20).

des vor 1403 verstorbenen letzten männlichen Brenner seiner Linie, Heinzmann, dass Bürgermeister und Rat von Neuenburg das Präsentations(Leihe)recht ausübten sollten, wie seine Tochter schriftlich bestätigte.¹² 1412 stiftete der nach Neuenburg zugewanderte und später nach Basel verzogene Tuchhändler Rudolf Schneider nicht nur die Pfründe auf dem St.-Erhards-Altar, vielmehr ließ er gleich die ganze Erhards-Kapelle dazubauen.¹³

Bei anderen Pfründen ist eine Stiftungsurkunde nicht bekannt, wohl aber erfolgte 1391 eine Zustiftung an die Pfründe auf dem Johannes- und Jakobus-Altar, auch Bulster-Pfründe genannt (A09), durch die Neuenburger Bürgerin Dorothea Äuglin.¹⁴ Ebenfalls nicht erhalten ist die Stiftungsurkunde, mit der Hanman Walh, ein 1401 als lebend bezeugter und 1412 als verstorben genannter Tuchhändler, eine Pfründe mit seinem Namen auf dem Dreikönigs-Altar (A02) einrichtete.¹⁵ Wiederum urkundlich bezeugt ist die Einrichtung einer Pfründe 1419 auf dem Altar der Elftausend Jungfrauen (A05) durch den Neuenburger Bürger Nikolaus von Biengen.¹⁶ Ohne überlieferte Stiftungsurkunde ist 1422 die Einrichtung einer Pfründe an dem St.-Nikolaus-Altar (A14) durch Mechtilds Sohn Rudolf Höppler bischöflich bestätigt worden, während die Urkunde erhalten blieb, mit der Rudolfs Witwe 1429 das Präsentations(Leihe)recht an Bürgermeister und Rat von Neuenburg übertrug.¹⁷

Die Beweggründe für solche Stiftungen waren sicher vielfältig, regelmäßig betonten die darüber ausgestellten Urkunden, dass die Stiftungen zur Ehre Gottes und der Gottesmutter erfolgten und dass sie dem Seelenheil der Stifterfamilie förderlich sein sollten. Bei den meisten Neuenburger Pfründenstiftungen fällt jedoch auf, dass die Stifter das Stiftungskapital mit Geld erworben hatten, indem sie nämlich Renten verkauften,

¹² Ebd. S. 354f., Nr. 757 (1403[–1442]).

¹³ Ebd. S. 419, Nr. 825 (1412 September 13), und die Bestätigung durch den Konstanzer Generalvikar ebd., S. 428, Nr. 830 (1413 Mai 16); zu den Lebensspuren des Stifters vgl. ebd. S. 350 die Anm. 289 zu Nr. 752 (1402 Februar 27).

¹⁴ Ebd. S. 262f., Nr. 655 (1391 Januar 31).

¹⁵ Bezeugt durch Pfarrarchiv Neuenburg Nr. 66 (1421 Januar 20).

¹⁶ Pfarrarchiv Neuenburg Nr. 64 überliefert dazu eine regelrechte „Akte“, bestehend aus drei Urkunden, die durch den Pergamentstreifen der jeweils folgenden Siegel verbunden sind: die Genehmigung des Pfarrherrn (1419 Mai 5), die eigentliche Stiftungsurkunde (1420 April 16) und die Bestätigung durch den Konstanzer Generalvikar (1420 September 15).

¹⁷ Das Regest von Pfarrarchiv Neuenburg Nr. 54 (1429 Juni 8) wird auf die bischöfliche Bestätigung von etwa 1422 verweisen.

um das durch die kirchliche Lehre verpönte Wort „Zins“ zu vermeiden.¹⁸ Gerade diese Stifter hatten allen Grund, sich um ihr jenseitiges Heil zu sorgen, weshalb sie schon in dieser Welt den künftigen Richter gnädig stimmen wollten.

Welche weiteren Aufschlüsse die „*Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein*“ einschlägig Interessierten oder denjenigen Forschern bieten können, die mit der Breisgaukleinstadt einen regionalen Vergleichsfall heranziehen wollen, wird sich zeigen müssen, doch ist wiederum mit ausführlichen Registern¹⁹ dafür Vorsorge getroffen, Belege zu finden. Auch für die Kenntnis der Neuenburger Kapläne ist durchaus mit weiteren Aufschlüssen zu rechnen, wie hier mit einem Nachtrag gezeigt sei. Denn das Regestenwerk, das seit 1991 reift, wird nach und nach erarbeitet, weil es ratsam erschien, vor einer Drucklegung nicht erst alle etwa 1630 Urkunden aus der Zeit zwischen 1185 und 1500 zu bearbeiten. Die Zahl der anzufertigenden Regesten selbst sagt bereits viel aus über die Entwicklung der Rechtskultur und Rechtsschriftlichkeit in einer Breisgaukleinstadt, was aber an anderer Stelle zu erläutern ist.²⁰

Die Erarbeitung der Neuenburger Regesten bedingte, dass für die Prosopografie der Kapläne vor allem auf jene Urkunden geblickt werden musste, in denen die Pfründner entweder als Betroffene (beispielsweise bei der Anweisung des bischöflichen Generalvikars, sie in ihre Pfründe einzusetzen) oder als Handelnde (beispielsweise bei Rentenkäufen für ihre Pfründe oder für die Kaplansgemeinschaft) erscheinen. Erst mit der Jahr für Jahr, Band für Band voranschreitenden Erarbeitung der Regesten können noch weitere Urkunden „auftauchen“, in denen ein Neuenburger Kaplan gleichsam am Rand auftritt, wie es bei dem nun

¹⁸ Entsprechende Geschäfte des Konrad Korber finden sich in Busch/Treffsien, *Urkundenregesten 2* (wie Anm. 6), S. 117f., Nr. 475 (1365 Oktober 15), S. 146, Nr. 511 (1369 Juli 10), S. 154–156, Nr. 521 (1371 April 29), und S. 177–179, Nr. 550 (1375 April 5). Zu den Rentenverkäufen der Mechthild Höppler vgl. ebd. S. 193 die Anm. 121 zu Nr. 568 (1377 Juni 26) und zu denen der Familie Brenner, insbesondere der Elisabeth, S. 325 die Anm. 257 zu Nr. 723 (1399 Juni 24) sowie zu beiden in Geldgeschäften tätigen Frauen das Personenverzeichnis unter ihren Namen.

¹⁹ Busch/Treffsien, *Urkundenregesten 2* (wie Anm. 6), S. 434–485 (Orte), S. 486–563 (Personen nach Familien bzw. Funktionen) und S. 564–606 (Sachen).

²⁰ Vgl. vorerst Jörg W. Busch, *Die Schulmeister in den Neuenburger Urkunden. Oder: Wer brachte Mathias von Neuenburg das Lesen und Schreiben bei?*, in: Ursula Huggle/Heinz Krieg (Hrsg.), *Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit* (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 60). Freiburg, München 2016, S. 37–52, insbes. S. 39f.

vorzustellenden Andreas Nieß der Fall ist, dem die Prosopografie bislang nur einen sehr dürren Eintrag widmen konnte.²¹

Andreas Nieß erschien nämlich am 14. März 1466 als einer von neun Männern in dem Neuenburger Rathaus, und zwar in jener neuen Stube, die zwischen dem Rathaus und dem Rheintor errichtet worden war. Dorthin hatte ihn und die anderen acht Männer der Schaffner der Neuenburger Johanniterkommende, Johannes Steinfort, vorgeladen, wozu dieser durch den Johanniterkomtur von Freiburg, Heitersheim und Neuenburg, Rudolf von Baden, bevollmächtigt war. Denn die neun Männer, sechs Einwohner von Neuenburg, einer von Hach und der Meiger des Frauenklosters Gutnau bei Neuenburg, sollten unter Eid über die Nutzung der Auen und Auenwälder im Rhein aussagen, die zwischen dem Johanniterkomtur und dem Bischof Johann V. von Basel als dem Herrn von Schliengen umstritten waren. Für den Streit, der vor dem österreichischen Landvogt anhängig war, sollte der kaiserliche Notar Herman von Bingen, der zugleich wohl Stadtschreiber von Neuenburg war²², die Aussagen der neun Männer aufnehmen und mit einem Notariatsinstrument beurkunden.²³

Die Zeugeneinvernahme erfolgte in dem Neuenburger Rathaus nicht nur, weil die Neuenburger Johanniter Bürger dieser Stadt waren²⁴, vielmehr erfolgte sie dort, weil der gleichfalls anwesende Bürgermeister Conrat Hesing auf Antrag des Johanniterschaffners diejenigen Zeugen, die der Stadt durch Eid verbunden waren, von diesem Eid insoweit entband, dass sie zu der umstrittenen Auennutzung ohne Rücksicht aussagen konnten. Für ihre Aussage mussten die acht Laien vor dem Notar einen körperlichen Eid mit aufgehobener Hand und gelehrten Worten

²¹ Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 178, Nr. K35.

²² Eine Dorsualnotiz vom 8. März 1463 auf Staatsarchiv Basel, Klosterarchive, Klingenthal Urk. 2082 (1450 April 20), ist unterschrieben von „*Herman von Bingen Stadtschreiber zu Neuenburg*“.

²³ GLA 20/Nr. 2019 (1466 März 14) überliefert die „*kuntschafft*“, aus der hier und im Folgenden zitiert wird, welche Nummer sie bei Busch/Treffelsen, Urkundenregesten 4, tragen wird, steht noch nicht fest.

²⁴ Als der hier angesprochene Streit um die Auennutzung am 4. November 1466 vor Bürgermeister und Rat von Basel verhandelt wurde, berief sich der Fürsprecher des Johanniterkomturs, Rudolf von Baden, darauf, dass seine Kommende in Neuenburg Bürger dieser Stadt sei und dass sie daher mit deren Einwilligung Anteil an jener kaiserlichen Freiheit habe, die den Neuenburgern in den Rheinbrüchen (Auen, Sumpfland) zwischen Bellingen und Grißheim zuerkannt wurde, so Staatsarchiv Basel, Ratsbücher A 8, fol. 110v.

zu Gott und den Heiligen schwören, damit sie niemanden zuliebe oder zuleide, weder durch Gunst, Furcht, Zuwendung noch durch irgendeine andere Sache verleitet, nach bestem Wissen die ganze Wahrheit aussagen, soweit sie ihnen bekannt war. Hingegen nahm der Notar auf die priesterliche Würde des Andreas Nieß als Kaplan am Neuenburger Liebfrauenmünster Rücksicht und verzichtete darauf, ihm einen körperlichen Eid abzuverlangen. Andreas Nieß durfte auf das Evangelium schwören, nach bestem Wissen wahrheitsgemäß auszusagen.

Die acht Laien begannen ihre Aussage nun stets damit, dass sie angaben, wie alt sie seien und damit, wie weit sie sich an die Nutzung der Auen und Auenwälder im Rhein zurückerinnern konnten. Der Kaplan Andreas Nieß gab leider, für jeden Personenforscher misslich, sein Alter nicht an. Dafür aber beschrieb er, seit wann und wie er mit eigenen Augen sehen konnte, dass den Neuenburger Johannitern die Auennutzung rechtlich zustand. Der gleichsam biografische Teil seiner Aussage erweitert dann die bisherige Kenntnis über diesen Kaplan²⁵ doch erheblich.

Andreas Nieß gab nämlich auf Befragen an, er habe seit zehn Jahren seinen Aufenthalt in der Neuenburger Johanniterkommende. Also hielt er sich nicht erst, wie bislang bekannt, 1482, sondern bereits seit etwa 1456 in Neuenburg auf. Einen (leider nicht genauer angegebenen) Teil dieser zehn Jahre, so sagte Andreas Nieß aus, habe er der Johanniterkommende (wohl mit Messelesen, wie zu ergänzen ist) gedient. Nachdem er aber (zu einem nicht angegebenen Zeitpunkt) in seine Neuenburger Kaplanspfründe eingewiesen worden war, hätte er in der Kommende weiter seinen Tisch gehabt (also seine Mahlzeiten eingenommen). Daher habe er oft und viel sehen können, wie dem damaligen, nun verstorbenen Schaffner der Neuenburger Johanniterkommende, Andreas von Baden, Verstöße gegen die Auennutzung vorgebracht sowie mit Feld- und Waldbußen belegt wurden.

Diese Zeugen- und zugleich Eigenaussage belegt nun, dass Andreas Nieß seine Pfründe an dem St.-Erhard-Altar, wo er noch 1497 bezeugt ist, bereits zu einem unbekanntem Zeitpunkt zwischen 1456 und 1466 erhalten haben muss. Dieser Zeitpunkt lässt sich aber auf die Jahre zwischen 1456 und 1460 eingrenzen, weil die Überlieferung der Investitur-

²⁵ Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 178, Nr. K35.

protokolle, die ihn nicht nennen, erst 1460 einsetzt. Folglich gehörte Andreas Nieß keineswegs zu der Gruppe der Kapläne, die ihre Pfründe zwischen zehn und 15 Jahren innehatten, vielmehr gehörte er zu der Gruppe der „Altgedienten“, die jahrzehntelang an ihrem Altar zelebrierten. Indem Andreas Nieß seinen St.-Erhard-Altar mindestens 37 Jahre innehatte, schmilzt die Zahl derjenigen Kapläne leicht, die über das 15. Jahrhundert verteilt anzunehmen, aber nicht bezeugt sind.²⁶ Die Berechnung der durchschnittlichen Dauer des Pfründenbesitzes hingegen verändert sich nur leicht. Denn Andreas Nieß ist weiter jener Gruppe von 34 Kaplänen zuzurechnen, für die nur erste und letzte Zeugnisse angegeben werden können, nicht aber das genaue Jahr der Pfründeneinweisung und das des Verzichts oder Todes. Daher verschiebt sich die Dauer des durchschnittlichen Pfründenbesitzes in dieser Gruppe von 18 1/2 auf 19 Jahre.²⁷

Insgesamt darf Andreas Nieß, der „Kaplan am Tisch der Johanniter“, als deren Kandidat angesehen werden, den Bürgermeister und Rat von Neuenburg in den Jahren zwischen 1456 und 1459 auf ihren St.-Erhard-Altar präsentierten, um die Beziehungen zu der geistlichen Sondergemeinschaft in ihrer Stadt zu pflegen. Ob die Weiterbearbeitung der „*Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein*“ auch weitere Aufschlüsse dieser Art liefern kann, bleibt abzuwarten. Hingegen wäre es wünschenswert, wenn Andere, die mit archivalischem Material arbeiten, für die auswärts mehrfach bepfündeten Neuenburger Kapläne Belege lieferten.²⁸

²⁶ Bei Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 201, muss also unter A06 der an diesem Altar vermutete Stefan Sturmer gestrichen und dafür Andreas Nieß eingesetzt werden. Auch ist ebd. S. 138 vor 1460 statt 1482 zu lesen.

²⁷ Busch, Kapläne (wie Anm. 1), S. 106.

²⁸ Sehr dankbar wären die Bearbeiter der „*Urkunden der Stadt Neuenburg am Rhein*“, wenn diejenigen, die sich mit Breisgauer Urkunden beschäftigen, sie auf solche hinwiesen, in denen ein Neuenburger oder eine Neuenburgerin nur am Rande des Rechtsgeschäfts auftritt, nicht aber in dem Repertoriumseintrag der betreffenden Urkunde nachgewiesen ist.

Reformationszeit am Oberrhein

Von Ursachen und Wirkungen der konfessionellen Spaltung der Region

Von Wolfgang Hug

Das Jahr 2017 war dem Gedenken an den Anstoß zur Reformation vor 500 Jahren gewidmet. Es erinnerte an Luthers Veröffentlichung der Ablass-Thesen am Tag vor Allerheiligen Anno Domini 1517. Sie wurde zum Auftakt der reformatorischen Bewegung, die schließlich in die konfessionelle Spaltung der westlichen Christenheit führte. Im Blick auf die Region am Oberrhein ist die Entwicklung in vier Schritten zu betrachten:

1. Zunächst ist zu klären, welche Ursachen und Bedingungen eine Reformation am Oberrhein begünstigt haben.
2. Im zweiten Schritt sind der unmittelbare Anlass und die Ausbreitung der reformatorischen Bewegung in der Region darzustellen.
3. Sodann geht es um den Prozess der konfessionellen Spaltung im deutschen Südwesten.
4. Schließlich richtet sich der Blick auf die direkten und indirekten Wirkungen und Folgen der Reformation hierzulande.

Unter diesen Aspekten wird versucht, die reformatorische Bewegung in der hiesigen Region am Oberrhein, speziell in der Stadt Freiburg und dem Breisgau, genauer wahrzunehmen und zu erkennen, welchen Anteil die Menschen hier an dem geschichtlichen Prozess der Reformation genommen und wie sie an diesem Prozess mitgewirkt haben, aber auch zu sehen, was die Reformation für sie bewirkt hat.

I. Frömmigkeitswandel und Kirchenkritik am Vorabend der Reformation

Zu Recht urteilte der Konstanzer Diözesanbischof Hugo von Hohenlandenberg, der damalige Oberhirte auch von Freiburg und dem Breisgau 1528: „*Die Reformation hat in vielen langen Jahren seither gewurzelt, [...] hat aber allererst jetzt (als zu gelegener Zeit) [...] ihren Ausbruch genommen.*“¹ In der Tat hatte die Reformation eine lange Vorgeschichte. Ein ganzes Jahrhundert war von 1417 bis 1517 die Chance der „Glaubenserneuerung“ vertan worden. Das Konstanzer Konzil hat vor 600 Jahren die „Causa reformationis“ statt zu klären, scheitern lassen.² Die (vor allem moralische) Reform an Haupt und Gliedern war nicht nur ausgeblieben. Sie hatte sich als unmöglich erwiesen, und so haben sich die Missstände der Kirche in den 100 Jahren nach dem Konstanzer Konzil noch verschärft. Kritische Stimmen beklagten den Zustand der Mutter Kirche immer deutlicher.

Sebastian Brant, Sohn eines Straßburger Gastwirts und Professor in Basel, veröffentlichte 1494 „Das Narrenschiff“.³ Es wurde ein Bestseller,

¹ Zitiert aus Conrad Gröber, Die Reformation in Konstanz von ihren Anfängen bis zum Tode Hugos von Hohenlandenberg (1457–1532), in: FDA 46 (1919), S. 120. Ganz ähnlich urteilen moderne Analysen der Reformation, so formuliert z. B. Heinz Schilling in seinem Standardwerk zur Reformationsgeschichte über Luthers säkulare Wirkung, sie sei „*Produkt eines langfristig angelegten Umbruchs* [...] *der lange Wurzeln im späten Mittelalter*“ hatte. Vgl. Heinz Schilling, Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs. München 2016, S. 18. Zu Hugo von Hohenlandenberg vgl. Rudolf Reinhardt, in: Elmar L. Kuhn u. a. (Hrsg.), Die Bischöfe von Konstanz, Bd. 1, Friedrichshafen 1988, S. 392–395. Zum Gesamtkomplex der Reformation: Erwin Iserloh, Die protestantische Reformation, in: Hubert Jedin (Hrsg.), Handbuch der Kirchengeschichte, Band IV, Freiburg 1967; Remigius Bäumer u. a. (Hrsg.), Geschichte der Reformation, in: Raimund Kottje (Hrsg.), Ökumenische Kirchengeschichte, Band 2, München 1988, S. 275–367; Heribert Smolinsky: Von der Reform zur Reformation, in: Marc Vonard, Die Geschichte des Christentums, Band 7 (deutsche Ausgabe hrsg. von Heribert Smolinsky). Freiburg 1995. Aus den zum Reformationsjubiläum publizierten Darstellungen sind hervorzuheben: Thomas Kaufmann: Geschichte der Reformation in Deutschland. Berlin 2016/2017; Derselbe: Reformation (Reclam). Stuttgart 2016; Irene Dingel: Reformation: Zentren – Ereignisse. Göttingen 2016; Dietmar Peier und Eva-Maria Schnurr (Hrsg.): Die Reformation. Aufstand gegen Kaiser und Papst. München 2016; Thomas Greif: Die Reformation in Europa. München 2016; Olaf Mörke: Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung (= Enzyklopädie deutscher Geschichte Band 74). Berlin 2017.

² Gottfried Maron/Gottfried Seebass (Hrsg.), Causa Reformationis. Beiträge zur Reformationsgeschichte und zur Theologie Martin Luthers (= Festschrift für Gerhard Müller). Gütersloh 1989.

³ Sebastian Brant, Das Narrenschiff. Mit allen 114 Holzschnitten des Drucks Basel 1494. Hrsg. von Joachim Knappe. Stuttgart 2005.

vor allem, nachdem der Freiburger Philologe Jakob Locher 1497 das Buch ins Lateinische übersetzt hatte. 16 Auflagen erreichte Brant mit seinem Werk schon zu Lebzeiten, dazu Übersetzungen in mehrere Sprachen. Kapitel 104 enthält die kirchenkritischen Verse:

*„Sankt Peters Schifflein schwanket sehr.
Ich fürchte seinen Untergang im Meer.
Die Wellen schlagen allseits dran.
Ihm wird viel Sturm und Plage nahn.*

*Daher ich frei es sagen mag:
Es naht sich uns der Jüngste Tag.
Weil man das Licht der Gnad' veracht,
wird es bald gänzlich werden Nacht.
Und was man nie zuvor gehört:
Das Schiff den Kiel nach oben kehrt.“*

Rund zehn Jahre später entstand um 1505 eine Schrift des sogenannten „Oberrheinischen Revolutionärs“, die in ähnlicher Weise die Endzeit der Christenheit heraufbeschwor und mit scharfen Worten den Zustand der Kirche kritisierte. Als Autor wird ein Straßburger Bürger vermutet.⁴ In seiner Fundamentalkritik stellte der „Oberrheinische Revolutionär“ den Zustand von Reich und Kirche prinzipiell infrage, ein Grundübel sah er im Fiskalismus von Klerus und Kurie. Nicht weniger scharf waren die kirchenkritischen Partien in den Werken von Thomas Murner (der 1506 in Freiburg seinen Dr. theol. erworben hatte), etwa in seiner „Narrenbeschwörung“ von 1512, oder im „Triumphus Veneris“ des Tübingers Heinrich Bebel 1509.⁵ Man pflegte die Kritik gern im Ge-

⁴ Zur Verfasserschaft vgl. die Beiträge von Volkhard Huth in ZGO 157 (2009), S. 79–100 und Klaus H. Lauterbach in ZGO 160 (2012), S. 183–223. Lauterbach hat das „buchli“ des „Oberrheinischen Revolutionärs“ in der Reihe der MGH mit Kommentar herausgegeben. Vom Revolutionär am Oberrhein gibt es Querbezüge zum Lehener Bundschuh von 1513. Eine erste Auswertung des Werkes legte Otto Eckstein in seiner von Hermann Heimpel betreuten Leipziger Dissertation (nicht ohne NS-Ideologie) 1939 vor: Otto Eckstein, Der Oberrheinische Revolutionär. Geschichtliche und politische Würdigung einer Schrift zur Kirchen- und Reichsreform um 1500. Bleicherode 1939.

⁵ Der Elsässer Murner wandte sich in seiner „Narrenbeschwörung“ 1512 heftig gegen kirchliche Missstände, u. a. die Pfründenjagd, das Zehntwesen oder die Geldgeschäfte des Klerus, denen er entgegensetzte „Christus ging am Bettelstab, hatte weder Gold noch zeitlich

wand des Narren auszusprechen; das schützte vor Anklagen der Obrigkeit. Die Region am Oberrhein war beim Beginn der eigentlichen Reformation bereits in vorreformatorischer Erregung. Das dichte Städtetz mit den vielen Schulen sowie die lebhaftere Kommunikation und Fluktuation der Bewohner in diesem Raum hatte im Zusammenhang des Strukturwandels der Gesellschaft im Frühkapitalismus hier eine gereizte religiöse Befindlichkeit bewirkt. Mit Spott und Kritik wurde die Kirche ganz generell überzogen.⁶ Der Buchdruck sorgte für die Verbreitung entsprechender Schriften. Urheber waren vor allem die Humanisten, die ganz schonungslos die Missstände der Kirche anprangerten. Anzahl und Ansehen der Humanisten war damals wohl nirgends so groß wie hier in der oberrheinischen Bildungslandschaft. Mehr als anderswo widmeten sich Humanisten hier den religiösen Themen. Die Jahre 1515/17 bildeten wohl einen Höhepunkt in dem vor allem im Stadtbürgertum virulenten „Pfaffenhass“.⁷ Es fällt allerdings auf, dass die massive Kirchenkritik ein spezifisch deutsches Phänomen war, das im übrigen Europa so nicht zu beobachten war. Mit Savonarola hatten Rom und Florenz einen Brandherd 1498 brutal ausgelöscht. In Spanien hatte die katholische Kirche durch die Inquisition sowie durch die Vertreibung der Mauren und Juden (bzw. deren Zwangskonversion zum Christentum) 1492 ihre Autorität durchgesetzt.

Bevor auf die Kritik an der Kirche näher einzugehen ist, wollen wir zunächst die damalige religiöse Praxis in der „res publica christiana“ betrachten, die konkrete Glaubenswelt also im „christlichen Gemeinwe-

Hab“. In den 1520er-Jahren wurde er zum entschiedenen Gegner Luthers. Vgl. Heribert Smolinsky, Thomas Murner. Eine Persönlichkeit zwischen den Welten, in: Achim Aurnhammer/Hans-Jochen Schiewer (Hrsg.): Poeten und Professoren. Eine Literaturgeschichte Freiburgs in Porträts. Freiburg 2009, S. 77–93; Bebel hatte u. a. in Basel studiert, wurde in Tübingen zum „poeta laureatus“ gekrönt; besonders kritische Passagen finden sich in seinem Werk „Triumph der Venus“; vgl. Klaus Graf, Heinrich Bebel (1472–1518). Wider ein barbarisches Latein, in: Paul Gerhard Schmidt (Hrsg.), Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile. Stuttgart 2000, S. 179–194.

⁶ Regionale Beispiele u. a. in: Wolfgang Hug, Geschichte Badens. Stuttgart 1998, bes. S. 122–132; in Ders., Die Geschichte Badens. Stuttgart 2016, S. 58f.; Erwin Iserloh, in: Jedin, Handbuch der Kirchengeschichte (wie Anm. 1), Band III, 2. Freiburg 1968, S. 676–740.

⁷ Hans-Jürgen Goertz, Pfaffenhass und groß Geschrei. München 1987. Eine sehr gute Gesamtdarstellung bietet Thomas Kaufmann, Erlöste und Verdammte. München 2016. Grundlegend zur Entwicklung der Frömmigkeit im Spätmittelalter: Arnold Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter. Darmstadt, 4. Aufl. 2005.

sen“, wie der aus Schlettstadt gebürtige Humanist Jakob Wimpfeling die Kirche genannt hat.⁸ Vorab ist festzustellen, dass im Spätmittelalter Religion das Bewusstsein der Menschen wie nie zuvor beherrschte. Wie zu keiner anderen Zeit war das Leben „*ganz mit Religion durchtränkt*“ (Huizinga). Die Menschen suchten ganz leidenschaftlich nach Heilsgewissheit für das künftige, das ewige Leben. Anders als in der Moderne lebten die Christen vor 500 Jahren regelrecht „*sub specie aeternitatis*“. In dieser tief greifenden Jenseitsorientierung hatte sich ein Wandel der Frömmigkeit vollzogen. Ein Blick auf den Hochaltar des Freiburger Münsters führt dabei zu wichtigen Einsichten. Hans Baldung hat dieses Meisterwerk in den Jahren von 1512 bis 1516 geschaffen, also unmittelbar am Vorabend der Reformation.

Die fortschreitende Strukturierung der Kirche und ihre allgegenwärtige Präsenz in der mittelalterlichen Gesellschaft hatte die Verwaltung des Heils (d. h. die Teilhabe am Gottesreich im Jenseits) ganz in die Hand der hierarchisch gestuften Geistlichkeit verlegt. Die heilswirksame Eucharistie (als bedeutendstes „Zeichen“ der Teilhabe am Gottesreich) wurde vom Priester am Altar völlig getrennt von der Gemeinde vollzogen. Die Sicht auf den Altartisch blieb den Gläubigen durch den Lettner versperrt. Spricht man bis heute vom „Hochaltar“ des Münsters, ist nicht der Altartisch gemeint, sondern nur das Retabel, das Gemälde auf der Rückwand des Altars. Im Spätmittelalter entwickelten sich eben diese „Schautafeln“ auf den Retabeln zum zentralen Gegenstand der Frömmigkeit. Man spricht von der „Schauf Frömmigkeit“, mit der die Gläubigen zur Anschauung des Glaubens kommen wollten.⁹ „*Mehr mit den Augen als mit den Ohren glauben*“, lautete das Prinzip.¹⁰ Die Gläubigen wollten das Heil konkret sehen. Zwar sollte im geistlichen Leben die Messe den liturgischen Mittelpunkt bilden, doch für die Laien war sie eine stumme Veranstaltung: Der Zelebrant murmelte die Texte in

⁸ Dieter Mertens, Jakob Wimpfeling (1450–1528), Pädagogischer Humanismus, in: Schmidt, Humanismus (wie Anm. 5), S. 35–57, zum Kirchenbegriff S. 54; schon Ambrosius und Augustinus sprachen von der „*res publica*“ der Christen; Wimpfeling hatte zwei Jahre (1463–1465) in Freiburg studiert, wirkte dann vor allem in Heidelberg und Straßburg.

⁹ Zur Schauf Frömmigkeit Klaus Schreiner (Hrsg.), Frömmigkeit im Mittelalter. München 2002, bes. die Beiträge in Kapitel IV „Bilder“, S. 179–386. Erst die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils stellte den Altartisch wieder ins Zentrum der Eucharistie.

¹⁰ Hansgeorg Molitor, in: Ders./Heribert Smolinsky (Hrsg.), Volksfrömmigkeit in der frühen Neuzeit. München 1993, S. 89ff.

lateinischer Sprache, leise, vom Volk abgewandt.¹¹ Theologisch konnte man das mit der Lehre vom „opus operatum“ rechtfertigen, demzufolge die Wirkung des Sakraments unabhängig von der inneren Teilnahme des Priesters oder der Gemeinde wirksam blieb. Das geistliche Wort wurde allenthalben durch Bilder (die „biblia pauperum“) ersetzt. Dabei führte eine unersättliche Schaufrömmigkeit zu einer wahren Bilderflut. Kein Altar blieb ohne ein kunstvoll gestaltetes Retabel, außerdem wurde der Altartisch mit einem Bildteppich als Antependium verhängt. Gold- und Silberschmiede schufen zum Vorzeigen der heiligen Hostie Monstranzen (wörtlich: Behälter zum Vorzeigen – „monstrare“ – des gewandelten Brotes zur „heilbringenden Schau“). In Reliquienschreinen wurden Gebeine und andere Überreste von Heiligen ausgestellt.

Das Hochaltargemälde im Freiburger Münster stellt die Marienkrönung dar. Würde man Gäste aus einer nicht christlichen Kultur fragen, welche Gottheit hier verehrt wird, könnten sie leicht vermuten, es gehe um eine Göttin namens Maria. Im Zentrum des Altarbildes steht ein Mensch, eine heilige Frau, bei ihrer Krönung im Himmel: Eine Szene, die von keinem einzigen Wort der Bibel bezeugt wird. Dass in Gen 3, 15, im Hohe Lied 1, 1–6 und 3, 6–8 sowie in der Offb 12, 1–6 Maria gemeint sei, ist nicht plausibel; im Übrigen ist weder hier noch in Lk 1, 28 und 1, 42 oder Joh 2, 4 und 19, 26f. von einer Krönung Marias im Himmel die Rede. Die himmlische Marienkrönung bezeugt vielmehr die kreative Eigenständigkeit der sogenannten Volksfrömmigkeit. Hans Baldungs Gemälde ist nicht nur ein Beispiel für die zunehmende „Veranschaulichung“ der Glaubensinhalte in der Frömmigkeit vor 500 Jahren. Er verbindet auch die irdische mit der überirdischen Wirklichkeit. Dabei steht er mit seiner Malkunst ganz auf der Höhe der Zeit. Gottvater und Gottessohn sind in allen Zügen in unübertrefflicher Genauigkeit wiedergegeben: purer Naturalismus, wie ihn die Künstler der italienischen Renaissance entwickelt haben. Das Heilige erscheint in irdisch-menschlichem Gewand. Das kommt auf dem Hochaltarbild auch dadurch zum Ausdruck, dass Christus im Unterschied zum greisen Gottvater als jun-

¹¹ Eine eingehende Darstellung der gesamten Thematik der religiösen Praxis jener Zeit bietet Heribert Smolinsky in: Von der Reform zur Reformation (wie Anm. 1), im Abschnitt „Religion als Richtschnur des Lebens“, S. 233–304; vgl. auch Bernd Möller, Frömmigkeit in Deutschland um 1500, in: Ders., Die Reformation und das Mittelalter. Göttingen 1991, S. 73–85; Mirja Straub, Alles fürs Seelenheil, in: Peter Kalchthaler u. a. (Hrsg.), Baustelle Gotik. Das Freiburger Münster. Petersberg 2013, S. 124f.; dazu in universalgeschichtlicher Sicht Heinz Schilling, 1517. Weltgeschichte eines Jahres. München 2017.

ger Mann dargestellt ist, der seine bloße Haut zeigt und sich damit als das „fleischgewordene Wort“, als der wahre Menschensohn ausweist. Zugleich aber stellte Hans Baldung die himmlische Wirklichkeit vor Augen. Während bislang in der Regel der Mittelschrein von Flügelaltären mit geschnitzten Figuren gestaltet wurde, zeigt das zentrale Gemälde des Hochaltars in leuchtenden Farben eine überirdische Szene, umgeben von quirligen Putten: eine wahre Augenweide. Zwischen den göttlichen Personen steht (schwebt?) Maria, in deren Haltung und Antlitz das Heilige, ja Göttliche gleichsam wie von innen her transparent wird: hindurchscheint. Die realistische Darstellung des Göttlichen steht in Wechselwirkung zur „Versinnlichung“ des Glaubens (als Entzauberung des Numinosen).

Die Verehrung von Maria als Königin aller Heiligen wie auch die Heiligenverehrung insgesamt hatte im Mittelalter eine lange Tradition, gelangte aber um 1500 auf einen Höhepunkt. Das gilt gerade auch für die Region am Oberrhein. Die Münster in Basel, Freiburg und Straßburg sind Maria geweiht. Ebenso das ganze Bistum Konstanz. Nie zuvor sind wohl so viele Heiligenbildnisse, Heiligenaltäre und Heiligenkapellen geschaffen (und gestiftet) worden wie um 1500. Im Münster gab es mindestens zwei Dutzend Altäre zu Ehren von Heiligen. Im Umkreis von Freiburg entstanden um 1500 zum Beispiel die Ottilienkapelle, die Kapelle in Himmelreich, die Wallfahrtskapelle auf dem Hörnleberg oder die Marienkapelle auf dem Lindenberg. Wallfahrten führten zu Heiligtümern der Muttergottes oder einzelner Heiliger. Zu Wanderpredigern, die dort oder in Städten im Freien auftraten, drängten sich die Massen. Man betete inbrünstig um die Fürbitten der Heiligen zur Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer. Durch unzählige und unerhört kostspielige Stiftungen („pro redemptione animae“: wörtlich „für den Loskauf der Seele“) glaubte man, sich selbst oder einzelnen Verstorbenen einen Platz im Himmel zu sichern (oder gar zu erkaufen?). Gestiftet wurde für Altäre, für Seelenmessen, liturgische Gerätschaften und Gewänder u. a. mehr, für das sogenannte „Seelgerät“. Dass man durch Geldspenden an die Kirche einen Schatz im Jenseits erwerben wollte, gehörte zur christlichen Glaubenspraxis im ganzen Mittelalter. Doch am Vorabend der Reformation konnte man geradezu von einer Verdinglichung (wenn nicht sogar von einer Kommerzialisierung) des Glaubens sprechen.¹²

¹² Grundlegend Angenendt, *Geschichte der Religiosität* (wie Anm. 7), bes. S. 68–88.

Für die Beschaffung von Reliquien wurden Vermögen ausgegeben, vor allem natürlich von weltlichen und geistlichen Fürsten. Der Sachsenherzog Friedrich der Weise, Luthers Landesherr, sammelte über 19 000 „Heiltümer“, d. h. Reliquien, für seine Schlosskirche in Wittenberg.¹³ Der Freiburger Goldschmied Peter Sachs schuf für die Kopfreliquie des als zweiten Stadtpatron verehrten heiligen Lambertus 1514/15 eine kostbare Büste in vergoldetem Silber. Der Reliquienkult trieb seltsame Blüten. Bei Joseph Sauer kann man nachlesen, was für absurde Sachen hier im Land erworben und verehrt wurden¹⁴: Scherben vom Krug aus der Hochzeit von Kana, Haare vom Bart des Apostels Thomas, eine Locke von der Gottesmutter (wie auch Reste von der Milch, mit der sie den Jesusknaben auf der Flucht nach Ägypten gestillt hatte), Splitter von den Gesetzestafeln, die Gott Moses überreicht hatte. Im „Narrenschiff“ hat auch Sebastian Brant schon die Reliquiensucht satirisch kommentiert. Als Heiltum gelte „*das Heu aus der Krippe von Bethlehem, eine Feder vom Flügel des Erzengels Michael, ein Zügel vom Ross des Heiligen Georg*“ usw.¹⁵ Im Kloster St. Peter besaß der Konvent u. a. etliche Reliquien von einzelnen der 11 000 Jungfrauen aus der Begleitung der heiligen Ursula, auch einen Stockzahn vom Apostel Paulus sowie Späne vom Wanderstab des Apostelfürsten Petrus.¹⁶

Gegen die hier dargestellte Verdinglichung und Veräußerlichung der Frömmigkeit gab es mehr und mehr kritische Stimmen schon am Vorabend der Reformation. Die Geschichtsschreibung hat seit der Antrittsvorlesung von Heinrich Finke in Freiburg im Jahr 1900 mit Nachdruck daran erinnert, dass es im Spätmittelalter zugleich auch eine Tendenz zur Verinnerlichung der Frömmigkeit gegeben hat. Den besten Beweis dafür stellt die „*Devotio moderna*“ dar, wie sie Thomas a Kempis in der „*Nachfolge Christi*“ vermittelte; das Buch war um 1500 nach der Bibel die wohl meistgedruckte Schrift. Neben der Werkgerechtigkeit gewann

¹³ Dass Luther dagegen Einspruch erhoben hätte, ist nicht überliefert. Überhaupt bleibt sein Verhältnis zu Friedrich dem Weisen im Zwielficht. Der Kurfürst hat den Star seiner Universität nie persönlich empfangen. Auch hat er sich selbst offenbar erst auf dem Totenbett durch den Empfang des Abendmahls in beiderlei Gestalt zur Reformation bekannt.

¹⁴ Joseph Sauer, *Reformation und Kunst im Bereich des heutigen Baden*, in: FDA 46 (1919), S. 323–506, zu den Reliquien S. 367 ff.

¹⁵ Zitiert von Joseph Sauer, ebd., S. 371.

¹⁶ Karl Friedrich Vierordt, *Geschichte der Reformation im Großherzogtum Baden*. Karlsruhe 1847, S. 94, Anm. 1.

auch die reine Meditation großen Zuspruch. Darauf verweisen die zahlreichen Andachtsbilder aus dem Spätmittelalter. Das Motiv der *Pieta* ist in der spätmittelalterlichen Kunst am Oberrhein besonders stark vertreten.¹⁷ Man kann auch die Kreuzigungsszene auf der Rückseite des Hochaltars im Freiburger Münster als eine Einladung zur „*Compassio*“ betrachten, zur frommen Vertiefung in das Leiden Christi (und der am Kreuz mitleidenden Magdalena sowie der Gottesmutter mit dem Lieblingsjünger Johannes). Wie den Formen der „äußerlichen“ Frömmigkeit lag auch der Verinnerlichung und mystischen Vertiefung in den Glauben die ausgeprägte Jenseits-Sehnsucht der damaligen Christen zugrunde. Heinrich von Laufenberg, ein gelehrter Dichter, war um die Mitte des 15. Jahrhunderts Vertreter des Münsterpfarrers in Freiburg. Er drückte die Jenseitssehnsucht in einem ergreifenden Lied aus:

*„Ich wollt’, dass ich daheime wär / und aller Welt nicht diente mehr.
Ich mein, daheim im Himmelrich, / da ich Gott schaue ewiglich ...
Daheim ist Leben ohne Tod, / und ganze Freude ohne Not ...
Ade Welt, Gott gesegne dich. / Ich fahr dahin gen Himmelrich!“*

Den Himmel glaubte man durch gesteigerte Frömmigkeit, durch Bußübungen, durch endlose Andachten, inbrünstiges Beten, durch Fasten und Selbstkasteiung, durch Wallfahrten und lange Bittgänge zu erreichen. Natürlich haben all diese frommen Übungen ihren tiefen Sinn, doch wurde in der sogenannten „Volksfrömmigkeit“ nur allzu leicht die Grenze zum Aberglauben überschritten.¹⁸ Tatsache ist: Nie wurde mehr investiert in Bau, Ausbau und Ausstattung von Kirchen und Kapellen als damals. Nie gab es eine solche Fülle sakraler Kunst. In der Zeit nach 1500 ist u. a. der Chor des Freiburger Münsters mit dem Kapellenkranz fertiggestellt worden. Für all das brachten fromme Vorfahren gewaltige Summen auf. Wichtigste Geldgeber waren neben dem Adel Bürger der Stadt, die wie das Ehepaar Sprung in Freiburg durch Geldgeschäfte im Zuge des damals entstandenen Frühkapitalismus zu Wohlstand gekommen

¹⁷ Für den Breisgau: Wolfgang Hug, *Marienbildnisse. Madonnen im Breisgau aus neun Jahrhunderten*. March-Buchheim 1994, bes. S. 11–77.

¹⁸ Dem Thema „Volksfrömmigkeit und Frömmigkeitstheologie“ widmet Angenendt in seiner „Geschichte der Religiosität im Mittelalter“ einen eigenen Abschnitt (S. 71–75); vgl. im Übrigen Anm. 10 sowie Peter Dinzelbacher/Dieter R. Bauer (Hrsg.), *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter*. Paderborn 1990.

men waren.¹⁹ Zum skizzierten Frömmigkeitswandel gehörten ganz zentral die Höllenangst und Jenseitssehnsucht, die wohl nie so glühend wie am Vorabend der Reformation erlebt wurden.²⁰ Und nie sehnten sich die Gläubigen so sehr nach Antworten der Kirche auf ihre Glaubensnot. Während die ausufernde Marien- und Heiligenverehrung die kirchenkritischen Forderungen nach der „re-formatio“, der Erneuerung der Christenheit bestärkte, konnte aus den Bestrebungen zur Vertiefung und Verinnerlichung der Frömmigkeit eine fruchtbare Voraussetzung für die Akzeptanz reformatorischer Impulse entstehen.

Wie sich zeigte, kann man im Frömmigkeitswandel um 1500 durchaus eine Bedingung oder Voraussetzung der Reformation erkennen. Die Entfremdung der Laien vom Vollzug der Eucharistie durch die Kleriker machte z. B. die Abschaffung der Messe leicht erträglich. Entscheidend wurde jedoch das Verhalten der „Amtskirche“, die dem Heilsverlangen der Gläubigen wenig zu bieten hatte. Im Gegenteil. Blicken wir erneut auf das Hochaltargemälde im Freiburger Münster. Die Einschätzung der obersten Gewalt in der Kirche brachte Hans Baldung hier auf subtile Weise zum Ausdruck. Er stellte auf dem heraldisch linken (d. h. schlechteren) Apostelflügel die Petrusgruppe im Kontrast zur hellen, licht- und geisterfüllten Paulusgruppe deutlich negativ, nämlich finster, defensiv, und bewaffnet dar. Krampfhaft hält Petrus den Schlüssel, Symbol der höchsten Gewalt, in den Händen. Eine Kritik am Machstreben der Nachfolger Petri? In der Tat betrieben die Päpste der Zeit um 1500 reine Machtpolitik. Der Kirchenstaat war im Spätmittelalter seit dem Pontifikat des in Konstanz gewählten Papstes Martin V. gewachsen und inzwischen zur größten Territorialmacht Italiens nach Neapel-Sizilien geworden. Das Papsttum entwickelte sich unter den „Renaissancepäpsten“ wie eine weltliche Monarchie mit entsprechenden Herrschafts-Strukturen, d. h. mit professioneller Verwaltung, expansiver Finanzpolitik, schlagkräftigem Militär, repräsentativer Hofhaltung. Zur Macht gesellte sich die Kunst im Dienst der Repräsentation. Damals entstanden die ersten

¹⁹ Balthasar Wilms, *Die Kaufleute von Freiburg im Breisgau, Bilder aus alten Tagen*. Freiburg 1916, S. 227–266.

²⁰ Als Zeugnisse dieser Jenseitsorientierung können die zahlreichen Totentanz-Darstellungen aus jener Zeit in der Region dienen. Eine detaillierte Darstellung bietet Hans Georg Wehrens, *Der Totentanz im alemannischen Sprachraum*. Regensburg 2012; ein drastisches Beispiel für die Höllenangst ist im Breisacher Münster beim Wandfresko Martin Schongauers auf der westlichen Nordwand zu betrachten.

Palastbauten in Rom. 1508–1512 schuf Michelangelo die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle. Die Sorge um den Glauben überließ man in Rom dem Streit der Theologen in den Universitäten. Alexander VI., der Borgiapapst, von seinem Onkel (Papst Kalixt III.) zum Kardinal und Vizekanzler ernannt, kam durch Bestechung korrupter Kardinäle 1492 als der reichste von allen auf den Thron. (Wo der Reichtum herrscht, verarmen die Sitten, sagt eine Redensart!) Borgia hatte bereits ein halbes Dutzend Kinder und lebte auch als Papst alles andere als zölibatär. Er betrieb eine rücksichtslose Nepoten-Politik zugunsten seiner Kinder.²¹ Er starb 1503 (vergiftet?). Julius II., sein Nachfolger, kümmerte sich hauptsächlich um Kirchenstaat und Territorialgewinn. Als er 1511 schwer erkrankte, erwog Kaiser Maximilian seine eigene Kandidatur auf das Papst-Amt. Das größte Projekt von Julius II., den Luther einen „Blutsäufer“ nannte, war der Neubau des Petersdoms. Finanziert wurde der Bau u. a. durch Ablässe; den Marmor beschaffte man sich durch den Abbruch des Kolosseums. Erst nach 160 Jahren war der Bau vollendet. 1513 kam Leo X. auf den Thron (Sohn des Lorenzo il Magnifico di Medici).²² Bereits mit sieben Jahren war er Kleriker und Vorsteher zweier Abteien geworden, mit 14 Jahren wurde er Kardinal; zum Priester ließ er sich erst nach der Papstwahl weihen. Dieser Papst der Jahre von Luthers Aufstieg zum Reformator war kunstsinnig und gebildet, aber ohne theologisches Profil, von Beratern abhängig, „ein heiterer Genießer, gutmütig und freigebig, ein mäßiger Kopf“.²³ Das Papsttum war zu einem Macht- und Herrschaftsinstitut geworden. Leos Nachfolger, Papst Hadrian VI., bekannte selbstkritisch 1522: „Wir wissen wohl, dass auch bei diesem Heiligen Stuhl schon seit etlichen Jahren viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen: Missbräuche in geistlichen Dingen,

²¹ Klaus Herbers, Geschichte des Papsttums im Mittelalter. Darmstadt 2012, S. 286 ff.; Volker Reinhardt, Alexander VI. Borgia. Der unheimliche Papst. Eine Biographie. München 2011. Sollte mit dem Nepotismus der Papstthron zum Familienbesitz einer Dynastie werden?

²² Karl August Fink, Leo X. (1513–1521), in: Hubert Jedin (Hrsg.), Handbuch der Kirchengeschichte, Band III/2. Freiburg 1968, S. 671–676. Generell fällt es schwer, ein ausgewogenes und gerechtes Urteil über die Renaissance-Päpste zu gewinnen. In vier Tagungsbänden zu der Mannheimer Ausstellung „Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt“ (21. Mai – 31. Oktober 2017) ist der derzeitige Forschungsstand ausgebreitet. In Bezug auf Alexander VI., Julius II. und Leo X. ist auf Band 2 zu verweisen: Michael Matheus/Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter/Alfred Wiczorek (Hrsg.), Die Päpste der Renaissance. Politik, Kunst und Musik. Regensburg 2016.

²³ Josef Bernhart, Der Vatikan als Weltmacht. München 1930; hier aus der Ausgabe von 1951, S. 218.

*Übertretungen der Gebote, ja, dass alles sich zum Ärgeren verkehrt hat. So ist es nicht zu verwundern, dass die Krankheit sich vom Haupt auf die Glieder, von den Päpsten auf die Prälaten verpflanzt hat.*²⁴ Ändern konnte Hadrian kaum etwas, ein gutes Jahr nach seinem Amtsantritt ist er verstorben. Die Hauptsorge der Kurie galt der Geldbeschaffung zur Finanzierung der teuren Hofhaltung, der Bautätigkeit sowie der Expansion von Ämtern und Personal. Der Kapitalbedarf wuchs überhaupt enorm mit der Ablösung der Feudal- durch die Geldwirtschaft. Man fand in der Kurie immer neue Mittel der Geldbeschaffung durch Gebühren für diverse Ämtervergaben und Dispensen. Das schuf eine verbreitete Kritik an der päpstlichen Geldgier, dem römischen „Fiskalismus“, dem sich der Klerus ausgeliefert fühlte. Die Ansprüche der Kurie führten zu den heftigsten „Gravamina“ der Reichsstände, einem nationalen Widerstand gegen die Kurie.²⁵ Zur gleichen Zeit verlor Rom die universale Anerkennung. Es gab nationalkirchliche Tendenzen in Frankreich, in England, um 1500 auch in Deutschland. Verschiedene deutsche Humanisten förderten ein Bewusstsein für die Eigenart „Germaniens“ und der deutschen Geschichte.²⁶ Man publizierte nun auch gerne in deutscher Sprache. Vermutlich waren die ständig steigenden Machtansprüche der Kurie auch eine Reaktion auf den drohenden Verlust an universaler Geltung.

Die Praxis kirchenrechtlich und theologisch verfehlter Besetzungen des Heiligen Stuhles setzte sich bei der Ernennung von Bischöfen fort. Nachgeborene Söhne des Hochadels wurden in jungen Jahren mit geistlichen Ämtern versorgt. Der Episkopat war zum „Spital des Adels“ geworden. So erhielten z.B. 1454/56 zwei jüngere Brüder des seligen Bernhard von Baden („Bernhard der Gute“, 1769 seliggesprochen) ihre

²⁴ Zitiert von Erwin Iserloh, *Der Pontifikat Hadrians VI.*, in: Jedin, *Handbuch der Kirchengeschichte* (wie Anm. 1), S. 110f.

²⁵ Erstmals wurden die „Gravamina der deutschen Nation wider die römische Kurie“ 1456 systematisch formuliert; in der Folge wurden sie ständig wiederholt, erweitert und verschärft. Sie richteten sich gegen Pfründenhäufungen ebenso wie gegen Abgaben an Rom, gegen Willkür päpstlicher Prozessverfahren und immer höhere Gebühren für die Vergabe kirchlicher Ämter durch die Kurie.

²⁶ Jakob Wimpfeling, der Schlettstädter Sattlersohn, der 1464–1466 in Freiburg studiert hatte, schuf mit seiner „Germania“ 1501 und der „Epitome Germanorum“ 1505 die erste deutsche Nationalgeschichte. Einen Höhepunkt der humanistischen National-Geschichtsschreibung bildeten die „*Rerum Germanicarum libri tres*“ von Beatus Rhenanus, ebenfalls einem Schlettstädter, erstmals gedruckt 1531 bei Froben in Basel.

hohen Würden schon in jungen Jahren: Der eine, Johann von Baden, wurde mit 22 Jahren Erzbischof und Kurfürst von Trier, sein Bruder Georg mit 26 Jahren Bischof von Metz. Die päpstliche Sondergenehmigung der Wahl musste jeweils mit hohen Summen erkaufte werden, da 30 oder 35 Jahre als kanonisches Mindestalter für die Bischofsweihe galten.²⁷ Wie geistliche Karrieren zur Versorgung des Adels dienten, zeigt folgendes Beispiel. Von den Kindern des badischen Markgrafen Christoph (1475–1527) wurde ein Sohn Kanonikus in Straßburg und Köln, einer Domherr in Trier und Straßburg, einer Domherr in Mainz, Köln, Straßburg und Augsburg, einer Erzbischof in Trier, eine Tochter Äbtissin in Lichtenthal, eine in Pforzheim. Im Konstanzer Domkapitel hatten jeweils nur wenige Domherren die Priesterweihe. Überhaupt galt die Diözese Konstanz dem Urteil der um 1550 verfassten Zimmerschen Chronik zufolge als die schlechteste unter den Bistümern im Südwesten des Reiches, was immer damit gemeint sein konnte. Der Hohenzollernprinz Albrecht von Brandenburg wurde mit 18 Jahren Domherr in Magdeburg und Mainz, dreiundzwanzigjährig wurde er 1513 Erzbischof von Magdeburg und gleichzeitig Administrator, faktisch also Bischof von Halberstadt und im Folgejahr auch Kurfürst und Erzbischof von Mainz.²⁸ Für die Befreiung vom kirchlichen Verbot der Ämterhäufung fielen für den höchsten geistlichen Würdenträger im Reich erhebliche Kosten an. Um Albrecht die Zahlung zu erleichtern (oder sie abzusichern?), überließ Papst Leo X. ihm die Hälfte der Einnahmen aus dem Ablassverkauf.

Der gesamte Klerus befand sich in einem Krisenstrudel. „*Omne malum a clero*“, den Spruch zitierte Conrad Gröber 1919 (damals noch Pfarrer von „Dreifaltigkeit“ in Konstanz) in einer sorgfältigen Darstellung der Reformation in Konstanz und meinte, er sei keineswegs ganz

²⁷ Berthold Sütterlin, *Geschichte Badens*, Bd. 1: Frühzeit und Mittelalter. Karlsruhe 1968, S. 302f.; für den Erzbischofsstuhl von Trier wurden für Johann von Baden 30 000 Gulden fällig, eine Summe, für die der Markgraf später die Herrschaften Mahlberg und Lahr erwerben konnte.

²⁸ Zu Albrecht: Heinrich Grimm in: NDB 1, 1953, S. 166f.; Friedhelm Jürgensmeier (Hrsg.), *Erzbischof Albrecht von Brandenburg 1490–1545*. Frankfurt am Main 1991; Thomas Schauerte u. a. (Hrsg.), *Der Kardinal Albrecht von Brandenburg. Renaissancefürst und Mäzen*, 2 Bde. Regensburg 2006. Bekannt ist (und war bekannt in seiner Zeit), dass Albrecht sich bis zum Tod eine Geliebte hielt (mit ihr auch ein Kind zeugte) und sie im Testament fürstlich bedachte; hierzu: Andreas Tacke (Hrsg.), „... wir wollen der Liebe Raum geben“. Konkubinate geistlicher und weltlicher Fürsten um 1500. Göttingen 2006.

unwahr.²⁹ Der Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg (der selbst ein Verhältnis zur Frau und späteren Witwe des Bürgermeisters unterhielt) beklagte in Hirtenschreiben vom 3. Mai 1516 und vom 3. März 1517, dass die Pfarrer der Diözese „*dem Wahnsinn der Begierlichkeit*“ verfielen und „*mit Beisetzung aller Scham und Gottesfurcht vor jedermanns Augen Beischläferinnen und verdächtige Weibspersonen in ihren Wohnungen haben und unterhalten*“.³⁰ August Willburger zitiert in seiner gründlichen Schilderung der Konstanzer Bischöfe in der Zeit der Glaubensspaltung aus dem Hirtenschreiben vom Mai 1516 über die Geistlichen der Diözese: „... sie spielen mit Würfeln und treiben sonst unschickliche und ärgerliche Spiele, sitzen mit ausgelassenen Leuten in Schenken [...], erregen Streit wenn sie ‚verspielen‘, stoßen Fluchworte und Gotteslästerungen aus. Nicht wenige frönen dem Trunk und der Unmäßigkeit, tragen gefährliche Waffen, haben die Standeskleidung abgelegt und tragen unziemliche Kleider.“³¹ Im Vorwort einer Neuauflage des Breviers verbot der Konstanzer Bischof 1499 seinem Diözesanklerus, wie der Freiburger Theologe Klüpfel feststellte, „während des Gebetes aus diesem Buch sich mit Hunden, Vögeln oder anderen Tieren zu beschäftigen, Possen zu reißen oder zu lachen“.³² Man kann solche Zeugnisse als Beweis für den Reformwillen der Amtskirche, aber auch als Beleg für den dringenden Reformbedarf des Klerus nehmen. Weit verbreitet hatte sich das Konkubinats der Geistlichen. Für den Straferlass für Pfarrer, die ein Kind gezeugt hatten, erhob die Diözese Konstanz einen „Milchpfennig“ oder „Kindszehnt“ in Höhe von vier Gulden. Das brachte jährliche Einnahmen von 6000 bis 8000 Gulden.³³

²⁹ Conrad Gröber, Die Reformation in Konstanz (wie Anm. 1), S. 121; die Deformation des Klerikerstandes im Spätmittelalter wurde bereits von Karl Friedrich Vierordt in seiner „Geschichte der Reformation im Großherzogtum Baden“ 1847 ausführlich (und ohne böswillige Polemik) geschildert, etwa S. 17–29.

³⁰ Hirtenschreiben des Konstanzer Bischofs, abgedruckt von Conrad Gröber (wie Anm. 1), S. 128; zum Verhältnis des Bischofs zur Bürgermeistersfrau: Martin Burkhardt/Wolfgang Dobras/Wolfgang Zimmermann, Konstanz in der frühen Neuzeit. Konstanz 1991, S. 35 (mit Beleg Anm. 118).

³¹ August Willburger, Die Konstanzer Bischöfe Hugo von Hohenlandenberg, Balthasar Merklin, Johann von Lupfen (1496–1537) und die Glaubensspaltung. Münster 1917 (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 34/35), hier S. 14. Gröber erhielt dieses Werk erst nach Fertigstellung seines Manuskripts.

³² Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16) S. 21.

³³ Heinrich Schreiber, Geschichte der Stadt und Universität Freiburg, Bd. 1.2, 1859, S. 291 Anm. xx; Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16), S. 26. In diesem Zusammen-

Der sich verbreitende „Pfaffenhass“ hatte Gründe, viele Gründe. Die Zahl der Geistlichen vermehrte sich aus diversen Gründen im späten 15. Jahrhundert rasch. Das hatte eine regelrechte „Klerikerschwemme“ zur Folge. An den Universitäten waren die meisten Studenten in der Artistenfakultät immatrikuliert, deren Absolventen oder Studienabbrecher in der Regel eine geistliche Pfründe anstrebten. Die überwiegende Mehrzahl der zum Priester Geweihten hatte freilich gar kein Studium absolviert. Die Prüfungen zum Priesteramt waren offenbar so lächerlich, dass die Kandidaten die Nacht davor bei Saufgelagen verbrachten, wie sich der Bischof 1516 beschwerte. „*Es will jedermann Pfaff werden*“, heißt es in einem Pamphlet 1522.³⁴ Am Freiburger Münster gab es um 1500 sechsundsechzig Pfründen für 21 Altäre. Beim täglichen Messelesen war Eile geboten!³⁵ Viele Pfarrer genossen ihre Pfründe und überließen das Messelesen einem miserabel bezahlten Vikar. Der Pfarrer von Kappel im Tal, Johann Kund oder Kunder (1520–1523 Pfarrer im Ort), sei ganz selten anwesend, so klagte die Gemeinde, und benehme sich „*so unpriesterlich und ungerecht gegen seine Untertanen*“, dass man ihn loshaben wollte.³⁶ Andere sammelten gleich mehrere Pfarrpfründen wie der Pfarrer von Herdern, der zugleich Pfründeninhaber von Bötzingen, Achkarrn, Biengen und Kirchzarten war.³⁷ Der Niederklerus (dem die Masse

hang sei daran erinnert, dass auch Desiderius Erasmus von Rotterdam der uneheliche Sohn eines Klerikers war – und vom gleichen Vater einen leiblichen Bruder hatte.

³⁴ Zitiert von Conrad Gröber (wie Anm. 1), S. 122. Man habe „*Leute ohne Beruf, ohne Vorkenntnisse, ohne sittlichen Halt*“ zu Priestern gemacht, schreibt Gröber ebd. S. 122; Hermann Lauer, Die theologische Bildung des Klerus in der Diözese Konstanz in der Zeit der Glaubensneuerung, in: FDA 47 (1919), S. 113–164, bes. S. 113–121.

³⁵ Wolfgang Müller, Mittelalterliche Formen kirchlichen Lebens am Freiburger Münster, in: Wolfgang Müller (Hrsg.), Freiburg im Mittelalter. Bühl 1970, S. 141–181; zur Entwicklung in Freiburg im Laufe der Reformation grundlegend: Peter Paul Albert, Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525, in: FDA 46 (1919), S. 1–80; einen Überblick bietet Horst Buszello, Reformation, Bauernkrieg und Gegenreformation am Oberrhein, in: Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart, Redaktion Horst Buszello, Freiburg 1986, S. 86–103; Heribert Smolinsky, Die Kirche am Oberrhein im Spannungsverhältnis von humanistischer Reform und Reformation, in: FDA 110 (1990), S. 23–38; für Baden-Württemberg: Eike Wolgast, Reformationszeit und Gegenreformation (1500–1648), in: Meinrad Schaab u. a. (Hrsg.), Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 1,2. Stuttgart 2000, S. 145–260, bes. S. 199–222; eine gute Zusammenfassung bietet Hermann Ehmer, in: Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend. Ubstadt-Weiher 2013, S. 45–55; Anton Schindler/Walter Ziegler (Hrsg.), Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Band 5: Der Südwesten. Münster 1993.

³⁶ Albert, Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 71.

³⁷ Angenendt berichtet in seiner „Geschichte der Religiosität im Mittelalter“ S. 83 von einem bei der Kurie beschäftigten Geistlichen, der über nahezu 100 Pfründen verfügte.

der Geistlichen zuzurechnen war) war unterbezahlt. Die meisten einfachen Kleriker brauchten mehrere Pfründen fürs Überleben; oft unterhielten sie im „Nebenberuf“ eine Kneipe, einen Wein- oder Kornhandel. Die Pfarrer bewirtschafteten in der Regel einen Bauernhof mit Knechten, Vieh und Hunden – möglichst auch mit einer Jagd. Für jede geistliche Leistung (Taufe, Heirat, Beerdigung etc.) hatten die Gläubigen Stolgebühren zu bezahlen. Besonders teuer waren Dispense von Ehebeschränkungen. Allenthalben klagten die Gläubigen über die Geldgier der Geistlichkeit. Besonders provozierend war die wachsende Zahl von „Kurtisanen“, d. h. von Klerikern, die ihre Pfründe direkt vom päpstlichen Hof übertragen bekamen. Gaben die genannten „Missstände“ nicht Grund genug dafür, dass die Kluft zwischen Klerus und „Volk“ immer größer wurde? Kam sie nicht auch sichtbar zum Ausdruck in der Trennung von Chor und Hauptschiff durch die spätgotischen Lettner in den Pfarrkirchen der oberrheinischen Städte?

Neben dem Weltklerus hatten auch die Mönche und Nonnen um 1500 an vielen Orten ihre Rolle als Vorbilder christlicher Lebensform verloren. In den großen Abteien lebten fast ausschließlich Söhne und Töchter aus Adelsfamilien und pflegten einen entsprechenden Lebensstil.³⁸ Die Bettelorden in den Städten blieben von der „Feudalisierung“ ausgenommen; hier dominierten Nachkommen aus dem gehobenen städtischen Bürgertum, aber auch sie suchten im Kloster mehr den Komfort als die Askese. Die städtischen Bettelorden hatten ihre Verdienste in der individuellen Seelsorge (mit Predigen und Beicht hören und besonders bei der Krankenpflege und beim Sterbebeistand), die sie dem Pfarrklerus entzogen. Durch entsprechende Legate sowie immense Geldspenden erwarben die Barfüßer, die Dominikaner wie auch die Augustiner in Freiburg großen Kapital- und Grundbesitz. Der Konvent von St. Martin in Freiburg weigerte sich hartnäckig, die vom Papst und von der Ordensleitung verlangten Reformen zu vollziehen. Schließlich wurden die Barfüßer vom städtischen Rat gezwungen, das Kloster zu verlassen. Am 8. August 1515 zogen sie auf vier Wagen aus der Stadt (übrigens nicht, ohne zuvor Bücher verbrannt und Kirchengut geraubt

³⁸ „Klöster und Stifte sind überall gemeiner Edellüt’ Spital“ schrieb Thomas Murner, zitiert in Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16), S. 30. Das galt allerdings vor allem für die alten Orden der Benediktiner oder Zisterzienser usw. wie in St. Peter, St. Blasien oder Tenenbach und Günterstal.

zu haben). Der Abt von Schuttern (in dessen barocker Freiburger Stadtresidenz der jetzige Erzbischof wohnt) hatte den Prozess gegen die Freiburger Franziskaner geleitet. Die Stadt sorgte dafür, dass 27 Mönche der Observanten-Regel in das Kloster einziehen konnten.³⁹ Das Dominikanerkloster in Unterlinden konnte seinen Widerstand gegen die von oben verordneten Reformen schadlos durchhalten, wie Adolf Poinignon in einem Aufsatz in einem der ersten Bände des Freiburger Diözesan-Archivs darstellte.⁴⁰ Das hiesige Predigerkloster war überaus gut ausgestattet; in seinen Räumen logierten jeweils die vornehmsten Gäste der Stadt, so auch König Maximilian und seine Gattin beim Reichstag 1498. In recht gutem Zustand befanden sich die Freiburger Frauenklöster, was u. a. die zahlreichen sakralen Kunstwerke bezeugen, die aus dem Adelhauser- und dem Katharinenkloster bei der Säkularisation ins Augustinermuseum gelangten.⁴¹ Eine positive Entwicklung erlebte das Freiburger Kartäuserkloster unter dem Prior Gregor Reisch (1502–1525), der als Autor der „Margarita philosophica“ wie auch als Beichtvater von Maximilian hohes Ansehen besaß. Der Ausbau der Klosterkirche samt ihrer Ausstattung mit exzellenten Farbfenstern erfolgte in seiner Zeit.⁴² Von den Verhältnissen im benachbarten Kloster St. Peter nur so viel: Der dortige Prior Michael Sattler (1490–1527) war fasziniert von Luthers Auslegung der Paulusbriefe, verließ das Kloster 1523, heiratete und schloss sich den Täufern an. Als Verfasser der „Schleitheimer Artikel“ schuf er die grundlegende Bekenntnisschrift der (aus Täuferkreisen hervorgegangenen) Mennoniten. Als Ketzer wurde er 1527 in Rottenburg hingerichtet.⁴³

³⁹ Eine ausführliche Darstellung verfasste Karl Suso Frank, in: St. Martin in Freiburg. München 1985, S. 26–137, die Vorgänge von 1515, S. 56–63.

⁴⁰ Adolf Poinignon, Das Dominikaner- oder Predigerkloster zu Freiburg im Breisgau, in: FDA 16 (1883), S. 1–48. Einen guten Überblick über die Klöster in Freiburg zur Zeit der Reformation bietet Petra Rohde, Die Freiburger Klöster zwischen Reformation und Auflösung, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2. Stuttgart 1994/2001, S. 418–432; ferner der Ausstellungskatalog von Barbara Henze (Hrsg.), Eine Stadt braucht Klöster. Lindenberg i. A. 2006.

⁴¹ Sebastian Bock, Vom Nonnenkloster zur weltlichen Stiftung. Die Geschichte der Dominikanerinnen und der Adelhausenstiftung Freiburg im Breisgau. Rostock 2016.

⁴² Heinz Krieg (Hrsg.), Die Kartause in Freiburg im Breisgau. Freiburg 2014.

⁴³ Hans-Otto Mühleisen, Michael Sattler – Benediktiner, Humanist, Täufer, in: Edith-Stein-Jahrbuch 1988, S. 225–242; Werner Schöffner, Michael Sattler aus Staufen (etwa 1490–1527). Vom Prior des Benediktinerklosters St. Peter zum Täufer und Märtyrer im deutschen Südwesten. Staufen 2016. Die deutschen Mennoniten verleihen seit 2006 einen eigenen „Michael-Sattler-Preis“ für besondere Verdienste um den Frieden.

Gründe gab es jedenfalls um 1500 übergenug für eine tief greifende Reform bzw. Reformation des „Gemeinwesens Christenheit“. Die vor-reformatorische Kirchenkritik wurde allerdings von der lutherischen Publizistik dann ins Maßlose gesteigert. Ulrich Zasius, die wohl bedeutendste Persönlichkeit in Freiburg bei Beginn der reformatorischen Bewegung, schrieb am 20. September 1522 an seinen Konstanzer Landsmann Ambrosius Blarer, der zum Lutheraner wurde: *„Ihr folgert von der Ausnahme auf das Ganze, schwächt wegen der Missbräuche auch das Gute und werft alles durcheinander.“*⁴⁴ Die Quellenlage erlaubt es kaum festzustellen, ob die bezeugten Einzelfälle typisch für das Verhalten der Gesamtkirche sind oder eher eine Ausnahme darstellen. Unbestritten ist freilich, dass zu den Gründen und Ursachen der Glaubensspaltung ganz entscheidend die Missstände der Kirche und ihr Reform- oder Reformationsbedarf „an Haupt und Gliedern“ gehören. Die Amtskirche befand sich in einer fundamentalen Autoritätskrise. Die Missstände sowie der Autoritätsverlust der Kirchenhierarchie bildeten zwar nicht die Ursache für Luthers neue Theologie, wohl aber haben sie den verbreiteten Vertrauensverlust der Kirche bei den Christen im Deutschen Reich bewirkt und den Widerstand gegen die Amtskirche bis zum Hass gesteigert, was der reformatorischen Propaganda zur flächenhaften Verbreitung verhalf und letztlich die Etablierung des protestantischen Christentums ermöglichte.

II. Anlass und Ausbreitung reformatorischer Tendenzen in der Region

Was bewegte die Menschen hier „vor Ort“ vor einem halben Jahrtausend? Was für Entwicklungstendenzen lassen sich ausmachen? Die Bundschuhverschwörung von Lehen im Herbst 1513 mit ihrem sozial- und kirchenpolitisch revolutionären Programm hatte die Stadt gerade überstanden. Vier Rädelsführer, die man erwischt hatte, wurden in Freiburg gevierteilt, zwei weitere in Basel enthauptet. Die Ordnung schien wiederhergestellt.⁴⁵ Am 5. Dezember des gleichen Jahres konnte der

⁴⁴ Zitiert von Conrad Gröber (wie Anm. 1), FDA 46 (1919), S. 160 mit Quellenbeleg.

⁴⁵ Horst Buszello, Jos Fritz und der Bundschuh zu Lehen, in: Schau-ins-Land 132 (2013), S. 41–79; eine erneute Verschwörung oberrheinischer Bauern wurde im August 1517 aufge-

neue Hochchor des Münsters feierlich eingeweiht werden. Ein Zeugnis für eine gewisse Prosperität der Entwicklung? Zumindest herrschte keine Stagnation. Am Chorumgang mit dem Kapellenkranz wurde auch in den Folgejahren weitergebaut. Die Einwohnerschaft der Stadt hatte in den Jahrzehnten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zugenommen, man schätzt sie auf rund 6000 Personen. Die Verluste durch die vielen Pestseuchen seit 1349 waren ausgeglichen; allerdings schlug die Seuche auch 1519 wieder zu, wie Ulrich Zasius in einem Brief vom 1. September des Jahres berichtete: „*Reiche fallen wie Arme, nicht etwa einer nach dem andern, sondern scharenweise.*“⁴⁶ Zugleich hatte sich die Gesellschaft zunehmend differenziert. Die Oberschicht, das sogenannte Patriziat, in dem Adel und reiche Kaufleute zu einem Stand mehr oder minder eins wurden, setzte sich deutlich von der übrigen Bürgerschaft ab, was Vermögen und Einfluss bzw. Macht betrifft. (Man darf dabei nicht vergessen, dass ein regelmäßiges politisches Engagement im städtischen Rat die Abkömmlichkeit aus dem Alltagsgeschäft voraussetzte; die konnten sich nur Leute mit entsprechendem Personal leisten.) Es dürfte sich bei dieser Oberschicht um gut zwei Dutzend Familien gehandelt haben. Die Stifter von Chorkapellen (Stürtzel, Villinger, von Böcklin, von Blumeneck u. a.) oder von einzelnen Altären im Münster (z. B. Sprung, Oberried) gehörten dazu. Organisiert waren sie in der exklusiven Zunft zum Falkenberg. Sie lenkten entscheidend die Geschicke der Stadt während der Reformationszeit. Eine herausragende Rolle spielte dabei der Ratsherr Ulrich Wirtner (1487–1532), der jüngste Münsterpfleger und mehrfache Zunftobristmeister. Wiederholt führte er im Auftrag der Stadt die Verhandlungen mit dem Konstanzer Bischof sowie mit der Vorderösterreichischen Landesregierung in drängenden Religionsfragen.

Außerhalb der Zünfte standen natürlich die Geistlichen, einschließlich der Mönche und Nonnen waren das an die 500 Personen. Rund 200 Angehörige hatte wohl die Universität. Den Hauptteil der Einwohnerschaft bildeten die Handwerker mit ihren Angehörigen in den zwölf Zünften. Das soziale Gefälle unter den Zünften wie auch innerhalb der einzelnen Zünfte war gewaltig. Die Differenzierung der Gewerbe ent-

deckt und blieb erfolglos; Ders.: *Krise, Reform und neuer Anfang*, in: Hans Schadek (Hrsg.), *Der Kaiser in seiner Stadt*. Freiburg 1998, S. 274–312.

⁴⁶ Horst Buszello, in: *Geschichte der Stadt Freiburg*, Bd. 2 (Ausgabe 2001), S. 103; Joachim Wollasch, *Hoffnungen der Menschen in der Zeit der Pest*, in: *Historisches Jahrbuch* 110 (1990), S. 23–51, bes. S. 47–50.

sprach der Spezialisierung in Technik und Nachfrage.⁴⁷ Besonders erfolgreich war vor 500 Jahren das Gewerbe der „Bohrer und Balierer“. Aus Halbedelsteinen wurden vor allem „Paternoster“, d.h. Rosenkränze, sowie auch andere Devotionalien gefertigt und in halb Europa verkauft. Dass der Rosenkranz auch in Freiburg zum Alltag gehört, bestätigt ein Merkvers aus jener Zeit:

*„Ein Kirchturm ohne Dach, / in jeder Gaß ein Bach;
an jedem Tor eine Uhr, / ein Pacem an jeder Schnur.“*

Der erste Vers bezieht sich auf den durchbrochenen Helm des Münsterturms; als „Pacem“ wurde damals der Rosenkranz bezeichnet.⁴⁸ Die Bohrer und Balierer bildeten eine eigene Bruderschaft, keine besondere Zunft.⁴⁹ Die Zunft der Rebleute (zu der auch Gärtner und Kleinlandwirte zählten) hatte die meisten Mitglieder und zugleich die ärmsten. Insgesamt zählten wohl mehr als die Hälfte der zünftischen Haushalte zu den mehr oder minder Armen.⁵⁰ Dann waren da auch noch die Waldarbeiter, Fuhrleute, Bergmänner. Das eigentliche Prekariat war im 15. Jahrhundert erheblich gewachsen und bestand aus ganz unterschiedlichen Gruppen von Notleidenden. Das geht aus dem umfangreichen Testament des 1527 in Freiburg verstorbenen Hans von Schönau hervor, in dem u.a. die Hausierer, die verschämten Armen, die vermögensarmen Heiratswilligen, arme Sünder, aber auch Bettler und die explizit Arbeitsscheuen mit jeweils unterschiedlichen Beträgen bedacht wurden.⁵¹ Man darf wohl annehmen, dass für die breite Unterschicht in der damaligen Bevölkerung das Leben nur in der Hoffnung auf Gerechtigkeit beim Letzten Gericht erträglich war. Wie müssen unsere Vorfahren sich nach dem Ausgleich im Himmel geseht haben! „Verdienen“ konnten sie sich

⁴⁷ Zu den Schmieden gehörten z.B. außer den Hufschmieden die Schlosser, die Waffenschmiede und die Messerschmiede, die Löffelschmiede, Kesselflicker usw., aber auch die Gold- und Silberschmiede. Irgendwie gab es diese Spezialisierung ja auch bei den Heiligen; jeder und jede waren für etwas anderes zuständig.

⁴⁸ Überliefert von Peter Paul Albert, Freiburg im Urteil der Jahrhunderte. Freiburg 1924, S. 34.

⁴⁹ Rudolf Metz, Edelsteinschleiferei in Freiburg und im Schwarzwald und deren Rohstoffe. Lahr 1961.

⁵⁰ Dazu zahlreiche Nachweise bei Horst Buszello, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2, S. 90–110.

⁵¹ Otto Herding, Das Testament des Hans von Schönau (1480–1527), in: FDA 99 (1979), S. 94–172.

diesen Himmel nicht mit Spenden oder Stiftungen und anderen materiellen Leistungen. Ob sie sich den Kauf von Ablässen leisten konnten? Vielleicht bot die neue Lehre der „Wittenbergischen Nachtigall“ (wie Hans Sachs Luther 1523 nannte) eine Hoffnung.

Martin Luther, geboren am 10. November 1483, am Folgetag getauft auf den Namen des Tagesheiligen Martin, bürgerlicher Herkunft, hatte 1501 sein Studium in Erfurt begonnen (Artes, dann Jura); 1505 wurde er Augustiner-Eremit in Erfurt, 1507 erhielt er die Priesterweihe, 1508 ging er zum Studium der Theologie nach Wittenberg (eine Nebenresidenz der Wettiner, Kurfürsten von Sachsen, die die Universität 1502 gegründet hatten). Seit 1509 übernahm Luther erste Lehrtätigkeiten; 1511 machte er eine Romreise; 1512 erwarb er den Theologischen Doktor und wurde Hochschulprofessor.⁵² Er hielt Vorlesungen zu den Psalmen und zu Paulusbriefen. Der gängigen Meinung zufolge hat er 1514(?) im sogenannten „Turmerlebnis“ aus Römerbrief 1, 17 und 3, 22 die Erkenntnis für seine Rechtfertigungslehre gewonnen. Nachhaltig hat Volker Leppin allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass Luther schon früher, besonders anhand der Lektüre von Predigten des Straßburger Mystikers Johannes Tauler, auf die „*justitia passiva*“ aufmerksam geworden war, d. h. auf die Rechtfertigung des Menschen allein durch das Wirken Gottes.⁵³ In seinen Bibelkommentaren begründete Luther das Heil allein auf den Glauben an Jesus Christus, in dem die Gnade Gottes erschienen ist. Sie wird den Menschen im Wort der Schrift offenbart und schafft dadurch in ihnen den Glauben. So entwickelte er die Grundprinzipien seiner Theologie, die sich in der Formel „*Solus Christus, sola fide, sola gratia, sola scriptura*“ bündeln lassen. In diesen vier Stichworten (allein aus Christus, allein aus dem Glauben, allein aus der Gnade, allein

⁵² Aus der unermesslichen Literatur zu Luther hier nur die folgenden neuen Werke: Volker Leppin, Martin Luther. Vom Mönch zum Feind des Papstes. Darmstadt 2015/2017; Volker Reinhardt, Luther der Ketzer. Rom und die Reformation. München 2016/2017; Lyndal Roper, Der Mensch Martin Luther. Die Biografie. Frankfurt a. M. 2016. Die Wende zu einem unpolemischen Lutherverständnis der Katholiken hat Joseph Lortz mit seiner „Geschichte der Reformation“ (Freiburg 1939/40) eingeleitet. In ökumenischer Kooperation entstand: Reinhard Wunderlich/Bernd Feininger (Hrsg.), Zugänge zu Martin Luther. Studien zur Evangelischen und Katholischen Theologie/Religionspädagogik. Frankfurt a. M. 1997; Peter Neuner, Martin Luthers Reformation: Eine katholische Würdigung. Freiburg 2017; Christian Danz/Jan-Heiner Tück (Hrsg.), Martin Luther im Widerstreit der Konfessionen. Historische und theologische Perspektiven. Freiburg 2017.

⁵³ Volker Leppin, Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln. München 2016; Bernhard Maurer, Luther und die Mystik, in: Zugänge zu Luther (wie Anm. 62), S. 251–285.

aus der Schrift – kommt das Heil) steckt der Kern der reformatorischen Lehre. Das theologisch grundlegend Neue besteht m. E. darin, dass Luther der am Vorabend der Reformation verbreiteten „materialisierten“ Religiosität einen spirituellen, biblisch zentrierten Glauben entgegensetzte. Insofern ging es nicht nur um eine Reform der Kirche, sondern um eine auf die persönliche Gottesbeziehung begründete neue Theologie des christlichen Glaubens. Luther begründete diese Wende nicht aus theoretischer Reflexion, sondern aus dem Geist des Evangeliums. Grundlegend war für ihn vor allem der Römerbrief. Aus dessen erstem Kapitel entnahm Luther die Verpflichtung zum „Glaubensgehorsam“, weil er die Formulierung „eis hypakoän pisteos“ (Röm 1, 5) als „Gehorsam des Glaubens“ übersetzte. Für Luther gab es eben beim „Glauben an das Wort“ kein Wenn und Aber. „*Das Wort sie sollen lassen stahn*“, heißt es in Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“.⁵⁴

Luthers Postulat, das Evangelium zu lehren, hatte ganz praktische Folgen. Im „evangelischen“ Gottesdienst sollten nicht einzelne Abschnitte („Perikopen“) aus der Heiligen Schrift aus dem Zusammenhang gelöst den jeweiligen Herren- oder Heiligenfesten passend vorgetragen werden, vielmehr waren die Evangelien und Paulusbriefe fortlaufend vorzulesen und zu erläutern. Auch sollten die Texte unverfälscht und unbearbeitet („*sola scriptura*“, allein der Schrift folgend) verwendet werden. Damit entsprach Luthers Appell, dem Evangelium zu folgen, der zentralen Aufforderung der Humanisten, „*ad fontes*“, d. h. zu den Quellen, zum Ursprung als der Grundlage des wahren Glaubens zurückzukehren. Auch als Bibelfachmann blieb Luther stets praktischer Theologe. Sein Talent und sein Interesse drängten ihn, die theoretische Einsicht in die religiöse Lebenswelt zu übertragen.

Luther war ein religiöses Genie, und er hat Gewaltiges bewegt und bewirkt. Freilich ist die Reformation nicht allein sein Werk. Eigentlich müsste man ohnehin eher im Plural von „Reformationen“ sprechen, denkt man an Zürich und Genf, an England und die skandinavischen Länder. Luthers Reformation war u. a. durch Humanismus und Mystik vorbereitet, in denen seine neuen Einsichten wurzelten. Der Prozess, der zur konfessionellen Spaltung der Christenheit führte, wurde von vielen Kräften vorangetrieben. Außer Zwingli und Calvin haben auch viele Re-

⁵⁴ Wolfgang Hug, *Von der Poesie des Glaubens. Ökumenische Liederkunde*. Freiburg 2016, S. 341–344.

formatoren im Gefolge von Luther (von Philipp Melanchthon bis Thomas Müntzer u. a.) daran mitgewirkt. Den wohl grundlegenden Anstoß gaben Luthers Schriften, die im Druck seine neue Botschaft verbreiteten, unterstützt durch seine Schüler. Man kann wohl behaupten, der umstürzende Erfolg der neuen Glaubensweise beruhte entscheidend auf der Expansion des neuen Mediums: dem Druck und der Verbreitung von Schriften bzw. der „Literatur-Explosion“, wie Hugo Kuhn das nannte.⁵⁵ Zu dieser Expansion des Schrifttums haben die Papiermühlen am Oberrhein und vor allem die vielen Drucker und Verleger in der Region, etwa in Basel und Straßburg, nachhaltig beigetragen. Der Buchmarkt wuchs, von fahrenden Händlern betrieben, enorm. Flugschriften wurden zu einem wirksamen „Propaganda-Medium“. Immer mehr Menschen konnten, vor allem in den Städten, lesen und schreiben. Luthers Grundsatz, die Bibel („die Schrift“, das geschriebene Wort) zum Fundament des Glaubens zu machen, fand weithin Zustimmung. Schon Erasmus hatte in einer Einleitung zu seiner griechisch-lateinischen Edition des Neuen Testaments 1516 geschrieben: *„Ich würde wünschen, dass auch alle Weiblein das Evangelium lesen, auch dass sie die Paulinischen Briefe lesen.“*⁵⁶ Drei Jahrzehnte zuvor hatte der Mainzer Erzbischof in einem Edikt vom 22. März 1485 noch die Übersetzung theologischer Werke in die Volkssprache verboten. Klaus Schreiner stellte in seinem Beitrag über volkssprachliche Bibellektüre fest: *„Ein Laie, der im späten Mittelalter in seiner Muttersprache die Bibel las, stellte das kirchliche Ordnungssystem in Frage.“* Und: *„Das Lesen der Evangelien und Apostelbriefe blieb dem Klerus vorbehalten.“*⁵⁷

⁵⁵ Die Zahl der Drucke in Deutschland hat sich von 1516 bis 1527 auf das Neunfache gesteigert, davon waren über 2000 Druckschriften von Luther, der übrigens für Nachdrucke auf das Honorar verzichtete. Von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments erschienen in zwei Jahren unmittelbar nach der Erstveröffentlichung 1522 allein in Wittenberg 14 Auflagen, gleichzeitig 66 Nachdrucke in anderen Städten.

⁵⁶ Zitiert von Heribert Smolinsky, Die Reformation am Oberrhein und ihre Eigenart, in: Saskia Durian-Ress/Heribert Smolinsky (Hrsg.), Habsburg und der Oberrhein. Waldkirch 2002, S. 53; der Beitrag ist wieder abgedruckt in: Ders., Im Zeichen von Kirchenreform und Reformation. Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte im Spätmittelalter und früher Neuzeit, hrsg. von Karl-Heinz Braun u. a., Münster 2005, S. 251–267. Erasmus begründete sein Plädoyer für die Bibellektüre mit der These: *„Gelehrt zu sein ist wenigen gegeben, aber niemandem ist es verboten, Christ zu sein, niemandem, fromm zu sein, und ich wage noch kühner hinzuzufügen: Niemandem ist es verboten, ein Theologe zu sein.“* Ebd., S. 263.

⁵⁷ Klaus Schreiner, Volkstümliche Bibelmagie und volkssprachliche Bibellektüre, in: Peter Dinzelsbacher/Dieter R. Bauer (Hrsg.), Volksreligion im hohen und späten Mittelalter. Paderborn 1990, S. 369 und 372.

Eigentlich war es nicht zu erwarten, dass der Protest eines Wittenberger Mönchs und Professors gegen die Ablasspraxis der römischen Kirche zum Anlass für eine Bewegung werde, die einen Wandel der Weltgeschichte hervorbrachte. Wie kam es dazu? Die römische Kurie brauchte nicht zuletzt für den Bau des mächtigen Petersdoms gewaltige Geldsummen und missbrauchte dazu ihre geistliche Vollmacht, Sündenstrafen zu vergeben, indem sie Ablässe für Geld verkaufte.⁵⁸ Ablässe wurden gern zugunsten von Kirchenbauten erlaubt, so z.B. 1512 für das Konstanzer Münster, mehrmals für das Freiburger Münster, aber auch für die Wallfahrtskirche in Todtmoos oder für den Bau von St. Ulrich. Der Verkauf von Ablassbriefen zugunsten des Neubaus des Petersdomes in Rom wurde von Leo X. 1514 erneuert und in der Folge in deutschen Bistümern auch verordnet. 1517 übernahm der Leipziger Dominikanermönch Tetzl den Vertrieb des Peters-Ablasses mit besonderem Elan im Bereich des Erzbistums Magdeburg. Das hatte eine besondere Brisanz für Luther. Zum einen, weil hier statt der Buße eine finanzielle Leistung von Sündenstrafen befreien und die Seele vor dem Fegefeuer bewahren sollte. Damit wurde aus Luthers Sicht das Heil auf eine Form der „Werkgerechtigkeit“ statt auf die Gnade Gottes gegründet. Gegen diese Art materialisierter Frömmigkeit richtete sich seine religiöse Botschaft ganz prinzipiell. Zum anderen war Luther als Beichtvater⁵⁹ besonders dadurch von dem Ablassgeschäft betroffen, dass sein Diözesanbistum unmittelbar in die Sache verwickelt war. Wittenberg gehörte zum Erzbistum Magdeburg. Tetzl zog Massen an. In einer Disputation verteidigte er den Ausspruch *„wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt“*. Weil auch viele aus Wittenberg zu Tetzl strömten, sah sich Luther zur Reaktion gezwungen. Er verfasste 95 Thesen, über die er mit dem Oberhirten und mit Kollegen diskutieren wollte. Er übersandte ein Schreiben mit den Thesen u.a. an den Erzbischof Albrecht von Mainz, unterzeichnet mit den Worten *„Dein unwürdiger Sohn Martin Luther, Doctor der Theo-*

⁵⁸ Eine grundsätzliche, wenn auch einseitige Analyse von Emil Göller, Der Ausbruch der Reformation und die spätmittelalterliche Ablasspraxis, in: FDA 45 (1917), S. 1–178.; den heutigen Stand der Ablasslehre bietet Peter Christoph Düren, Der Ablass in Lehre und Praxis. Augsburg 2013; Christiane Laudage, Das Geschäft mit der Sünde. Ablass und Ablasswesen im Mittelalter. Freiburg 2016. Zur Bedeutung des Ablassstreits: Berndt Hamm, Ablass und Reformation. Tübingen 2016.

⁵⁹ Gebeichtet wurde in den Städten lieber bei den Mönchen der Bettelorden als beim Pfarrer.

logie“.⁶⁰ Dass er die Thesen am 31. Oktober 1517 am Portal der Wittenberger Schlosskirche angeschlagen habe, wie Melanchthon in seiner Lutherbiografie schrieb, hat Erwin Iserloh, der ehemalige Münsteraner Kirchenhistoriker, schon 1961 als Legende widerlegt.⁶¹ „Lügenden“ nannte übrigens Luther die Heiligen-Geschichten. Der Mainzer Erzbischof überwies die Thesen an die Theologen der Mainzer Hochschule; die waren überfordert und Albrecht leitete sie nach Rom weiter mit der Bitte, Luther jede Äußerung in der Sache zu verbieten. Papst Leo war – ich zitiere aus dem katholischen Handbuch der Kirchengeschichte – „über seine Vergnügungen, Jagden, Komödien, Bankette hinaus vollbeschäftigt mit seinen Machenschaften zum Auffüllen der immer leeren Kassen [...] nicht bereit, das Mönchsgezänk in Deutschland sehr ernst zu nehmen“.⁶² Der Ordensgeneral der Augustiner-Eremiten sollte Luther „besänftigen“ und die Flamme im Keim ersticken. Dass die Flamme stattdessen einen Flächenbrand auslöste, ist für heutige Vorstellungen kaum zu begreifen. Aber damals, vor 500 Jahren, bekam die Frage nach Geltung und Wirkung von Ablässen existenzielle Bedeutung und wühlte die breite Öffentlichkeit auf. Ging es doch darum, wie man als Christ für sich und für Verstorbene einen sicheren Platz für das eigentliche, das ewige Leben erwerben könne.

Im April 1518 fand in Heidelberg das Generalkapitel der Augustiner statt. Hier konnte Luther seine theologische Position erstmals einem Fachpublikum vortragen. Neuerdings hat Hans Maaß darauf hingewiesen, dass auf dem Boden der heutigen Evangelischen Landeskirche in Baden Luther erstmals öffentlich seine grundlegenden Thesen zu den Glaubensfragen vorgetragen habe. Man könne insofern von Luthers Lehre als der „Fides Heidelbergensis“, der Heidelberger Glaubensformel also, sprechen.⁶³ Die Augustiner waren keineswegs geneigt, ihren

⁶⁰ Nachdem der junge Luther sich nach dem Familiennamen „Martin Luder“ – vereinzelt auch quasi gräzisiert Eleutherius – genannt hatte, unterschrieb er seine 95 Ablass-Thesen erstmals mit dem Namen Martin Luther. Hierzu Jürgen Udolph, Martinus Luder – Eleutherius – Martin Luther. Warum änderte Martin Luther seinen Namen? E-Book 2016.

⁶¹ Hierzu Uwe Wolff, Iserloh. Der Thesenanschlag fand nicht statt. Basel 2013; neuerdings wird auf eine Notiz des für Luther als eine Art Sekretär arbeitenden Georg Rörer verwiesen, dass Luther seine Thesen „an den Kirchen von Wittenberg“ veröffentlicht habe. Ein „Thesenanschlag“ an der Schlosskirche ist damit nicht belegt.

⁶² Erwin Iserloh in: Jedin, Handbuch der Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 55.

⁶³ Hans Maaß, Reformatorische Sternstunde auf dem Boden der heutigen Evangelischen Landeskirche in Baden, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte 8 (2014), S. 25–41.

Star zu besänftigen. Man hörte ihm vielmehr aufmerksam zu. Die Studenten waren begeistert von Luthers Auftreten. Martin Bucer, 26 Jahre alt und von den Dominikanern seiner Heimat Schlettstadt zum Studium in den Predigerkonvent nach Heidelberg gesandt, war fasziniert von dem Wittenberger Professor. Seinem Freund und Landsmann Beatus Rhenanus schrieb er: *„Welche wundervolle Liebenswürdigkeit beim Antworten, beim Zuhören eine unvergleichliche Langmut! Beim Schlussfolgern hättest du den Scharfsinn eines Paulus, nicht eines Scotus wiedererkannt, mit so kurzen, mit so gescheiten und aus den göttlichen Schriften gespeisten Antworten setzte er alle leicht in Bewunderung [...] Mit Erasmus stimmt er in allem überein, außer dass er ihn in dem einen zu übertreffen scheint, dass er das, was jener nur andeutet, offen und frei verkündet.“*⁶⁴ Bucer trat bald aus dem Orden aus, predigte lutherisch, heiratete und wurde zum Reformator in Straßburg. Auch andere Studenten aus Heidelberg (u. a. Johannes Brenz) wirkten in der Folge an verschiedenen Orten im Südwesten im Sinne Luthers. Ein ganzes Dutzend zählt Heinz Scheible in seinem Überblick über Luther und die Anfänge der Reformation am Oberrhein auf.⁶⁵ Luthers Heidelberger Thesen erschienen wie zuvor schon seine 95 Ablassthesen in einer Auflage nach der andern im Druck und fanden reißenden Absatz (sogar auch im Ausland). Mit einer Schrift „Sermon von dem Ablass und von der Gnade“ konnte Luther seine Position zu den vielen theologisch durchaus noch ungeklärten oder umstrittenen Punkten der Ablasspraxis der Fachwelt und der interessierten Öffentlichkeit verständlich machen.

Die ersten sicheren Belege für die öffentliche Wahrnehmung von Luthers Lehre liegen für das Jahr 1518 vor, als Luther beim Reichstag von Augsburg mit Kardinal Cajetan diskutierte. Dazu berichtet eine Konstanzer Chronik, dass *„Luthers Artikel und Bücher, zu Konstanz umgetragen, anfangs Verwunderung brachten, auch Ursach gaben, der Sachen weiter nachzudenken und die biblischen Schriften gründlicher dann vorher zu lesen“*.⁶⁶ Wenig später äußerte der Konstanzer Generalvikar Fabri

⁶⁴ Zitiert aus: Gerhard Römer (Hrsg.), Luther und die Reformation am Oberrhein. Karlsruhe 1983, Dokument 9, S. 170. Zur Entwicklung: Heribert Smolinsky, Die Kirche am Oberrhein im Spannungsverhältnis von humanistischer Reform und Reformation, in: FDA 110 (1990), S. 23–38.

⁶⁵ Heinz Scheible, in: Luther und die Reformation (wie Anm. 64), S. 27.

⁶⁶ Christoph Schulthaiß: Konstanzer Bistumschronik, hrsg. von J. Marmor, FDA 8, 1874, S. 1–101, bes. S. 83; zitiert von Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16), S. 127.

in einem Brief an seinen Humanistenfreund Vadian in St. Gallen die Meinung: *„So wahr Luther schreibt, so ist doch vieles für den schwachen Magen des Volkes zu stark; denn schon weiß durch die Schuld der Buchdrucker jeder Ungelehrte von dem Lutherischen Handel, und alle alten Weiber reden auf offener Straße davon.“*⁶⁷ 1518 brachte der Drucker und Verleger Froben in Basel erstmals Gesammelte Schriften eines Martin Luther heraus. Froben schrieb dem Autor, noch nie habe ein anderes Werk seines Verlags einen so reißenden Absatz gefunden.

In Freiburg wurden die Schriften des Wittenberger Theologen zuerst in der Universität wahrgenommen. Über das Verhältnis der Universität zur lutherischen Reformation sind wir durch Winfried Hagenmaiers diesbezügliche Arbeit gut informiert.⁶⁸ An die Freiburger Albertina kam 1514 Philipp Engelbrecht (geboren 1490 in Engen); er hatte seit 1510 in Wittenberg studiert, hatte dort Luther kennen und schätzen gelernt, 1515 erhielt er den Poetik-Lehrstuhl in der Artistenfakultät. Berühmt sind seine Verse auf die Stadt und ihre Universität, die er seiner Bewerbung beifügte (es sind 430 Verse, zur Hochschule beginnen sie: *„In Freiburg gründete ihren Sitz Albert mit fürstlicher Huld, und die Dauer sicherte er durch Stiftungen, die er edel dem edelsten Zweck, der menschlichen Bildung, geweiht. Herrlich blühet sie nun, die Albertina“*).⁶⁹ Das Lob der Albertina mag vom Poeten mächtig übertrieben worden sein, es bezeugt jedoch zweifellos ihr hohes Ansehen weit über die Grenzen der Region hinaus. Im akademischen Freiburg hat „Engentinus“, wie Engelbrecht seiner Herkunft wegen meist genannt wurde, lutherisches Gedankengut wohl schon seit seiner Lehrtätigkeit 1515 ins Gespräch gebracht. In enger Verbindung stand er mit seinem „Landsmann“ Ulrich Zasius; beide wohnten einander schräg gegenüber in der „Vorderen

⁶⁷ Ebd., S. 130.

⁶⁸ Winfried Hagenmaier, Das Verhältnis der Universität Freiburg im Breisgau zur Reformation. Diss. Phil. Freiburg 1968. Die Arbeit ist auch digitalisiert abrufbar; einen präzisen Überblick bietet Karl-Heinz Braun, Zur Geschichte der Theologischen Fakultät von 1460 bis 1620, in: Dieter Mertens/Heribert Smolinsky (Hrsg.), Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit (= 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Bd. 2) Freiburg 2007, S. 92ff., hier bes. S. 108ff.; außerdem Johann Joseph Bauer, Zur Frühgeschichte der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau (1460–1620). Freiburg 1957. Eine unersetzliche Grundlage der Freiburger Reformationsgeschichte bietet Heinrich Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau, Bd. 1, Freiburg 1851, bes. S. 42ff., 118ff., 135ff.

⁶⁹ Zitiert aus Wolfgang Hug, Poetische Stadtgeschichte. Freiburg im Spiegel von Versen und Liedern, in: Schau-ins-Land 129 (2010), S. 150 – mit Nachweisen.

Wolfshöhle“ (später „Pfaffengasse“ genannt), der heutigen Herrenstraße. Der Jurist Ulrich (eigentlich: Huldreich) Zasius genoss die größte Verehrung in der Hochschule, bei Studenten wie auch bei Kollegen, und ebenso in der Bürgerschaft der Stadt (Freiburg ließ sich von ihm das neue Stadtrecht ausarbeiten, nach etlichen Entwürfen war es 1520 fertig und konnte in Kraft gesetzt werden). Zasius, geboren 1461 in Konstanz, wurde 1494 Stadtschreiber in Freiburg, leitete dann einige Jahre die Lateinschule und bekam 1500 die Poetik-Professur, 1506 die für Jurisprudenz. Welch hohes Ansehen Zasius genoss, bestätigt ein Urteil von Erasmus: *„Ich habe in Deutschland noch nichts gesehen, was ich so bewundert hätte wie den Charakter des Ulrich Zasius.“*⁷⁰ Befreundet mit Zasius war auch der Theologe Johannes Eck, der ihn seinen „Lehrer und Meister“ nannte. Geboren 1486, war Eck seit 1502 an der Albertina immatrikuliert. Er legte 1509/10 seine theologischen Examina ab und hielt hier seine ersten Vorlesungen. 1510 wurde er an die Universität Ingolstadt berufen. Ihm folgte u. a. sein Schüler Balthasar Hubmair, der spätere Reformator von Waldshut, um bei ihm in Ingolstadt zu promovieren.⁷¹

Im Haus von Ulrich Zasius oder in der von ihm geführten Studententension („Burse“) wohnten oder verkehrten Kollegen und Schüler, die zum Großteil Luther verehrten, allen voran der genannte Philipp Engelbrecht, der trotz seiner lutherischen Gesinnung bis zum Tod 1528 an der Alma Mater lehren durfte, obwohl ihn der Stadtrat als einen *„lutherisch verräterischen Bösewicht“* beschimpfte. Der Freiburger Stadtschreiber warf Engelbrecht 1524 vor: *„Ihr beherbergt hier alle Lutherische, die zu Euch Zuflucht und Einkehr haben.“*⁷² Auch der Theologe Matthäus Zell, 1517 Rektor der Hochschule, war oft Gast bei Zasius. Er predigte

⁷⁰ Erasmus an Willibald Pirkheimer am 15. Juli 1529 aus Freiburg, in: Walter Köhler, Erasmus von Rotterdam. Briefe. Darmstadt 1995, S. 470. Die reiche Literatur zu Zasius ist gut verarbeitet von Karl Heinz Burmeister, Ulrich Zasius (1461–1535). Humanist und Jurist, in: Schmidt, Humanismus (wie Anm. 5), S. 105–123; siehe auch Peter Fäßler, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 1, S. 297ff.; Alexander Hollerbach, Ulrich Zasius, in: LThK, 3. Aufl. Bd. 10, Freiburg 2001, Sp. 1386/1387. Die Berufung zum „Ordinarius legum“ erfolgte schließlich auf Druck der Stadt und der Studenten, wie Heinrich Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau, Bd. 1, Freiburg 1851, S. 199f., mitteilt.

⁷¹ Zu Eck vgl. Karl-Heinz Braun, Zur Geschichte der Theologischen Fakultät (wie Anm. 68), S. 102–108 mit weiterer Literatur.

⁷² Winfried Hagenmaier, Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), S. 27; insgesamt zur Entwicklung in Freiburg: Tom Scott u. a., „Lutherey, Ketzerey, Uffrur“, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Band 2, Stuttgart, 2. ergänzte Auflage 2001, S. 13–65.

seit 1521 lutherisch in Straßburg. Als der Bischof ihm das verbieten wollte, wies Zell darauf hin, dass es in der Nähe keine Stadt, keinen Flecken, kein Kloster, keine hohe Schule, ja kein Haus gäbe, darin nicht fromme Leute dieser Lehre anhängen; wie also wolle man ihm das verbieten. Der Rat von Straßburg entschied sich dann 1523/24 für die lutherische Lehre und schaffte die Messe ab. Nur kurze Zeit verbrachte Matthäus Alber an der Freiburger Albertina, bevor er 1521 zum Priester geweiht wurde; anschließend wirkte er in seiner Heimatstadt Reutlingen als Pfarrer in dem lutherischen Geist, den er, so heißt es, in Freiburg kennengelernt hatte. Dem Kreis um Zasius (ihren „Vater und Freund“, wie sie ihn nannten) gehörten überhaupt viele Studenten an, die sich früher oder später der Reformation anschlossen. Zu ihnen gehörten z. B. der Tiroler Jakob Bedrott, der später in das reformierte Basel übersiedelte, oder Gervas Sauffer: Er stammte aus Breisach, wurde Rektor der hiesigen Lateinschule, für die er die erste Schulordnung verfasste, er wirkte als Latinist an der Universität und wurde dann Prediger am Münster zu Straßburg. Johann Lonitzer hatte in Wittenberg studiert, wurde in Freiburg Ordinarius für Hebräisch, bekannte sich zu Luther und musste die Stadt verlassen. Als Reformator wirkte er in Straßburg und in Esslingen. Auch Wolfgang Capito und Caspar Hedio gehörten als Freiburger Studenten zum engagierten Kreis um Zasius, der eine 1510–1515, der andere 1513–1518. Seit 1523 wirkten sie als Reformatoren in Straßburg, wo auch Jakob Sturm (ehemals Theologe und Jurist in Freiburg) entscheidenden Einfluss gewann, u. a. als Gesandter und Bürgermeister der protestantischen Stadt. Seinem ehemaligen Lehrer Jakob Wimpfeling, der romtreu blieb, schrieb Sturm 1524: „*Bin ich ein Ketzer, so habt ihr mich zu einem gemacht.*“⁷³ Thomas Blarer, den Zasius seinen Sohn nannte, und Johann Zwick gehörten zu dem Kreis; beide haben die Reformation in ihrer Heimatstadt Konstanz vorangetrieben. Der Basler Bonifaz Amerbach blieb auch in seiner protestantischen Heimatstadt mit Zasius in treuem Kontakt. Besonders eng war Urbanus Rhegius (Rieger) aus Langenargen seinem Lehrer Zasius verbunden. Er wurde nach hohen Ämtern an der Konstanzer Kurie in Augsburg zum „Vor-

⁷³ Der Satz wird oft zitiert, um die „protestantische Wende“ auf humanistische Vorläufer zurückzuführen. Zu Wimpfeling siehe Dieter Mertens, Jakob Wimpfeling (1450–1528). Pädagogischer Humanismus, in: Humanismus im deutschen Südwesten (wie Anm. 70), S. 35–57; hier das Zitat S. 54; Dieter Mertens, Jakob Wimpfeling als zentrale Gestalt des oberrheinischen Humanismus, in: Jahrbuch für badische Kirchen- und Religionsgeschichte 6 (2012), S. 49–72.

kämpfer der evangelischen Wahrheit“ (so hat er sich selbst genannt). Auch Jakob Otter, der in Freiburg als Absolvent der Universität seiner Bildung wegen hochgeschätzt war, hatte zu den engen Vertrauten von Zasius gehört. Er hatte nach seinem Studium in Heidelberg dem Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaysersberg als Sekretär gedient. Nach dessen Tod kam er nach Freiburg, wo er 1517 das Lizenziat der Theologie erwarb. Seit 1520 wirkte Otter als Pfarrer im markgräfllich-badischen Wolfenweiler, wo er lutherisch predigte. Seit 1522 trieb er die Reformation in Kenzingen voran.⁷⁴ Zasius hatte bei ihm im Pfarrhaus zu Wolfenweiler Ferien verbracht und lobte Otter in einem Brief an Zwingli, fügte aber hinzu, er streite oft freundschaftlich mit ihm, wenn er allzu hart lutherisiere. Heinrich Schreiber zählte in seiner Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität ein weiteres Dutzend von Studierenden in Freiburg auf, die sich später der Reformation anschlossen und an verschiedenen Orten zu ihrer Durchsetzung beitrugen. Nach Recherchen von Winfried Hagenmaier verzeichnete die Matrikel der Universität namentlich 28 Studenten, die sich als spätere Reformatoren nachweisen ließen, während nur von 17 Studierenden festzustellen war, dass sie sich später für die katholische Kirche einsetzten. Wie wenig geradlinig der biografische Weg mancher Freiburger Studenten zum reformatorischen Engagement verlief, belegt das Beispiel von Wolfgang Capito: Geboren 1478 im elsässischen Hagenau als Sohn eines Schmiedes namens Knöpfle (den Namen hat der Schüler der Pforzheimer Lateinschule dann latinisiert). Erst studierte Capito in Ingolstadt, dann in Heidelberg und von 1511 bis 1515 (befreundet mit Zasius und mit Gregor Reisch) in Freiburg, wo er den theologischen Dokortitel erwarb. Kurze Zeit wirkte er in Bruchsal beim Speyrer Bischof, wurde dann Münsterprediger in Basel und Professor an der dortigen Universität, 1517 Rektor der Hochschule; er korrespondierte mit Luther und Zwingli, war eng vertraut mit Erasmus. Der Mainzer Erzbischof Albrecht holte ihn als Domprediger nach Mainz, machte ihn zu seinem Berater. 1523 wechselte Capito nach Straßburg ans Thomasstift, predigte auf Anregung von Matthias Zell (seinem ehemaligen Freiburger Mitstudenten) nun lutherisch, bemühte sich wie dieser um Ausgleich zwischen Luther und Zwingli,

⁷⁴ Barbara Henze, Otter (Other), Jakob, in: LThK, Bd. 7, Freiburg 1998, Sp. 1218. Zu Otters weiterem Wirken: Ralf Lusiardi, in: Jürgen Treffeisen (Hrsg.), Die Geschichte der Stadt Kenzingen, Bd. 1., Kenzingen 1998, S. 79–94; Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16), S. 171–175.

heiratete 1524. Er setzte sich für verfolgte Täufer ein, und als Michel Servet (der die Trinität als unbiblisch ablehnte) im toleranten Straßburg Zuflucht suchte, gewährte ihm Capito Unterkunft. Er starb 1541. Zwölf Jahre später wurde Servet als Ketzer von Calvin zum Tod verurteilt und grausam auf dem Scheiterhaufen geröstet. Melanchthon gratulierte Calvin zu seiner Untat.

Man fragt sich natürlich, was im Hause Zasius alles diskutiert wurde. Offenbar gab es keine theologischen Tabus. In einem Brief schrieb Zasius selbst am 5. Oktober 1521: „*Je mehr man Luthers Lehre verbietet, desto mehr verbreitet sie sich.*“ Die Diskussion über die Lehren Luthers war offensichtlich voll im Gange. Vor allem die jungen Leute zeigten sich in ihrer Freiburger Studienzeit von dem Wittenberger Star fasziniert. „*Luthers Lehren stehen bei den Privatgelehrten hoch im Kurs*“, schrieb Zasius im Juni 1523⁷⁵, bei den jungen Humanisten also, die dem Reiz des Neuen folgten und/oder sich profilieren wollten! Zasius selbst bewunderte Luther bis in die frühen 1520er-Jahre. Sätze wie die folgenden sind von ihm überliefert: „*Was ich von Luther erhalte, nehme ich so auf, als ob es von einem Engel käme.*“⁷⁶ – „*Luthers Schriften haben mir so gefallen, dass er mir wie ein Engel des Lichts erscheint in der mit dicker Finsternis umhüllten Theologie.*“⁷⁷ – „*Luther in Wittenberg ist ein Mann von trefflichem Lebenswandel und von bewundernswertem Rang in den Wissenschaften.*“⁷⁸ Zasius war freilich im Zwiespalt, ob er den Lehren des Wittenberger Professors in allem folgen könne. Ging es nicht – zumindest bis zum Wormser Edikt – den meisten so, die von Luther fasziniert waren? Und die wohl in Gewissensnot gerieten: Wem – und was – sollten sie glauben in ihrer Jenseitsangst und Jenseitssehnsucht? Nach Luthers Verurteilung auf dem Wormser Reichstag 1521 und aufgrund von Luthers Leugnung des päpstlichen Primats distanzierte sich Zasius langsam vom Reformator und bekannte sich dezidiert zur Kompromisshaltung von Erasmus, der „*versöhne statt zu spalten*“, wie er schrieb. Erasmus, seit 1521 dauerhaft in Basel, warnte Zasius in einem Brief vom 4. Januar 1522: „*Wie die Luthersache ausgehen wird, weiß ich nicht. Ich habe von Anfang an immer einen stürmischen Ausgang erwar-*

⁷⁵ Winfried Hagenmaier, Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), S. 23.

⁷⁶ Tom Scott (wie Anm. 72), S. 19.

⁷⁷ Zitiert von Albert, Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 12.

⁷⁸ Winfried Hagenmaier, Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), Kap. 8 Anm. 4: „*Martinus Lutherus Wittenbergensis, vir vitae probitate et litterarum eminentia monstrabilis.*“

tet, jetzt fürchte ich ihn [...] Da Du öffentlich für Luther eingetreten bist, halte ich es für geratener, Du schweigst als dass Du gegen ihn schreibst; denn letzteres wird man Dir nicht als Lob, sondern als Furcht oder Leichtsinn buchen. Überlass ihn seinem Schicksal.“ Zasius antwortete Erasmus am 20. April 1522: „*Ich halte es nicht für meine Sache, über die Lehre Luthers ein Urteil abzugeben, da ich in dieser Angelegenheit nicht erfahren [inexpertus] bin. Ich sage jedoch, dass ich manches daran billige, manches aber nicht. Im allgemeinen bin ich der Meinung gewesen, dass jede Lehre, wenn sie nicht von Gott stammt, in Kürze untergeht, dass sie aber andauert, wenn Gottes Geist sie leitet* [si Spiritu divino dirigitur].“⁷⁹ Zasius konnte sich freilich nicht dem Vorwurf entziehen, er säße zwischen zwei Stühlen: „*inter duabus sellis sedet*“.⁸⁰ Nach seinem Tod hat die Kurie seine Schriften auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Gleiches geschah den Werken von Erasmus, dem die Luthergegner ohnehin vorwarfen, er habe das Ei gelegt, das Luther ausbrütete.

Für die Phase bis in die ersten 1520er-Jahre darf man wohl die Freiburger Universität als eine der Keimzellen, wenn auch nicht als eine wirkliche Brutstätte der Reformation bezeichnen. Richtig lutherisch wurde sie nie. Und natürlich beschränkte sich in Freiburg die Auseinandersetzung mit den Schriften aus Wittenberg nicht auf einen rein akademischen Zirkel. Auch außerhalb der Universität hat die neue Botschaft Luthers Menschen in der Stadt bewegt. Am Freiburger Münster gab es mehrere reformgesinnte Priester, worauf der Stadtarchivar Peter Paul Albert in seinem Aufsatz „Die reformatorische Bewegung zu Freiburg im Breisgau bis 1525“ hinwies.⁸¹ Es waren namentlich Diebold Kempf, Johann Dankwart, Johann Heinrich Sigelmann und Ludwig Öler. Letzterer musste schließlich nach Straßburg fliehen. In der näheren Umgebung von Freiburg ist vor allem der Pfarrer von Wolfenweiler, Magister Johann Keß, aufgrund seiner kritischen Ansichten aufgefallen. Er verteidigte sich vor dem zuständigen Dekan in einem umfangreichen Schrei-

⁷⁹ Der Brief von Erasmus in: Walter Köhler, Erasmus von Rotterdam. Briefe. Darmstadt 1995, S. 297; der Antwortbrief von Zasius in: Joseph Anton Riegger (Hrsg.), Uldarici Zasii epistolae ad viros aetatis suae doctissimos. Ulm 1774, S. 299f.; Winfried Hagenmaier, Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), S. 135.

⁸⁰ Das Urteil über Zasius zitiert von Karl Heinz Burmeister, Ulrich Zasius (wie Anm. 70), S. 119.

⁸¹ Peter Paul Albert, Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 4f.

ben (vermutlich vor 1518) gegen Vorwürfe, er habe die Mutter Gottes und die lieben Heiligen als Fürbitter verworfen, den Zins als Wucher bezeichnet, die Existenz des Fegefeuers geleugnet und das Messelesen für Verstorbene abgelehnt. Das alles, erklärte Keß, träfe wie auch weitere Unterstellungen überhaupt nicht zu. Wie oben erwähnt, wurde 1520 Jakob Otter Pfarrer von Wolfenweiler. Er entwickelte sich bald zum leidenschaftlichen Lutheraner, der dann Kenzingen für die Reformation gewann.

Auch Laien äußerten offenbar Zweifel an kirchlichen Lehren. Die Akten bezeugen wiederholte Maßnahmen der städtischen Obrigkeit zur Sicherung der überlieferten Glaubenslehre.⁸² Einen speziellen Fall (vermutlich aus dem Jahr 1522) hat Tom Scott im vorletzten Band des „Schau-ins-Land“ vorgestellt.⁸³ Hier verteidigte sich ein Bürger der Stadt, vermutlich ein Arzt, gegen Vorwürfe, evangelische Meinungen vertreten zu haben. Festzustellen ist, dass nicht die kirchliche, sondern die städtische, d.h. die weltliche Obrigkeit gegen wirklich oder vermeintlich ketzerische Bürger gerichtlich einschritt. In der Folge war es stets der Stadtrat, der die Verteidigung der alten Lehre betrieb und auch die Universität immer wieder mahnte, gegen Abweichler vorzugehen. Darin spiegelt sich eine allgemeine Entwicklung zur Ausbildung der politischen Souveränität in den Gemeinwesen. Diese umfasste mehr und mehr auch den Bereich des Religiösen, vor allem die Moral und die soziale Fürsorge (in Ergänzung zur privaten Praxis der „Almosen“). Was bislang allein Sache der Kirche gewesen war, diese Lebensbereiche konnten kommunale und staatliche Obrigkeiten an sich ziehen, weil die kirchlichen Institutionen versagten oder überfordert waren, aber auch weil die politische Macht monopolisiert wurde. Das sollte für das Schicksal der Reformation durchaus entscheidend werden. Es waren letztlich die Landesherren, die die konfessionellen Grenzen bestimmten und die innerhalb ihrer Territorien über den Glauben der Untertanen verfügten. Erst dadurch hat sich die konfessionelle Spaltung der Christenheit verstetigt. War das eigentlich gerechtfertigt, gottgewollt?

⁸² StA Freiburg, C1 – Kirchensachen 147 Nr. 23.

⁸³ Tom Scott, Ein evangelisches Bekenntnis aus den frühen Reformationsjahren. Die Aussagen eines Freiburger Bürgers. Kommentar und Edition, in: Schau-ins-Land 134 (2015), S. 7–29.

III. Der Weg in die konfessionelle Spaltung der Region

Luthers Bruch mit der römischen Kurie oder der Bruch Roms mit Luther geschahen in vielen kleinen Schritten, in einem Prozess, dessen Ausgang lange Zeit offen blieb. Im Mai 1518 versammelten sich die Dominikaner in der Heiligen Stadt am Tiber. Tetzl, der dabei zum Doktor promoviert wurde, drängte die Kurie zum Handeln gegen Luther. Im Juni 1518 wurde Luther zum Verhör nach Rom geladen. Doch dann entsandte man Kardinal Cajetan zum Reichstag nach Augsburg, wohin Luther als der Ketzerei verdächtig vorgeladen wurde. Vom 12. bis 14. Oktober stellte sich Luther der Aussprache mit dem durchaus sachkundigen Cajetan, verließ den Reichstag jedoch ohne Einigung. Der Kardinal forderte daraufhin Luthers Landesherrn, Friedrich den Weisen, auf, den Häretiker auszuliefern. Der Kurfürst lehnte nach einigem Zögern ab. Im Januar 1519 starb Kaiser Maximilian. Nun konzentrierte man sich in Rom auf die Wahl des Nachfolgers. Der Ketzerprozess gegen Luther geriet in den Hintergrund. Nur Johannes Eck in Ingolstadt blieb in der Sache engagiert und konnte mit Luther und seinen Vorgesetzten eine öffentliche Disputation vereinbaren, die im Sommer 1519 auf der Pleißenburg in Leipzig stattfand. Hier formulierte Luther seine Position im Detail und stellte die Autorität des kirchlichen Lehramtes generell infrage. Er lehnte den Primat des Papstes ab und erklärte, Papst und Konzilien könnten sich irren, wie dies z.B. beim Konstanzer Konzil mit der Verurteilung von Hus geschehen sei. Eck betrieb daraufhin die Verurteilung Luthers als Ketzer direkt bei der Kurie. Der Papst versuchte währenddessen vergeblich, mithilfe des sächsischen Kurfürsten die Wahl von Maximilians Enkel Karl zum Kaiser zu verhindern. Erst als die Kurfürsten am 28. Juni 1519 doch Karl V. zum deutschen König wählten (seit 1520 auch Kaiser genannt, 1530 vom Papst zum Kaiser gekrönt), gab Leo X. seine zögernde Haltung zum Ketzerprozess gegen Luther auf.

Jetzt rückte die Entscheidung näher. In Rom wurden endlich im Februar 1520 mehrere Kommissionen gebildet, die über den Fall berieten. Die Kurie holte Gutachten von den Theologen in Köln und Löwen ein und erließ schließlich am 15. Juni 1520 die Bulle (bzw. Bann-Androhung) „*Exsurge Domine*“, in der Sätze aus zahlreichen Schriften Luthers als „*häretisch, ärgerniserregend, irrig [...] und der katholischen Lehre widersprechend*“⁸⁴ erklärt wurden. Luther sollte innerhalb von 60 Tagen diese Sätze widerrufen (was dieser nie tat); die entsprechenden Schriften

sollten verbrannt werden. Die deutschen Bischöfe sollten die Bannbulle überall bekannt machen, was ab September 1520 erfolgte. Johann Eck, der wohl an der Formulierung der Bannbulle mitgewirkt hatte, reiste durchs Land, um die Bulle zu verkünden, wurde aber oft abgewiesen. In Wittenberg wollte man die Entscheidung des Kurfürsten abwarten, der noch in Frankfurt zur Kaiserkrönung weilte. Längst nicht überall wurden Luthers Schriften verbrannt, wie das die Bulle verlangte. In Köln übergab man stattdessen die Werke der Scholastiker dem Scheiterhaufen. Am 10. Dezember 1520 veranstaltete Melanchthon eine öffentliche Aktion in Wittenberg, bei der Luther die Bannbulle demonstrativ verbrannte mit dem wütenden Ausruf: „*Nun fahr dahin, du unseliges, verdammtes, lächerliches Rom!*“ Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile weit im Land. „*Ganz Deutschland ist in hellem Aufruhr. Für neun Zehntel ist das Feldgeschrei für Luther*“, meldete der päpstliche Sonderbeauftragte Aleander nach Rom.⁸⁵ Der Funke hatte gezündet, aber nur, weil das Pulverfass voll war. Immerhin hatte Aleander beim jungen Kaiser Karl V. Erfolg: Karl erließ für die Niederlande ein Edikt, Luthers Werke zu verbrennen, was dort dann auch geschah.

Luther hatte seine Position verschärft, weil die Begründungen für den päpstlichen Bann ihn und seine Anhänger nicht überzeugen konnten, aber auch, weil seine Lehre inzwischen im ganzen Reich stärksten Widerhall fand. Seine Thesen wurden von Flugschriften unterstützt, mit Bildern, Satiren und giftiger Polemik. Seine Schriften wurden massenhaft gedruckt, von reisenden Buchhändlern vertrieben, sie wurden überall gelesen oder auch öffentlich vorgelesen. Das lange Zögern der Kurie erlaubte Luther, seine reformatorischen Programmschriften zu verfassen und zu veröffentlichen: „An den christlichen Adel deutscher Nation“, „De captivitate Babylonicae ecclesiae“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. In der ersten Schrift fasste er die seit langer Zeit im Reich geäußerten Gravamina gegen die Kurie zusammen und entwickelte seine Lehre vom allgemeinen Priestertum der Christen. Die zweite Schrift enthielt eine systematische Abrechnung mit der Papstkirche und die Umschreibung der wahren Kirche Christi als spiritueller Gemeinschaft der Gläubigen, ähnlich wie Wyclif und Hus sie 100 Jahre zuvor propagiert hatten. Die dritte Schrift entfaltete nochmals Luthers

⁸⁴ Zitiert aus Erwin Iserloh: Die protestantische Reformation (wie Anm. 1), S. 73.

⁸⁵ Ebd., S. 77.

Rechtfertigungslehre und betonte den Vorrang des persönlichen Glaubens und den freien Zugang des Einzelnen zu Gott unabhängig von jeder formalen und materiellen Frömmigkeit. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ übersandte Luther in einer lateinischen Fassung Papst Leo X., der aber nie antwortete. Mit den Programmschriften und der demonstrativen Verbrennung der Bannbulle im Dezember 1520 überschritt Luther ganz klar die Schwelle von der Aufforderung zur Kirchenreform. Jetzt ging es um den Kampf für die revolutionäre Umgestaltung der Kirche. Hatte sich Luther bisher gegen das Unwesen der Kirche, d. h. ihre Missstände, gewandt, so traf er jetzt ihr Wesen als Hort der wahren Lehre Christi.

Über seine Zukunft sollte jetzt der von Kaiser Karl V. nach Worms einberufene Reichstag entscheiden: Kurfürst Friedrich der Weise hatte von Karl die Zusage erwirkt, den Kirchenbann gegen Luther durch das Reich nicht zu vollstrecken, sondern den Beschuldigten an den Reichstag zum „Verhör“ zu laden. Das unerhört Neue dieses Verfahrens lag darin, dass die weltliche Gewalt die Entscheidung über Glaubensfragen an sich brachte. Luther erhielt eine Ladung zum Reichstag mit der Zusage für „Sicherheit und Geleit“. Seine Reise nach Worms glich einem Triumphzug. Am 17. April 1521 stellte er sich dem Verfahren. Er wurde gefragt, ob er die ihm vorgelegten Bücher, die unter seinem Namen erschienen waren, ganz oder in den beanstandeten Teilen zu widerrufen bereit sei. Luther, der statt des bloßen Verhörs ein Glaubensgespräch erwartet hatte, antwortete ausweichend und erbat Bedenkzeit. Am folgenden Tag wurde er das Gleiche gefragt, worauf er erklärte: *„Werde ich nicht durch Zeugnisse der Schrift oder klare Vernunftgründe überzeugt – denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es am Tage ist, dass sie öfter geirrt haben –, so bleibe ich überwunden durch die von mir angeführten Schriftstellen und mein Gewissen gefangen durch Gottes Wort. Daher kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, nicht ratsam und gefährlich ist. Gott helfe mir, Amen.“*⁸⁶ (Das kernige „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders“ ist eine der späteren „Lügen“.) Noch immer hofften die Reichsstände auf einen Kompromiss. In einem Ausschuss ohne kaiserliche und päpstliche Vertreter versuchten sie, übrigens unter Vorsitz

⁸⁶ Ebd., S. 80.

von Hieronymus Vehus, der 1517/18 Rektor der Freiburger Alma Mater gewesen war, Luther umzustimmen. Der weigerte sich mit dem Argument: „*Ist die Sache aus den Menschen, so wird sie untergeben, ist sie aber aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen können.*“⁸⁷ Damit war die Reichsacht beschlossene Sache. Noch galt allerdings für drei Wochen der Geleitschutz, innerhalb dessen sich Luther hätte ins Ausland absetzen können. Erst am 25. Mai wurde im sogenannten „Wormser Edikt“ durch den Kaiser die Reichsacht zur Vollstreckung des Kirchenbanns über Luther verhängt. Jetzt war Luther vogelfrei; seine Werke waren überall zu verbrennen.

Martin Luther war indes längst abgereist. Unbehelligt, weil die Zusage des freien Geleits auch dem Geächteten noch für drei Wochen Straffreiheit gewährte. Im Einvernehmen mit seinem Landesherrn Kurfürst Friedrich wurde Luther auf der Rückreise zum Schein überfallen und auf die Wartburg entführt. Als Junker Jörg hat er dort gleichsam inkognito sich der Übersetzung des Neuen Testaments gewidmet, eine der wahren Großtaten der deutschen Kulturgeschichte. Im September 1522 erschien der volle Text erstmals im Druck. Luther hatte die neue griechische Urfassung des NT benutzt, die Erasmus herausgegeben hatte. Sie blieb die Basis für die Lutherbibel. Sie unterschied sich nicht nur in der Wortwahl von den auf die Vulgata begründeten Bibelübersetzungen.⁸⁸

Der Kaiser hatte zur gleichen Zeit, als Luthers Reichsacht veröffentlicht wurde, einen Vertrag mit dem Papst geschlossen, der ihm für den Krieg gegen Frankreich in Italien den Rücken freihielt. Für die folgenden neun Jahre war Karl V. fortan außerhalb Deutschlands gebunden. (Letztlich blieb Karl für die Deutschen ein Fremdling, auf den man reimte „*Dieser Karl von Gent, der sich Kaiser nennt.*“) Im Januar 1522 hatte er vor seiner Abreise seinen jüngeren Bruder, den gerade 18-jährigen Ferdinand zum Erzherzog der habsburgischen Erblande im Reich, somit auch zum Landesherrn im vorderösterreichischen Breisgau ernannt. Ferdinand sah sich wie der Kaiser als Treuhänder des römisch-katholischen Glaubens. Er verlangte die strikte Durchführung des Worm-

⁸⁷ Zitiert bei Walther Peter Fuchs, in: Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 2. Stuttgart 1955, S. 45.

⁸⁸ Ueli Dill/Petra Schierl (Hrsg.), Das bessere Bild Christi. Das Neue Testament in der Ausgabe des Erasmus von Rotterdam. Basel 2016.

ser Edikts, insbesondere die Verbrennung lutherischer Schriften. Ein entsprechendes Mandat Ferdinands vom November 1522 forderte nachdrücklich die Einhaltung dieser Verordnung. Im Januar 1523 befahl der Rat der Stadt Freiburg die „Exekution der verbotenen Bücher“ und ließ durch Boten von Haus zu Haus die Schriften einsammeln.⁸⁹ Mehr als 2000 Schriften sollen später auf dem Münsterplatz verbrannt worden sein. Ob diese Angaben stimmen, ist allerdings immer wieder bezweifelt worden.⁹⁰ Wie unklar und widersprüchlich freilich die Glaubenslage war, ist schwer zu beurteilen. Professor Engelbrecht wurde als Lutherfreund verdächtigt, behielt aber seinen Lehrstuhl. Er musste sich allerdings verpflichten, keine Anhänger Luthers mehr zu beherbergen und seine Korrespondenz mit Luther zu beenden. Im Frühjahr 1522 beantragten Bürger der Stadt, man möge die Kommunion unter beiderlei Gestalt (den „Laienkelch“ also) gestatten, was der Konstanzer Bischof strikt untersagte. Zugleich mahnte Hugo von Hohenlandenberg den Klerus, „in Wort und Tat die Irrlehre zu bekämpfen“.⁹¹ Eine Ermahnung, die wohl begründet war. In einem Spottgedicht, das am Hauptportal des Münsters angebracht war, hieß es u. a.:

*„Wenn wir nicht bessre Christen wären, /
als uns es deine Pfaffen lehren,
der Teufel hätt uns längst schon hin, /
wär'n wir nicht gute Christen g'sin.
Das aber wissen wir sehr wohl, /
deine Pfaffen sind des Geizes voll ...“⁹²*

In der Fastenzeit des Jahres 1523 besuchte Erasmus seinen Freund Zasius, logierte im Gasthaus zum Schiff und aß dort Fisch, der ihm gar nicht bekam, worauf ihm Zasius tags darauf bei sich zuhause zum Frühstück ein Hühnchen servierte. Darauf wurde Zasius beim Stadtrat denunziert, der lud ihn vor und belegte ihn mit einem Bußgeld.⁹³

⁸⁹ Balthasar Wilms zitiert in seinem Buch „Die Kaufleute von Freiburg im Breisgau“, S. 181 einen Vers, der damals an der Eingangstür der Universität angebracht worden sei: „Dass Luthers Schriften kannst gewinnen Du / verkaufe alles, Bücher, Hemden, Schuh ...“

⁹⁰ Tom Scott, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 72), S. 36.

⁹¹ Peter Paul Albert, Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 36.

⁹² Ebd., S. 36.

⁹³ Die Geschichte ist von Tom Scott in der Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2, S. 20f., wiedergegeben. Erasmus hat sie selbst in seinen „Colloquia familiaria“ literarisch verwertet.

Noch waren die konfessionellen Grenzen nicht abgesteckt. Luthers Forderung, zu predigen nach dem Evangelium, fand weithin Zustimmung, doch sollte deshalb nicht gleich die Messe abgeschafft werden. Ganz offenkundig war der Niedergang der Klöster, besonders bei den Frauenkonventen. Viele Kleriker hielten den Zölibat für nicht mehr verpflichtend. „*Ein wahrer Heiratstaumel hatte die katholischen Kleriker erfasst*“, wurde aus Nordbaden berichtet.⁹⁴ Unter dem Pseudonym des „Karsthans“ war ein Wanderprediger am südlichen Oberrhein unterwegs, der u. a. das Fegefeuer leugnete, die Fürbitte der Heiligen für nichtig erklärte, die Kommunion unter beiderlei Gestalt forderte und behauptete, dass Petrus kein Papst gewesen sei. Von dem Pfarrer von Schlatt, Peter Spengler, dem Dekan des Breisacher Kapitels, heißt es, er habe „*beseelt von dem Geiste der neuen Religionslehre, seiner Geistlichkeit das Studium der Heiligen Schrift und das Lesen der lutherischen Werke auf das dringendste empfohlen*“.⁹⁵ Er wurde bei der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim verklagt, als Verführer des Klerus zum Tode verurteilt und in der Ill ertränkt. (Weil die Ill gerade nur wenig Wasser führte, musste der Verurteilte einen qualvoll langsamen Tod sterben.) Andere „Abtrünnige“ flohen nach Straßburg oder Basel, so die Pfarrer von Wittnau und von Ballrechten. Es entstand ein spürbarer Priestermangel. 1533 waren in der Diözese Konstanz einige Hundert Pfarreien und Kaplaneien unbesetzt. In der Folge verödeten die Schulen, die priesterliche Lebensführung verwilderte, wie es heißt. Dem Kirchzartener Pfarrer Ulrich Wesiner wurde vorgeworfen, er habe das Volk gelehrt, „*dass in der Messe in der Gestalt von Brot und Wein weder das Fleisch noch das Blut Christi sei*“. Er bestritt das und erklärte, er habe allerdings gelehrt, das Volk solle nicht die Gestalten im Sakrament, die sie sehen, anbeten, sondern allein Gott, den niemand sehen kann.⁹⁶ „*Ein Hauptherd der Neuerung war Neuenburg*“, berichtet Heinrich Schreiber, wo mehrere Pfarrer „*lutherische, zwinglische und andrer Verdammten Lehren*“ vertreten hätten.⁹⁷ Zwei Kapläne im Freiburger Münster mussten die Stadt verlassen, weil sie lutherisch gepredigt hatten.

⁹⁴ Berichtet von Andreas Ludwig Veit, Episoden aus dem Taubergrund, in: FDA 45 (1917), S. 203.

⁹⁵ Peter Paul Albert: Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 70.

⁹⁶ Ebd., S. 72f.

⁹⁷ Ebd., S. 75f.

In Kenzingen wurde Jakob Otter 1522 Prediger der Pfarrkirche.⁹⁸ Seiner „evangelischen“ (d. h. am Evangelium ausgerichteten) Predigt wegen kamen die Leute in Scharen in die Kirche, „*nicht bloß die Frauen, sondern auch viele Männer, sogar Mitglieder des Rats und selbst der Stadtschreiber*“, wie es in einer alten Quelle heißt. Der Bischof von Konstanz zitierte den eigenwilligen Priester vor die nächste geistliche Obrigkeit in Freiburg. An Otters Stelle kam der Kenzinger Stadtschreiber Ernst Lauterwald alias Johannes Kruß. Er brachte die Bibel mit und erklärte, nichts anderes habe Otter gelehrt, als was darin stehe. Eine erneute Vorladung Otters beantwortete der Rat von Kenzingen mit dem Beschluss, das von Otter verkündete Gotteswort als verbindlich zu betrachten. Die eigens befragte Bürgerschaft stimmte dem ohne Vorbehalt zu. Mit Leib und Leben stehe man zum Rat und wolle des Prädikanten Lehre einhalten. Im Übrigen hätten, seit Otter in der Stadt predige, Gotteslästerungen, Trunksucht und andere Laster völlig aufgehört. Auf einem Landtag in Breisach erklärte Erzherzog Ferdinand 1524, Kenzingen sei gefährlich lutherisch geworden, was zu ähnlichem Aufruhr führe wie der Bundschuh. Otter solle die Stadt verlassen, sonst drohe eine militärische Intervention. Die Kenzinger Frauen und Handwerksgesellen holten Otter wieder in sein Haus zurück, aber schließlich verließ Otter freiwillig Kenzingen. Er begab sich in die benachbarte badische Markgrafschaft und schließlich zusammen mit rund 150 Gefolgsleuten nach Straßburg. Dort wurden 80 Flüchtlinge von dem Pfarrerehepaar Matthäus und Katharina Zell im Haus aufgenommen und von Katharina Zell mehrere Wochen lang verköstigt. Kenzingen aber musste eine Besatzung von Freiburger Bewaffneten aufnehmen. Den verbliebenen Anhängern Otters wurde der Prozess gemacht. Der Stadtschreiber und sieben „Hauptschuldige“ wurden in Ensisheim verurteilt. Der Stadtschreiber musste als „Erzketzer“ der Verbrennung der lutherischen Schriften und der deutschen Evangelien zusehen, worauf man ihm in Gegenwart

⁹⁸ Detaillierte Schilderung von Karl Hartfelder, *Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland*. Stuttgart 1884, S. 269–275; Teile übernahm Hartfelder aus Vierordt, *Geschichte der Reformation* (wie Anm. 16), S. 171–175; Ralf Lusiardi, in: Jürgen Treffeisen (Hrsg.), *Die Geschichte der Stadt Kenzingen*, Bd. 1. Kenzingen 1998, S. 79–84; Hans Maaß, *Das Evangelium „pur und frei von menschlichen Fabeln ernstlich zu lehren und zu predigen“* – Jakob Otter in Kenzingen, in: *Die Pforte* 30/31 (2010/2011), S. 22–35; zur Aufnahme der Flüchtlinge im Pfarrhaus von Matthäus und Katharina Zell: Annegret Blum, *Die Straßburger „Kirchenmutter“ Katharina Zell. Pfarrfrau – Publizistin – Prophetin*, in: *Die Pforte* 30/31 (2010/2011), S. 36–60.

seiner Frau und seiner Kinder den Kopf abschlug: Der erste Märtyrer der Reformation in Deutschland! Otter predigte inzwischen in Straßburg, wo er u. a. ein ungemein tröstliches Buch vom „Christlich Leben und Sterben“ veröffentlichte, für das Matthias Grünewald das Titelblatt schuf. Nach weiteren Stationen wurde Otter als Pfarrer nach Esslingen berufen, wo er bis zu seinem Tod großes Ansehen genoss. Die Stuttgarter hatten ihn gerne in ihre Stiftskirche geholt, wenn sie eine gute Predigt hören wollten.

Wie ambivalent indes die Glaubensfragen im Breisgau noch im Raum standen, bezeugt der Brief eines Freiburger Bürgers an die städtische Obrigkeit, der auf das Jahr 1523(?) zu datieren ist. Der Mann verteidigt sich gegen den Vorwurf der Häresie und schreibt, er habe aus den lutherischen Büchern, die inzwischen „ausgegangen“ seien, viel Gutes erlernt, wobei er sich mit dem, was Luther wider das Papsttum schrieb, nicht befasst habe. Manche Leute sagten, Luther lehre, man solle oder dürfe nicht mehr beten, fasten, die Heiligen und die Jungfrau Maria anrufen, aber die verstünden Luther nicht. Er habe von ihm gelernt, recht zu beten, zu fasten, die Heiligen und die Jungfrau Maria zu ehren, seinen Oberen gehorsam zu sein, die Gebote Gottes zu halten. Es gehe ihm aber nicht darum, für Luther einzutreten, sondern nur die Wahrheit zu bekennen und sich an die Lehre zu halten, die in den biblischen Büchern grundgelegt ist. Das Schreiben schließt mit der Bitte: „*Gott geb uns Gnad, dass wir alle selig werden durch Jesum Christum unsern Herren.*“⁹⁹

Der städtische Rat und damit die Führungsschicht der Stadt wehrte sich offenbar konsequent gegen die Reformation. Man wollte das Wohlergehen Ferdinands nicht aufs Spiel setzen. Vom Verhalten der breiten Mehrheit der Bevölkerung weiß man zu wenig. Was im Einzelfall die Bereitschaft bewirkte, sich der neuen Lehre zuzuwenden oder bei der alten zu bleiben, ist wenig erforscht. Wenig bekannt ist die Rolle von Frauen für die Ausbreitung der Reformation. Am Oberrhein ist vor allem die Straßburgerin Katharina Zell als herausragendes Beispiel zu erwähnen, die Ehefrau von Matthäus Zell. Sie engagierte sich, wie bereits erwähnt, für die Flüchtlinge aus Kenzingen und verhalf Kindern und Jugendlichen zur Schulbildung. Das Ehepaar Zell nahm auch den aus Weißenburg flüchtigen Martin Bucer mit seiner schwangeren Frau Elisabeth

⁹⁹ Tom Scott, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2, S. 36f.; StA Freiburg C 1 Kirchen-sachen 147, Nr. 23 „Reformation“.

(eine ehemalige Nonne) in ihr Straßburger Haus auf. Allgemein fällt auf, dass die Frauenklöster deutlich schrumpften, wobei etliche, die im Bauernkrieg zerstört wurden, gänzlich verschwanden. Eine Schaffnerin der Adelhauser Dominikanerinnen in Freiburg verließ den Konvent und zog in das reformierte Straßburg. Dieses Kloster hatte um 1500 etwa 50 Ordensfrauen (und etliche Mägde). Fünfzig Jahre später waren es gerade noch drei Nonnen.

Im Nürnberger Reichstag von 1524 war die Einberufung eines Nationalkonzils beschlossen worden. Aufgrund des Einspruchs des neuen Papstes Clemens VII. verbot der Kaiser im August des Jahres das Projekt. Schon zuvor hatte indes Erzherzog Ferdinand die beiden Universitäten seiner Lande, Wien und Freiburg, beauftragt, eine wissenschaftliche Stellungnahme zu den Lehrsätzen Luthers zur Vorbereitung auf die geplante Versammlung der Reichsstände zu erstellen. Der Theologe und damalige Rektor Georg Wägelin informierte am 8. August 1524 den Senat. Unter seiner Leitung wurde ein Gutachten mit 39 Beschwerdepunkten gegen die lutherischen Positionen erarbeitet.¹⁰⁰ Man stützte sich dabei weitgehend auf bereits vorhandene Stellungnahmen gegen Luther von den Universitäten Paris, Löwen und Köln. Es geht in dem umfangreichen Text um die Lehren über die Heiligen, über Maria, die Sakramente, die Ablässe, das allgemeine Priestertum, um gute Werke, um Freiheit und Gnade, Rechtfertigung durch den Glauben, um Buße, Beichte, Exkommunikation, um den Papst als Statthalter Christi, die Konzilien, um Ketzerverbrennung, um Jan Hus. Im Anschluss an die Widerlegung der lutherischen Kernsätze enthält die Quelle indes etwas Überraschendes: Eine Aufzählung von 20 Beschwerden über bestehende Missstände der Kirche in ähnlicher Weise, wie dies der Nürnberger Reichstag in den dort formulierten „Gravamina“ aufgeführt hatte. Die Freiburger Universität forderte die Beseitigung dieser Missstände, die in und von der Kirche praktiziert wurden. Abzuschaffen sei die päpstliche Ablasspraxis; die finanzielle Ausbeutung der Pfarreien und Diözesen

¹⁰⁰ Universitätsbibliothek Freiburg HS 82. Abgedruckt und interpretiert von Winfried Hagenmaier (wie Fn. 68) auf den Seiten 30–114 seines Buches. Eine erste Analyse des Gutachtens hat Engelbert Krebs unternommen in dem Aufsatz „Das Urteil der Universität Freiburg vom 12. Oktober 1524 über Luthers Lehren“, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und der angrenzenden Landschaften 36 (1920), S. 58–67. Krebs, der nur den ersten Teil des Gutachtens untersuchte, beurteilte dies als schwache Leistung.

durch die von Rom gegen Geld erteilten Dispense; das Auftreten der Wanderprediger, die für bestimmte Schutzpatrone sich Geldspenden von den Gläubigen verschafften, indem sie von lauter erfundenen Wundern und Wunderheilungen berichteten. Gefordert wurde, dass die Kurie aufhöre, leichtfertig und gehäuft den Kirchenbann auszusprechen, sich die Absolution von schweren Sünden vorzubehalten, ganze Gemeinschaften für Vergehen eines Einzelnen zu bestrafen, Verfahren in Zivilklagen (Erbschaften, Pfändungen u. ä.) an das geistliche Gericht zu ziehen. Mit Nachdruck wurden die Abschaffung der Simonie-Praxis (der Vergabe kirchlicher Ämter gegen Geld) sowie die Beendigung der Vergabe von Pfründen an „Kurtisanen“ gefordert. Gefordert wurde auch eine bessere Ausbildung und gründlichere Auswahl der Kleriker sowie die Durchführung regelmäßiger Visitationen durch die Diözesanbischöfe.

Die Freiburger Hochschule verfolgte offenbar eine Doppelstrategie mit ihrem Gutachten für das erwartete Nationalkonzil: Luther nein, entschiedene Reformen ja. Das Nationalkonzil fand nie statt. Das Freiburger Gutachten landete in den Akten und war absolut wirkungslos. Das Gutachten ist kein Meisterwerk, keine umfassende Denkschrift. Aber man kann es durchaus als ein Zeugnis für die ambivalente Haltung der Freiburger Gelehrten und die noch unentschiedene Situation in Bezug auf die Konfessionsfrage drei Jahre nach dem Wormser Edikt betrachten. Als sich 1525 im Senat die Frage stellte, ob man lutherisch gewordene ehemalige Studenten als „Ketzer“ aus der Universitätsmatrikel streichen sollte, entschied man sich dagegen mit dem Argument, dazu bedürfte es eines Befehls vom Landesherrn.

Zur endgültigen Abkehr von Luther in den habsburgischen Landen führte der Bauernkrieg 1525, der hier als gewaltsame Manifestation der reformatorischen Lehre verstanden wurde. Schon im ersten der „Zwölf Artikel“ forderten die Bauern z.B. die freie Wahl des Pfarrers (auch in Dorfgemeinden), in allen Artikeln wurde die Übereinstimmung der Forderungen mit dem Wort Gottes betont. Es gab etliche Pfarrer, die sich dem Aufstand des gemeinen Mannes anschlossen. Andreas Metzger, Pfarrer von Niederrimsingen a. K., nahm an der Plünderung des Adelschlosses in Munzingen teil, wurde von den Freiburgern gefangen und an den Galgen gehängt.¹⁰¹ Zasius nannte Luther nun den „*nichtsnutzigs-*

¹⁰¹ Vierordt, Geschichte der Reformation (wie Anm. 16), S. 219f.; Balthasar Wilms, Die Zunft zum Falkenberg in Freiburg im Breisgau 1454–1868. Freiburg 1925, S. 103f.

ten [nequissimus] *aller Zweibeiner*“, weil er den Aufruhr (der Bauern) in ganz Deutschland entfacht habe.¹⁰² Bald erließ Erzherzog Ferdinand eine ganze Reihe von Mandaten zur Festigung der kirchlichen Autorität. Studenten aus den Vorlanden hatten die Universität Wittenberg zu verlassen, künftig sollten sie ausschließlich an den Katholischen Hochschulen Freiburg oder Ingolstadt immatrikuliert werden. Die Gläubigen wurden zu wahrhafter Reue und zu bußfertigen Leben ermahnt sowie zur Einhaltung der Fasten- und Beichtpflichten. Außer der 40-tägigen Fastenzeit galt die Fastenpflicht im Advent sowie an Quatember- und Vigiltagen und weiteren Terminen im Kirchenjahr, sodass man auf nahezu 100 Fasttage kam. Bekanntlich hat Ulrich Zwingli mit dem „Fastenbrechen“ 1522 seinen Bruch mit der traditionellen Kirche signalisiert. Die Priester wurden angehalten, kräftig Weihwasser zu spenden, zum Angelusgebet zu läuten, regelmäßig Prozessionen und Bittgänge zu veranstalten und mit einem Beichtregister zu kontrollieren, ob alle die Osterbeichte ablegten. Martin Bucer stellte in einem Brief an Martin Luther am 8. Oktober 1525 fest: „*Die ecclesiae rhenanae, die oberrheinischen Kirchen, sind aufs Höchste der päpstlichen Tyranny verfallen.*“¹⁰³ Der Freiburger Rat erklärte gegenüber einer Anschuldigung aus Straßburg, das Evangelium zu verhindern, „*dass man die Satzungen der heiligen christlichen Kirche, die viele Jahrhunderte bisher eingehalten worden seien, nicht abschaffen und dem Evangelium nicht den verdamnten hussischen Glauben einmischen lassen, noch die von der lutherischen Sekte ausgehende Reizung der Untertanen gegen die Obrigkeit gestatten wolle.*“¹⁰⁴ Wenige Jahre darauf teilten Bürgermeister und Rat der Stadt am 6. Januar 1530 Erzherzog Ferdinand mit, sie hätten sich „*samt ihrer Gemeinde entschlossen, bei dem alten wahren christlichen Glauben der Kirche zu bleiben, so lang bis von denjenigen, denen das zusteht, ein anderes erläutert werde.*“¹⁰⁵ Doch als sich die Universität weigerte, Vertre-

¹⁰² Winfried Hagenmaier: Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), S. 137. Bekanntlich hat sich Luther selbst vom Aufstand der Bauern distanziert und die Landesherrn aufgefordert, die Rebellen totzuschlagen „wie tolle Hunde“.

¹⁰³ Heribert Smolinsky, „*Ecclesiae rhenanae*“. Die Reformation am Oberrhein und ihre Eigenart, in: Im Zeichen von Kirchenreform und Reformation. Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte in Spätmittelalter und früher Neuzeit, hrsg. von Karl-Heinz Braun u. a., Münster 2005, S. 288–308, hier S. 288.

¹⁰⁴ Die Stellungnahme aus dem Jahr 1524 ist zitiert von Tom Scott (wie Anm. 72), S. 35; der Text ist dem heutigen Deutsch angepasst.

¹⁰⁵ Der Brief an Ferdinand ist wiedergegeben von Albert, Die reformatorische Bewegung (wie Anm. 35), S. 79.

ter zu einem Glaubensgespräch in die Schweiz zu entsenden, schrieb ihr der ehemalige Konstanzer Generalvikar Fabri (auch ein Absolvent der Albertina) am 3. Mai 1526, die Hochschule ziehe sich zurück, halte vielleicht sogar zu den Ketzern, er werde sie fortan mehr als Feind denn als Freund behandeln.¹⁰⁶

Vorderösterreich entwickelte sich indes zu einem Bollwerk der Alten Kirche im deutschen Südwesten, inmitten von Gebieten, die nach und nach protestantisch wurden. Der Stadt Freiburg kam dabei die Rolle einer Art Frontstadt zu. Der Speyrer Reichstag von 1526 und dann der von 1529, bei dem ein Großteil der Reichsstände gegen Ferdinands Versuch protestierte, das Wormser Edikt erneut durchzusetzen, hatten den Weg frei gemacht zur „Territorialisierung“ der Reformation. Karl V. war durch die Kriege gegen Frankreich in Italien während der 1520er-Jahre außerhalb des Reiches gebunden und konnte für die Durchsetzung des Wormser Edikts nichts tun. Sein Bruder Ferdinand hatte als sein Vertreter nicht dieselbe Autorität, weshalb die Reichsstände in dieser Zeit ihre Hoheitsgewalt auszubauen verstanden. Nun kam durch das Vordringen der Osmanen der Kaiser wie auch Ferdinand als Landesherr im Osten des Reiches unter vermehrten Druck. Nach der Schlacht von Mohács 1526 rückten die türkischen Einheiten weiter vor und belagerten 1529 erstmals Wien. Schon 1526 hatte Karl V. seinem Bruder geschrieben, *„man könne allen Ständen, die irgendwie durch Hinneigung zu der Sekte Luthers das Wormser Edikt verletzt und dadurch die Reichsacht auf sich gezogen hätten, Erlass von Schuld und Strafe zusichern, falls sie sich nur dem zukünftigen Konzil unterwerfen und sich in den Dienst des Kaisers [sc. bei der Abwehr der Türkengefahr] stellen“*.¹⁰⁷ Damals entstand die Redensart *„Der Türk ist der Lutherischen Glück!“* Der Druck der muslimischen Osmanen ließ nach ihrem Rückzug von Wien keineswegs nach, zumal Istanbul unter Süleyman I., dem Prächtigen, seine Macht im Vorderen Orient und in Nordafrika kraftvoll erweiterte und das Osmanische Reich eine blühende Kultur in Kunst und Wissenschaft entfaltete.

Zuerst setzten sich Reformationen in den Reichsstädten durch. Am Oberrhein geschah das zum Beispiel in Straßburg schrittweise seit 1521/22 (endgültig 1529), in Offenburg 1523, Mülhausen 1523/1529,

¹⁰⁶ Winfried Hagenmaier: Das Verhältnis der Universität (wie Anm. 68), S. 121.

¹⁰⁷ Zitiert von Gerhard Müller, in: Ders., *Causa Reformationis* (wie Anm. 2), S. 18.

Waldshut 1524 (allerdings nur für ein Jahr), Konstanz 1526/27. Die Reformation war überhaupt in erster Linie ein Vorgang in den Städten, eine Sache des Bürgertums. Galt vielleicht der Grundsatz „Stadtluft macht frei“ auch in Glaubensfragen? Stadt und Bistum Konstanz wurden unmittelbar in die reformatorische Lehre des Zürcher Reformators Ulrich Zwingli verstrickt. Dieser, fast gleichen Alters wie Luther, hatte sich unter dem Einfluss von Erasmus ganz auf die Bibel konzentriert und setzte als Pfarrer am Zürcher Großmünster die evangelische Predigt durch. Sakramente deutete er als symbolische Zeichenhandlungen, so auch die Eucharistie. Deshalb kam es im „Marburger Gespräch“ 1529 zur Trennung von Luther, der an der Präsenz von Leib und Blut Christi im Abendmahl festhielt. Schon 1525 hatte Zwingli in Zürich im Einvernehmen mit dem städtischen Rat die Messe abgeschafft, Heiligenbilder entfernen lassen, die Zölibatspflicht für Priester für ungültig erklärt. In der Stadt Konstanz vertrat Johannes Zwick, der mit Ambrosius Blarer zusammen die Reformation durchsetzte, als enger Freund von Zwingli dessen theologische Positionen. Das Bistum Konstanz, das weit in die Eidgenossenschaft bis Bern und zum Gotthard hineinragte, verlor vor allem Städte dieser Teile der Diözese an die zwinglianische Reformation, so u. a. Schaffhausen, Bern, St. Gallen samt ihren Territorien (Kantonen).

Der Konstanzer Bischof übersiedelte 1526 endgültig nach Meersburg, das Domkapitel nach Überlingen. Die Domherren kehrten nach Konstanz zurück, nachdem die Stadt 1548 mit Gewalt rekatholisiert worden war. Der Bischof behielt seine Residenz in Meersburg. Der Basler Bischof ging nach Pruntrut, nachdem in den meisten Basler Kirchen unter dem Einfluss Oekolampads evangelisch gepredigt wurde. Sein Domkapitel kam aufgrund der „radikalen“ Reformation der Stadt 1529, zusammen mit dem Weihbischof, nach Freiburg wie auch ein paar reiche Patrizierfamilien, so die Oberrieds (im Gepäck die berühmten Tafeln des Holbeinaltars), sowie auch etliche Mönche und Nonnen samt Prior und Äbtissin. Das Basler Domkapitel sicherte sich vertraglich die Nutzung bestimmter Häuser und des Münsters zu und bezog 1590 das Stürtzelische Stadtpalais als Verwaltungssitz, das seitdem „Basler Hof“ heißt. Als prominentesten Basler hieß man begeistert Erasmus in Freiburg willkommen, der im „Haus zum Walfisch“ eine Bleibe fand, sich später dann ein eigenes Haus in der Schiffstraße erwarb. Aus der Basler Universität kamen neun Studenten nach Freiburg sowie die Professoren Ludwig Bär (ein Theologe), der Jurist Johann Sichart und Heinrich Gla-

rean. Letzterer wirkte nicht nur als leidenschaftlicher Verteidiger der Alten Kirche, sondern wurde berühmt als bedeutender Musiktheoretiker.¹⁰⁸ Insgesamt verlor die Freiburger Universität durch die Abgrenzung von protestantischen Ländern rasch an Mitgliedern und Ansehen.¹⁰⁹ Überhaupt stellte ein Beobachter 1538 fest: „*Man vermisst gelehrte Katholiken unter den Deutschen; die Anzahl kenntnisreicher Lehrer der Theologie und guter Prediger ist sehr gering.*“¹¹⁰ Der Straßburger Bischof verblieb in seiner Residenz in Zabern. Die rechtsrheinischen Teile der Hochstifte Straßburg und Speyer blieben katholisch.

Im Juni 1530 wurde in Augsburg ein Reichstag eröffnet, den erstmals wieder der Kaiser selbst leitete. Konnte Karl V. den Prozess der Reformation in Deutschland noch einmal stoppen? Der sächsische Kurfürst Johann der Beständige (Nachfolger Friedrichs des Weisen) trug die von Melanchthon verfasste „*Confessio Augustana*“ vor, eine systematische Zusammenfassung der lutherischen Lehre. Melanchthon hatte sich über den Text mit Erasmus in Briefen ausgetauscht. Viele hielten einen Kompromiss auf der Basis der „*Confessio*“ für möglich. Es wurde fast drei Monate lang um eine Verständigung gerungen. Aber Karl V. fühlte sich stark und lehnte den Text ab. Schließlich erfolgte im November 1530 die von Johannes Eck formulierte und auf Wunsch des Kaisers komprimierte „*Confutatio*“, die Zurückweisung der protestantischen Formel, durch Kaiser und katholische Reichsstände. Der Bruch, so muss man konstatieren, war jetzt vollzogen. Allerdings gab es immer noch Bemühungen um eine Annäherung in sogenannten Religionsgesprächen. Der letzte dieser offiziellen Versuche fand in Regensburg 1541 statt. Hier konnten sich Melanchthon und der päpstliche Gesandte Kardinal Contarini über die Rechtfertigungslehre weitgehend verständigen, doch die „*Hardliner*“, auf katholischer Seite angeführt von Johannes Eck, verweigerten ihre Zustimmung.

Die evangelischen Städte und Länder fanden zu einer wachsenden Geschlossenheit. Der sächsische Kurfürst ging mit Gewalt gegen „Ket-

¹⁰⁸ Dieter Mertens, Glarean und Erasmus, in: Freiburger Universitätsblätter 2014, S. 9–18; Paul Gerhard Schmidt, Henricus Glareanus. Universalgelehrter mit Witz und Leidenschaft, in: Achim Aurnhammer/Hans-Jochen Schiewer (Hrsg.), Poeten und Professoren (wie Anm. 5), S. 115–130.

¹⁰⁹ Zur weiteren Entwicklung auch Karl-Heinz Braun, *Pugna spiritualia*. Anthropologie der katholischen Konfession: Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612). Paderborn 2003.

¹¹⁰ Heinrich Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, Teil 3, 1857, S. 51.

zer“, die sich der lutherischen Lehre verweigerten, vor und übergab sie dem Henker. Im Frühjahr 1531 schlossen sich zahlreiche protestantische Länder im Reich zu einem Bündnis in Schmalkalden zusammen. Der Kaiser und Ferdinand sahen sich in der Folge durch erneutes Vordringen der Türken in Ungarn sowie durch einen erbitterten Krieg gegen Frankreich gebunden. Erst nach dem Frieden von Crepy 1544, dem Beginn des auf Drängen Karls einberufenen Konzils in Trient (am 15. März 1545), sodann nach dem Tod Luthers (am 18. Februar 1546) entschloss sich Karl V. zum militärischen Vorgehen gegen die Protestanten, dem „Schmalkaldischen Krieg“. Nach dem Sieg seiner Truppen bei Mühlberg im April 1547 wurde im „Augsburger Interim“ eine Art Waffenstillstand in der Glaubensfrage beschlossen. Weil der Wittenberger Kurfürst Johann Friedrich sich den Schmalkaldenern angeschlossen hatte, verlor er die Kurwürde, die nun an die albertinische Linie in Dresden kam. Im deutschen Südwesten wurde die Reformation zurückgedrängt: Konstanz wurde rekatholisiert, ebenso die Landgrafschaft Fürstenberg und die Ortenau mit Gengenbach und Offenburg. Die habsburgischen „Waldstädte“ am Hochrhein blieben katholisch. Doch die Reichsfürsten schürten den Konflikt weiter. Moritz von Sachsen gewann den französischen König für ein Bündnis, indem er ihm die bislang bestehende Reichshoheit über Metz, Toul und Verdun übertrug. Gemeinsam trieben die Verbündeten den Kaiser in die Enge; im sogenannten „Passauer Vertrag“ einigte man sich am 15. August 1552 auf einen „immerwährenden Frieden“, der dann als „Augsburger Religionsfrieden“ am 25. September 1555 vom Reichstag beschlossen wurde.¹¹¹ Er garantierte das Prinzip des „cuius regio, eius religio“: Wer regiert, bestimmt die Religion (ohne Rücksicht auf die „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ der Untertanen). Gemeint waren die zwei christlichen Konfessionen, die evangelische und die katholische. Die Zwingliane, Calvinisten und Täufer blieben von dem Religionsfrieden ausgeschlossen. Die Regelung des Religionsfriedens galt auch für die Territorien der Reichsritterschaft. Reichsstädte, in denen beide Konfessionen existierten, konnten diesen bikonfessionellen Zustand behalten. Überlingen und Offenburg, zwei Reichsstädte im Südwesten, blieben einheitlich katholisch. Gut drei Viertel der Territorien im Deutschen Reich waren 1555 evangelisch. Die habsburgi-

¹¹¹ Der Augsburger Religionsfrieden 1555, (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 150), hrsg. von Heinz Schilling, Münster/Gütersloh 2007.

schen Gebiete, so auch die Vorlande (mit Vorarlberg, Oberschwaben, dem Breisgau) blieben hingegen katholisch.

Für die Gebiete am Oberrhein bedeutete der Augsburger Religionsfrieden, dass die politische Kleinkammerung des Raumes zugleich seine konfessionelle Aufspaltung oder Zersplitterung bewirkte. Der badische Markgraf Christoph hatte 1515 sein Land für die drei Söhne Ernst, Philipp und Bernhard aufgeteilt. Sein Sohn Ernst hatte den südlichen Teil, das sogenannte Markgräfler Land, bereits regiert (von Sulzburg aus) und wurde 1535 nach dem Tod von Philipp zum Markgrafen von Baden-Durlach (mit Pforzheim, Ettlingen, Emmendingen/Hachberg dazu), während sein Bruder Bernhard Baden-Baden erhielt, wo er Priesterehe und Laienkelch zuließ, dann aber die Neuerungen wieder zurücknahm. Letztlich blieb die Markgrafschaft Baden-Baden in der Folge nach mehreren Konfessionswechseln katholisch. Fürstenberg, das auch über die Ortenau herrschte, wurde 1530 für einige Jahre evangelisch, bis der neue Landesherr alle seine Gebiete (einschließlich Gengenbach) 1548 rekatolisierte. Der Baden-Durlacher Markgraf Karl II. (1553–1577), den sein Vater bereits streng lutherisch erziehen ließ, machte sein Land nach schrittweisen Reformen 1555/56 endgültig protestantisch.¹¹² Die lutherische Kirchenordnung für das Land wurde unter dem Vorsitz von Martin Achtsynith, der als Freiburger Jurist Kanzler des Markgrafen geworden war, ausgearbeitet. Sie galt auch für die südbadischen Landesteile, das Markgräfler Land¹¹³, das bis zu den heutigen Freiburger Stadtteilen Haslach, Tiengen und Opfingen reichte, sowie für Hachberg-Emmendingen mit dem nördlichen Breisgau. Dazu gehörten neben Ihringen, Eichstetten und der Osthälfte von Bötzingen auch Gundelfingen, (Lang-)Denzlingen, Teningen und Vörstetten. Bereits 1557 wurden in den protestantischen Pfarreien der Region Visitationen vorgenommen, wobei in 42 % der besuchten Orte festgestellt wurde, dass es noch katholische Gewohnheiten gäbe wie z. B. den Besuch der Messe in katholischen Nachbargemeinden oder die Teilnahme an Wallfahrten sowie der

¹¹² Ernst Walter Zeeden, *Kleine Reformationsgeschichte von Baden-Durlach und Kurpfalz*. Karlsruhe 1956; Udo Wennemuth, *450 Jahre Reformation in Baden und Kurpfalz*. Stuttgart 2009. Zur knappen Übersicht Martin Brecht, *Die Reformation*, in: Reiner Rinker/Wilfried Setzler (Hrsg.), *Die Geschichte Baden-Württembergs*. Stuttgart 1986, S. 115–125; für den Breisgau auch Wolfgang Müller, *Kirchengeschichtlicher Überblick*, in: *Breisgau-Hochschwarzwald*, hrsg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Freiburg 1980, S. 134–141.

¹¹³ Rudolf Burger, *Die Einführung der Reformation im Markgräflerland*, in: *Das Markgräflerland* 2006/2, S. 90–115.

Wunsch nach Abhaltung der Fronleichnamsprozession. Derartige Formen des „katholischen Wesens“ sollten in der Folge bekämpft werden.¹¹⁴

Die konfessionelle Gemengelage im Breisgau spiegelt bis heute die verzwickten Herrschaftsverhältnisse in diesem Raum wider, der ja überhaupt nie ein politisch einheitliches Gebilde darstellte. Es gab katholische Enklaven innerhalb des protestantischen Markgräfler Landes (wie Inzlingen oder Stetten bei Lörrach, das dem Säckinger Damenstift unterstand), sowie Ballrechten zwischen den evangelischen Orten Laufen und Sulzburg. Umgekehrt lag zum Beispiel das protestantische Bischoffingen zwischen den katholischen Gemeinden Oberrotweil und Burkheim. Die für die Konfession maßgeblichen Herrschaftsrechte änderten nicht bestehende Besitzverhältnisse. Viele romtreue Klöster waren Patronatsherren protestantisch gewordener Pfarreien. Man einigte sich schließlich darauf, dass die Patronatsherrschaft die Einkünfte aus den Pfarrzehnten behielt (und damit auch die Baupflicht und die Pflicht zu Gehaltszahlungen an die Pfarrer), der Landesherr hingegen den Pfarrer zu bestimmen hatte. Die ehemaligen Klöster auf dem Gebiet der südlichen Markgrafschaft (Sulzburg, Bürgeln, Sitzenkirch, Gutnau) waren durch den Bauernkrieg praktisch zerstört oder verwaist; sie fielen an den Markgrafen. Die Durchsetzung des lutherischen Bekenntnisses in der Bevölkerung verlief zögerlich. Von einem Drängen von unten nach der neuen Lehre war nicht viel zu spüren. Alles hing wohl von den Pfarrern ab. Die kamen in das protestantische Markgräfler Land aus Basel, nachdem die katholischen Priester ins benachbarte Vorderösterreich geflohen waren. In Durlach gründete der Kanzler des Markgrafen das Gymnasium illustre zur Ausbildung der benötigten Geistlichen.

Wie dauerhaft sollte die konfessionelle Abgrenzung der Territorien am Oberrhein bleiben? Als Markgraf Jakob III., für den Hachberg 1584 von Baden-Durlach abgetrennt worden war, 1590 zur katholischen Konfession konvertierte, kostete ihn das sein Leben: Man hat ihn (in einer „coniuratio pulveriana“) vergiftet, und Hachberg fiel wieder an das protestantische Baden-Durlach zurück.¹¹⁵ Und das Kirchenvolk? Bei einer Befragung antworteten die Bauern einer evangelischen Gemeinde

¹¹⁴ Josef Elble, Die Einführung der Reformation im Markgräflerland und in Hochberg, in: FDA 42 (1914), S. 1–110, bes. S. 37–90; die speziellen Beanstandungen S. 67.

¹¹⁵ Hans-Jürgen Günther, Markgraf Jakob III. von Baden und Hachberg. Emmendingen 1995.

noch 1609, sie folgten dem Glauben, in dem sie erzogen und unterwiesen seien, „*lehrte man sie anders, thaten sie anderst*“.¹¹⁶

Ferdinand, der Landesherr von Freiburg und dem Breisgau, folgte 1556 seinem Bruder Karl, der seine Herrschaft abtrat und sich nach Spanien zurückzog, auf dem Kaiserthron. Während er in den Ostteilen seines Reiches zu konfessionellen Kompromissen bereit war, sorgte er hier in den Vorlanden für klare Verhältnisse. Freiburg wurde für mehr als 200 Jahre eine rein katholische Stadt. Die Selbstreform der katholischen Kirche verlief freilich ziemlich schleppend. Zasius schrieb seinem Basler Freund Amerbach im August 1528 über den Klerus: „*Wenn der Klerus jemals verdorben [corruptus, d.h. auch sittenlos] gewesen ist, jetzt ist er total verdorben [corruptissimus]*“.¹¹⁷ Und über das Basler Domkapitel, das sich 1529 nach Freiburg in Sicherheit begeben hatte, urteilte er 1534, es sei eine wahre Theatergruppe, die aus Priestern und Konkubinen zusammengesetzt sei, „*Leute, die ein schlechtes Beispiel geben. Ein ordentlicher Mann mag mit ihnen nicht zusammenleben*“.¹¹⁸ Die vorderösterreichische Regierung hatte sich wiederholt veranlasst gesehen, mit Mandaten auf die Einhaltung der kirchlichen Gebote zu dringen. 1532 verpflichtete sie die Metzger, über die Menge des in der Fastenzeit verkauften Fleisches und die Anzahl der Käufer Buch zu führen.¹¹⁹ Die Beschlüsse des Konzils von Trient (1545–1563) wurden im Bistum Konstanz erst spät umgesetzt.¹²⁰ Die ersten Visitationen brachten ziemlich schlimme Zustände ans Licht. Die häufigsten Vorwürfe gegen den Kle-

¹¹⁶ Zitiert von Konrad Krimm in: Hansmartin Schwarzmaier u.a. (Hrsg.), *Geschichte Badens in Bildern 1100–1918*. Stuttgart 1993, S. 75.

¹¹⁷ Albert, *Die reformatorische Bewegung* (wie Anm. 35), S. 62.

¹¹⁸ Zitiert von Winfried Hagenmaier: *Das Verhältnis der Universität*, (wie Anm. 68), S. 138.

¹¹⁹ Hans-Wilhelm Rohde, *Evangelische Bewegung und katholische Restauration im österreichischen Breisgau*. Diss. phil. Freiburg 1957, hier S. 85. Die von Ernst Walter Zeeden betreute Doktorarbeit enthält Belege für viele weitere Mandate.

¹²⁰ Wolfgang Müller, *Bischof und Konzil – Die Rezeption des Tridentinums in Südwestdeutschland*, in: Helmut Gehring (Hrsg.), *Veröffentlichungen der Katholischen Akademie Freiburg*, Nr. 4. Karlsruhe 1966, S. 51–63; Remigius Bäumer, *Konstanz und das Tridentinum*. Um die Teilnahme der Bischöfe und Äbte des Bistums Konstanz am Konzil von Trient, in: *FDA 100* (1980 = *Kirche am Oberrhein*) S. 254–276. Für die entscheidende letzte Session des Konzils ernannte der Papst Pius IV. seinen Neffen, Markus Sittich von Hohenems, zum Kardinallegaten des Konzils, nachdem dieser zuvor Bischof von Konstanz geworden war. Der „Landsknecht im Purpur“, wie man ihn nannte, der Sohn einer Schwester des Papstes, hatte von Theologie keine Ahnung (es hieß, er müsse erst noch das „Pater noster“ lernen), hielt auch nichts von der in Trient beschlossenen Residenzpflicht der Bischöfe und ließ sich nur selten in Konstanz sehen.

rus betrafen Unzucht, Trunksucht und Im-Wirtshaus-Sitzen. Dem bischöflichen Visitor wurde übrigens versichert, dass das Volk keinen Unterschied mache zwischen Priestern mit einer Konkubine und denen, die den Zölibat einhielten.¹²¹ Als die Dekane der Diözese in Konstanz 1567 aufgefordert wurden, von den Pfarrern ihrer Kapitel zu verlangen, ihre „ancillas“ (gemeint waren ihre Gefährtinnen) zu entlassen, erklärten sie, das grenze an das Unmögliche.¹²² Noch 1566 wurde bei einer Visitation im Breisgau beklagt, dass viele Pfarreien und andere Pfründen „mit schlechten, ungelernten und unkundigen Priestern besetzt seien“.¹²³ Einem Bericht des Dekans Joachim Landoldt über Visitationen im Dekanat Freiburg von 1581 zufolge lebten zahlreiche Pfarrer „in concubinato cum quadam famula suspecta“, so in Zähringen, Siegelau, Elzach, Hochdorf, Hugstetten, Neuershäusern, Oberbiederbach usw.; der Stadtpfarrer von Kenzingen lebe im Konkubinat und habe drei Kinder. Im Übrigen beklagte der Dekan den unwürdigen Umgang mit den Sakramenten, die Nichteinhaltung des Stundengebetes, die Verwahrlosung von liturgischem Gerät und nicht zuletzt Streitereien der Geistlichen mit den Bauern.¹²⁴ 1568 traf die „konfessionelle Säuberung“ den Stadtsyndikus Dr. Paul Schnepf. Er wurde der lutherischen Gesinnung beschuldigt, musste die Stadt verlassen und trat in Emmendingen zum evangelischen Glauben über. Wie wenig die kirchlichen Vorschriften allerdings befolgt wurden, zeigt folgendes Beispiel: Der päpstliche Legat Morone stellte bei der Visitation in Freiburg noch 1576 fest, dass in der Stadt verbotene Bücher verkauft würden und in fast allen Häusern vorhanden seien.¹²⁵ Lange Zeit litt die Diözese unter einem fortschreitenden Priestermangel. Im Freiburger Münster war 1550 von 75 Pfründen nur noch die Hälfte besetzt, und zwanzig Jahre später war es fast nur noch ein Viertel. Den Konzilsbeschlüssen von Trient zur Liturgiereform zufolge sollten die Lettner zwischen Chor und Hauptschiff der Kirchen entfernt werden.

¹²¹ Beleg bei Hans-Wilhelm Rohde, *Evangelische Bewegung* (wie Anm. 119), S. 118.

¹²² Vierordt, *Geschichte der Reformation* (wie Anm. 16), S. 503, Anm. (1).

¹²³ Hans-Wilhelm Rohde, *Evangelische Bewegung* (wie Anm. 119), S. 140.

¹²⁴ Gmelin, *Aus Visitationsprotokollen der Diözese Konstanz von 1571 bis 1586*, in: ZGO 25 (1873), S. 129–204; zu Freiburg und dem Breisgau S. 181–186.

¹²⁵ Hans-Wilhelm Rohde, *Evangelische Bewegung* (wie Anm. 119), S. 130f.; Heribert Smolinsky hat in seinem Beitrag zur Festschrift für Hugo Ott (hrsg. von Hermann Schäfer, Frankfurt 1996) aufgezeigt, wie protestantische Literatur in Freiburg nachweislich bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts verbreitet war; abgedruckt in: *Frömmigkeit und Leben*, in: *Im Zeichen von Kirchenreform und Reformation* (wie Anm. 103), S. 270ff.

Stattdessen errichtete man im Freiburger Münster 1579/89 die neuen bombastischen Renaissanceletztner, die erst 1790 abgebaut und in Teilen vor die Querschiffwände gegenüber der Vierung gestellt wurden. Ein Priesterseminar, wie es in Trient für jedes Bistum vorgeschrieben wurde, schuf man für die Konstanzer Diözese schließlich erst 1609. Lange sträubte man sich in Freiburg gegen den Einzug der Jesuiten. Erst 1620 konnten sie ihr Kolleg in der Stadt eröffnen und einen Großteil der Lehrstühle der Universität in Philosophie und Theologie übernehmen. Die Professoren der nun rein katholischen Universität¹²⁶ hatten 1567 das Glaubensbekenntnis von Trient zu beschwören. Sie bekannnten sich damit zu allen kirchlichen Überlieferungen und übrigen Bräuchen und Bestimmungen der Kirche, zu den sieben Sakramenten samt deren Riten, zum Opfercharakter der Messe, zur Existenz des Fegefeuers und zur wirksamen Hilfe für die dort festgehaltenen Seelen durch die Fürbitten zu den Heiligen, zur Vollmacht der Kirche, Ablässe zu verkünden, und zu deren Wirksamkeit. Sie anerkannten „*die heilige katholische und apostolische Römische Kirche als Mutter und Lehrerin aller Kirchen*“, und jeder Einzelne erklärte: „*ich gelobe, verspreche und schwöre, dass ich diesen wahren katholischen Glauben, außerhalb dessen niemand gerettet werden kann, den ich gegenwärtig aus freiem Willen bekenne und wahrhaft festhalte, mit Gottes Hilfe ganz standhaft bis zum letzten Lebenshauch unverseht und makellos bewahre und bekenne*“.¹²⁷ Ein Mitglied der Artes-Fakultät, Professor Johannes Thomas Frei, der den Schwur verweigerte, wurde aus der Albertina ausgeschlossen.

Allmählich konsolidierte sich die katholische Kirche am Oberrhein, jedenfalls insoweit sie sich im Schutz der vorderösterreichischen Regierung befand. Im Freiburger Münster fand eine Erneuerung der Liturgie und Kirchenmusik statt, wozu nicht zuletzt das Basler Domkapitel beigetragen hat. Die weitere Ausstattung des Kapellenkranzes im Münster erfolgte im Lauf des 16. und frühen 17. Jahrhunderts mit qualitätsvollen Werken der Spätgotik, der Renaissance und des Frühbarock. An der Universität konnte der Theologieprofessor Jodocus Lorichius seit seiner Berufung im Jahr 1575 mit seiner Lehre der „*Sana doctrina*“, der syste-

¹²⁶ Die konfessionelle Abgrenzung galt für katholische wie evangelische Hochschulen. Johann Ulrich Zasius, der älteste Sohn des großen Freiburger Juristen, wurde auf einen juristischen Lehrstuhl in Basel berufen, aber gleich im Folgejahr als Katholik wieder entlassen. Er ist später Reichsvizekanzler bei Ferdinand I. geworden.

¹²⁷ Das Glaubensbekenntnis der Kirchenversammlung zu Trient aus dem Jahr 1564.

matischen Heilslehre, Einfluss und Anerkennung gewinnen.¹²⁸ Neunmal wurde er zum Rektor der Hochschule gewählt. Freilich zielte auch sein Wirken vor allem auf die Abgrenzung des katholischen Glaubens von den protestantischen „Irrlehren“. So folgte die Entwicklung am Oberrhein letztlich in der Zeit nach der Reformation der allgemeinen Tendenz zur Konfessionalisierung von Staat und Gesellschaft.

IV. Folgen und Nachwirkungen der Reformation im deutschen Südwesten

Die konfessionelle Spaltung bewirkte keineswegs nur ein Auseinanderdriften des geistlichen Lebens im engeren Sinn: Luthers radikale Anhänger hatten die Messe abgeschafft und in der Regel durch einen Predigt- oder Abendmahlsgottesdienst ersetzt. Die meisten Sakramente – außer Taufe und Abendmahl – verschwanden für die protestantischen Christen. Die katholische Kirche hat sie dagegen eher aufgewertet. Die unterschiedlichen Formen der Frömmigkeit schufen zutiefst gegensätzliche Lebensformen. Das zentrale Medium des Glaubens wurde für Protestanten das Wort, für katholische Christen behielt das Bild diese Funktion.¹²⁹ Zentrales Organ des Glaubens war für die einen die Vernunft, für die andern das Gemüt: Erkenntnis versus Empfindung. Aus den evangelischen Gotteshäusern verschwanden Bilder, Skulpturen, Schmuck, zuweilen wie in Basel durch radikalen Bildersturm. Luther selbst hatte nichts gegen Bilder. Die Wittenberger „Malerfirma“ Lucas Cranach Vater und Sohn produzierten bekanntlich sakrale Bilder in Massen, übrigens nicht nur für evangelische Auftraggeber. Auch das Freiburger Augustinermuseum besitzt ein Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. aus dem Jahr 1524, ein „Schmerzensmann“ zwischen Maria und Johannes, gemalt für die Stiftskirche in Halle. Im protestantischen Gottesdienst wurden die Lesung, die Predigt und vor allem die poetische Weise des Gotteslobs durch die geistlichen Lieder gepflegt. Als 1577 ein

¹²⁸ Karl-Heinz Braun, Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612) – Spuren des Humanismus bei einem konfessionellen Theologen, in: FDA 124 (2004), S. 41–60; ders., *Pugna spiritualis. Anthropologie der Katholischen Konfession. Der Freiburger Theologieprofessor Jodocus Lorichius (1540–1612)*. Paderborn 2003.

¹²⁹ Zahllose Belege für diesen Befund bietet der umfangreiche Beitrag von Joseph Sauer, *Reformation und Kunst* (wie Anm. 14).

Wanderprediger aus dem Franziskanerorden hingegen im Freiburger Münster Lieder anstimmte, trauten sich die Gläubigen nicht zu singen. Sie hielten das für unerlaubt. Die Ensisheimer Regierung wurde informiert und erlaubte wenigstens Kirchengesang an den Hochfesten, vermutete aber in geistlichen Liedern „*allerlei Unrat*“.¹³⁰ Dem eminenten poetischen, musikalischen sowie pastoralen Potenzial des protestantischen Kirchenlieds hatte die katholische Kirche lange nichts entgegenzusetzen. Erst 100 Jahre nach Luthers „Achtliederbuch“ schuf Friedrich Spee die ersten im Rang adäquaten Kirchenlieder der Katholiken, übrigens für den Katechismus-Unterricht, nicht für den Gottesdienst.¹³¹ In der katholischen Kirche blieb andererseits die spätmittelalterliche Schaufrömmigkeit ganz ungebrochen. Somit hatten hier die Malerei und bildende Kunst weiterhin ein großes Wirkungsfeld. Der Chorumgang des Freiburger Münsters, der vorwiegend in den Jahren der Ausbreitung der Reformation ausgestattet wurde, bezeugt mit seiner Bilderfülle auf Altären, Farbfenstern, Gewölbeschlusssteinen und Epitaphien diese Tendenz. Bis in die Barockzeit wirkte sich der Gegensatz aus: Protestanten beherrschten Literatur und textbezogene Musik (Kantaten, Oratorien usw.), Katholiken die sakrale Malerei und bildende Kunst. Gerade am Oberrhein bezeugen die schönsten Kloster-, Stadt- und Dorfkirchen die überschäumende Bilderfreude der Katholiken. Schon das Trienter Konzil hatte die Praxis der „Predigt mit Bildern“ bekräftigt.

Man kann generell zwei unterschiedliche Kulturen erkennen. In katholischen Regionen gab es Hofkapellen, Feld- und Hauskreuze, hier feierte man Heiligenfeste und trug farbenfrohe Festtagskleider, hier wurde die Arbeit zum Angelusgeläut unterbrochen, hier leisteten Klöster soziale Dienste und unterhielten höhere Schulen.¹³² In protestantischen Gemeinden wurde das Pfarrhaus zum Zentrum und Vorbild christlicher Lebensführung¹³³, die Pfarrschulen sorgten für Allgemein-

¹³⁰ Tom Scott (wie Anm. 72), S. 57.

¹³¹ Wolfgang Hug, *Von der Poesie des Glaubens. Ökumenische Liederkunde*. Freiburg 2016, S. 69 ff. und S. 88 ff.

¹³² Hans-Georg Wehling, *Im Zeichen der Gegenreformation. Kunst und Kultur im konfessionellen Zeitalter*, in: Hubert Wolf/Hans-Georg Wehling/Reinhold Weber (Hrsg.), *Staat und Kirche seit der Reformation*. Stuttgart 2017, S. 155–174; auch Sabine Holtz, *Konfessionelle Bildungslandschaften im deutschen Südwesten*, ebd., bes. S. 133 ff.; generell Jörg Lauster, *Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums*. München 2016, S. 371–399.

¹³³ Jürgen Krüger u. a. (Hrsg.), *Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten*. Ostfildern 2015. Cord Aschenbrenner, *Das evangelische Pfarrhaus. 300 Jahre Glaube, Geist und Macht: Eine Familiengeschichte*. München 2016.

bildung, höhere Schulen wurden in verstaatlichten Klöstern eingerichtet. Man las die Bibel, und die Predigt stand im Mittelpunkt der Gottesdienste. An Sonn- und Festtagen (als Hochfest wurde der Karfreitag begangen) trug man kostbare, aber dunkle Kleidung. Man verlor nicht so viel Arbeitszeit wie die Katholiken durch deren gebotene Feiertage, darunter fast einem Dutzend Marienfeste. Protestanten, so hieß es später etwas salopp, lebten wohl etwas tugendsamer, weil sie ihre Sünden nicht in der Beichte loswerden konnten.

Wir stellen zum Schluss die Frage, ob die Reformation letztlich unvermeidlich war. Aufgrund der dargestellten historischen Zusammenhänge ist diese Frage ziemlich eindeutig mit Ja zu beantworten. Im Rückblick erscheint die Reformation als unabwendbar. Das bedeutet aber keineswegs, dass die konfessionelle Spaltung zwangsläufig erfolgen musste. Vielleicht hätte sie sich vermeiden lassen, wenn die Theologie sich auf beiden Seiten dem Wort und Geist des Erasmus zugewandt hätte, was freilich den Verzicht auf den Anspruch verlangt hätte, die absolute Wahrheit zu besitzen. Die besaß Luther nicht, und die hatte Erasmus gar nicht beansprucht. Aber vielleicht gibt nun das Reformationsjubiläum im Nachhinein einen nachhaltigen Anstoß, nachzudenken über das große Projekt des „Weltbürgers“ Erasmus: nämlich die Concordia der Kirche, ihre Herzenseinheit also, wiederherzustellen. „De sarcienda ecclesiae concordia“ war eines seiner letzten Werke, das er in Freiburg fertigstellte.¹³⁴ Die Herzenseinheit sollte sich gründen auf den Grundkonsens des Glaubens. Zu stützen war sie auf die Kunst zu zweifeln, um sich mit dieser „ars dubitandi“ des wahren Glaubens zu vergewissern.¹³⁵ Dabei könnten, so dachte Erasmus, die „Adiaphora“ (= Nebensachen) strittig bleiben. Am 23. Januar 1535 schrieb Erasmus an den kurz zuvor (im Oktober 1524) zum Papst gewählten Farnese Paul III., der (trotz seines Nepotismus zugunsten seiner beiden illegitimen Kinder) als Hoffnungsträger der Reformer galt: „*Es gibt Überzeugungen, bei denen es erlaubt sein sollte, verschiedener Meinung zu sein, ohne dass dadurch*

¹³⁴ Wolfgang Capito, einer der maßgeblichen Reformatoren Straßburgs (mit Erasmus aus der gemeinsamen Basler Zeit bestens vertraut), hat die Schrift sogleich ins Deutsche übertragen.

¹³⁵ Erasmus von Rotterdam, *De sarcienda ecclesiae concordia*. Basel 1533; dazu: Peter Walter, *Humanismus, Toleranz und individuelle Religionsfreiheit. Erasmus und sein Umfeld*, in: Ders., *Syngrammata. Gesammelte Schriften zu Humanismus und Katholischer Reform*, hrsg. von Günter Wassilowsky. Münster 2015, S. 113–134; ursprünglich in: *Der Augsburger Religionsfrieden 1555* (vgl. Anm. 111), S. 105–126. Hier wird die Nachwirkung der Schrift von Erasmus subtil aufgezeigt.

der Frieden in der Christenheit zerstört würde.“¹³⁶ Erasmus könnte bei einer solchen Entwicklung zum Anwalt eines neuzeitlichen Christentums werden.¹³⁷ Wenn das den Ertrag des Reformationsjubiläums bildete, dann könnte die „res publica christiana“, das Gemeinwesen Christenheit, sich aus der Glaubensspaltung befreien und wieder werden, was die Kirche doch sein sollte: Ein Organismus, eine plurale und dynamische Einheit.

Damit stellt sich eine zweite Frage: Welchen Nutzen brachte die Reformation schließlich den Menschen? Wem hat sie genützt? Wer zählte zu den Gewinnern, wer zu den Verlierern? Darf man so fragen oder soll die Frage lauten: Was verdanken wir der Reformation? Eine Antwort auf diese Frage kann wohl nur jeder für sich selbst geben. Unstrittig ist aber wohl zum Beispiel, dass die einheitliche deutsche Standardsprache, das „Hochdeutsch“, von Luthers Bibel-Übersetzung grundgelegt wurde.¹³⁸ Luther hat unser Deutsch nicht erfunden. Schon vor ihm hat es etliche Bibelübersetzungen ins Deutsche gegeben. Aber die bahnbrechende Leistung Luthers (und seiner Mitarbeiter) lag einmal in seiner Wortwahl, die (z. B. mit den zusammengesetzten Worten wie „friedfertig“, „Feuereifer“, „Gewissensbisse“ statt der umständlichen Genetivkonstruktionen) dem moderneren Sprachgebrauch näherkam. Er hat ferner für den Satzbau die sogenannte Verbkammer verwendet, bei der das Vollverb am Satzende steht. Und nicht zuletzt sind Luther mit dem Gespür für Klang, Rhythmus und Stabreim leicht eingängige Formulierungen gelungen wie z. B. „*Jesus fing an zu zittern und zu zagen*“ (Mk 14, 33) oder (mit neun „i“): „*Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippen liegen*“ (Lk 2, 12). Dass er beim „Ave Maria“ im Lukasevangelium (Lk 1, 28) das „gratia plena“ (bzw. griechisch „kecharitomene“) mit „du Holdselige“ übersetzte, haben ihm die Katholiken lange übelgenommen. Entscheidend war für den Erfolg Luthers, dass er dem Textsinn den Vorrang vor der Wörtlichkeit bei der Eindeutschung der Evangelien gab, was die „Lutherbibel“ allgemein

¹³⁶ Brief an Paul III., Erasmus von Rotterdam, Epistolae Nr. 2988, 75.

¹³⁷ Dazu Christine Christ-von Wedel, Erasmus als Anwalt eines neuzeitlichen Christentums. Münster 2003.

¹³⁸ Bruno Preisendörfer, Als unser Deutsch erfunden wurde. Reise in die Lutherzeit. Berlin 2016; Peter Christoph Kern, Die scheyden, darinnen dis messer des geysts stickt. Martin Luther und die deutsche Sprache, in: Reinhard Wunderlich/Bernd Feiniger (Hrsg.), Zugänge zu Martin Luther. Frankfurt a. M. 1997, S. 113–128; Werner Besch, Luther und die deutsche Sprache. Berlin 2014.

verständlich machte. So gelang ihre flächenweite Verbreitung: Es wird geschätzt, dass um 1533 jeder zehnte Haushalt in Deutschland eine Lutherbibel besaß. Geprägt hat Luther mit seiner Eindeutschung der Bibel und seinen deutschsprachigen Schriften nicht nur die Sprache im religiösen Bereich. Sein Deutsch wurde zur Grundlage der sogenannten „hochdeutschen“ Schriftsprache. Dies wirkte weit über die Konfessionsgrenzen hinaus. Der Freiburger Kaplan des Basler Domkapitels Thomas Mallinger verfasste seine Tagebücher (1613–1660) nicht in seiner alemannischen Mundart, sondern in dem „modernen Schriftdeutsch“.¹³⁹

Dem reformatorischen Denken verdanken wir sodann, worauf im Rahmen des Reformationsjubiläums oft Bezug genommen wurde, neue Anstöße zum Diskurs um die personale Freiheit. Daraus konnten sich später die Ideen einer Demokratisierung des Zusammenlebens (in Gemeinden, Korporationen und Staaten) entwickeln. Generell gilt wohl auch: Es konnte sich mehr religiöse Vielfalt entfalten. Die Vielfalt bewirkte jedoch lange Zeit mehr Hass und Krieg als den Austausch von Ideen. Die Taufen, Eheschließungen, Bestattungen trennten die Bevölkerung nach Konfessionen. Die Kluft war tief: Katholiken blieben in der Regel nur untereinander verwandt, benachbart, befreundet, wirtschaftlich verflochten; dasselbe galt auf der anderen Seite für die Protestanten, die, ihrerseits, als „Ketzer“ beschimpft, fragen konnten, ob die „Katholen“ auch Menschen seien. Die Reformation als Erneuerung des Glaubens durch eine nach Innen vertiefte Frömmigkeit erreichte erst einmal die protestantische Christenheit. Gleiches gilt für die Grundlegung der personalen Freiheit des Gewissens. Beides ist aber längst auch in der katholischen Kirche angekommen. Allerdings hatte gerade der Streit um die Willensfreiheit zwischen Luther, der sie bestritt, und Erasmus, der sie verteidigte, die Spaltung der Christenheit wesentlich vertieft.

Stark profitiert hat von der Reformation zuallererst der Staat, der frühmoderne starke Staat.¹⁴⁰ Er gewann faktisch die Befehlsgewalt über die Gesinnung der Bevölkerung. In den protestantischen Territorien gab

¹³⁹ Die Tagebücher des Thomas Mallinger, in: Franz-Josef Mone, Quellensammlung der Badischen Landesgeschichte, Band 2, Karlsruhe 1854, S. 528–615.

¹⁴⁰ Ulrich A. Wien/Volker Leppin (Hrsg.), Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches. Tübingen 2015; Volker Leppin, Die Neuformierung des frühneuzeitlichen Staates durch Reformation und Konfessionalisierung, in: Hubert Wolf/Hans-Georg Wehling/Reinhold Weber (Hrsg.), Staat und Kirche seit der Reformation. Stuttgart 2017, S. 23–37; Sabine Holtz, Reformation und katholische Reform in den Territorien des deutschen Südwestens, ebd., S. 39–63.

es keine Bischöfe mehr. Die Landesherren traten als „Notbischöfe“ an ihre Stelle und bildeten so die oberste geistliche Gewalt im Staat. Auch katholische Landesherren wirkten mächtig in kirchliche Belange hinein. Indem die Staatsgewalt auch den Glauben und (vor allem!) die Moral der Untertanen zu bestimmen versuchte, verstrickte sich die Politik in den konfessionellen Antagonismus bis hinein in den Dreißigjährigen Krieg. Gerade dieser Fundamentalkonflikt hat am Ende jedoch dann zur Entflechtung von Politik und Religion und im Westfälischen Frieden zur Geburt religiöser Toleranz geführt, die sodann von der Aufklärung vorangetrieben wurde. Die Pfarrer im badischen Oberland hatten schon bald nach der Reformation einen Weg zu solcher Toleranz gewiesen, indem sie 1577 ihre Zustimmung zur lutherischen Konkordienformel im Markgräfler Land mit dem Vorbehalt verknüpften, dass sie Andersgläubige nicht verdammen wollten, sondern sie dem Urteil Gottes anvertrauten.¹⁴¹

Angesichts der enormen „Weltwirkung“ der Reformation bleibt die Frage bestehen, warum es den Reformatoren nicht gelungen ist, die alte Kirche, die fortan die katholische oder die römisch-katholische genannt wurde (und wird), gänzlich zu transformieren und sie sich gleichsam anzueignen. Die Tatsache lässt sich nicht einfach mit dem Hinweis auf den Machtwillen bestimmter Landesherren erklären. Die neue Lehre hat offenbar keineswegs alle Christen überzeugt, ganz abgesehen von der Bevölkerung in Ländern wie Italien oder Spanien sowie in den Ostkirchen, die von den Reformationen nicht erreicht wurden. Die vier reformatorischen Grundprinzipien „allein Christus, allein der Glaube, allein die Gnade, allein die Schrift“ waren theologisch eben doch nicht unhinterfragbar. Ein rein personaler, rein spiritueller Glaube ohne kirchliche Strukturen erwies sich als problematisch. So konnten „Altgläubige“ durchaus auch aus Vernunftgründen an einer starken „Amtskirche“ festhalten. Die Rechtfertigung ausschließlich auf die göttliche Gnade allein zu begründen, konnte die Gläubigen in gewisser Weise entmündigen, zumal wenn die Reduktion des Heils auf die Gnade mit einer Leugnung der Willensfreiheit einherging. Da ließen sich Katholiken ihre Hoffnung auf die Heilswirkung der „guten Werke“ nicht nehmen. Schließlich war im Blick auf das Schriftprinzip nicht zu leugnen, dass die prinzipielle Mehrdeutigkeit der Bibeltexte (ein Wesensmerkmal der „Heiligen

¹⁴¹ Ernst Walter Zeeden, *Kleine Reformationgeschichte* (wie Anm. 112).

Schriften“ AT, NT und Koran) stets ihre Interpretation unerlässlich macht. Dass es dafür der Kompetenz und zur Bestimmung der „gültigen“ Deutung auch der kirchlichen Autorität bedürfe, hielten die katholischen Christen für einleuchtend. Die besondere Anziehungskraft behielt die römisch-katholische Kirche generell durch die emotionalen Qualitäten der Frömmigkeitspraxis. So nahm die Reformation den Protestanten den Bilderschmuck der Kirchen, die Heiligengeschichten, die Marienfeste und Marienlieder, die Prozessionen und Wallfahrten, den Weihrauch und das Weihwasser: alles fürs Gemüt! Manche Reformbewegungen im Protestantismus wie insbesondere der Pietismus haben auf dieses Defizit reagiert.

Ein Jahrhundert nach Beginn der reformatorischen Bewegung hatte sich die territoriale und kulturelle Abgrenzung zwischen den Konfessionen im deutschen Südwesten vertieft und verschärft. Erst die Toleranzpolitik von Kaiser Joseph II. in Vorderösterreich und von Markgraf Karl Friedrich in den badischen Markgrafschaften machten die Grenzen durchlässig und führte zu ersten Schritten ökumenischer Annäherung im Großherzogtum Baden. Dann hat der Kulturkampf die konfessionellen Gegensätze wieder zugespitzt (und politisiert), was bis in die Zeit der Weimarer Republik fortwirkte. Erst unter dem Druck der Kirchenfeindschaft der NS-Diktatur fanden Christen beider Konfessionen hierzulande zur gemeinsamen Brüderlichkeit zurück. Nach und nach wurden Luther und seine Reformation auch von katholischer Seite ohne Polemik in ihrer Bedeutung erkannt und anerkannt. Immer häufiger entdeckte man auch den „katholischen Luther“ in seinem Bemühen um eine Erneuerung (statt Spaltung) der Kirche. Inzwischen ist in der besonderen konfessionellen Gemengelage am Oberrhein eine freundschaftliche Verbundenheit des Erzbistums Freiburg mit der Evangelischen Landeskirche in Baden gewachsen. Es bleibt abzuwarten, ob und wie das Reformationsjubiläum die „versöhnte Vielfalt“ der Christenheit als eine neue Form der Einheit voranzubringen vermochte.

Das Nonnenkloster Amtenhausen im Spiegel der Korrespondenz (Glückwunschsreiben) mit Äbten von St. Georgen zu Villingen (1580–1779) und des Tagebuchs von Abt Georg Gaisser (1621–1655)

Von Karl Volk

Vom bekanntesten der Baarklöster im Hoheitsbereich der Fürstenberger, dem Benediktinerinnenkloster Amtenhausen¹ (bei Immendingen), das, vom bedeutendsten Abt St. Georgens, Theoger, 1107 gegründet, auf seinem Weg durch die Zeit, in die Händel der Welt verstrickt, Höhen erklimmen und Tiefen durchschritten hat, blieben als Überreste das Prioratshaus, das Ökonomiegebäude und die eingeebnete Fläche der Hofstatt. Ein Eichenkreuz auf dem „Klosterhof“ und ein Bildstock aus jüngerer Zeit, der das Andenken an die selige Beatrix (gest. 1111) wachhält, erinnern an die historische Stätte in Amtenhausen. Sein ehemaliger Besitz wurde nach 1806 veräußert², seine Kunstschatze sind, soweit noch erhalten, in alle Himmelsrichtungen zerstreut; der prachtvolle Barockaltar beispielsweise wurde nach Emmingen ab Egg verbracht.³ Das Kloster war den Äbten St. Georgens unterstellt, sie waren die eigentlichen Vorsteher, worauf die Bezeichnung „Maisterin“ statt „Äbtissin“ bis 1682 hinweist⁴, also auch noch, als die Mönche längst nach der Reformation, von St. Georgen vertrieben, „zu St. Georgen in Villingen“ ihre Zuflucht

¹ Karl Siegfried Bader, Das Kloster Amtenhausen in der Baar. Rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich-Fürstenbergischen Archiv, 7). Donaueschingen 1940, S. 1.

² Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980, ohne Paginierung: „Die provisorische Besitznahme fand am 20. November, die zivile am 29. Dezember 1802 durch den Hofrat Schanz statt. Das fortan leerstehende Abteigebäude und die Kirche ließ Fürstenberg in den Jahren 1849/50 bis auf die Grundmauern abbrechen und das Material verkaufen.“

³ Heimatblättle St. Georgen 1994, S. 27.

⁴ Bader (wie Anm. 1), S. 44 ff.

gefunden hatten. Die zahllosen Aufenthalte der Äbte in Amtenhausen und die der Klostervorsteherinnen und der Nonnen in Villingen beweisen dies in der Praxis überdeutlich. Eine klare Feststellung dazu traf Abt Gaisser in seinem Tagebuch am 21. August 1649: „*Da aber der Abt von St. Georgen nicht bloß in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen das Kloster leitet, deshalb beschloss ich, auch die weltliche Verwaltungsreform vorzunehmen.*“⁵ Huldigungs- und Eidesformeln sind in mehreren Exemplaren erhalten.⁶ So gelobte zum Beispiel Äbtissin Maria Josepha Boland am 17. Oktober 1733 mit ihrem Konvent Abt Hieronymus Schue (1733–1757) „*als [der] rechtmäßigen obrigkeit in dem gottshauß Ambtenhausen p. Vermög Uralter S: geörgischer Observantz und gehorsambe, wie es Jeder Zeit und von ohnverdenklichen Jahren hero [...] der Gebrauch gewohnheit und herkomens gewessen ist*“. Die Verpflichtungen „*in Spiritualibus quam temporalibus*“ bezogen auch ihre „*underhabenden*“ mit ein, „*nichts sollte gehandelt und Vorgenomben, sondern wan und wie Es erforderlich [...] der gebühr schuldige gehorsamb geleißt werden*“.⁷

Zur klösterlichen Kultur gehörte es, dass die Vorsteherin dem Abt, ihrem „*in gott geistlichen gnedigen Herrn und vatter*“, zu Weihnachten, zum Neuen Jahr und zu Ostern, bisweilen auch zum Namenstag, Glückwünsche, und wenn es die Verhältnisse zuließen, auch Geschenke übersandte.⁸ Es sind fast ausschließlich kirchliche Anlässe, Geburtstage sind die Ausnahme. In einigermaßen regelmäßigen Abständen sind aus den Jahren 1569 bis 1779 nicht weniger als 43 Schreiben (Glückwunschschriften und sonstige Korrespondenz) von Meisterinnen, Äbtissinen und ihren untergeordneten Nonnen an die Äbte erhalten.

Die Form der Glückwunschschriften und die Art der Geschenke, überhaupt die Möglichkeit, sich mitzuteilen, sind in hohem Maße aufschlussreich für den Geist in der klösterlichen Gemeinschaft, für den gegenseitigen Umgang, für die Zeitbedürfnisse und Vermögensverhältnisse, selbst für die Frömmigkeitsformen der nachtridentinischen Kirche, wiewohl die Briefe uns auch mit (vielen) Fragen, die für die Empfänger keine waren, alleinlassen.

⁵ Tagebuch des Abtes Michael Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen, * 1595, † 1655. Teil 1 1621–1635, Teil 2 1636–1655. Villingen [1971]/1978, S. 1209.

⁶ GLA 229/118443.

⁷ Ebd.

⁸ Alle nachfolgenden Zitate zum Thema Glückwünsche sind, soweit nicht anders angegeben, der Akte GLA 100/351 (nicht paginiert) entnommen.

Demutsbezeugungen

Dass in der Hierarchie das Männerkloster dem Frauenkloster übergeordnet war, kommt in jedem Brief durch die devote Wortwahl überdeutlich zum Ausdruck. In der Anrede ist der Abt beispielsweise „*Erwürdiger würdiger und gaistlicher in got vatter gnediger her*“ oder einfach nur „*Hochwürdiger*“, aber auch „*Hochehrwürdiger gnädiger Herr und Vater*“ oder „*hertz lieber her vatter*“. Von etwa 1703 an wird er „*Hochwürdiger Herr Reichs Prälat*“, „*gnädiger Herr*“ oder „*Herr und Vater*“ genannt, sein Kloster in Villingen ist das „*hochlöbliche Reichsgotteshaus*“, und „*ain alter bruch ist das je ain liebs Mensch dem andern ein gutt jar gibtt*“ oder „*das ein liebs kindtt dem vatter das neuw jar schenkung gebet*“. Ähnlich wie Meisterin Anna Heubler versichern die Nonnen dem Abt ihre „*untertenige gehorsambe*“.

Dieselbe Meisterin sendet dem Abt einen „*kindlichen grus*“ und bedankt sich „*ganz kindlichen*“ für 400 Gulden und die Arbeit, die Abt Georg [Michael] Gaisser damit hatte. Sie fügte ein „*demütig kindlichess beutten*“ an, er möge „*zu uns armen Kinder kommen*“. Als „*ein guott fromm Kindt*“ sandte sie „*aus kindtlicher Liebe [...] ihr Gebet um Gesundheit und langes leben*“. Immer wieder erging die Bitte an den Abt, er möge mehr „*das treuw hertz an sehen dan die gaben*“ sowie „*den guten willen*“, das „*gäblein*“ ist ein „*gemeines gebett*“. Die „*unwürdige dienerin Anna*“ befahl sich „*ganz demittig und kindlichen in gnaden*“. Sie bat Abt Gaisser, er „*wellet auch meine lieben geistlichen Khinder und mein anvertrautes Guts ali Zeutt lassen in Gnaden befohlen sein*“. „*Als ein armes weisle und Khindt*“ hoffte sie „*lebendig und todt*“ auf die Gnade des Abtes und empfahl sich „*ewer gnaden vetterliches Herz*“.

Äbtissin Maria Gertrudis Weißmann (1682–1727) verblieb „*zue dero Väterliche Hulden [...] ganz gehorsamblich ergebendt in schuldiger submission*“. Ihr Geschenk sollte ein „*demüethig kündtliches Zeichen*“ sein. Maria Gertrudis Schwarz übersandte Wünsche „*aus unterthäniger und Kündtlicher schuldigkeit*“. Maria Josepha Boland⁹ äußerte am 26. August 1730 die „*demithigist bite*“ um die Erlaubnis, „*Montag oder Diens-tag mein Unterdenige Aufwartung zu machen*“.

⁹ Gewählt 1727, vgl. GLA 229/118436.

Sprachliche Fähigkeiten

Die Klostervorsteherinnen, die für ihr Amt sehr unterschiedliche Fähigkeiten mitbrachten¹⁰, wiederholen sich in ihren Formulierungen. Einige, vor allem spätere, spielen ihre Sprachbegabung und ihre Sprachkenntnisse voll aus, so dass von hoher klösterlicher Briefkultur gesprochen werden kann, mindestens um Bemühungen um sie. Auf welchen Wegen die Elemente der romanischen Sprachen in das abgelegene Amtenhausener Tal kamen, ist bislang unerforscht; wahrscheinlich durch Nonnen mit größerer Vorbildung.

Kinder ihrer Zeit und auf der geistigen Höhe ihrer Zeit benutzten sie, wie es im „französischen Jahrhundert“ die Gebildeten taten¹¹, eine Fülle von Fremdwörtern in ihren Briefen, der Stil ließ aus ihren Texten Kunstwerke entstehen, die Einwirkung der als „Welschsucht“¹² getadelten Alamodeliteratur auf den Briefstil ist mit Händen zu greifen. Der Unterschied zu den Briefen der Meisterin Anna Heubler – ohne jedes Fremdwort – und denen der späteren Äbtissinnen ist eklatant. Zum neuen Jahr 1720 wünschte Maria Gertrudis Weißmann Abt Michael Glückherr „*alle selbst desiderierende Prosperität und wohlergehen zu augurieren*“, und denselben Ausdruck verwendete sie auch 1722. Äbtissin Maria Mechtild ließ 1752 „*wegen schwerer unpässlichkeit*“ eine Nonne die Neujahrswünsche an Abt Hieronymus Schue mit Adresse und Anrede in lateinischer Sprache abfassen.

Glückwünsche, von Nonnen an Mönche gerichtet, beide von Berufsstand und Lebensführung zutiefst im Glauben wurzelnd, werden sich nicht allein auf rein weltliche Güter wie Wohlstand, Gesundheit, Frieden, langes Leben beschränken. Die guten Wünsche für ihre geistlichen Väter reichten deshalb bis in die ewige Seligkeit, und da sie nach ihrer Überzeugung nur in Erfüllung gehen, wenn Gott es will, versicherten die Nonnen sie regelmäßig auch ihres „*demiartigen*“ oder „*schuldigen Gebets*“.

Welche Worte fanden nun Meisterinnen und Äbtissinnen als Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieges, der Türkenkriege, der Reunions-

¹⁰ Bader (wie Anm. 1), S. 47.

¹¹ Hans Erich Stier, *Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte*. Berlin, Darmstadt, Wien 1958, S. 504ff., hier S. 508.

¹² Oskar Weise, *Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen*. 8. Auflage Leipzig, Berlin 1912, S. 39.

kriege, des Österreichischen Erbfolgekrieges, des Siebenjährigen Krieges für ihre Wünsche und Anliegen, die ihnen auf der Seele brannten? Es konnte nicht anders sein – die Sehnsucht nach Frieden stand im Vordergrund. „*Von gott den lieben Frieden*“, zumindest ein „*fridliches*“ oder „*fridsams*“ Jahr wünschten sie ihren Äbten (und sich selbst) in vielfach variierten Wendungen. Meisterin Anna Heubler wünscht 1637 zu den „*fröhlichen Ostern noch fiel iar mitt mer Frieden*“ – die Reihe ließe sich fortsetzen.

Der Friede, das hohe irdische Gut, wird in christlichem Verständnis in die göttliche Welt projiziert: er ist ein eschatologischer Zustand, deshalb wünschte dieselbe Meisterin Anna Heubler Abt Georg Gaisser „*hir den zeittliche Friden und dort ewiglichen*“, „*glichhseeligkeit [...] zuo Seel und leib, zeitlich und Ewig*“, und dass „*eüwer gnaden wol kumpt zu sel und lib und ewiger sälligkeit*“. Ohne den Frieden werden sie sich auch ein „*glicksam wol gen*“ [Wohlergehen], „*ein vil guetes glücklichhaftiges*“ oder „*glickseliges*“ und dabei „*gnadriches*“, „*freidenreiches*“ Jahr oder Fest, ein langes Leben und „*fridliche veirung*“ oder noch „*noch unzählbare Jahr mit allseitigem Wohlsein*“ nicht haben vorstellen können.

Dazu gehörte, um den Frieden erst genießen zu können, die „*selstbegerende wolfart*“ und „*was man Selbst von dem lieben Gott im zeittlichen und Ewigen Thuett verlangen*“, überdies eine „*gesunde Reichliche Zeut*“ sowie „*mehr sterkhe*“, auf dass der Abt seinen Namenstag „*noch lang iar*“ erleben möge. Meisterin Maria Cleophe Musler¹³ versprach dem Abt 1595, für eine „*glückliche fridliche Regierung, langes leben, und guet beständige gesundheit, unaufhörlich flehentlichen zu pitten*“. Die Klosterfrau Margarätha Merk bat 1614 Abt Martin Stark, er „*well den Alten Kummer mit dem Alten Jare furth schickhen*“. Eine recht barock anmutende Sprachform wählte Äbtissin Gertrudis Schwarz am 18. Dezember 1779: „*Daß Euer Hochwürden und das Hochwürdige Convent daselbst den noch wenigen Rückstand des alten Jahres samt den heiligen Christferien, sowie das neu angehende nebst noch sehr vielen dergleichen in aller selbst wählenden Zufriedenheit immerhin gesund und höchst vergnügt zurück legen möchten sind jene aufrichtigsten Wünsche, welche ich bey bevorstehendem Jahres Wechsel grundmüthigst wiederhole.*“¹⁴ Adressat war der „*Hochwürdige, Hochgelehrte, Hochgeehr*

¹³ Außer in dieser Schreibweise kommt der Name auch in der Form „Mußler“ vor.

¹⁴ GLA 229/118448.

teste“ Herr P. Prior Bernardus Lenz, Abt war zu dieser Zeit Anselm Schababerle.

Gebete

Die Äbte durften der Gebete der Nonnen je und je versichert sein. In das Gebet setzten sie das höchste Vertrauen, Zweifel am Wert des Gebetes kommen nicht einmal andeutungsweise zum Ausdruck. Meisterin Helena Schmid wollte am Thomasabend (21. Dezember) 1569 Abt Nikodemus Leupolt¹⁵ „in den schirm des almechtigen gott und siner lieben mutter maria“ befohlen haben. Priorin Maria Mayerin befahl 1587 Abt Blasius Schönlein in den „schutz und schirm der hailigen Dryfaltigkeit“. Den Rosenkranz, „Unser lieben frawen Psalter gebet“ betete jede Nonne zum Namensfest von Abt Georg Gaisser am 22. April 1648 für ein langes Leben. Zum Namenstag am 28. September 1703 beehrte Äbtissin Maria Gertrudis Weißmann (1682–1727), die nach den Meisterinnen die Reihe der Äbtissinnen anführt, Abt Michael Glückherr „aus hertzensgrundt vom hohen Hümmel alles das Jenige abnzuwünschen was man selbst in im geistlichen und zeitlichen thuet verlangen, dis zu erwerben werden wür samendlich morgens die h: Communion auf offeren und haben schon ein allgemeines gebett verricht“. Ihr Wunsch in diesem Schreiben war: „Gott verleihe das man noch vihl h: Namenstag erlebe, aber in besserem friden und wohl stand.“

Maria Gertrudis Schwarz ließ den Abt wissen, dass sie und der Konvent, um die Erfüllung der Wünsche zu erreichen, „vor dem hh: Sacramentt 1000 Vaterunser und Ave Maria Aufgeopferet und gebettet“ hätten. Die Nonne Margarätha Merkh vertraute 1614 Abt Martin Stark (1606–1615) dem Herzen Mariä an, Meisterin Anna Heubler setzte 1648 ihre Hoffnung auf die „himmelskhenigin Maria“, Äbtissin Maria Gertrud Weißmann befahl 1719 „allerseits in daß Hertz Jesu“. Die Schluss-

¹⁵ Mit Leupolt (Leupold) beginnt die Zählung der Äbte von St. Georgen zu Villingen, der erste Abt in Villingen war zugleich der in St. Georgen. Vgl. Karl Volk, Die Reformation in St. Georgen/Schwarzwald, Abt Johannes V. Kern (in St. Georgen) und das Konzil in Trient, in: FDA 136 (2016), S. 63–86, hier S. 86. Dazu auch: Eduard Christian Martini, Geschichte des Klosters und der Pfarrei St. Georgen. Villingen 1859, S. 155. Leupolts Wahl zum Abt erfolgte am 17. April 1566.

formel „zu beiden theilen Gott befohlen“ oder ähnlich wurde außerordentlich oft benutzt.

Die Angaben über die Andachtsformen der Nonnen in Amtenhausen lassen aufhorchen. Die Erneuerung des religiösen Lebens durch die Reform des „Schicksalskonzils“¹⁶ von Trient (1545–1563) hatte sich, wenn auch mit Verzögerungen, in Deutschland durchzusetzen begonnen. Der von den Volksmissionaren¹⁷ geforderte häufigere Kommunionempfang wurde im Kloster mindestens an den Hochfesten praktiziert. Eine genauere Aussage über die eucharistische Frömmigkeit (tägliche Anbetung, täglicher Kommunionempfang) machen die Glückwunschschriften nicht. Wie selbstverständlich aber geschah in diesem Benediktinerinnenkloster die von Jean Eudes (1601–1680) eben erst in Frankreich öffentlich propagierte, innerkirchlich noch lange umstrittene, keineswegs vom Benediktinerorden geförderte und auch von der Kirchenleitung nur zögernd zugelassene Herz-Jesu- und Herz-Mariä-Verehrung.¹⁸ Das Rosenkranzgebet, im Hochmittelalter von Mönchen entwickelt, hatte im 15. Jahrhundert die heutige Form gefunden und wurde von den Päpsten wiederholt empfohlen, zuerst 1478 von Papst Sixtus IV.¹⁹, wie ja überhaupt die Marienverehrung im Zeitalter des Barock einen großen Aufschwung nahm.

Während in Glückwunschschriften zu Ostern der Auferstehungs Glaube keinen Ausdruck fand, stand die Geburt Christi zu Weihnachten durch die Jahrhunderte im Mittelpunkt der Gedanken und Gebete. Meisterin Maria Mayer wünschte am 21. Dezember 1580 im Namen des „*ney geboren Kindlins*“ ein glückliches neues Jahr. Maria Cleophe Muslerin wünschte am 31. Dezember 1597 „*von dem new gebornen Kinig ain glichhafftiges freudenreiches guotes neues jar*“. Ja es scheint während der Barockzeit eine Steigerung in der Feierlichkeit stattgefunden zu haben, wie 1776 aus der Darstellung der Äbtissin Maria Gertrudis Schwarz zu erkennen ist. An Abt Coelestin Wahl (1757–1778) schrieb

¹⁶ Hubert Jedin, Kirche des Glaubens, Kirche der Geschichte. Band II, Freiburg, Basel, Wien 1966, S. 566.

¹⁷ Ludwig Andreas Veit/Ludwig Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg 1956, S. 109ff.

¹⁸ Die Herz-Jesu-Verehrung wurde 1765 von Papst Clemens XIII. „*in beschränktem Rahmen*“ zugelassen, die Herz-Mariä-Verehrung 1805 offiziell liturgisch anerkannt. Vgl. LThK, 2. Auflage, Band 5, Sp. 290ff. bzw. 300ff.

¹⁹ Vgl. LThK, 2. Auflage, Band 9, Sp. 45ff.

sie am 18. Dezember 1776 in ihrer prächtigen Handschrift, sie „*thue aus unterthäniger und kündtlicher schuldigkeit Ewer Hochwürden, und Gnaden aus innerstem grund meines Herzen wünschen, daß der gütige Gott Ewer Hochwürden, und Gnaden noch eine zahlreiche folg dergleichen heilige Zeiten, und Jahres Abenderungen, in höchst beglickhter Regierung under vollem zu fluss des göttlichen Seegens, besseren gesundheit möchte erleben lassen; diese von dem neu ankommenden welt Heyland zu Erbetten, wird drei(?) heilige Communionen²⁰, und in der heiligen Christ nacht vor dem Hochwürdigsten Gueth betten 1 Stunde und ein jede in dem Convent eine heilige Communion nach Hoch gnädigster Meinung nebst eienm allgemeinen Gebett verrichten*“. Abt Anselm Schababerle gegenüber benutzte sie am 21. Dezember 1779 fast die nämlichen Worte.

Der Heiligenkult blieb in Amtenhausen im Hintergrund. Der Patron des Klosters, der heilige Sebastian²¹, wird in den Briefen und im Tagebuch von Abt Georg Gaisser nicht sichtbar. Das Fest des Namenspatrons der Äbte scheint eher als Gedenktag denn als Fest begangen worden zu sein, dabei sind die Glückwünsche verhältnismäßig häufig. Eine besondere Anrufung von Heiligen ist nicht erwähnt. Das „Aufopfern“ von Kommunionen und Gebeten entsprang dagegen der Volksfrömmigkeit. Es war eine aus tiefem Herzen kommende Bitte, ein drückendes Anliegen Gott vorzutragen, gesteigertes, fast beschwörendes Gebet. Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde im Tischgebet die Formel verwendet: „*Das Gebet ist aufgeopfert unserem lieben Herrn Jesus Christ, zu Ehren seiner heiligen fünf Wunden.*“ Das „Allgemeine Gebet“ wusste die ältere Generation noch in unserer Zeit auswendig. Alles in allem: man kannte in Amtenhausen Gebetsformen, deren Kontinuität nach Jahrhunderten zählt.

Geschenke

Art und Anzahl der Geschenke lassen Schlüsse auf die jeweilige Habe des Benediktinerinnenklosters Amtenhausen, die Besitzverhältnisse der

²⁰ Das Verb fehlt (Anm. K. Volk).

²¹ Der „steinreiche“ Pfarrer Josef Keller und seine Gemeinde. Festgabe anlässlich des 80. Geburtstages und Ernennung zum Ehrenbürger der Gemeinde Immendingen. Bearbeitet von Fritz Vögele in Zusammenarbeit mit Franz Dreyer. Immendingen 1990, S. 33.

Klöster dieser Jahrhunderte überhaupt zu. Bescheiden, manchmal mehr als das, waren die Gaben der Meisterinnen und Äbtissinnen an ihre „geistlichen Väter“ in St. Georgen zu Villingen, und während des Dreißigjährigen Krieges hatten sie fast nichts mehr zu schenken. Da die Nonnen um die Geringfügigkeit ihrer Geschenke wussten und es ihnen peinlich war, dass sie nicht großzügiger ausfallen konnten, entschuldig-ten sie sich regelmäßig dafür. Etwa Priorin Maria Mayer 1580: *„wir heten eywer gnaden gern bessers geschikt so ist es in unserem vermygen nit, der will ist guot, aber die gab ist klain.“* Oder Maria Gertrudis Weißmann: *„Beykommende Neujahrs Präsenten sind so gering, daß ich allerdings Ursach habe, Euer Hochwürden um deren gütigen Annahme zu bitten.“* Ähnliche Entschuldigungen finden sich in vielen Briefen.

Was auf ihren Gütern wuchs und sie veredeln konnten, was sie in Handarbeit herstellen konnten, schenkten sie den Äbten, rein praktische Dinge, um ihnen eine Freude zu bereiten und ihnen das Leben bequemer zu machen, aus Sorge um ihre Gesundheit gelegentlich auch Heilmittel aus Pflanzen aus dem Klostergarten – in allem rührende Zeichen der Anhänglichkeit. Zu den festen Bräuchen der Nonnen in Amtenhausen gehörte es, den Äbten zu St. Georgen Lebkuchen („*lebzelten*“, „*lekuochen*“) zu schenken, dazu schenkten sie Taschentücher („*nas diechlin*“, „*fazele*“, „*fazelin*“, „*fazanelin*“, „*fazilet*“), wiederholt auch Nachthauben, einmal zwei Haartücher, ein Hemd, „*ein duch zu ainem goller*“, ein „*Strick zu den Kisele*“ [einen gestrickten Kissenbezug?]. Im Tagebuch erwähnte Abt Gaisser am 23. April 1649: *„Es verbinden mich die Meisterin und der Konvent in Amtenhausen ,mit einem ausgeneheten Küßelin‘, Nonne Kunegundis mit einem Bilde, Herr von Ferdinand ,mit einem zwibbachnen Lebkuchen‘, Johann Alban ,mit einem schönen, außgeneheten strich‘.*“²² Gelegentlich gehörte Wein zu den Geschenken, einmal war er von Meisterin Maria Mayerin noch süß²³, Wermutwein schenkte Meisterin Maria Cleove [Cleophe] Muslerin Abt Michael I. Gaisser zu Neujahr 1596. 1595 war unter dem Geschenken Quittenmus und ein „*Hefelin mit Ackermann*“ (ein Heilmittel wie Ackerwurz) bzw. „*ein heffelin fol Holderblust lattwirigen, die ist gar gut für das hopt*“ (wohl gegen Kopfschmerzen). Am 1. Januar 1642 hatte Meisterin Anna Heub-

²² Eintrag vom 23. April 1649, S. 1192. Johann Alban wird im Tagebuch Gaisssers S. 1085 genannt, S. 1122 mit der Bezeichnung „Knecht“, Knecht wohl von St. Georgen zu Villingen.

²³ 1608 an Abt Martin Stark (1606–1615).

ler nur „*ein wenig claine apfele*“, in den letzten drei Jahren des Dreißigjährigen Krieges gewiss wegen ihrer Ärmlichkeit nur noch „*Präsente*“. 1649 hatte man wieder Lebkuchen. Anna Kunigunde von Bayer hatte zu Neujahr 1691 zum Lebkuchen „*etliche kreplin*“ (Krapfen) und einen „*girtel*“ zu verschenken.

1701 bekam Abt Michael Glückherr von seiner Cousine Maria Gertrudis Weißmann ein paar Handschuhe „*samt etwas weniges*“ zu Weihnachten. 1703 konnte sie ihm mit „*welsch Geflügel*“ aufwarten.²⁴ Mit einem Tischlein und einem Brettspiel konnte sie großzügiger sein. Jetzt ist auch eine Veränderung in der Zusammensetzung der Geschenke festzustellen; die Verhältnisse erlauben es offenbar. 1720 ließ dieselbe Äbtissin eine Mitschwester schreiben, es folgten eine Schachtel (der Inhalt wird nicht genannt) und ein Zuckerglas voller Quitten. Von allen Vorsteherinnen ist sie, am 1. Januar 1719, am reichlichsten zu schenken in der Lage. Die Aufzählung enthält ein großes Glas mit eingemachten Rosen (angesetzte Rosenblätter) zu einer Art Likör, zwei „*Tafelin*“, drei „*Kräppli*“, vier „*Eier lädlin*“, 52 „*Skapulierlin*“²⁵, „*ein schwartze und ein weisse Gürtlin*“. Ein noch üppigeres Geschenk hätte sie im Dezember 1722 gehabt, wenn ihr nicht „*des Niklausen Knecht 2 S[alva] V[enia] Schwein abgestohlen hätten*“. Zum Glück ließen sie noch Würste zurück, „*welche Ewer Hochwürden und Gnaden zu verkosten hiemit ein paar überschicke, mit herzlichem Wunsch das selbe wohl bekommen*“. Dem Konvent zu St. Georgen werde sie sechs der gleichen Würste zusenden und „*hoffe es werde der Claus auch ein glässel wein dar zue geben, weilen es Gott seye gedankht in dessen Keller so wohl stehet*“. Die Äbtissin bewies Haltung und Humor: Eben durch rohes Brauchtum geschädigt, zu dem das Schweineschlachten ebenso gehörte wie der Besuch des Nikolaus mit seinen ungehobelten Knechten, verschenkte sie noch vom zurückgelassenen Rest und stellte sich die Mönchsgemeinschaft bei Imbiss und Ehrung des heiligen Nikolaus in fröhlicher Stimmung vor. Für den Glückwunsch zu Ostern 1646 gebrauchte Anna Heubler das Wort „*Osteray*“.

Die Geschenke werden dem Abt immer willkommen gewesen sein, gelegentlich werden sie auch als Geste der Versöhnung oder als Bitte um

²⁴ Eintrag im Tagebuch von Abt Gaisser am 26. Dezember 1628, S. 86: „*Ankunft des Bäckers aus Amtenhausen mit 4 indischen Hühnern und Hähnen, die mir von der Meisterin und dem Konvente zum Gedenken gegeben wurden.*“ Solche wird man wohl auch unter „*welsch Geflügel*“ zu verstehen haben.

²⁵ Stoff- oder Ledertäschchen für einen Gebetstext.

Verzeihung gemeint gewesen und so verstanden worden sein. Eine besondere, allgemein bekannte „Klosterspezialität“ aus Amtenhausen, also etwa ein besonderer Käse, ein „Klosterlikör“, ein „Amtenhausener Heilmittel“, das in der Umgebung begehrt gewesen wäre und auf dessen Wirkung man „geschworen“ hätte, sticht aus all den klösterlichen Erzeugnissen nicht heraus. Die Beschenkten mussten nicht immer allein die Äbte sein. Eine solche Ausnahme ist beispielsweise 1589 Hieronymus Bolt, der Vetter der Priorin Maria Mayerin und Schreiber des Klosters St. Georgen zu Villingen. Von ihr empfangen er und seine „Hausfrau“ die guten Wünsche für das neue Jahr. Der Konvent schenkt Lebkuchen und ein Tüchlein, die Meisterin hatte für ihren Vetter ein „*Nasdiechlin*“, für seine Frau ein „*glufen knepflin*“, eine Brosche, an der sie ihre Freude haben soll. Er war ihr immer noch seit dem Lorenzfest ein Brief schuldig, sie möchte wissen, ob ihre Post überhaupt angekommen ist. Sie erwähnte den Tod ihrer „*herz lieben Schwester [...] die bey eych zu Filingen gewesen ist*“. Was sie im Einzelnen meint „*dar von fil zu schreiben wer gewesen*“, kann nur der Empfänger verstehen.²⁶

Waren also die Klosterfrauen immer allein die Gebenden? Auch der Abt konnte sich als spendabel erweisen. Am 9. Januar 1642 dankte Meisterin Anna Heubler dem Abt Georg Gaisser für das „*wildbrett und brodt. Unser herrgott gebs e. g. hundertfeltig wider*“. Am 23. April 1654, „*am heutigen Tag der Himmelskönigin Maria*“, sandte er der Meisterin Scholastika Zoller zum Dank dafür, dass sie am 5. August 1633 versprochen habe, für ihn mit dem Konvent „*tausend Ave Maria aufzuopfern*“ aus Anlass seines Geburtstages, „*diesen schwartzwälder Käß, welchen ihr miteinandern in frölichkeit aufzehren wollen*“. Auch beim Abt ein Anflug von Humor! Er selbst erwähnte im Tagebuch am 5. August 1643, er habe ihnen eine Portion Braten, Brot und Wein, „*ausreichend für alle Nonnen geschickt*“. Ein schönes „Geschenk“, das Abt Gaisser als Seelsorger zeigt, nennt er selbst im Tagebuch, wenn er festhält, wie er in Amtenhausen am 30. März 1649 eine todkranke Nonne besucht, die ihn „*mit großer Freude empfängt*“.²⁷

²⁶ Im Tagebuch Gaisers kommt der Name Bolt mehrfach vor, jedoch nur einmal mit Vornamen Hieronymus und ohne aussagekräftige Angabe. Vgl. Volk (wie Anm. 15), S. 83. Demnach müsste Bolt jahrzehntelang im Dienst des Klosters gestanden haben.

²⁷ S. 1191.

Einladungen

Die Meisterinnen und Äbtissinnen ließen es sich angelegen sein, immer wieder die Äbte in ihr Kloster einzuladen. Die erste Einladung erging von Meisterin Helena Schmid 1569 an Abt Nikodemus Leupolt. Sie wünschte, er „*werde bald zu uns komen*“. Auch Priorin Maria Mayer hoffte im Jahr 1587, „*es wird noch geschehen*“, dass Abt Blasius Schönlin (1585–1595) zu Besuch komme und freute sich darauf, „*dass ir ain mal bey uns werent*“.²⁸ Meisterin geworden, lud sie 1608 Abt Martin Stark ein, „*by uns über nacht [zu] sein, so eyer Gn[aden] in das Schwaben land raissen*“. Meisterin Anna Heubler lud Abt Georg II. Gaisser am 20. April 1629 zur Kirchweihe nach Amtenhausen ein. Höflichkeit und menschliche Wärme verbinden sich. Sie bat ihn, „*zu uns armen Kindern [zu] kommen*“, er wäre „*ain lieber gast*“. Abt Gaisser gibt den 21. Mai als Kirchweihtag an. Ganz anders, sehr selbstbewusst, geradezu herrisch klingen die Worte der Äbtissin Maria Gertrudis Weißmann vom 28. September 1703 an Abt Michael III. Glückherr: „*Ihro hochwürden Gnaden werden das Versprechen halten und Amtenhausen mit dero gegenwarth Erfreyen*“, bevor sie sich „*gantz demüetig und kündtlich*“ empfahl. Am 2. Juli 1729 wollte Äbtissin Maria Josepha Boland sogar das Pferd des Klosters dem Abt zur Verfügung stellen. Es brauche nur den Befehl, dann würde es „*glich mit freuden geschehen*“.

Hilfe in allen Nöten

Der Gesundheitszustand und das Schicksal des Abtes war den Nonnen immer ein Gegenstand der Sorge. Meisterin Maria Anna Heubler beschwor 1632 Abt Georg Gaisser: „*Um gotts willen e[uer] g[naden] gebett ich jn kain gefar.*“ Dass es dem Abt Georg Gaisser 1636 gesundheitlich wieder besser ging, freute Meisterin Anna Heubler „*von hertzen*“. Für Äbtissin Maria Gertrudis Weißmann und ihren ganzen Konvent war es 1722 eine „*besondere freude und Consolation*“, erfahren zu haben, dass Abt Michael Glückherr „*diese feyerliche Advents Zeit bis daher in*

²⁸ Bei der in den Akten zu findenden Datierung „1581“ handelt es sich wahrscheinlich um einen Schreibfehler, da Blasius erst 1585 zum Abt gewählt wurde. Die richtige Jahreszahl dürfte 1587 sein.

guether gesundheit zue gebracht“ habe. Äbtissin Maria Josepha Boland war 1727 „bekimmert“ und hat „den liebsten Gott eifferig gebeten, daß Ehr Ihro Hochwürden und gnaden gesund Ehrhalte“. Am 18. Dezember 1776 schrieb Äbtissin Maria Gertrudis Schwartz „mit ausnehmendem grossem stiblem Vergnüen und Freud“ an Abt Coelestin Wahl, sie habe „dieser Tagen von dem Herrn P. Kuchelmeister [erfahren], daß mit Ewer Hochwürden und Gnaden die schon so lange Zeit angehaltene Krankheit Bessere“. Um die „vollkommene Gesundheit“ werde sie mit ihrem Konvent „inständigst bitten“.

Hilfsbereit waren die Nonnen immer, soweit es in ihren Kräften stand, und um Gesundheit und Leben ihrer geistlichen Väter in rührender Weise besorgt. Aber die Nonnen, die sich dem Geschehen der Welt entziehen wollten, gerieten erst recht in ihre Händel. Am 1. März 1632 musste sie sich Meisterin Anna für das lange Ausbleiben des Briefes entschuldigen, „ist aber der Krieg schuldig“. Äbtissin Maria Josepha Boland kam am 7. Oktober 1729 bereitwillig dem Ansuchen Abt Michael Glückherrns nach, „ein Klosterfrau und Schwöster Ein Zeith zue Villingen“ zu haben und wollte sie „schon Morgen oder über Morgen schickhen“. Und als er um ein Pferd verlegen war, erklärte die Äbtissin: „Es steht alles zue Diensten was in Meinen wenigen Cräften ist. Man wolle nur befelch geben, wan ich [ein] Ross schickhen solle.“

„Creuz und Leiden“

Fast unglaublich will es uns scheinen, welch ein lästiger Gast die Armut im Kloster Amtenhausen war und wie Not, Betrug und Krankheit auch vor der Klosterpforte nicht haltmachten. Meisterin Anna Seitz schrieb 1597 auch im Namen von Priorin und Konvent an Abt Michael I. Gaisser, sie habe außer einer Schlafhaube und Wermutwein „sunst weder heller noch Pfennig wertt underhanden“. Die Nonne Margarätha Merkh klagte im Januar 1614 vor Abt Martin Stark, das alte Jahr hätten sie „mit der hilf gotes erstriten“ und „vill Kummer, Angst und Driebsall gehabt“. Einzelheiten werden für uns nicht erkennbar, der Abt mochte sie wissen. Würde sich nicht etwas ändern, es würde „uns Alle den gar Aus machen“. Unter diesen Umständen begehre sie kein weiteres Jahr mehr zu leben. Sie sei „verdrießig in dem vergangenen jare gewesen was ich angefangen hab“. Anna Heubler erlebte mit ihrem Konvent 1636

„eine Zeit voll Creuz und Leiden“. Und 1636 bat sie um Verständnis für ihr nur kleines Geschenk. Äbtissin Maria Gertrudis Weißmann, die Base des Abtes Michael Glückherr (1690–1733), musste am 27. Januar 1720 eine ihrer Nonnen bitten, an ihrer Stelle einen Brief zu schreiben, „da [ich] *abn meiner hand wider den alten deffect habe*“.

Das Verhältnis der Nonnen zu Abt Georg Gaisser aus Sicht von dessen Tagebuch

Glückwunschschriften folgen eigenen Gesetzen, sie sparen nach Möglichkeit alles Problematische aus und erinnern ungern an Zerstörung, Angst und Trostlosigkeit einer aus den Fugen geratenen Welt. Ihre Situation wurde von den Klosterfrauen sehr verhalten dargestellt, sie war weit dramatischer, als aus ihren Schreiben hervorgeht, und es ist verwunderlich, dass die Klagen nicht schriller formuliert wurden. So würde der Interpret dieser Briefe ein lückenhaftes Bild zeichnen, stünde nicht eine andere Quelle zur Verfügung, die eher noch persönlicher, weil unbefangener und spontaner sein kann: Das Tagebuch des Abtes Georg Gaisser der Benediktinerabtei St. Georgen zu Villingen, eines aufmerksamen Beobachters und langjährigen Adressaten der Briefe, überdies von 1621 bis 1627 selbst Prior in Amtenhausen.²⁹ Für die Erforschung der Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges auf der Baar und in weitem Umfeld ist sein Werk unentbehrlich, der trotz häufig gefährdeter Gesundheit viel reisende Abt sah Vorgänge oder erfuhr von ihnen, die den Vorsteherinnen verborgen blieben – wengleich auch sein Horizont nicht unbegrenzt war – und stellte sie ausführlich dar. Ihm war die Last aufgebürdet, sein eigenes Haus, und, mit der Meisterin Anna Heubler aus Engen von ihrer Wahl am 28. Dezember 1628³⁰ und ihrer Weihe und Einsetzung am 29. April 1629 bis zu ihrem Tod 1651³¹, das Nonnenkloster Amtenhausen durch die schwierigsten Jahre des langen Krieges zu lenken, als die Menschen im Schwarzwald und auf der Baar durch kaiserliche, bayerische, württembergische, weimarische, schwedische und französische Truppen, oft auch, wie es scheint, einfach nur schwadronie-

²⁹ Vgl. Gaisser, Tagebuch (wie Anm. 5), Einleitung.

³⁰ Gaisser, Tagebuch (wie Anm. 5), S. 99.

³¹ Ebd., S. 1250.

rende Soldaten ohne Aufsicht und Verantwortung in Angst und Schrecken versetzt wurden. Es ist überhaupt nicht mehr erkennbar, mit welchem Ziel in dieser Phase des Krieges noch gekämpft wurde. Die ganze Härte des Krieges traf das Kloster Amtenhausen in den Jahren von 1632 an und musste durchlitten werden. Oft und oft wurde das Kloster geplündert, mussten die Nonnen fliehen, in den nahen Wald oder ins Kloster nach Villingen oder in weiter entfernte Orte.

Zwar hatte Gaisser am 29. April 1632³² den Eindruck, einige Nonnen flüchteten, weil sie mehr die Freiheit im Sinn hatten, als dass sie den Feind fürchteten. Am 21. Mai³³ kehrten sie wieder zurück, die letzten am 28. Mai.³⁴ Es sollte schlimmer kommen. Vor den Schweden flüchteten die Nonnen im Juli 1632³⁵ nach Fürstenberg, nach Villingen, in ihre Schaffnerei, ihr Gütchen, nach Rottweil, nach Baden im Aargau; nur wenige blieben mit der Meisterin zurück. Im September³⁶ baten die Nonnen Anna Algin und Scholastika Zoller den Abt um Butter, er konnte ihnen keine geben. Gewiss nicht aus Drang nach größerer Freiheit versteckten sich die Nonnen am 1. Oktober 1632³⁷ im Wald. Die Schweden belagerten alle Burgen im Hegau. Am 5. April 1633³⁸ raubten die Württemberger dem Kloster sieben Pferde, nur eines bekamen die Nonnen wieder zurück. Mehr als 30 Stück Großvieh wurden dem Kloster bei mehreren Plünderungen geraubt.³⁹ Am 20. Mai⁴⁰ meldete ein Bote, das Kloster Amtenhausen werde noch täglich geplündert. Die Schweden und Württemberger nahmen Rache dafür, „*weil die Nonnen der Villinger Partei Vorschub geleistet hätten*“⁴¹, ein nach der Meinung des Abts an den Haaren herbeigezogener Vorwand. Das Kloster war in einen „*Viehhof*“⁴² verwandelt, teilte die Meisterin dem Abt am 1. Juli 1633 mit. Die nach Villingen geflohenen Nonnen konnten über ihr Haus nur „*Verschiedenes, so Zweifelhaftes, so Widersprechendes*“⁴³ erfahren. An der

³² Ebd., S. 208.

³³ Ebd., S. 220.

³⁴ Ebd., S. 221.

³⁵ Ebd., S. 235.

³⁶ Ebd., S. 277.

³⁷ Ebd., S. 279.

³⁸ Ebd., S. 338.

³⁹ Ebd., S. 364 (Eintrag vom 13. Mai 1633).

⁴⁰ Ebd., S. 368.

⁴¹ Ebd., S. 369.

⁴² Ebd., S. 377.

⁴³ Ebd., S. 378.

Plünderung von Amtenhausen⁴⁴ soll der Abt schuld sein, die Verbindung zu Villingen und zu ihm sei die Ursache gewesen. Unter den Fürstenbergern wären sie sicherer gewesen, so wurde geredet. Anfang 1634 versetzten „die räuberischen Franzosen“ in Möhringen und Aldingen⁴⁵ das Kloster in Furcht und Schrecken. Auf er Rückreise von Lindau besuchte Abt Gaisser am 17. September 1634⁴⁶ Amtenhausen, fand aber nur eine geringe Besetzung vor. „Ich besichtigte das in den inneren Gebäuden sozusagen von Grund aus verwüstete Kloster mit größtem Seelenschmerze. Aller Kirchenschmuck war zerrissen, zertrümmert und durcheinandergeworfen. Das Jammerbild der Zustände legte eine baldige Abreise nahe.“⁴⁷

Mit der Meisterin verhandelte er am 8. Februar 1635 „über die Wiedereinstellung der zerstörten Schriften [...], über eine solche Einrichtung des Hauswesens, daß die Schulden nicht allzustark anwachsen“ und „über die Nachforschung nach den verlorenen Sachen“.⁴⁸ Wie eine Idylle mitten im Krieg wirkte die Weihe dreier Glocken im Januar 1642 für Wittichen, Mössingen und Amtenhausen durch den Abt⁴⁹, aber die Plünderungen gingen weiter. Selbst das Krankenlager der an Tuberkulose erkrankten Nonne Maria Rotbach wurde mehrfach nach Schätzen durchsucht. Anna Meis wollte eine Truhe „mit geweihten Sachen“ retten und verlor dabei beinahe eine Hand. Wiederholt plünderten kaiserliche Truppen im Frühjahr 1638⁵⁰ das Kloster, im Oktober 1641 wurde auch die Mühle geplündert.⁵¹ Schweden und Franzosen lagerten im Dezember 1642 in nächster Umgebung, in Tuttlingen.⁵² Wegen des Anmarsches des weimarischen Heeres waren die Nonnen im Zweifel, ob sie fliehen sollten. Die gleiche Situation entstand im Juni 1643 durch bayerische Reiter.⁵³ Am 25. Juni flohen mit Ausnahme der Meisterin alle Nonnen mit dem Vieh und ihrer übrigen Habe nach Villingen.⁵⁴ Sie taten gut

⁴⁴ Ebd., S. 384.

⁴⁵ Ebd., S. 508.

⁴⁶ Ebd., S. 616.

⁴⁷ Ebd., S. 617.

⁴⁸ Ebd., S. 624.

⁴⁹ Ebd., S. 881.

⁵⁰ Ebd., S. 704.

⁵¹ Ebd., S. 869.

⁵² Ebd., S. 992.

⁵³ Ebd., S. 958.

⁵⁴ Ebd., S. 962.

daran, denn am 29. Juni plünderten die Bayern das Kloster.⁵⁵ Am 4. Juli konnte Meisterin Anna Heubler den Weimarnern nur dadurch entkommen, dass sie sich auf dem benachbarten Berg versteckte.⁵⁶ 30 Schützen waren ins Kloster eingedrungen und „verteidigten“ es gegen eine nachrückende bayerische Truppe.⁵⁷ „*Nach Überstehung und glücklicher Überwindung der größten Gefahren*“⁵⁸ kam Meisterin Anna Heubler nach Villingen. Bei ihrer Rückkehr wurde sie am 3. August 1643 von Soldaten ausgeplündert. Es verwundert nicht, dass in solchen Kriegswirren die wirtschaftlichen Grundlagen des Klosters zu wanken begannen. Der Abt beziffert die Höhe der Schulden auf 2700 Gulden.

Nach einer Phase relativer Ruhe kam der Krieg noch einmal nach Amtenhausen zurück. Vor Schweden und Franzosen floh das Gesinde am 12. März 1647⁵⁹ mit dem Vieh nach Villingen. Am 8. April 1647⁶⁰ mussten sich auch die Nonnen vor zwei französisch-schwedischen Regimentern in den Wäldern in Sicherheit bringen, „*die das umliegende Gebiet jämmerlich ausplünderten*“.⁶¹ Und nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, am 9. Januar 1649, hatte das Kloster eine Kontribution von 12 Dukaten zu zahlen, um die Beraubung durch die Soldaten zu verhindern. Abt Gaisser ließ 5 Dukaten.⁶² Die Begehrlichkeiten schienen kein Ende nehmen zu wollen.

Verständlich, dass in solchen Zeiten Glückwunschschriften ausblieben oder verloren gingen und Geschenke selten waren. Zwischen den Schreiben der Meisterin und den überaus zahlreichen und ausführlichen Tagebucheinträgen des Abtes über Amtenhausen ist kaum oder nur ein vager Zusammenhang herzustellen. Eine direkte Erwähnung eines Glückwunsches oder eines Geschenkes enthält das Tagebuch nicht. Ein Hinweis auf eine aktuelle Gefährdung des Abtes findet sich in der Beschwörung der Meisterin Anna Heubler am 1. März 1632, sich in keine Gefahr zu begeben; zuvor hatte sie erfahren, dass er kein Bett mehr habe. Sie konnte ihm eines anbieten. Dass der Abt um die Jahreswende

⁵⁵ Ebd., S. 963.

⁵⁶ Ebd., S. 964.

⁵⁷ Ebd., S. 964.

⁵⁸ Ebd., S. 964.

⁵⁹ Ebd., S. 1103.

⁶⁰ Ebd., S. 1106.

⁶¹ Ebd., S. 1106.

⁶² Ebd., S. 1175.

1636 krank war und die Meisterin eine Zeit „voll Creuz und Leiden“ durchlebte, erfahren wir nur aus einem Schreiben von ihr vom 10. Januar 1636. Mehrere Monate fehlen 1636/37 die Eintragungen des Abtes, bis Anna Heubler ihm an Sylvester 1636 wieder schrieb „denn E. G. wohl weiset, wie arm mir sendtt“.

Probleme im zwischenmenschlichen Bereich

Zu den ohne Maß sich häufenden äußeren Schwierigkeiten kamen solche im Verhalten unter den Nonnen und zwischen Nonnen und dem Abt. In eng zusammen wohnenden Gemeinschaften sind Spannungen unvermeidlich, was niemand genauer wusste als Abt Georg Gaisser. Wenig schmeichelhaft sind seine Eintragungen über den Konvent in Amtenhausen am 7. Juli 1628: „Wegen schweren Zerwürfnissen zwischen der Subpriorin und dem Konvente halte ich im Kapitel eine Ermahnungsansprache über das Übel des Neides, dann bringe ich zwischen denselben so gut wie möglich ein Einvernehmen zustande; diese aber, ein Weib voll Eigensinn, nimmt wie eine Rasende nicht den mindesten guten Rat an.“⁶³ Und am 26. Dezember 1646 schreibt er über die Meisterin Anna Heubler, die nachgerade als ungeeignet für ihr Amt dasteht: „Während sie den Durst mit Weintrinken löscht, löscht sie auch das Denken aus. Ich beobachtete vieles: 1. Abneigung gegen die Priorin. 2. Begünstigung der Jüngerer, besonders der Fürstenbergerin. 3. Herabsetzung der vorangegangenen Meisterin [Maria Catharina Mais (Meysin) von Fürstenberg, Anm. K. Volk]. 4. Selbstgefälligkeit und Selbstlob. 5. Schwören und schreckliche Verwünschungen. 6. Liebe des Hoflebens. 7. Erdichtungen. 8. Sorglosigkeit des Haushaltes [häuslichen Lebens] auf beiden Gebieten [in utroque foro]. 9. Hang zum Trinken mit den Söhnen und Töchtern.“⁶⁴ Von der Professschwester Jacobaea musste er am 26. Juni 1638⁶⁵ seinem Tagebuch anvertrauen, dass sie in Engen ein Kind, Maria Magdalena, geboren habe⁶⁶ und im Verdacht stand, es umbringen zu wollen. Durchziehende Soldaten kamen für die Vaterschaft des Kindes

⁶³ Ebd., S. 74. Den Namen der Subpriorin verschweigt Gaisser.

⁶⁴ Ebd., S. 1096.

⁶⁵ Ebd., S. 750.

⁶⁶ Ebd., S. 749.

nicht infrage, ein Mann namens Ferdinand von Kripp⁶⁷ sollte der Vater gewesen sein. Das Kind starb wegen mangelnder Sorge.⁶⁸ Die Nonne Anna Dorothea Sprenger war im Januar 1641 von Metzger Johann Zellenberger schwanger.⁶⁹

Bestätigt wird die Problematik der Last des lebenslangen Zusammenlebens auf engem Raum und vielfacher Unterordnung durch Selbstehmütigungen wie die von Maria Anna Heubler⁷⁰, *„der aller greste sündler bin ich dan ich ir name tag ibel verzirnt hab den meines lebens nitt ain ainges [einziges] stuckhele aus der hailigen regel gehalten hab des ich gott und meinem lieben vatter benedictus und meinen ober khaitten versprochen hab das nie gehalten“*.⁷¹ Sie fühlte sehr wohl, dass sie nicht mehr lange *„auf der bittersten und falschen weldtt leben“* werde. Ihre Hoffnung setzte sie auf die Himmelskönigin Maria und darauf, dass sie vom Abt *„als armes waisle und khindtlichen in gnaden Gott befohlen sein [werde] lebendig und todt“*. Knapp fünf Wochen vor ihrem Tod am 21. Februar 1651, zum Schreiben schon nicht mehr fähig, beauftragte sie Anna Kunigunde von Baier, Abt Gaiser in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihn im vergangenen Jahr *„mit einem oder anderen verzirnt habe“*. Er wolle sie doch wieder *„zu einem Kind annehmen“*. Sie bereue, ihn *„so vil mal erzürnt und bethrieht“* zu haben, danke ihm für *„als erwisse[ne] gnad und guot Tat“* und verspreche, *„wan sie dan khum zu got dem almechtigen, so wele si got threulich vir eier gnaden biten“*.⁷²

Einen aufschlussreichen Einblick in das Gemeinschaftsleben des Konvents ermöglicht ein Schreiben der Äbtissin Maria Anna Muckensturm an Abt Hieronymus Schue vom 20. August 1738, in dem sie ihm ihr Leid über das unangemessene Verhalten ihrer Priorin klagte. So dramatisch war die Situation im Kloster, dass sie um deren Entlassung aus ihrem Amt bat. Die Priorin war dadurch untragbar geworden, dass sie *„an denen jenigen orthen allwo daß höchste still schweigen sollte gehalten werden, selbsten Reden fibrt. Es ist gestern hier ein solche Wider*

⁶⁷ Ebd., S. 1185.

⁶⁸ Ebd., S. 76.

⁶⁹ Ebd., S. 835. Sie musste deswegen das Kloster nicht verlassen (S. 1208). Der Abt nennt sie 1649 wieder.

⁷⁰ Meisterin seit dem 18. Dezember 1628; vgl. Gaiser, Tagebuch (wie Anm. 5), S. 85.

⁷¹ 16. Januar 1648.

⁷² GLA 229/118448.

wärthigkeit gewesen, dass ich nit anders gemeinth hab ich könnte nit mehr leben“. Die Äbtissin bat den Abt, die Einwilligung zu geben, eine andere Nonne zur Priorin zu ernennen. Sie hätte eine von den Jüngeren vorschlagen können, wusste aber, dass sie „*das für [Feuer] Nur mehr anzünden*“ würde. Von den Älteren war Maria Florentina die würdigste: Sie „*ist ein Spiegel der Tugend, sie ist die friedlichste, die gehorsamste, die demüthigste, und in der Clösterlichen Disziplin die Eyfrigste, weiß also wenig an diser Frawen oder ja gar Nichts auffzustehlen*“.⁷³

Wie „weltlich“ es im Kloster Amtenhausen auch zugegangen, mit welchen menschlichen Unzulänglichkeiten das Gemeinschaftsleben oft auch belastet gewesen sein mag: Die Tugend, die Anstrengung zur Vervollkommnung und Veredelung des eigenen Wesens ist dort auch zu Hause gewesen, und die Selbstkritik von Vorsteherinnen und Konventsnonnen, die Erkenntnis, ihrer Berufung nicht immer gerecht geworden, vorübergehend gescheitert zu sein, das Eingeständnis ihrem Abt gegenüber, die Niedergeschlagenheit über ihr Versagen und der Wille zur Besserung sprechen für sie.

⁷³ Ebd.

Gelehrte Unterweisung Die Embleme der Stadtkirche Mariä Himmelfahrt in Tiengen

Von Hans-Otto Mühleisen und Dorothea Scherle

Zunächst zum Kloster Rheinau gehörend, war Tiengen seit dem 12. Jahrhundert mit dem Stadtrecht ausgestattet. Für die Baugeschichte der heutigen Kirche ist von Bedeutung, dass die Grafen von Sulz von 1482 bis 1687 in Tiengen saßen und dass danach bis zum Übergang an das Großherzogtum Baden 1806 die Landgrafschaft bei den Fürsten von Schwarzenberg lag, die jedoch ihre Hauptbesitzungen in Böhmen hatten. Von den früheren Kirchen ist wenig bekannt. Immerhin soll Bernhard von Clairvaux wie im Freiburger Münster auch hier zum Kreuzzug gepredigt haben. Für das Jahr 1572 ist unter dem Grafen von Sulz die Grundsteinlegung für eine Kirche belegt, die dann 1681 renoviert und 1720 um zwei Seitenkapellen erweitert worden war. Es muss sich, versehen mit einem für das Stadtbild unbedeutenden Turm, um einen einfachen, relativ niedrigen Kirchensaal gehandelt haben, wie der noch im Neubau von 1753 erhaltene Chorbogen zeigt.¹

In der Herrschaftszeit von Fürst Adam von Schwarzenberg wurden seit 1740 die Klagen über den Zustand der Kirche immer lauter.² Die Vorbereitung grundlegender Baumaßnahmen verzögerte sich jedoch wegen der zwischen dem Haus Schwarzenberg und der Abtei St. Blasien sowie der Stadt Schaffhausen strittigen Kostenverteilung. Letztere sollten als Zehntherrn auf Tiengener Gemarkungen an den Baukosten beteiligt werden. Der auch für St. Blasien tätige Baudirektor des Deutschen Ritterordens, Johann Caspar Bagnato, war erstmals 1746 und dann nochmals 1747 und 1752 zu einer Bestandsaufnahme der „einfallbedrohten“

¹ Zur Geschichte Tiengens siehe Hans Brandeck, *Geschichte der Stadt Tiengen*. Tiengen 1936.

² Zur Baugeschichte: Hans Krüger, *Baugeschichte der kath. Kirche zu Tiengen*. Tiengen 1947 (als Diss. Berlin 1944).

Kirche in Tiengen. In der Folge legte Bagnato zunächst den Plan für einen vergrößernden Umbau und dann für einen Neubau vor, der jedoch wegen der zu hohen Kosten für „*ein eitel kostbares Lust-Gebäu*“ abgelehnt wurde. Danach wurde die Kirche von drei weiteren Baumeistern begutachtet, von denen einer Johann Michael Beer von Bildstein war, wie seine Risse und die spätere Honorarforderung belegen.

Nach einer fürstlichen Verfügung erhielt jedoch auch er nicht den wohl erwarteten Auftrag, sondern im Mai 1752 legt Peter Thumb den ersten („schwarzen“) Riss für einen weitgehenden Neubau der Kirche vor, der sich in den Dimensionen noch an dem bestehenden Kirchenbau orientierte.³ Auf Anordnung des Fürsten Schwarzenberg musste der Turm in den Neubau integriert werden, sodass dessen niedriges Untergeschoss, das heute als Sakristei dient, nicht als Chorraum verwendet werden konnte. Daher erhielt die sich nach Westen anschließende Kirche keinen Chorraum, sondern schließt vor dem Turm mit einer Altarwand mit einer nur leicht eingetieften Nische ab. Nach einigen Änderungen wird der Kontrakt über den Neubau der Kirche mit Thumb am 18. April 1753 unterschrieben. Dabei waren die Vorbereitungen bereits



Abb. 1: Tiengen, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt.

so weit fortgeschritten, dass schon einen Monat später, am 27. Mai, der Grundstein gelegt werden konnte und ein Jahr später die Kirche eingewölbt für die Ausmalung bereitstand. Nachdem laut fürstlicher Verfügung der Maler Herrmann dafür zu viel verlangt hatte – vermutlich handelt es sich um den Konstanzer Hofmaler Franz Ludwig Herrmann, mit dem Thumb kurz zuvor in der Kirche von Hilzingen und in der Bibliothek von St. Peter auf dem Schwarzwald zusammengearbeitet hatte –, erhielt der 30-jährige Eustachius Gabriel den Auftrag, der ein etwa halb so hohes Gebot abgegeben hatte.⁴

Im Frühjahr 1755 wurde die Kirche geweiht, die sich nun als eine Raumfolge von drei breit gelagerten Jochen mit schmalen Seitenschiffen zwischen den starken durch Gurtbögen verbundenen Innenstrebpfählern zeigt (Abb. 2). Die mittleren nur wenig längeren Joche werden durch die Ausbuchtung zu einer Art Querhaus, lösen so die Strenge des Vorarlberger Münsterschemas auf und geben dem Raum den Eindruck von hallenartiger Weite. Durch die größere Höhe der Kuppel über diesem Bereich wird die Kirche wie in der Birnau in Richtung eines Zentralbaus interpretiert.

Im Rahmen der künstlerischen Ausstattung der Kirche kommt den insgesamt 15 Emblemen eine originelle Bedeutung zu. Die Besonderheit der Tiengener Embleme liegt im Vergleich mit denen in anderen Kirchen darin, dass sie außer dem Motto (auch *Inscriptio* oder *Lemma*) und Bild (auch *Imago*, *Icon* oder *Pictura*) durchgängig auch eine *Subscriptio* (auch *Epigramm*) haben, die hier jedoch weniger der Erklärung des Emblems als vielmehr der Unterweisung dient. Da alle Schriftteile in Latein abgefasst sind, wurden sie von den (meisten) Gläubigen nicht unmittelbar verstanden, sondern konnten als rhetorisches Medium der Predigt über den Inhalt des jeweils zugehörigen Mittelbildes verwendet werden.

Exkurs zur Emblemantik

Die Kunstform des Emblems geht auf antike Vorbilder bis hin zur Hieroglyphik als vermeintlicher Geheimsprache zurück. Als Ge-

³ Zu Peter Thumb grundlegend: Hans Martin Gubler, Ein Vorarlberger Barockbaumeister. Sigmaringen 1972.

⁴ Zu Eustachius Gabriel: Bruno Bushart, Eustachius Gabriel, „seiner Profession ein Mahler“, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 29 (1995), S. 175–223.

burtsstunde der kanonisierten Form des Emblems gilt das von Jörg Breu illustrierte, in Augsburg 1531 erschienene und bis 1781 über 150-mal neu aufgelegte „*Emblematum Liber*“ des Mailänder Rechtsgelehrten und Humanisten Andreas Alciatus. Mit ihm wurden in Abgrenzung von Devisen oder Impressen die drei Elemente, Imago, Inscriptio und Subscriptio als kennzeichnende Merkmale des Emblems definiert.⁵ Die Subscriptio, also die Auslegung, ist fester, ja zentraler Bestandteil der Bücher, die, wie z. B. Picinellis „*Mundus Symbolicus*“, Emblemsammlungen enthalten oder auch von Emblembüchern, die der religiösen Unterweisung oder zur politischen Erziehung von Fürstenkindern dienen sollten.⁶ Mit dem Emblem verbundene Begriffe wie das „offene Kunstwerk“ oder „zweite Sprache“ indizieren deren Funktion als Ausgangspunkt eines belehrenden Diskurses, in dem „der Mitteilungscharakter der Bilder Vorrang vor ihrer künstlerischen Ausführung“ hat.⁷

Entscheidend dabei ist, dass weder das Bild noch die Inscriptio allein den Sinn ausmachen und erkennen lassen, den der Inventor eines Emblems dem Betrachter vermitteln wollte. Erst im wechselseitigen Verweis⁸, also in einem Bezug, der hinter den vordergründigen Ebenen von bildhafter Anschaulichkeit und wortgemäßem Verstehen liegt, entfaltet sich der Sinn, man könnte auch sagen die Qualität dieses Kunstwerks. In diese „Hintersinnigkeit“ einzudringen, setzt freilich die Einbeziehung weiterer Kriterien oder Ebenen voraus. So können Sonne und Mond, Schiffe oder Muscheln je nach Ort, Kirche, Schloss oder Bibliothek, ebenso unterschiedlichen Sinn ergeben, wie z. B. das Thema der Freiheit in den zweieinhalb Jahrhunderten, in denen das Emblem in der Kunst fast allgegenwärtig war, mit ganz unterschiedlichen Wortverbindungen ins Bild gesetzt wurde.

Im 18. Jahrhundert gehörte die Chance, die das Emblem auf zusätzliche Einsichten bot, zum enzyklopädischen Wissen: „*Der Künstler stellt in einem Emblem dem Auge Dinge vor, die eigentlich demsel-*

⁵ Zum Entstehungszusammenhang: August Buck, Die Emblemik, in: Beiträge zum Handbuch der Literaturwissenschaft. Frankfurt 1971, S. 36–54.

⁶ Hans-Otto Mühleisen, Die Friedensproblematik in den politischen Emblemen Diego de Saavedra Fajardos. München 1982.

⁷ Bettina Bannasch, Zwischen Jakobsleiter und Eselsbrücke. Das „bildende Bild“ im Emblem- und Kinderbilderbuch des 17. und 18. Jahrhunderts. Göttingen 2007, S. 27.

⁸ Zu Verweiszusammenhängen vgl. Cornelia Kemp, Angewandte Emblemik in süddeutschen Barockkirchen. München 1981, S. 45.

ben nicht vorgestellt werden können [...]; er malt nicht sowohl für das Aug, als vielmehr für den Verstand.“⁹ Man verwendete daher den Begriff einer „Gemäl-poesy“¹⁰, sodass man auch vom Autor und vom Lesen eines Emblems sprechen kann.

Als Gegenstand der Imago konnte dabei alles Natürliche genommen werden, da es vom Schöpfer der Welt stammte und so in ihm grundsätzlich die Verweiskraft auf den Sinn der Schöpfung gesehen wurde. „Alanus ab Insulis brachte im 12. Jahrhundert die Auffassung der Welt als Buch der Schöpfung auf eine prägnante Formel: ‚Jedes Geschöpf der Welt ist wie ein Buch und ein Bild und ein Spiegel für uns.‘“¹¹ Damit waren zugleich Vieldeutigkeit und Rätselhaftigkeit inhärent. Bei der Inscriptio kam es darauf an, dass sie sowohl den Bezug zum Gegenstand des Bildes als auch zu dem mit dem Bild gemeinten Sinn herstellte. Die Beziehung und damit auch das Verstehen konnten ganz unterschiedliche Schwierigkeitsgrade annehmen. Man tut daher gut daran, gerade intuitiv plausibel erscheinende Deutungen von Emblemen immer wieder weiterreichenden Überprüfungen zu unterziehen.¹²

Der Baukörper der Tiengener Kirche mit den drei Jochen und den schmalen Seitenschiffen ergibt die formale Vorgabe für die malerische Ausgestaltung auf den ihnen entsprechenden Gewölbefeldern.¹³ Die inhaltliche Bestimmung der Ikonografie wurde im Vertrag mit Eustachius Gabriel festgeschrieben: „*In den oberen Chorbogen die Verklärung Christi auf dem Tabor nach dem von ihm selbst vorgewiesenen Dessen.*“ – „*In dem mittleren oder Hauptbogen die Heiligste Dreifaltigkeit, Mariaan, die Mutter Gottes im Himmel, auf der rechten seithen der Heyl. Joseph und auf der linken seithen der Heyl. Nepomuk mit anständiger glory, unten [...] aber die Hoffnung [...] und den Glauben mit Ausstossung des Lucifer aus dem Himmel sambt seiner symbolie.*“ – „*In*

⁹ Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften, 8. Bd. Frankfurt am Mayn 1783, S. 321.

¹⁰ Lucas Jennis als Verleger im Vorwort zu Daniel Cramer, *Emblemata Sacra*. Frankfurt 1624, A IIII: „*Emblemata, durch welche als mit einem redenden Gemälte / unter einer schlechten Figur / allerhandt verborgene Lehren vorgestellt werden.*“

¹¹ Robert Honstetter, *Der Salemer Barockofen und sein Zisterzienser-Kosmos*, *Salemer Hefte* 5 (2014), S. 17.

¹² Ebd., S. 26.

¹³ Ein Überblick zur Ikonografie bei Oskar Holler, überarb. von Ursula Pechloff, *Maria Himmelfahrt, Tiengen/Hochrhein*. Passau 1993.

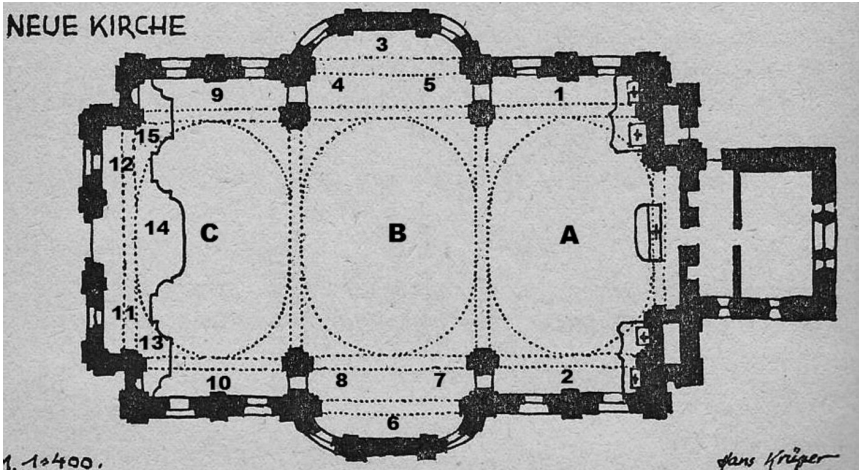


Abb. 2: Grundriss der Tiengener Kirche mit Position der 15 Embleme.

dem unteren Bogen bey dem grossen Portal endlich die Patrone der hiesigen Stadt, nemlichen St. Agatha und St. Sebastian im Triumph der Marter dargestellt.“ – „Die vier Evangelisten und vier Kirchenlehrer in Brustbildern representieret.“ – „Alle übrigen kleine Plätze mit dahin sich schickenden symbolis aufgefüllet und zu allseitigen Vergnügen bemahlet werden sollen.“ Dieser Vertrag enthält zur Interpretation der hier thematisierten Embleme zwei wichtige Informationen: Zum einen hat der Auftraggeber zwar die Themen der drei großen Bilder sowie die der Kartuschenbilder um das vordere und hintere Fresko, nicht aber die der

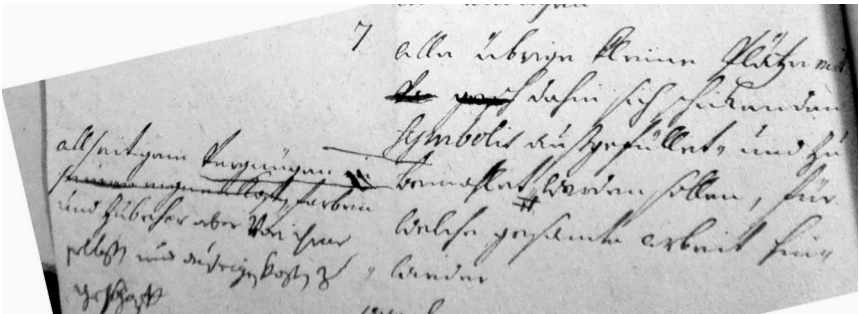


Abb. 3: Auszug aus dem Vertrag mit Eustachius Gabriel zu den Emblemen.

„Symbole“ vorgegeben. Hier muss es demnach einen anderen „Inventor“ gegeben haben, der zur „Erfindung“ der Embleme einen durch Literatur oder durch Kenntnisse anderer Räume handhabbaren Wissensbestand eingebracht hat. Auch wenn Gabriel auf dem mittleren Fresko selbstbewusst mit „*invenit et pinxit*“ signiert, wird der Inhalt aller Darstellungen von anderer Seite festgelegt worden sein.

Wie im Vertrag mit Gabriel vorgegeben, findet man im Fresko über dem ersten Joch die Verklärung Christi, allerdings mit einer auffallenden Erweiterung, die vielleicht auf eine Initiative des Künstlers zurückgeht, da die untere Gruppe Ähnlichkeiten mit seinem kurz zuvor angefertigten Fresko in der Waldseer Schlosskapelle aufweist.¹⁴ Wenn im Vertrag bei dem Bild erwähnt wird, dass dieses nach dem vom Maler selbst vorgelegten „*Dessein*“ angefertigt werden soll, könnte dies ein Hinweis auf die durch Gabriel initiierte Erweiterung des Themas sein. Die Verklärung, wie sie bei Mt 17,1–8 beschrieben ist, wird im unteren dunkler gehaltenen Teil des Bildes mit Mt 17,14–18 fortgeführt, wo Christus auf Bitte seines Vaters einen schwer unter Mondsüchtigkeit leidenden jungen Mann von seiner Krankheit heilt (A, Abb. 4).¹⁵ Die Verkündung des Heilsgeschehens in der Verklärung wird in die konkrete Behebung menschlicher Not übersetzt. In den Gewölbezwickeln hat Gabriel gemäß Auftrag mit ihren üblichen Attributen, Engel, Löwe, Stier und Adler, die vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes positioniert. Im Bogen vor dem Mittelbild wurde, wie in vielen Barockkirchen, im Blickfeld des Predigers eine Uhr eingebaut.

Das Emblem über den nördlichen Fenstern des vorderen Jochs verweist mit dem Bezug zum Kuppelfresko bereits auf ein Grundmuster der Tiengener Emblematis, indem in den drei Jochen jedes der zehn Stücke in Beziehung zum jeweiligen Mittelbild steht. Die Imago dieses Emblems zeigt die drei Hütten (hier Zelte), die die Apostel bei der Verklärung Jesu auf dem Tabor bauen wollten (Abb. 5). Die Inscriptio beschreibt: FACIAMUS TRIA TABERNACULA. Die Worte sind Mt 17,4 entnommen (da die Inscriptio aus der Vulgata zitiert sind, werden hier alle Bibelzitate möglichst wörtlich aus der Vulgata übersetzt): *„Antwortend aber sagte Petrus zu Jesus: Herr, es ist gut, dass wir hier sind. Wenn du es wünschst, bauen wir hier drei Hütten, eine für dich und*

¹⁴ Bushart (wie Anm. 4), S. 193.

¹⁵ Die Angaben in Klammer beziehen sich auf den Grundrissplan (Abb. 2).



Abb. 4: Östliches Kuppelfresko, Verklärung auf dem Tabor (A).





Abb. 5: Emblem 1.

eine für Moses und eine für Elija.“ Die Subscriptio erläutert dazu: QUAENAM HAEC PHANTASMATA RERVM. Diese in der antiken Philosophie und auch in mittelalterlichen Predigten häufig gebrauchte Wortverbindung wird man mit Bezug auf den Vorschlag, hier Hütten zu bauen, als Mahnung übersetzen können: „Was sind dies doch für Trugbilder von diesen Dingen“ – ihnen sollte man nicht anheimfallen.

Das gegenüberliegende Emblem liest sich dann wie der nächste Schritt einer Aufforderung über den richtigen Weg. Über dem Bild mit einer ummauerten Stadt auf dem Berg steht als Motto: ASCENDAMVS AD MONTEM. Die Worte stammen aus Jes 2,3: „Und viele Völker werden losgehen und sagen: Kommt und lasst uns zum Berg des Herrn hinaufsteigen und zum Haus des Gottes Jakobs, und er wird uns seine Wege lehren und wir werden auf seinen Pfaden gehen, denn von Zion



Abb. 6: Emblem 2.

geht das Gesetz aus und das Wort des Herrn von Jerusalem.“ Die Subscriptio erläutert dazu: HOC ITER AD SIDERA VERUM „Dies ist der wahre Weg zu den Sternen“. Die Formulierung ist Teil eines Vorwortes des Dominikaners Bartolomeo d’Angelo aus dem 16. Jahrhundert zu den Predigten des Aquinaten: „*Qui sibi quaerit iter monstrari ad sidera verum. Quo servitoris dogmata sancta vocant.*“ – „Wer für sich frägt, dass ihm der wahre Weg zu den Sternen gezeigt werde. (Von) Dort werden die heiligen Vorschriften des Erlösers gesprochen.“ Mittelbild und die beiden seitlichen Embleme ergeben demnach eine belehrende Einheit: Vom Ereignis der Verklärung ausgehend wird auf der linken Seite davor gewarnt, sich nicht auf irdische Trugbilder, hier die von Menschen zu errichtenden Hütten, zu verlassen, sondern, so auf der rechten Seite, sich nach dem Wort von der Gottessohnschaft zu richten, das im himmlischen Jerusalem, der auf dem Berg gelegenen Burg Sion, zu hören ist. Für beide Embleme sind (bislange) keine unmittelbaren Vorlagen zu erkennen. Vielmehr war ihr „Erfinder“ im Umgang mit dieser Kunstform so vertraut, dass er in der von ihm verfolgten pastoralen Absicht eigenständig jeweils sowohl im einzelnen Emblem Motto, Imago und Subscriptio in einen inneren Zusammenhang und darüber hinaus die beiden Embleme in Verbindung bringen konnte.

Auch beim Fresko des mittleren Jochs, bei dem die Kartuschen leer blieben, hat sich Gabriel sowohl an die Anweisung gehalten als auch die Thematik weitergeführt (Abb. 7, B). Über Maria auf dem Weg in den Himmel erscheint die göttliche Dreifaltigkeit: Vater und Sohn halten die Krone für die Himmelskönigin bereit. Links von der Himmelfahrts-Szene findet man mit Johannes dem Täufer einen im Vertrag ebenso wenig angeforderten Heiligen wie den über ihm durch die Kopfbedeckung als alttestamentarischer Priester erkennbaren (vermutlich) Zacharias, den Vater des Johannes. Vor den beiden kniet mit dem Attribut einer Taube der im Vertrag vorgesehene Joseph, während Nepomuk in das dritte Kuppelbild versetzt wurde. Unterhalb des zentralen Motivs sind gemäß Vertrag die christlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung, und Liebe, dargestellt. Diese Komposition ist jedoch auf insgesamt neun Figuren erweitert, sodass sich eine Verbindung mit den weltlichen Kardinaltugenden, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Stärke, ergibt, wie sie frühmittelalterlich von Ambrosius definiert wurden. Der Glaube wird personifiziert in zwei allegorischen Gestalten, von denen die größere mit in den Himmel gerichtetem Blick in der rechten Hand eine Lilie



Abb. 7: Mittleres Kuppelfresko, Mariä Himmelfahrt (B).



hält, während sie zugleich mit dem rechten Fuß in Richtung eines auf dem Rücken liegenden Götzenbildes tritt und mit der linken Hand liebevoll eine an ihrer Brust liegende Gestalt umfasst, die ihrerseits mit der rechten Hand in ein Musikinstrument greift. Die biblische Aufforderung, im Gebet zum Lob Gottes Musik erschallen zu lassen, wird in diesem Glaubenspaar, von dem zugleich das Heidnische überwunden wird, originell ins Bild gesetzt. Bushart nennt sie die Andacht. Unterhalb des Glaubenspaares hält die bis aufs Gesicht verhüllte Allegorie der Liebe eine Schale mit drei Herzen in die Höhe, aus der Rauch in Richtung der in der Diagonalen gezeigten Hoffnung mit dem typischen Attribut des Ankers aufsteigt. Zwischen Glaube und Hoffnung findet man ein weiteres Pärchen, unter dem sich die zweite Kardinaltugend, die Gerechtigkeit, mit dem Stier, in der Verbindung mit dem Frieden präsentiert.¹⁶ Diese Verbindung nach Psalm 84 („*iustitia et pax osculati sunt*“, „*Gerechtigkeit und Friede küssen sich*“) wird durch den Lorbeerkranz der zweiten Figur erkennbar. Die Mäßigung hält in der linken Hand ein kleines Gefäß, mit dem Zeigefinger der Rechten hält sie sich den Mund zu. Mäßigung wird oft mit dem Thema des Trinkens in Verbindung gebracht. Die sehr energische Klugheit tritt mit dem Fuß auf einen Geldsack, aus dem noch Münzen hervorkullern. Die behelmte Stärke hat ihr Attribut, die Säule, auf die Schultern geladen und scheint vor allem der Hoffnung über ihr zugewandt.

Beim Blick nach oben hält rechts von Maria eine Assistenzgestalt den Krönungsmantel bereit. Daneben finden sich die Vertreter des Alten Testaments, unter anderem Adam und Eva, Noah, Abraham und David. In einer dramatischen Inszenierung hebt zwischen illusionistischer Säulenarchitektur eine weiß gekleidete Gestalt, vielleicht eine Ecclesia, die Gesetzestafeln und darüber ein Kreuz in die Höhe, wodurch die Welt der Sünden überwunden wird, von denen mit der Verbindung von Krone und Pfau die Assoziation zur Hauptsünde der „*superbia*“, des Hochmuts, direkt ins Auge fällt. Die Personengruppe auf der gegenüberliegenden Seite war im Vertrag mit Gabriel ebenfalls nicht vorgesehen. Hier sitzt eine Frau mit einem Amulett, auf dem die Jesus-Initialen zu erkennen sind, auf einem vornehmen Stuhl. Neben ihr entdeckt man mit dem Hahn (Medizin), dem Bienenkorb und mehreren Büchern Ele-

¹⁶ Zum Stier als Symbol der Gerechtigkeit im frühen Christentum siehe: Friedrich Korn, Vorschule der Hieroglyphik. Leipzig 1837, S. 231.

mente der Wissenschaften. So wird man dieses Ensemble als „sedes sapientiae“, als Sitz der Weisheit verstehen dürfen, die hier von den vier Erdteilen verehrt wird: an oberster Stelle mit dem Pferd Europa, die in den Gesichtszügen Ähnlichkeit zu Maria Theresia aufweist. Darunter sieht man von links Amerika mit Krokodil, Afrika mit einem Papagei und Asien. Diesen „Anbetungstypus“ der Erdteile kannte man aus der nahe gelegenen Kirche in Hilzingen und die Idee eines „sedes sapientiae“ aus der Bibliothek von St. Peter, beides Gebäude, die Thumb kurz zuvor fertiggestellt hatte. Die Ikonografie des Kuppelfreskos wird oberhalb der Aufnahme Mariens in den Himmel mit dem wiederum im Vertrag vorgegebenen Höllensturz des Luzifer abgeschlossen. Er wird in mehreren Gestalten personifiziert, von denen eine, mit Krone versehen, sich noch mit einem Speer zu wehren versucht. Mit in die Hölle stürzt die Kopfbedeckung eines Muslims, auf der man den Halbmond entdeckt. Angesichts der immer wieder drohenden Türkengefahr gewahrt man in dieser Zeit die Verknüpfung der Vernichtung des Bösen mit den Muslimen häufiger. Aufmerksam wird die Szene seitlich von einem Mann mit einem Lamm auf der Schulter beobachtet, ein Bild des guten Hirten. Wenn in der Lauretanischen Litanei Maria als Sitz der Weisheit bezeichnet wird¹⁷, also dieses Thema eine Bezeichnung Marias enthält, mag dies ein Hinweis sein, dass dies auch für die anderen drei Szenen gilt. Mit der Anrufung als Königin der Patriarchen kann man die südliche Gruppe verbinden, im Bild der Tugenden finden sich zwei Anrufungen Marias als Spiegel der Gerechtigkeit und als kluge Jungfrau („virgo prudentissima“), und mit dem Höllensturz wird in der barocken Malerei häufig die apokalyptische Frau als Bild Marias in Szene gesetzt. Das Zentrum schließlich ist eine Assoziation auf Maria als Pforte des Himmels, die sie hier durchschreitet. Während die vorgegebenen Grundthemen der drei großen Fresken einschließlich der acht Zwickelbilder eher konventionell sind, ist gerade die erweiterte Ikonografie des Mittelbildes von ganz eigener Originalität.

Das Emblem im Bogenfeld nördlich des Mittelbildes zeigt vor dem Hintergrund einer Stadt auf dem Berg in der Mitte einen Baumstamm mit einem seitlichen Ast, an dem ein Siegeskranz hängt (Abb. 8). Von einer geharnischten Hand geführt, holt ein Speer diesen herab, während

¹⁷ Zur Lauretanischen Litanei: Judith Frankhäuser-Kandler, *Zur angewandten religiösen Emblematik in Kirchen Niederbayerns*. München 2013, S. 46–52.



Abb. 8: Emblem 3.

gleichzeitig links im Bild eine andere, bekleidete Hand eine Krone herbeiträgt. Das Motto *VINCENTI DABO* ist ein Zitat aus Offb 2,7: „*Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer siegt, dem werde ich vom Holz des Lebens zu essen geben, das im Paradies meines Gottes ist.*“¹⁸ Es erläutert offensichtlich die rechte Seite des Bildes, wo vor dem himmlischen Jerusalem vom Baum des Lebens ein Siegeskranz geholt wird. Fortgesetzt wird das Motto in der Subscriptio mit den Worten: *VIRTUS TROPHAEA REPORTAT* „*Die Tugend gibt das Siegeszeichen zurück*“. Das ist die Erläuterung des linken Bildteils. Die beiden Teile werden in Über- und Unterschrift somit gemeinsam belehrend übersetzt: Wer sich nach dem Geist Gottes richtet, der wird den Siegeskranz erhalten, und wer tugendhaft lebt, mit der Krone belohnt werden. Mit der Annahme, dass sich die Embleme jeweils auf das Mittelbild beziehen, ist dies eine Auslegung zur Himmelfahrt Mariens, die der Eingebung des Geistes gefolgt ist und für die deshalb dort die Krone bereitgehalten wird. Die Krone ist generell ein Symbol Marias als Himmelskönigin und verweist zudem auf das Fest „Maria vom Siege“, das als Dank für den Sieg über die Osmanen verfügt wurde.¹⁹ Hier ergibt sich die Verbindung zu dem im Mittelbild auf dem Weg in die Hölle befindlichen Hut eines Muslim.

Direkt wird Maria im Emblem im links davon liegenden Gewölbezwickel angesprochen. Es zeigt in der Mitte eines rechteckigen Rosenbeetes ein Marienmonogramm, dem sich die Blüten ebenso wie die

¹⁸ Zum Baum als Urmotiv des Emblems: Anja Hofmann, *Sakrale Emblematis in St. Michael zu Bamberg*. Wiesbaden 2001, S. 25.

¹⁹ Honstetter, *Barockofen* (wie Anm. 11), S. 30/31.



Abb. 9: Emblem 4.

Bäume am Rand zuneigen. Dadurch entsteht zum einen um den Namen Maria ein Rosenkranz und zum anderen bilden die Rosen einen „hortus conclusus“, einen geschlossenen Garten, der ein altes allegorisches Bild Marias beinhaltet.²⁰ Das Motto aus Ez 19,10: FRUCTUS EIUS, ET FLORES EIUS („ihre Frucht, ihre Blüten“) ist gegenüber dem Schrifttext leicht verändert und wird sich nach dem hebräischen Urtext so verstehen lassen: „Deine Mutter [ist] wie ein Weinstock in deinem Blut, am Wasser gepflanzt, dessen Frucht und Zweige aus reichlich Wasser entstanden sind.“ Bei „Blut“ gibt es in zwei Handschriften die Alternative „Weinberg“. Die Subscriptio erläutert: EX HORTO FLOSCVLVS ILLE TVO. Das ist die Abkürzung und damit Sinnverkehrung eines im 18. Jahrhundert häufig gebrauchten Spruchs: „Non venit ex horto flosculus ille tuo.“ Während in dem aus der Antike herrührenden Sprichwort darauf abgehoben wird, dass die Blüte nicht aus dem eigenen Garten stammt, vermittelt die Subscriptio hier wie in dem Weihnachtslied „Es ist ein Ros' entsprungen“, dass die Frucht und Blüte Merkmale Mariens

²⁰ Wolfgang Stammer, Der allegorische Garten, in: Ders., Wort und Bild. Berlin 1962, S. 107.



Abb. 10:
Emblem des geschlossenen Gartens
bei Ludovicus Boschius, Class. I,
Tab. XVII.



Abb. 11: Emblem 5.

sind. Der Garten an sich ist von alters her ein Mariensymbol, sei es, dass sie selbst wie hier mit dem Garten verglichen wird, sei es, dass sie als Symbol der Unversehrtheit im „beschlossenen Garten“ dargestellt wird.²¹ Vorbilder für den geschlossenen Garten finden sich in der emblematischen Literatur mehrfach.

Das rechte Pendant zeigt mit Architektur im Hintergrund und einem Baum daneben einen überlaufenden Springbrunnen, über dem das Motto nach Jak 1,5 verkündet: *DAT OMNIBUS AFFLUENTER*: „Wenn jemand von euch aber der Weisheit bedarf, [dann] fordere er [sie] von Gott, der allen reichlich gibt und [es] ihm nicht vorwirft, sondern geben wird, er gibt allen im Überfluss.“ Die Subscriptio fordert dazu auf: *BIBE SAT FONTEMQUE CORONA*: „Trinke genug und bekröne [bekränze] die Quelle.“ Auch dieses Emblem ist wie das vorangehende ein Marienemblem und daher vom Thema des Kuppelbildes her zu lesen. Die Anrufung aus der Lauretanischen Litanei, Maria als Quelle der Weisheit, wird hier in den wie bei antiken Festen in einen mit Blumen bekränzten Brunnen übersetzt. Die Inscriptio beschreibt den Überfluss an Weis-



Abb. 12:
Der Brunnen als Bild Marias bei
Abraham a Sancta Clara.

heit, der Maria von Gott gegeben ist. Die Imago zeigt in wörtlicher Übersetzung die überfließende Brunnen-schale, und die Subscriptio fordert den Betrachter auf, davon genug zu trinken und dabei diese Quelle zu bekränzen, man wird sagen dürfen: zu feiern und zu lobpreisen. Abraham a Sancta Clara nutzt in seiner Interpretation der Lauretanischen Litaneien den Brunnen für die Anrufung Marias als „Allerkeuscheste Mutter“.²² Der Brunnen ist eine Art „religiöses

Ursymbol“ und gehört auch mit dem Thema des Überflusses je nach Kontext verschieden verstehbar zu den Standardbildern der Emblematik. Filippo Picinelli präsentiert den überfließenden Brunnen auf dem Deckblatt seines „Mundus Symbolicus“ gleichsam als Emblem der Embleme (Abb. 13), und allein in der „Symbolographia“ von Jacobus Boscchius findet sich (unter den mehr als 3000 Emblemen) fünfmal ein Brunnenemblem (Abb. 14).

Im Emblembild des südlichen Bogenfelds steht in einem tuchbedeckten Architekturelement auf einem Tisch ein Amboss mit einem Hammer, daneben ein Gefäß, in das ein oder mehrere auf dem Amboss bearbeitete Stücke hineinreichen (Abb. 15). Das Motto ist Ps 33,20 (Vulgata) bzw. 34,20 (heutige Bibelausgaben) entnommen: MULTAE TRIBULATIONES IUSTORUM: „Viele Drangsale [sind] den Gerechten und von diesen allen hat er sie befreit.“ Die Subscriptio erläutert dazu: DANT VERBERA DURA DECOREM, „Harte Schläge geben die Schönheit“ [oder den Schmuck]. Deutet man auch dieses Emblem als Marienemblem, so spricht das Motto von ihren schweren Stunden, und die Sub-

²¹ Hinweise dazu bei: Hofmann (wie Anm. 18), S. 44–46.

²² Abraham a Sancta Clara, Stella ex Jacob orta Maria. Wien 1680. Zur Differenz der lateinischen und deutschen Ausgabe: Robert Honstetter, Der Destillierkolben und die Gottesmutter, Salemer Hefte 6 (2016), S. 96–104.

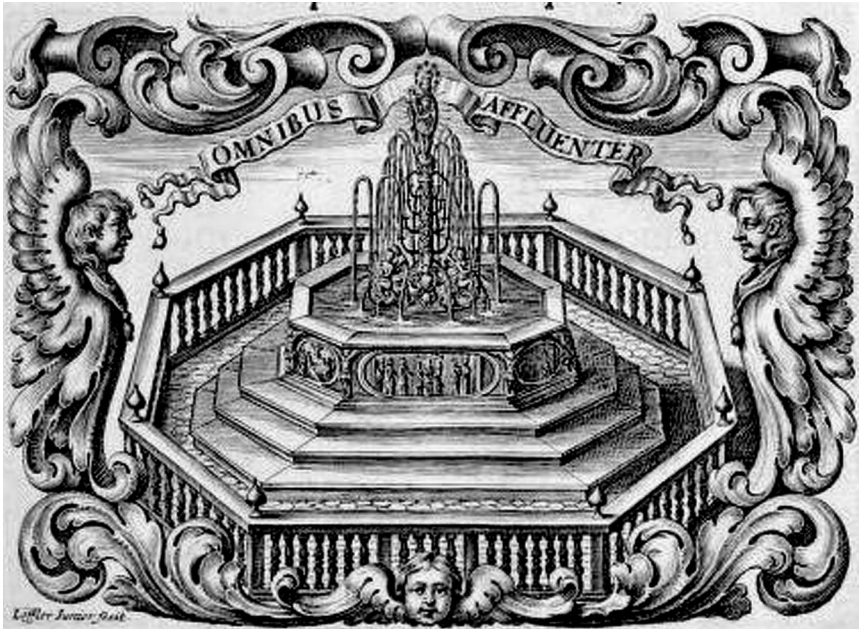


Abb. 13: Brunnen auf dem Titelblatt von Picinellis *Mundus Symbolicus*.



Abb. 14: Beispiel eines überfließenden Brunnens aus der *Symbolographica* des Ludovicus Boschius, Class. III, Tab. XXXI.

scriptio verspricht den Lohn für getragenes Leid, das in der Himmelfahrt Mariens sichtbar wird. Der Amboss, auf dem ein Diamant mit dem Hammer traktiert wird, ist in Kirchen ein des Öfteren gewähltes Motiv zur Vermittlung, dass das Martyrium letztlich ein Stück Weg zur Heiligkeit ist.²³ Wahrscheinlich diente hier als Vorlage jedoch ein Emblem von Picinelli (Abb. 16), bei dem auf dem Amboss eine Krone liegt, die er so erklärte, „*dass man die Krone des Martyriums und der Seligkeit nur erlangt, wenn man Folter, Verwundungen und Tod auf sich nimmt*“. Dieses Emblem wurde



Abb. 15: Emblem 6.

mit der Anrufung aus der Lauretischen Litanei als Königin der Märtyrer und als Himmelskönigin auf Maria übertragen.²⁴ Insofern ergibt sich bei diesem Emblem, insbesondere wenn man den Gegenstand am Amboss als Krone sieht, der direkte Bezug zum Mittelfresko.

Das Emblem im östlichen Gewölbezwickel des mittleren Jochs zeigt im Bild ein astronomisches Gerät, wohl eine Art Torquetum, auf einem mit einem Tuch bedeckten Tisch, über dem ein heller Stern erscheint (Abb. 17). Mit STELLA SPLENDIDA, „ein glänzender Stern“, verkündet das Motto nach Offb 22,16: „*Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt, um euch [all] dieses über die Gemeinden zu bezeugen. Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende und morgendliche Stern.*“ Die Unterschrift erklärt: SE VERTIT AD UNAM, „*Er wendet [oder richtet sich] nur nach dem einen*“, man wird ergänzen, Stern. Das heißt, dass im Zentrum hier ein astronomisches Gerät steht, das als belehrende Mahnung mit seinem Zeiger nur auf einen Stern, nämlich Christus verweist, wie er in der Inscriptio verkündet wird. Da der Morgenstern eine der Anrufungen der Lauretischen Litanei ist, wird man auch dieses Ensemble als Marienemblem verstehen dürfen. Für die Imago dieses Emblems gibt es diverse Vorbilder, so etwa bei Jacobus Boschius, der diesen Typus gleich mehrfach aufführt. Für das Bild Marias als Stern gehörte zu den Wissensbeständen des 18. Jahrhunderts nicht nur der Hymnus des Reichenauer Mönchs Hermann der Lahme aus dem 11. Jahrhundert

²³ Nachweise bei Kemp (wie Anm. 8), S. 369 (Hammer schlägt auf Diamant). In der Kirche von Wiechs erläutert das Motto dazu: „SEIN GLANZ DURCH HAMMERSTREICH DER DIAMANT SCHÖN ERLANGET/ DURCH SCHWERTEMARTERSTREICH SANCT SISTUTS NOCH MEHR PRANGET“ (ebd., S. 326).

²⁴ Belege bei Dieter Bitterli, *Der Bilderhimmel von Hergiswald*. Basel 1997, S. 309.



Abb. 16: Krone auf Amboss, Picinelli, mundo symbolico 1653, S. 546.



Abb. 17: Emblem 7.

„Ave, praeclara stella maris“, sondern auch die erwähnte Schrift von Abraham a Sancta Clara, „Stern so aus Jacob aufgegangen Maria“.²⁵

Im westlichen Pendant orientieren sich zwei Gestalten bei ihrer nächtlichen Fahrt auf einem Segelschiff an dem rechts im Bild stehenden Leuchtturm (Abb. 18). Das Motto aus Ps 77,14 (Vulgata) bzw. Ps 78,14 (heutige Bibelausgaben) nimmt unmittelbar auf das Bild Bezug: TOTA NOCTE IN ILLUMINATIONE: „Und er leitete sie am Tag mit der Wolke und die ganze Nacht mit dem Licht des

Feuers.“ Die Wolke des Tages findet man neben dem Leuchtturm. Die Subscriptio erläutert dazu: MONSTRAT ITER, TUTUMQUE FACIT, „Er [oder sie] zeigt den Weg und macht ihn sicher“. Man wird auch dieses Emblem leicht auf Maria beziehen und sie als Wegweiser für das Schiff des Lebens begreifen können. Imago und Subscriptio stammen von zwei unterschiedlichen Emblemen in der *Symbolographica* des Jacobus Boschius.²⁶ Am Ensemble dieser drei Embleme südlich des Mittelfreskos wird leicht erkennbar, dass sich ihr Autor auf jeden Fall von der Sammlung des Jacobus Boschius inspirieren ließ. Dort finden sich bei Class I auf Tab. VI eben die Motive der Embleme 6, 7, 8 nebeneinander (Abb. 19).



Abb. 18: Emblem 8.

²⁵ Am Salemer Prunkofen hat die Pictura des auf den einen Stern gerichteten Kompasspfeils das Lemma: „unus sufficit“ („Der Eine genügt“). Vgl. Honstetter, Barockofen (wie Anm. 11), S. 43–45.

²⁶ Jacobus Boschius, *Symbolographia*. Augsburg und Dillingen 1701. Das Leuchtturmschiff-Emblem findet sich ganz ähnlich mit dem Motto „terram perlustrat et undas“ („Er erleuchtet Land und Meer“) auch auf dem Salemer Prunkofen. Vgl. Honstetter, Barockofen (wie Anm. 11), S. 36.



Abb. 19.

Das, wie im Vertrag mit Eustachius Gabriel vorgegeben, von den vier großen abendländischen Kirchenvätern in Kartuschenrahmen umgebene Mittelbild des hintersten Jochs präsentiert „die Patrone der hiesigen Stadt“, Agatha und Sebastian (Abb. 20, C). Agatha am linken Bildrand, erkennbar durch die Zunge und die damit abgeschnittenen Brüste, ist mit anderen schon in der Höhe der Himmelsöffnung, wo sie von vielen Heiligen, darunter am zerbrochenen Rad erkennbar Katharina, und letztlich von der göttlichen Providentia erwartet wird. Sebastian kommt hier, die Pfeile als Zeichen, dass ihn diese Marter nicht umbringen konnte, triumphierend in der linken Hand haltend, vor Kaiser Diokletian. Im Hintergrund warten bereits die Schergen mit der Keule, um das zweite, endgültige Todesurteil zu vollstrecken. Sebastian aber zeigt mit der rechten Hand, dass sein Weg in den Himmel geht. Im rechten Teil des Bildes entdeckt man den Brückensturz des Nepomuk, der im 18. Jahrhundert in den Habsburger Landen so etwas wie ein Nationalheiliger war.

Das Emblem im nördlichen Bogenfeld präsentiert eine ummauerte Stadt, auf die von den Bergen die Stadt bedrohende Lavaströme niedergehen (Abb. 21). Im Kontext des gesamten Emblems könnte es sich mit



Stadtmauer und Kuppelkirche um Catania auf Sizilien handeln, wo man auf alten Abbildungen auch deutlich eine Kuppelkirche sieht. Das darauf bezogene Motto aus Ri 5,25 lautet: PETENTI AQUAM LAC DEDIT und bezieht sich auf das bei Feuergefahr notwendige Wasser: „Als er Wasser forderte, gab sie Milch, und in einer Schale Vornehmer bot sie Butter an.“ Das Thema wird in der Subscriptio knapp interpretiert: FUGAT FLAMMAS, „Er [sie oder es] vertreibt die Flammen“. Das Emblem stellt in allen drei Teilen die Verbindung zu der

im Kuppelbild abgebildeten Stadtpatronin Agatha her, die als Patronin die Stadt Tiengen eben vor Feuer schützen soll. Nimmt man den zweiten Teil des Mottos dazu, so erinnert dies auch an die nährende Milch der Mutterbrust, für die Agatha angesichts ihres Martyriums als Patronin gilt. Und schließlich ist die Subscriptio einem Epigramm von Thomas von Aquin entnommen, in dem vor dem Feuer gewarnt wird, das von anstößigen Frauen, von Dirnen, ausgeht.²⁷ Das heißt, die Bekämpfung des Brandes und der Schutz vor dem realen Feuer werden hier in die Mahnung übersetzt, durch eigenes Feuer den Brand der sexuellen Lust zu überwinden. Nimmt man die Passage, die bei Thomas dem „*fugat flammam*“ folgt, „*vulcanus multat Amorem*“, „*der Vulkan bestraft Amor*“, den Gott der Liebe, hinzu, wird die Komplexität des Emblems deutlich. Zu dessen Verständnis ist jedoch vor allem noch ein Blick auf die Agatha-Legende, hier zusammengefasst nach dem Ökumenischen Heiligenlexikon, notwendig: Agatha sei eine wohlhabende, adlige sizilianische Jungfrau von großer Schönheit gewesen. Sie wies die Brautwerbung des Statthalters Quintianus zurück, da sie Christin sei; der nutzte

²⁷ Dominici Baptistrae, Epigrammata. Venedig 1653, S. 35.



Abb. 20: Westliches Kuppelfresko mit den Stadtpatronen Agatha und Sebastian (C).



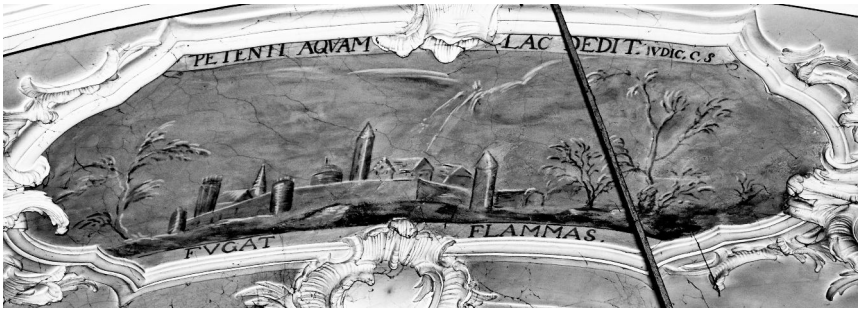


Abb. 21: Emblem 9.

den kaiserlichen Erlass zur Christenverfolgung, ließ sie verhaften und ins Bordell der Aphrodisia bringen, damit sie zur Unzucht verführt werden sollte. Diese jedoch versuchte das erst gar nicht, der Statthalter veranlasste Verhöre, Folter und sadistische Qualen: Mit den Händen an einen Balken gehängt, wurden Agatha die Brüste mit einer Zange zerrissen und schließlich abgeschnitten. Tags darauf legte man sie auf spitze Scherben und glühende Kohlen. Nach ihrem Tod legte ein von hellem Licht strahlender Jüngling eine Marmortafel in den Sarkophag mit der Aufschrift: Ein heiliger und freiwilliger Geist, belohnt von Gott, Rettung für das Land. Am ersten Jahrestag von Agathas Tod wurde der die Stadt Catania bedrohende Lavastrom des Ätna abgelenkt durch die aus dem Grab sich erhebende Marmortafel, nach anderer Überlieferung durch ihren weißen Seidenschleier, den man dem Lavastrom entgegen-trug. In Süddeutschland wurde in Form kleiner Brüste an ihrem Fest Agathenbrot gebacken, es schütze vor Fieber und Krankheiten der Brust und helfe gegen Heimweh, das ja oft wie Feuer brennt. Man gab dieses Brot auch den Frauen gleich nach der Geburt eines Kindes, um den Milchfluss zu sichern. Man findet demnach in dieser Legende die Motive, die das Emblem in den drei Teilen bestimmen: Im Motto Wasser und Milch, in der Imago die Bedrohung durch Feuer, hier durch die Lava, und in der Subscriptio nicht nur die Bitte um Schutz vor dem Feuer, sondern auch die Mahnung, die Flammen der Lust zu vertreiben, wie Agatha letztlich durch das Martyrium der glühenden Kohlen den Lüsten des Bordells entkommen war.

Auf dem Emblem gegenüber hält eine aus den Wolken kommende Hand einen Schild, mit dem die auf die Kirche von Tiengen zufliegenden

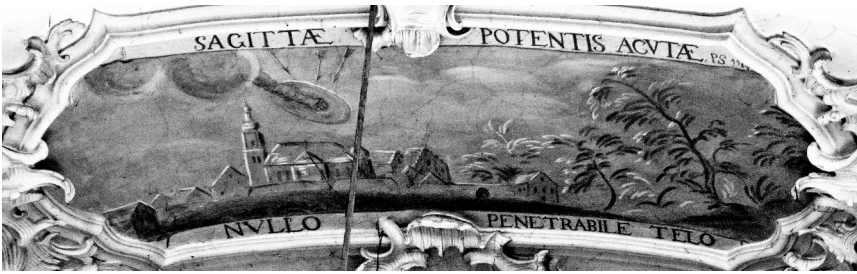


Abb. 22: Emblem 10.

Pfeile abgewehrt werden.²⁸ Das Motto SAGITTAE POTENTIS ACUTAE aus Ps 119,4 (Vulgata) bzw. 120,4 (heutige Bibelausgaben) „Scharfe Pfeile eines Starken mit Ginsterkohlen“ verweisen nun auf Sebastian, den zweiten im Mittelfresko gezeigten Stadtpatron. Die direkt dazugehörige Subscriptio NULLO PENETRABILE TELO stammt aus Ovid, Metamorphosen XII, 165, und bezieht sich dort auf Achill: „*War im Gespräch zumeist. Gar seltsam fanden es alle, dass durchdringlich der Leib des Jünglings keinem Geschosse, Dass er, besiegtbar nie durch Verletzungen, stumpfte das Eisen.*“ Die Übertragung der Thematik des Mittelbildes auf das Emblem liegt nahe: Sebastian, den, wie man im Fresko sieht, die Pfeile nicht umbringen konnten, schütze auch Tiengen und hier speziell diese Kirche vor Gefahren, die sie wie Pfeile anfliegen. Auch für die Pictura mit anfliegenden Pfeilen findet man bei Boschius Vorlagen. Etwa zeitgleich wurde in der Frauenkirche in Wasserburg am Inn ein Emblem angebracht, auf dessen Pictura eine Hand aus der Wolke einen Schild mit einem Marienmonogramm über die Stadt hält, von dem die Pfeile abprallen.²⁹

Die letzten fünf Embleme, gegenüber der Grisaille der anderen mehr in bräunlicher monochromer Malerei ausgeführt, befinden sich an den zwei übereinanderliegenden Emporen. An der oberen Empore, wo Orgel und Musizierende ihren Platz haben, bildet das Zentrum des beim Blick zurück linken Bildes eine vor einer Stoffabdeckung stehende Harfe, über der drei geflügelte und mit Blumen geschmückte Herzen zu

²⁸ Dass die Kirche, in der sich ein Emblem befindet, auf diesem selbst dargestellt ist, findet sich z. B. auch in Bamberg, St. Michael. Vgl. Hofmann (wie Anm. 18), S. 65.

²⁹ Abgebildet bei: Kemp (wie Anm. 8), Abb. 100.

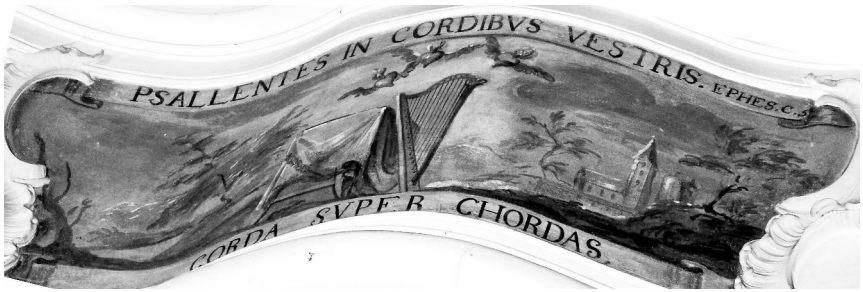


Abb. 23: Emblem 11.

entdecken sind. Rechts im Bild taucht eine Kirche auf, die vielleicht an den Vorgängerbau erinnern soll. Das Motto ist ein Stück aus Eph 5,19 und lautet: PSALLENTE IN CORDIBVS VESTRIS „Singt bei euch selbst geistliche Psalmen, Hymnen und Lieder, singt und spielt dem Herrn in euren Herzen“. Die Subscriptio als schriftlicher Übersetzung der Pictura ist eine Art Ergänzung oder pastorale Weiterführung: CORDA SUPER CHORDAS, „Die Herzen über den Saiten“, mag heißen, dass das Gebet im Herzen über dem Klang der Saiten steht oder aber auch, dass das Herz über die Saiten des Instruments zum Lob Gottes kommt. Auch bei Boschius findet man die Harfe und in den daneben aufgeführten Emblemen sind zwei Beispiele für die Waage, die man in Tiengen im Emblem unterhalb der Harfe entdeckt.

Im nördlichen Pendant liegt vor einem Architekturelement auf einem kleinen Gerüst ein Saiteninstrument, annähernd eine Gambe, jedoch mit

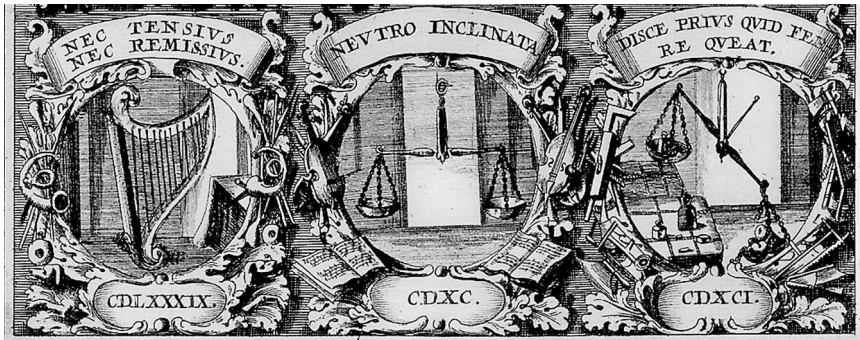


Abb. 24: Harfe und Waagen aus dem Emblembuch von Ludovicus Boschius Class III, Tab. XXVII.

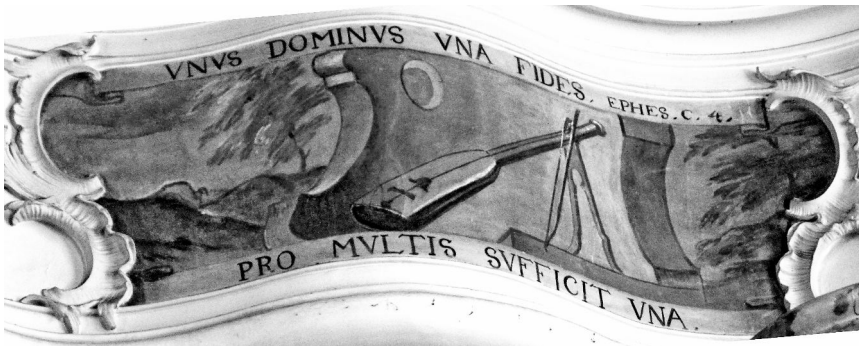


Abb. 25: Emblem 12.

nur einer Saite. Das Motto nach Eph 4,5 betont gerade das Eine: VNVS DOMINVS VNA FIDES, „Ein Herr, ein Glaube“, fortgeführt dort: eine Taufe. Die Unterschrift, die der Inventor wörtlich aus einer Emblematik übernommen hat³⁰, führt den Gedanken weiter: PRO MULTIS

SUFFICIT UNA, „Für vieles genügt das Eine“. Im Vorbild bei Boschius hat das Saiteninstrument zwar mehrere Saiten, aber das Motto betont ebenfalls die Einstimmigkeit, hier den Zusammenklang aus Verschiedenem. In diesen beiden Emblemen an der oberen Empore nimmt der Inventor als Bezugspunkt die Musik, die hier ihren Platz hat, und übersetzt dies wie bei den anderen Emblemen in Handlungsmaximen, hier zu Grundsatzfragen des Glaubens. Mit der Harfe wird die Botschaft vermittelt, dass die Musik vom glaubenden Herzen kommen muss, und mit dem einsaitigen Mu-



Abb. 26: Einstimmigkeit eines Saiteninstrumentes aus dem Emblembuch von Ludovicus Boschius Class III, Tab. XXXV.

³⁰ Joanne Michaelae Von der Ketten, Apelles Symbolicus Exhibens Seriem Amplissiamam Symbolorum Pars II. Amsterdam 1699, S. 161.

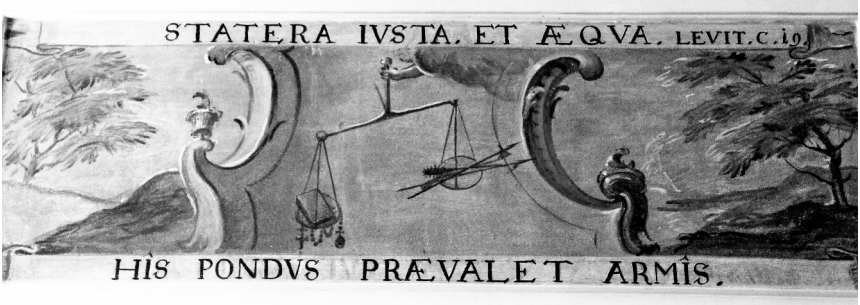


Abb. 27: Emblem 13.

sikinstrument wird fast hintersinnig auf den im einen Gott begründeten Glauben verwiesen.

An der unteren Empore, beim Blick zurück von links beginnend, bildet vor einem Architekturelement das Zentrum eine Waage, die von einer wiederum aus den Wolken hervorkommenden Hand gehalten wird. Das größere Gewicht bringen ein Buch, wohl ein Gebetbuch, ein Rosenkranz und ein Amulett in der aus der Sicht des sie Tragenden rechten Waagschale. Dem können die Waffen, symbolisiert in Pfeilen, nicht die Waage halten. Die Inscriptio STATERA JUSTA. ET AEQUA



Abb. 28: Emblem 14.

(Lev 19,36) muss hier in den Zusammenhang des Satzes gestellt werden: „*statera iusta et aequa sint pondera iustus modius aequusque sextarius ego Dominus Deus vester qui eduxi vos de terra Aegypti*“: „*Es seien richtige Waage und gleiche Gewichte, richtige Scheffel und gleiches Litermaß. Ich [bin der] Herr, euer Gott, der euch aus Ägypten geführt hat.*“ Die Inscriptio wird unter dem Bild hier leicht verständlich aufgelöst: HIS PONDUS PRAEVALET ARMIS, „*Das Gewicht (des Gebets) vermag mehr als diese Waffen*“.

Auf dem mittleren Emblem sieht man das Mündungsfeuer einer Kanone, die eben eine Stadt links im Hintergrund beschießt, während rechts von ihr Pulverfass und Ladestöcke für den nächsten Schuss bereitstehen. Die Überschrift ORABO SPIRITU. ORABO ET MENTE (1 Kor 14,15), „*Was ist also? [Was folgt daraus?] Ich will im Geist beten, aber auch mit dem Verstand, ich will im Geist singen, aber auch mit dem Verstand*“, kann man im Sinne der Aufklärung als Aufforderung wahrnehmen, beim Vollzug religiöser Riten nicht auf den Gebrauch des Verstandes zu verzichten. Spiritus in Verbindung mit Feuer kann freilich auch „*Brausen*“ bedeuten, was sich direkt aus dem Mündungsfeuer der Kanone ablesen lässt. Die Subscriptio REBOAT. PRODIGITQUE FRAGORE CALOREM wird man etwa so übersetzen können: „*Es hallt wider und mit Dröhnen [oder Krachen] kommt heraus das Feuer.*“



Wahrscheinlicher als die Assoziation zum Gebrauch des Verstandes beim Gebet ist jedoch, dass sich der Inventor von Abraham a Sancta Clara hat inspirieren lassen, der in einer Schrift gegen die Türken als Mittel der „Ordens-Männer“ ausdrücklich das „Schußgebet“ erwähnt³¹: „Ihr Gott verbundene Ordens-Männer / ob euch schon die Päpstlichen Bullen einige Waffen zu tragen nicht zulassen / so könt ihr doch dennoch ohne Verbrechen zum Gewöhr greiffen / und wann euch schon das Schiessen verboten / so därfft ihr gleich wol ein öffteres Schußgebettel gegen Himmel schicken und umb Gottes Beystand anrufen.“³² Das Schuss- oder Stoßgebet hatte seit den Schriften des Franz von Sales eine große Popularität. In der Philothea schreibt er über „Stoßgebete und fromme Gedanken“: „Erhebe dich also oft zu Gott durch kurze, feurige Herzensgebete [...] In dieser Übung der geistlichen Einsamkeit und der kurzen Herzenserhebungen zu Gott besteht das große Werk der Frömmigkeit. Sie kann im Notfall alle übrigen Gebete ersetzen, ihre Unterlassung kann aber kaum durch irgendetwas gutgemacht werden. Ohne sie kann man nicht gut ein beschauliches Leben führen, ohne sie wird man auch die Pflichten des täglichen Lebens nur sehr mangelhaft erfüllen.“³³



Abb. 29: Kanonenmotiv aus dem Emblembuch von Ludovicus Boschius Class III, Tab. XXXVII.

Man gewinnt den Eindruck, dass der Inventor der Emblemantik dieses auf die Stoßgebete verweisende Stück mit einer feuernden Kanone sehr bewusst ausgewählt an eine Stelle gesetzt hat, die den Gläubigen beim Verlassen der Kirche als letztes ins Auge fiel und die so mit der eindrucklichen Mahnung zum alltäglichen Gebet wieder ins

³¹ Einen ersten Hinweis auf die Kanone als Bild für das Gebet verdanken wir Manfred Emerich.

³² Abraham a Sancta Clara, Auff, auff Ihr Christen! Das ist: Ein bewegliche Anfrischung, Der Christlichen Waffen Wider Den Türckischen Bluet-Egel, Wien 1683, S. 166.

³³ Franz von Sales, Philothea, Teil 2, Kap. 13. Annecy 1609.



Abb. 30: Emblem 15.

Leben hinausgingen. Als Vorbild könnte dem Autor der Embleme eine von mehreren Kanonen-Darstellungen bei Boschius gedient haben, dessen Motto „*Durch ein in die Ferne schickendes Feuer*“ sich unmittelbar auf das feurige, in den Himmel gerichtete Gebet übertragen lässt und bei dem an jeder Seite ein Rauchfass hängt, das das Motiv des rechts daneben angebrachten Emblems ist (Abb. 29).

Im diesem Emblem steht vor einem Architekturelement, das auch auf anderen Bildern vorkommt, auf einem mit einem Tuch bedeckten Tisch ein Weihrauchgefäß, von dem aus drei Wolken senkrecht nach oben steigen. Im Hintergrund erscheint in bergiger Landschaft ein Kirchenbau. Das Motto *DIRIGATUR ORATIO MEA SICUT INCENSUM*“ aus Ps 140,2 (Vulgata) bzw. 141,2 (heutige Bibelausgaben), „*Mein Gebet werde [nach oben] gelenkt wie Weihrauch vor Deine Augen*“, lässt das Emblem in dieser Reihe der Empore zu einer weiteren Aufforderung zum Gebet werden. Die Subscriptio *LEVAT ARDOR AD ALTA*, „*Die Wärme [hier konkret die Glut der Kohlen im Weihrauchfass oder die Liebe] erhebt in die Höhen*“. Auch für ein Rauchfass finden sich bei Boschius mehrere Beispiele, dabei eines weitgehend identisch mit den Rauchfässern neben der Kanone (Abb. 31). Die drei Embleme an der unteren Empore beziehen sich demnach auf die richtige Weise und Wirkung des Gebets: Das linke auf dessen Stärke gegenüber der militärischen/weltlichen Macht, eine Idee, die der Autor von Abraham a Sancta Clara



Abb. 31: Rauchfass aus dem Emblembuch von Ludovicus Boschius Class III, Tab. XXXII.

übernommen haben mag, das rechte auf die erhebende Kraft des Gebets und das mittlere schließlich als Aufforderung, ein wenn auch kurzes, aber kräftiges und auch wiederholtes Gebet mit in den Alltag zu nehmen und in seinem Wiederhall Kraft für diesen zu gewinnen.

In der Synopse der 15 Embleme zeigt sich, dass sie grundsätzlich gleich angelegt sind, indem es keine einzeln belehrenden Exempel sind, sondern die Bedeutung ihrer Aussage durch den Ort ihrer Anbringung erhalten. Bei den Stücken im Kirchenschiff leitet sich ihr Inhalt vom jeweiligen Kuppelbild her, dem sie zugeordnet sind. Die

fünf Embleme an der Empore beziehen sich alle auf die richtige Weise von Glaube und Gebet, wobei die oberen spielerisch auf die hier ausgeübte Musik verweisen, während die unteren vor allem die Stärken des Gebets vor Augen führen. Man kann davon ausgehen, dass es die Intention des Erfinders des emblematischen Programms war, die Aussage der drei Kuppelbilder pädagogisch in Handlungsoptionen der Gläubigen zu übersetzen. Dazu bedurfte es freilich einer entsprechenden Erklärung, die vermutlich auch Teil von Predigten sein konnte.³⁴ Insgesamt ergeben die Embleme beim Weg durch die Kirche eine barocke Predigt, die an den Emporen mit der Mahnung zum Gebet beginnt, im ersten Joch an Menschen erinnert, die zu Schutzpatronen wurden, im mittleren Joch Maria als Vorbild auf dem Weg in den Himmel zeigt und im vordersten Joch den Menschen den Weg in den auf dem Tabor geöffneten Himmel verspricht.³⁵ Die Besonderheit der Tiengener Embleme ist ihre kom-

³⁴ Auf die Verwendung der Natur als „Zweite Sprache Gottes“ bereits im Mittelalter verwies Hofmann (wie Anm. 18), S. 13.

³⁵ Überlegungen zur „Emblempredigt“ bei Honstetter, Destillierkolben (wie Anm. 22), S. 109/110.

plette Dreiteiligkeit, wobei die Subscriptions hier weniger Erläuterung, sondern eher Aufforderung zu Glaubenshaltungen sind. Insofern wird man diese Ensembles der sogenannten „angewandten“ Emblemik zuordnen dürfen. In der Zusammenschau der Embleme wird offensichtlich, dass deren Autor, wie man an einzelnen Stücken sieht, die einschlägige Fachliteratur kannte, gleichzeitig aber die Kunstform eigenständig anwandte, indem er sich zu einzelnen Themen auch eigene Bilder ausdachte und durchgängig über die jeweilige Imago ein wiederum selbstständig ausgewähltes biblisches Motto setzte.³⁶ Das spricht für eine fundierte und souverän handhabbare Kenntnis des Alten und Neuen Testaments. Daneben aber muss ihm ein breites literarisches Wissen zur Verfügung gestanden haben, das er bei der Wahl und Entscheidung für die jeweilige Subscriptio gezielt einsetzen konnte. So wird dem Leser der Embleme vor Augen geführt, wie Motive aus der Bibel wie die Taborszene, aus Glaubensbeständen wie der Himmelfahrt Mariens oder aus Heiligenlegenden über die Auslegung von Schriftstellen zu Vorbildern realen Lebens werden können.

Bleibt die Frage, wem die Ideen zu den – übrigens lange Zeit übermalten – Emblemen zu verdanken sind. Sicher kannten der Baumeister und sein Stuckateur Gigl die Embleme in der Bibliothek zu St. Peter und die allegorischen Darstellungen in der Kirche zu Hilzingen. Möglicherweise waren dem einen oder anderen auch emblematische Programme anderer Kirchen bekannt.³⁷ Fest steht jedoch, dass dem Maler Gabriel nur die Themen für die drei Mittelbilder vorgegeben waren, während bei den „Symbolis“ laut Vertrag vom Auftraggeber keine Themen benannt waren. Nun führt durch die strittige Finanzierung des Kirchenbaus eine Spur der Beteiligung in die Abtei St. Blasien, die auch für andere Kirchen der heutigen Seelsorgeeinheit baupflichtig war. In deren Gelehrtenakademie war natürlich das theologische und literarische Wissen vorhan-

³⁶ Diesen komplexen Prozess, der auch in der Kompilation verschiedener Embleme bestehen kann, hat Wolfgang Harms als „*Rezeption im Sinne von schöpferischer Übernahme und Anverwandlung*“ beschrieben; zitiert nach Hofmann (wie Anm. 18), S. 27: Bei Emblem 11 (Abb. 23) könnte der Inventor z.B. das geflügelte Herz als Bild des richtigen Gebets aus dem Nucleus Emblematum (Nr. 79) des Gabriel Rollenhagen übernommen und mit der Harfe von Boschius verbunden haben.

³⁷ Nimmt man allein die bei Frankhäuser-Kandler (wie Anm. 17) und Kemp (wie Anm. 8) dokumentierten bayerischen Kirchen zusammen, ist man bei bald 100 emblematischen Kirchenprogrammen. Vielleicht kannte der „Erfinder“ ja auch die 321 marianischen Embleme in Hergiswald.

den, das sich in der Tiengener Emblemik widerspiegelt. Wenige Jahre nach Tiengen ist der nur vier Jahre ältere Martin Gerbert, der spätere Fürstabt von St. Blasien, als ikonografischer Ratgeber für den Maler Eustachius Gabriel belegt.³⁸ Schaut man auf die Vita Gerberts mit seiner Aufgabe als Bibliothekar, seinen Sammlungen und seinen Reisen, so wird man bei ihm jedenfalls Anfang der 1750er-Jahre einen angemessenen Wissensbestand zur Erfindung einer Kirchenemblemik annehmen dürfen. Vielleicht war es ihm ja ein Vergnügen – Embleme selbst sollen „delectare et prodesse“ –, seinem schwäbischen Landsmann Gabriel ein emblematisches Programm zu entwerfen, in dem er selbst auf anschauliche Weise sein Wissen in ein ikonografisches Programm übersetzen konnte. Sicher ist jedoch nur, dass Pater Gerbert und Gabriel sich kannten und dass der „Erfinder“ dieser Emblemik einen Bildungshorizont haben musste, der dem von Martin Gerbert in dieser Zeit entsprach. Dass Entwürfe für emblematische Kirchenprogramme im 18. Jahrhundert oft in oder unter dem Einfluss von Benediktiner- oder Zisterzienser-Klöstern entstanden sind³⁹ (als Beispiele: St. Michael zu Bamberg, St. Peter, Endingen, St. Peter und Paul, Mainwangen), stärkt die Vermutung, dass auch in Tiengen ein Mönch aus St. Blasien ein metaphorisches Weltverständnis als Medium des Glaubens eingebracht haben könnte.⁴⁰

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 4, 7, 20: PantaRhei, CC-BY-SA 4.0.

Abb. 2, 3, 5, 6, 8, 9, 11, 15, 17, 18, 21, 22, 23, 25, 27, 28, 30: Dorothea Scherle.

Abb. 10, 14, 19, 24, 26, 29, 31: Jacobus Boschius, *Symbolographia*. Augsburg und Dillingen 1702, <https://www2.uni-mannheim.de/mateo/camenaref/boschius.html>

Abb. 12: Abraham a Sancta Clara, *Stella ex Jacob orta MARIA*. Wien 1680, <https://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/content/titleinfo/3855634>

Abb. 13: Philippo Picinelli, *Mundus Symbolicus*. Köln 1687, <https://archive.org/stream/mundussymbolicus00pici#page/n7/mode/2up>

Abb. 16: Picinelli *mondo symbolico* 1653, S. 546, <https://archive.org/details/mondosimbolicos00pici>

³⁸ Bushart (wie Anm. 4), S. 184.

³⁹ Hans-Otto Mühleisen, *Der „Hintersinn“ der Bilder. Embleme barocker Klosterbibliotheken: Rätsel und Argument*, in: Enno Rudolph (Hrsg.), *Machtwechsel der Bilder – Bild und Bildverstehen im Wandel*. Zürich 2012, S. 245–271.

⁴⁰ Honstetter, *Barockofen* (wie Anm. 11), S. 15, bezeichnet Mönche als „Profis im Code-Knacken“.

Ignaz Felner, ein Freiburger Poet, der Franz Schubert inspirierte

Von Peter Dellitsch

Andreas Anton Ignaz Felner wurde am 17. August 1754 in Freiburg im Breisgau geboren.¹ Er war der Sohn des Buchdruckers Johann Georg Felner² und dessen Ehegattin Maria Catharina, geb. Haag.³ Als Taufpaten sind zwei hochgestellte Persönlichkeiten eingetragen: Andreas Haas, Doktor beider Rechte, Ordinarius an der Universität Freiburg, und Maria Theresia Montfort (11. Juli 1728 – ca. 1790), Tochter des Freiburger Bürgermeisters Charles-François Montfort (aus Savoyen; 1686–1769) und der Maria Magdalena Litschgi (1680–1736).

Der Vater stammte aus Landshut (Bayern) und war Faktor (Werkmeister) in der Freiburger Druckerei von Franz Xaver Schaal.⁴ Felner wird schon 1750 auf Titelseiten von Publikationen als Drucker der Witwe Maria Lucia Schaal angeführt und übernahm von ihr 1752 Verlag und Druckerei. Die in Freiburg geborene Mutter Maria Catharina Clara war die Tochter eines Freiburger Bildhauers. Felners Eltern sind am 22. April 1752 im Freiburger Münster getraut worden.⁵ Der Vater verstarb schon am 30. August 1757⁶, worauf die Mutter zunächst Verlag und

¹ Taufbuch Dompfarrei Freiburg 18. August 1754. Der Autor verdankt den Auszug aus dem Taufbuch Herrn Tobias Binkert vom Erzbischöflichen Archiv Freiburg (März 2017).

² Siehe Universitätsarchiv Freiburg, Bestand A 25, Nr. 88: „Übernahme der Buchdruckerei & Verlag von Maria Lucia Schaal durch Joh. Georg Felner 1752 (vormals IIg67a7)“ (<http://www.uniarchiv.uni-freiburg.de/bestaende/Pertinenzprinzip/altbestaende/Bibliothek/a025>). Siehe auch: David L. Paisey, Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger, 1701–1750. Wiesbaden 1988, S. 59 und 221.

³ Geb. 10. November 1734, siehe: Dompfarrei Freiburg, Taufbuch, fol. 611.

⁴ Gest. 15. Mai 1744, siehe: Dompfarrei Freiburg, Totenbuch, fol. 384.

⁵ Siehe: Dompfarrei Freiburg, Ehebuch, fol. 176. Einige Autoren schreiben fälschlicherweise, dass Johann Georg Felner die Witwe seines Vorgängers Schaal geheiratet hätte.

⁶ Siehe: Dompfarrei Freiburg, Totenbuch, fol. 570.

Druckerei weiterführte, 1760⁷ jedoch ihren aus Bamberg stammenden Faktor Johann Andreas Satron⁸ heiratete, der damit Stiefvater des sechsjährigen Ignaz und Geschäftsinhaber von Verlag und Druckerei wurde. Er führte den Standestitel „*k. k. V Oest. Regierungs-, Kammer- und Universitätsbuchdrucker*“. Im Mai 1765 wurde dem zehnjährigen Ignaz noch eine Halbschwester Maria Anna Hermanna geboren.⁹ Diese heiratete 1785 Franz Karl Montfort (1755–1797), Sohn des Bürgermeisters und dessen Amtsnachfolger. Ignaz Felner sprach für die Witwe am 4. Mai 1798 am Vorabend ihres Geburtstages einen „*Prolog*“. Sie starb 1827.

Der siebzehnjährige Ignaz trat am 28. September 1771 in das Noviziat des Jesuitenordens in Landsberg am Lech ein.¹⁰ Im letzten Katalog (1772/73) vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu wird er noch dort als Novize geführt.¹¹

Nachdem der Jesuitenorden 1773 vom Papst Klemens IV. aufgehoben worden war, wurde Felner am 24. September 1776¹³ zum (Welt-)Priester geweiht, bekleidete aber bis 1814 kein Kirchenamt und war auch nicht seelsorgerisch tätig. Kully vergleicht ihn mit einem Abbé.



Abb. 1: Kirche und Kolleg der Jesuiten in Landsberg am Lech (1701).¹²

Gymnasialprofessor der Dichtkunst, Prediger und Kulturaktivist

Felner wechselte nun zum Lehrerberuf und wurde 1777 Professor der Rhetorik¹⁴ am k. k. vorderösterreichischen¹⁵ akademischen Gymnasium in Freiburg. Während dieser Tätigkeit verfasste er seine ersten Publikationen: „*Aphorismen*“ (1780), Übersetzung von „*Cicerons Briefe*“ (8 Bände, 1782), dann seine erste Gedichtsammlung in Hochdeutsch: „*Geistliche Lieder*“ (1783), nochmals „*Aphorismen*“ (1789), alle bei Johann Schweighofer in Basel (nur „*Cicerons Briefe*“ wurden bei seinem

⁷ Oder 1763? Vgl. Universitätsarchiv Freiburg, Bestand A 25, Nr. 89: „*Weiterführung der Felner'schen Buchdruckerei u. Verlag, jetzt im Besitz der verwitweten Katarina Felner, geb. Haag. – Sodann deren Verhebelichung mit ibrem Faktor Job. Andreas Satron. 1760 (vormals IIg67a8).*“ In den Freiburger Kirchenbüchern konnte bisher kein Eintrag gefunden werden. Gegen die Felner'sche Druckerei lief in Freiburg von 1752 bis 1760 ein Konkursverfahren (Universitätsarchiv Freiburg, Bestand A 25, Nr. 100–102). Wahrscheinlich steht die Geschäftsübergabe der Witwe Schaal (1752) bzw. die Wiederverheiratung der Witwe Felner (1760?) damit im Zusammenhang. Johann Andreas Satron verkaufte seine Druckerei und den Verlag 1778 an die Freiburger „*Societas litteraria*“. Der Verlag Satron ging 1779 an den Freiburger akademischen Buchhändler und Verleger Anton Wagner über (siehe <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/schauinsland1983/0076/ocr?sid=c7c124c092e3383d0480df597fef534b>.)

⁸ Gest. 1797.

⁹ Siehe: Dompfarrei Freiburg, Taufbuch, fol. 301.

¹⁰ Bernd Moeller/Bruno Jahn (Hrsg.), *Deutsche Biographische Enzyklopädie der Theologie und der Kirchen*. München 2005, S. 413. Hier wie bei Rolf Max Kully, „Der Freiburger Dichter Ignaz Andreas Anton Felner“, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hrsg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*. Freiburg 2002, S. 413, ist sein Eintritt in den Orden (wohl unrichtig) mit 1770 angegeben. Die Jesuiten spielten zu dieser Zeit (noch) eine wichtige Rolle in Freiburg, vor allem an der Universität und dem angegliederten akademischen Gymnasium.

¹¹ Der Autor verdankt diese Informationen (April 2017) Herrn Dr. Clemens Brodkorb, Leiter des Archivs der Deutschen Provinz der Jesuiten in München.

¹² Kupferstich des bayrischen Hofkupferstechers Michael Wening (1645–1718).

¹³ Franz Karl Felder (Hrsg.), *Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit*. Erster Band. Landshut 1817, S. 230.

¹⁴ Siehe Bernd Moeller/Bruno Jahn (Hrsg.), *Deutsche Biographische Enzyklopädie der Theologie und der Kirchen* (DBETH), Berlin 2005; siehe auch: „*Kais. Königl. V[or]der Oest[erreichischer] Schematismus für das Jahr 1784. Freyburg im Breisgau, gedruckt und zu finden bei Johann Andreas Satron, Kais. Königl. V. Oest. Buchdrucker.*“ Hier wird Felner als „*Professor Grammatices supremæ*“ bezeichnet, mit Wohnsitz im Hause von Satron in der Egelgasse (heute: Rathausgasse).

¹⁵ Der Breisgau gehörte seit Beginn des 14. Jahrhunderts zum habsburgischen Vorderösterreich, mit Freiburg seit 1651 als Regierungssitz. 1805 verloren die Habsburger Vorderösterreich vollständig. Der Breisgau ging an das neue Großherzogtum Baden, den damaligen Bundesgenossen von Napoleon.

Stiefvater Satron verlegt und gedruckt) und einiges mehr.¹⁶ Er war ein engagierter Vertreter des Gedankengutes der josephinischen Aufklärung, aber ein Gegner der Französischen Revolution¹⁷, loyal zur Habsburger Monarchie¹⁸ und mit einer gehörigen Portion nationaler Begeisterung und Stolz.

Über Felners Persönlichkeit, seinen Platz in der Freiburger Gesellschaft und seinen Lebensstil erfährt man einiges aus dem biografisch-werkkritischen Artikel von Robert Feger¹⁹ (1918–1987): „... fügt man noch hinzu, dass Ignaz Felner um 1780/90 im gesellschaftlichen Leben Freiburgs eine nicht wegzudenkende Rolle gespielt hat, dass er eine Art *Maître de plaisir* für Freiburg war, der Theateraufführungen leitete und Prologe dazu schrieb, der in den musischen und literarischen Zirkeln Freiburgs gern gesehen war und bei keinem Festkomitee fehlte, dass er – ein offenesherziges *enfant terrible* der Aufklärungszeit – seine Freiburger Amtsgenossen durch seine zwei Jahre hindurch erscheinende ‚Freiburger Stadt- und Land-Predigerkritik‘²⁰ ausgiebig schokierte, dass er sich eben wegen dieser ‚Predigerkritik‘ mit einem anderen bekannten Freiburger, dem Philantropen Heinrich Sautier²¹, in erbitterter Fehde herumschlug, aber schliesslich sein Freund wurde.“²²

Sautier griff Felner verbal hämisch, aber nicht ohne Grund, wegen seines Lebenswandels an, indem er polemisch vorschlug, man solle zur

¹⁶ Siehe Karl Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 15. Band. Berlin 1966, S. 723–725.

¹⁷ So verfasste er seine gegen die Französische Revolution gerichtete Kampfschrift „*Beherzigungen für Deutsche. Letzte Lieferung. Gewidmet seinen Mitbürgern in Deutschland, von einem Deutschen. Freyburg im Breisgau, mit Satron'schen Schriften 1793*“. Felner bezeichnet sich darin als „*ehemaligen Professor der Dichtkunst*“.

¹⁸ Zum Tode von Kaiser Joseph II am 2. Februar 1790 verfasste er eine Trauerrede.

¹⁹ Dr. Robert Feger (1918–1987), geboren in Durbach, war Bibliothekar an der Universität Freiburg.

²⁰ Die „*Predigerkritik*“ gab es von Februar 1783 bis Mai 1784. Als Vorbild diente die in Wien im April 1782 erstmals erschienene Zeitschrift „*Wöchentliche Wahrheiten für und über die Prediger in Wien*“.

²¹ Heinrich Sautier (1746–1810) war wie Felner Jesuit, Schriftsteller und langjähriger Professor am akademischen Gymnasium in Freiburg sowie Stifter von Einrichtungen der Armenfürsorge. Er war Gegenaufklärer und mit seinem satirischen Stil Felner in den öffentlichen Schreibergefechten meist überlegen.

²² Robert Feger, „Im Wettstreit mit Hebel. Der Freiburger Dichter Ignaz Felner“, in: Die Markgrafschaft 11 (1959), H. 2, S. 13–16, H. 3, S. 11–14. Feger hat seinen Artikel so gut wie unverändert unter neuem Titel nochmals publiziert: „Ignaz Felner – eine vielseitige Freiburger Persönlichkeit vor 200 Jahren“, in: Freiburger Almanach 29 (1978), S. 143–155.

Prüfung eines Predigers auch dessen Charakter unter folgenden Punkten beleuchten: „*Steht der Prediger seinen übrigen Ämtern wohl und genau vor? Gibt er kein Ärgernis durch zu häufige Besuche und Beschenkungen der Frauenzimmer? Trägt er sich in der Kleidung eitel, modesüchtig und bunt? Geht er zu den täglichen Spieltischen? Besucht er die nächtlichen Bälle mit und ohne Maske? Häufet er ohne Not Schulden auf Schulden? Sieht man ihn persönlich in den Schauspielhäusern? Liest er, gegen die Auferbauung, zu geschwind die Messe?*“²³

1787 lässt Felner die Gedichtsammlung „*Felners Launen*“ beim Stiefvater Satron drucken, dessen Freiburger Haus in der Egelgasse Nr. 502 noch 1784 als Wohnsitz des inzwischen 30-jährigen, unverheirateten Professors nachgewiesen ist. Dem außerhalb Südbadens und der Nordwestschweiz nur wenig bekannten Dichter gelang es 1787 offenbar mühelos, für „*Felners Launen*“ eine stattliche Zahl von Pränumeranten zu gewinnen, darunter allein 109 aus dem fernen Wien.

Als 1791 an der Freiburger Universität ein Lehrstuhl für Philologie geplant war, bewarb sich neben Felner auch Johann Caspar Ruef (1748–1825), seit 1766 Professor (zuerst der Poetik, ab 1778 auch der griechischen Sprache) am akademischen Gymnasium, seit 1780 tüchtiger Universitätsbibliothekar und von 1782 bis 1793 Herausgeber der radikal aufklärerischen Zeitschrift „*Der Freymüthige*“.²⁴ Der Lehrstuhl wurde wegen fehlender Mittel schließlich nicht eingerichtet, aber der damalige Rektor, der einflussreiche Doyen der südbadischen Dichter und Professor der schönen Künste und Altphilologe wie Ruef, Johann Georg Jacobi (1740–1815), hatte Ende 1791 in einem Gutachten²⁵ sehr deutlich Ruef als Wunschkandidat dargestellt (und damit Felner de facto abgelehnt). Später wurde Felner (unzutreffenderweise) zu Jacobis erweitertem oberrheinischem Dichterkreis gezählt, war aber im wichtigsten Forum dieser Dichter, dem von Jacobi in Zürich herausgegebenen „*Iris. Ein Taschenbuch*“ (1803–1813), nicht vertreten und hatte zu Jacobi auch keine persönliche Beziehung.

²³ Felners einflussreiche Freunde erwirkten daraufhin innerhalb von zwei Tagen (26. Mai 1783) die Konfiskation der wenigen noch unverkauften Exemplare der „*Predigerkritik*“. Vgl. Anton Retzbach, „Heinrich Sautier“. Freiburg 1919, S. 37.

²⁴ Später erschien sie mit etwas abgeändertem Titel.

²⁵ „*Gutachten des Herrn Professor Jacobi an die philosophische Fakultät*“, in: *Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie*. Achter Band, Ulm 1793, S. 480f.

Felner – wie auch Ruef – musste 1792 seine Tätigkeit als Professor am akademischen Gymnasium aufgeben, nachdem es von der Universität abgetrennt und von den Benediktinern übernommen worden war, die die Lehrerschaft stellten. Seine langjährige Verbundenheit mit dem Gymnasium war wohl der Grund, dass Felner 1812 das Amt eines Präfekten²⁶ übertragen wurde.

Felners Freistellung vom Lehramt am Gymnasium hat ihn sicherlich getroffen und zwang ihn wahrscheinlich auch, neue Einkommensquellen zu erschließen. Es öffneten sich dadurch auch neue Freiräume. Schon 1793 engagierte er sich als Pächter der ehemaligen Druckerei seines Stiefvaters Johann Andreas Satron²⁷ und brachte 1796 einen neuen Gedichtband (*Gedichte*²⁸) heraus, den er nun selbst drucken konnte. Aber auch Autoren wie Heinrich Sautier, mit dem er seine Fehden aus den 1780er-Jahren beigelegt hatte (nach 1785) und den er als Freund gewonnen hatte, ließen Publikationen bei Felner drucken. Felner war als Schriftsteller, Übersetzer und Theaterdichter aktiv. Er hatte in seinem Haus ein eigenes Liebhabertheater eingerichtet. 1798 gab er das erste Einwohnerverzeichnis von Freiburg heraus: „*Bürgerlicher Schematismus der Hauptstadt Freyburg im Breisgau*.“²⁹

Dichter in alemannischer Mundart

1802 wirkte Felner am inzwischen von Benediktinern geführten akademischen Gymnasium als privater Lehrer³⁰ und schrieb in dieser Zeit

²⁶ Großherzoglich-Badisches Regierungsblatt XII, 5. April 1812, S. 71. Im Oktober 1814 kam es zu einer tiefgreifenden Neuorganisation des Gymnasiums bei dem der inzwischen 60-jährige Felner dem aus Villingen stammenden Benedikt Georg Kefer (1774–1833) als Präfekt Platz machen musste und ausschied.

²⁷ Robert Feger, „Im Wettstreit mit Hebel“, in: Die Markgrafschaft 11 (1959), H. 3, S. 12.

²⁸ Darin kommt Felners Loyalität zur Habsburger Monarchie deutlich zum Ausdruck. Ausgelöst durch den Einfall von französischen Truppen unter General Jean-Victor-Marie Moreau (1763–1813) in den Breisgau im Jahre 1796 schrieb er einige kriegstreiberische und frankophobe Gedichte: Zweimal „Österreichisches Soldatenlied“, „Freyheit“, „Kriegslied“, zweimal „Vaterlandslied“ und „Schlachtgesang“.

²⁹ In den Ausgaben 1798 und 1800 ist Felner als Eigentümer einer Druckerei eingetragen, 1801 noch als Buchdrucker; danach scheint er nicht mehr auf.

³⁰ Präfekt war damals der Benediktinerpater Beda Litschgi (1748–1819). Felner wurde 1812 sein Nachfolger.

seine „*Neuen Allemannischen Gedichte*“ sowie „*Fragment eines Glossariums*“, das er 1808 in Berlin publizierte.³¹ Er war auch „doctor regens“ (Privatdozent) an der Freiburger Universität in den Fächern Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Pädagogik, Didaktik und Ästhetik.³²

Fast alle Analysen von Felners Lyrik³³ sind mehr als kritisch durchzogen und verweisen Felner auch mit seinen „*Neuen Allemannischen Gedichten*“ auf den ihm gebührenden Platz als begeisterten, jedoch mittelmäßigen Nachahmer von Johann Peter Hebel (1760–1826)³⁴, Felners leuchtendes Vorbild als Mundartdichter, wie er in der Vorrede bekennt.

Hebel, der von Heimweh geplagte, in Karlsruhe wirkende Prediger und Lehrer aus dem südbadischen Wiesental, begann nach der Rückkehr von einem Heimatbesuch im Jahre 1799 alemannische Gedichte im Dialekt seiner Heimat zu schreiben.³⁵ Felner und Hebel kannten einander nicht; 1802 hatte Hebel sein 12-strophiges alemannisches Gedicht „*Sommerabend*“ als Vorabdruck zur Gewinnung von Subskriptionen ausgesandt, und Felner, davon begeistert, machte sich unverzüglich an die Übersetzung ins Hochdeutsche und sandte sie unaufgefordert als Probe seines dichterischen Könnens an Hebel. Aus einem Brief von Hebel an seinen Freund Friedrich Wilhelm Hitzig (1767–1849)³⁶ von Ende September/Anfang Oktober 1802 erfahren wir nur, dass Hebel in dieser Übertragung die 8. und 9. Strophe am gelungensten empfand, was man wohl kaum als Lob ansehen kann. Diese Episode zeigt jedenfalls, dass Felner in einer Zeit, in der Hebel schon den Großteil seiner Mundartgedichte geschrieben hatte, zunächst noch nicht daran gedacht hatte, es ihm gleichzutun. Er war also nicht Mitbegründer der alemannischen Lyrik der Jahrhundertwende, und Robert Feger, Rolf Max Kully und andere haben schon allein deshalb Recht, ihn als Nachahmer einzuordnen.

³¹ In der „*Bibliotheca Germanorum, Erotica & Curiosa*“, Band II (München 1913) heißt es dazu: „*Eine unterhaltende und belehrende Lektüre, mitunter Etwas zur Erschütterung des Zwerchfells.*“

³² Franz Karl Felder (Hrsg.), *Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit*. Erster Band. Landshut 1817, S. 230.

³³ Robert Feger, Rolf Max Kully und andere.

³⁴ Hebel wurde in Basel geboren, dem Arbeitsort seiner Eltern. Diese waren Grenzgänger aus dem benachbarten badischen Wiesental.

³⁵ Johann Peter Hebels „*Allemannische Gedichte*“ wurden 1803 in Karlsruhe anonym (nur mit den Initialen J.P.H.) in Macklots Hofbuchhandlung publiziert.

³⁶ Hitzig war Pfarrer in Rötteln (heute Lörrach).

Hebel, der nicht nur von Anfang an gegen eine Übertragung seiner Mundartgedichte ins Hochdeutsche war³⁷, hatte auch wenig Wertschätzung für Felners poetisches Können. Wieder an seinen Freund Hitzig schreibt Hebel im Juli 1803, dass er von Felners angekündigter Absicht, jetzt auch alemannische Gedichte zu schreiben und ihn um Begutachtung zu bitten, gar nicht angetan war. Als Felners „*Neue Allemannische Gedichte*“ dem Abschluss zugingen, erhielt Hebel den letzten Bogen mit Felners Gedichtreihe „*Ueber das Gebeth*“ (Ein „Vaterunser“ mit Kommentar zu jedem Abschnitt). Hebel gibt in einem Brief an Hitzig vom 18. September 1803 das abschätzigste Urteil seines Freundes Heinrich Medicus³⁸ kommentarlos wieder: „*er vermisse hinten am Schluss des Vaterunsers und des ganzen Büchleins die Kraft und die Herrlichkeit*“.

Felners eigene Lyrik („*Neue allemannische Gedichte*“) im oberrhein-alemannischen Dialekt seiner Heimat erschien im Herbst 1803³⁹ bei

N e u e
Allemannische Gedichte.

Von

I g n a z F e l n e r,
 P r o f e s s o r.

O fortunatos nimium, sua si bona norint,
 Agricole! VIRGILIUS.

B a s e l 1 8 0 3
 im Verlage bey Samuel Gled.

Abb. 2: Titelblatt „*Neue Allemannische Gedichte*“.

Samuel Flick (1772–1833)⁴⁰ in Basel. Das Bändchen mit 92 Gedichten trägt auf der Titelseite das lateinische Motto: „*O fortunatos nimium, sua si bona norint, Agricole!*“ (O wie überaus glücklich wären die Bauern, wenn sie ihr gutes Geschick erkennen!) Es ist Vergils „*Georgica*“ entnommen.⁴¹ Felner erklärt dann auch im Vorwort, wie die Bauern seine Einstellung zur Mundartdichtung prägen:

„*Me muess d'Sachen aluge, grad wiene Buur; me muess drüber nodenke, grad wiene Buur; me muess im Herze so z'frieden und vergnüegli sy, grad wiene Buur, me muess uf de Chern grifen, und d'Schale falle lo, grad wiene Buur; me muess blösl si Herz rede lo, grad wiene Buur, und mit der Buure-Sproch so bikannt sy, ass wie mitem Thue und Losse vo de Buure.*“ (Man muss die Dinge betrachten, so wie ein Bauer; man muss darüber nachdenken, so wie ein Bauer; man muss im Herzen so zufrieden und vergnügt sein, so wie ein Bauer, man muss den Kern erfassen und die Schale fallen lassen, so wie ein Bauer; man muss bloss sein Herz sprechen lassen, so wie ein Bauer, und mit der Bauernsprache so vertraut sein, wie mit dem Tun und Lassen der Bauern.)

Mit diesem eigenwilligen Bekenntnis war eine gespaltene Aufnahme bei Lesern und Kritikern schon vorprogrammiert. Abgesehen davon wurde Felner seinen eigenen Ansprüchen überhaupt nicht gerecht. Seine alemannischen Gedichte sind eher abstrakte Gedankenlyrik, eine Stilrichtung, mit der die angestrebte Verwurzelung in den Herzen der im Sprachgebiet lebenden Menschen nicht erreicht wird.

³⁷ Hebel lehnt später (Brief vom 27. März 1805 an Hitzig) grundsätzlich das Übersetzen des Alemannischen ab, welches nur misslingen könne, wie insbesondere Felners Versuche gezeigt hätten und fügt hinzu: „*Höchstens müsste man das Hochdeutsche in den Dialekt hinübersetzen, aber ja nicht wie F[elner], bloss hinübersetzen.*“

³⁸ Hebels Freund Medicus (1743–1828) war Oberstleutnant beim Markgrafen von Baden und Sammler von Volkssagen; er wurde von Hebel auch als Schriftsteller geschätzt.

³⁹ Die Vorrede (nach Abschluss der Dichtungen) hat Felner bereits am 8. Juni 1803 verfasst, am Medelis- oder Mädelis-Tag, nach dem Kalenderheiligen Medardus Meder. (Wenn es an diesem Tag regnet, solle die Heuernte verregnet sein.) Er hat also seine 92 Gedichte in knapp einem halben Jahr geschrieben. Dabei hat er nicht sonderlich zurückhaltend Anleihen von Größeren genommen, wie Matthias Claudius (dreimal, nur einmal ist Claudius genannt) und Ludwig Christoph Heinrich Hölty („*Der Vater an seinen Sohn*“; S. 148), ohne sie zu nennen.

⁴⁰ Flick hatte zuvor die Publikation von Johann Peter Hebels „*Alemannischen Gedichten*“ wegen zu hohem Geschäftsrisiko abgelehnt, obwohl die beiden befreundet waren. Kully (S. 423) bezeichnet Felners Ausgabe, die in der Aufmachung jener von Hebel weitgehend gleicht, vielleicht etwas zu schroff als „*Schmutzkonkurrenz*“.

⁴¹ Kully S. 423.

Die Liebe.

Wo weicht der Liebi schöne Geiſt?
 Er weicht in Bluem und Baum
 im wüiten Erdballs-Raum;
 er weicht, vo d'Ehnoſſe ſi verſpalte,
 und wo die Bluemli ſi entſalte.

Wo weicht der Liebi schöne Geiſt?
 Er weicht by Freud und Scherz,
 und in mi'r Muetter Herz;
 er weicht by junge Nachtigalle,
 wenn lieblich ihre Gſäng erſchalle,

Wo weicht der Liebi schöne Geiſt?
 Er weicht im Obel-Glanz,
 er weicht im Sterne-Kranz,
 und wo die Meye-Chäfer ſchnurre,
 und wo die ſüeßen Imkli ſurre.

Wo weicht der Liebi schöne Geiſt?
 Im Waſſer, Föür und Luſt,
 und in dem Morge-Duſt;
 er weicht, wo ſi e Lebe reget,
 und wo ſi nur e Herz biveget.

Abb. 3: Felners Gedicht „Die Liebe“ aus den „Neuen Allemannischen
 Gedichten“ von 1803 (S. 110/111).

Gottlieb Leon

Dieses Gedicht von Felner hat der Wiener Dichter und Skriptor der Hofbibliothek Gottlieb Leon (1757–1830) – als hochdeutsche Übertragung, sonst so gut wie unverändert – 1813 in Wien publiziert. Gottlieb Leon wurde am 16. April 1757 in Wien geboren und in St. Stephan am 17. April als Amadeus Dominicus getauft.⁴² Sein Vater Joseph Leon, in der Toskana geboren, war bürgerlicher Schneidermeister und starb im August 1786.⁴³ Seine in Wien geborene Mutter Maria Anna geb. Piterman, Tochter eines Bildhauers, brachte zehn Kinder zur Welt; Gottlieb war das Drittgeborene. Die Eltern waren am 30. Januar 1752 zu St. Stephan getraut worden (fol. 83).⁴⁴ Die Mutter starb im Oktober 1790.⁴⁵

Leon besuchte das Jesuitengymnasium Am Hof und studierte danach an der Wiener Universität Rechtswissenschaften und Philologie. Schon

⁴² Pfarrei St. Stephan, Taufbuch 1756/1757, fol. 284.

⁴³ Pfarrei St. Stephan, Sterbebuch 1784–1788, fol. 149.

⁴⁴ Einer der Trauzeugen war Simon Weil, Wagnermeister und Eigentümer des Hauses Nr. 449, in dem die Leon im Wagnergassel wohnten.

⁴⁵ Pfarrei St. Stephan, Sterbebuch 1789–1796, fol. 109.

im Alter von 20 Jahren begann er Gedichte für den „*Wienerischen Musealmanach*“ zu schreiben. Ab 1778 musste er als Hofmeister bei der Familie des Franz Sales von Greiner (1730–1798)⁴⁶ seinen Lebensunterhalt verdienen. 1782 trat Leon zunächst als Bibliotheksdiener in die Hofbibliothek ein, wurde 1791 Skriptor und schließlich 1816 Kustos und Leiter der Inkunabelsammlung. Leon war – wie 1785 Wolfgang Amadeus Mozart – im Dezember 1782 in die Wiener Elite-Freimaurerloge „Zur wahren Eintracht“ aufgenommen worden, unter dem Meister vom Stuhl Ignaz von Born (1742–1791).

Schon frühzeitig beschäftigte er sich mit der älteren deutschen Sprache und dem Gebiet der deutschen Volkspoesie, insbesondere des Minnesangs, und veröffentlichte Nachdichtungen aus dem Mittelhochdeutschen des 12. und 13. Jahrhunderts. 1788 publiziert er in Wien „*Gedichte von Leon*“. Als Dichter ist der Aufklärer Leon dem Wiener Kreis um Ignaz Franz Castelli (1781–1862) zuzurechnen. Leon trat aus gesundheitlichen Gründen am 2. Dezember 1827 in den Ruhestand und starb, unverheiratet, am 27. September 1830 in der Wiener Innenstadt, An der Gestätte im Haus Nr. 223 als pensionierter Kustos der k. k. Hofbibliothek.⁴⁷ Er ist nachweislich nie geadelt worden und die Namensgebung Gottlieb von Leon ist falsch.

Leon hatte bereits 1804 in dem Wiener „*Österreichischen Taschenkalender*“ für das Jahr 1805 sieben aus der Mundart übertragene Gedichte aus den „*Neuen Allemannischen Gedichten*“ (Basel 1803) von Ignaz Felner publiziert⁴⁸, während er erst kurz danach durch eine lobende Kritik

⁴⁶ In ihrem Haus etablierte sich einer der bedeutendsten Wiener Salons. Die Tochter Karoline (1769–1843, verh. Pichler) führte die Tradition des Salons in ihrem Haus in der Alservorstadt weiter. Auch Franz Schubert zählte nach 1820 zu ihren Gästen, und es ist möglich, dass Leon ihm dort begegnete.

⁴⁷ Pfarrei „Unsere Liebe Frau zu den Schotten“, Sterbebuch 1813–1832, fol. 323.

⁴⁸ „*Der lustige Bauer*“ (S. 33); „*Der Todengräber*“ (S. 45); „*Die Gesundheit*“ (S. 70); „*Die Zufriedenheit*“ (S. 104); „*Morgenlied eines Armen*“ [bei Felner: „*Der arme Mann*“] (S. 117); „*Abendlied eines Armen*“ (S. 119); „*Des Armen Lohn*“ (S. 121). Der Wiener Herausgeber Anton Pichler (1770–1823) machte dazu auf S. 33 folgende Anmerkung: „*Diese und Herrn Hebels Allemannische Gedichte, die im J. 1802 [formal 1803, jedoch schon Ende 1802 erhältlich] zu Carlsruhe in Macklots Hofbuchhandlung herauskam, sind in jeder Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung in der Periode unserer heutigen Poetik. Die Muse der beyden Verfasser dieser Gedichte scheint durch ihre unverstellte Einfalt, Naivität und Herzlichkeit mit jener unseres biedereren Claudius fast verschwistert. Die Sprache, in der diese Lieder verfasst sind, ist die von den Alpen herab, zu beyden Seiten des Oberrheins zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald, und über diesen hinweg in einem Theile von Oberschwaben in mancherley Abwandlungen noch jetzt gangbare schwäbische Mundart.*“

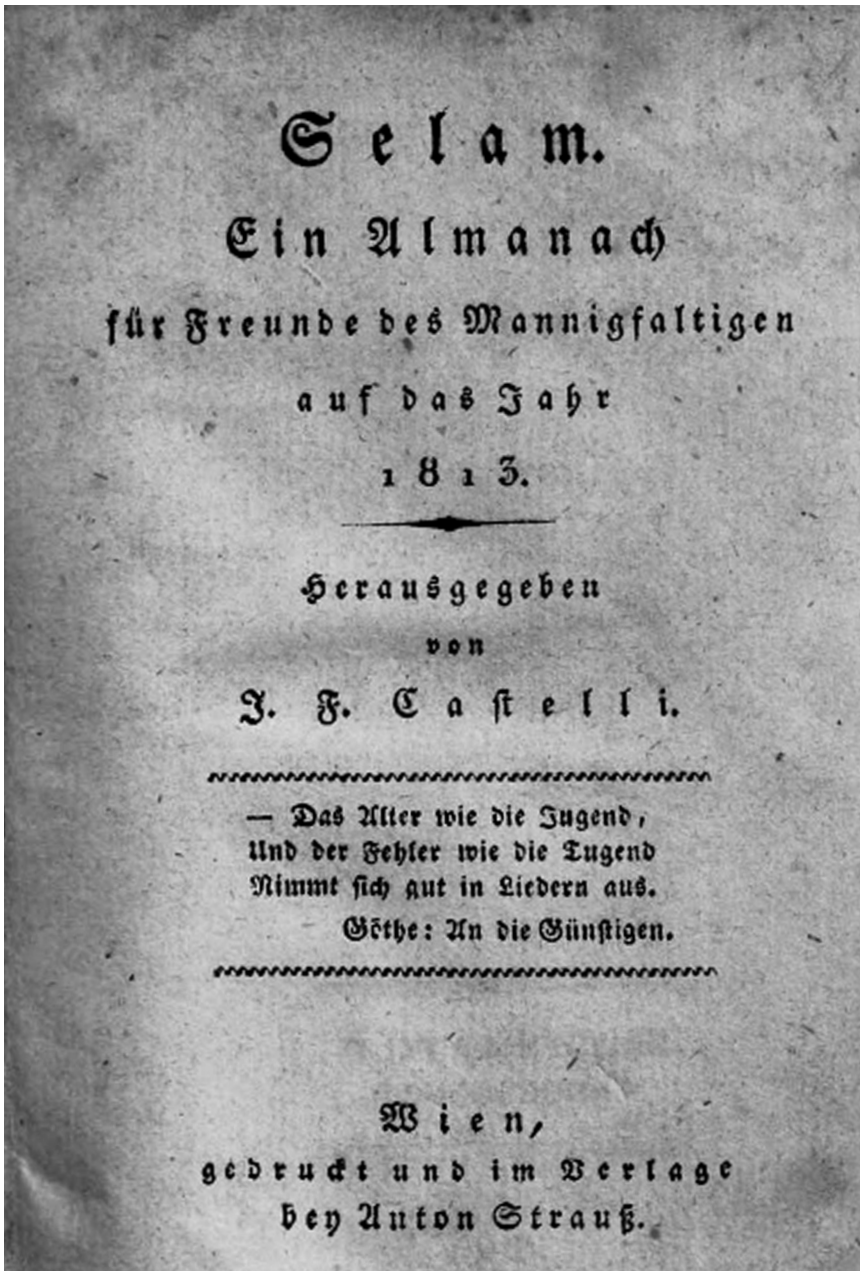


Abb. 4: Titelblatt „Selam“.

Die Liebe.

(S. Ign. Felners neue Allem. Gedichte S. 110.)

Wo weht der Liebe hoher Geist? . . .

Er weht in Blum' und Baum,

Im weiten Erdenraum;

Er weht, wo sich die Knospen spalten,

Und wo die Blümlein sich entfalten.

Wo weht der Liebe hoher Geist? . . .

Er weht im Abendglanz,

Er weht im Sternenfranz;

Wo Bienen und Mayenkäfer schwirren,

Und zart die Turteltauben girren.

Wo weht der Liebe hoher Geist? . . .

Er weht, bey Freud' und Schmerz,

In aller Mütter Herz;

Er weht in jungen Nachtigallen,

Wenn lieblich ihre Lieder schallen.

Wo weht der Liebe hoher Geist? . . .

In Wasser, Feuer, Luft,

Und in des Morgens Duft;

Er weht, wo sich ein Leben reget,

Und wo sich nur ein Herz bewegt.

Gottlieb Leon.

Abb. 5: Gedicht „Die Liebe“.

von Johann Georg Jacobi (1740–1814) in dessen in Zürich erschienenen Taschenbuch „*Iris*“ auf das Jahr 1804 auf den „*ungleich originelleren*“ Johann Peter Hebel aufmerksam wurde. Leon übertrug nun 1806 eines von Hebels Mundartgedichten und publizierte es in „*Apollonion*“.⁴⁹ 1812 griff der Bibliotheks-Skriptor Leon dennoch wieder auf ein Gedicht aus Felners „*Neuen Allemannischen Gedichten*“ zurück und übertrug es ins Hochdeutsche: „*Die Liebe*.“ Es erschien in Castellis Wiener Almanach „*Selam*“ auf das Jahr 1813 (S. 240).

Erstaunlich ist es, dass Leon den mittelmäßigen Epigonen Felner gegenüber Johann Peter Hebel, den Großmeister der alemannischen Mundartlyrik, in Wien bevorzugt gefördert hat. In diesem Zusammenhang fällt auf, wie leicht Felner für seine Publikation „*Felners Launen*“ schon im Jahre 1796 in Wien ein beachtliches Interesse in Form von Subskriptionen wecken konnte: allein in Wien 109 an der Zahl. Hatte Felner einen besonderen Draht nach Wien? Hat er durch seine monarchistisch-patriotischen Kampfgedichte von 1796 Aufmerksamkeit in Wien erregt und einflussreiche Förderer gewonnen?

Auf die schon 1805 publizierten Übertragungen Leons reagierte ein Wiener Literaturkritiker: „*Wir können nicht unbedingt in das Lob einstimmen, das den allemannischen Gedichten Hebel's und Felner's ertheilt worden ist. Oft kommen uns die Bilder und Personificirungen ein wenig kindisch vor, und die naive herzliche Laune scheint nicht selten bloss ein täuschender Anstrich zu seyn, den ihnen der schwäbische*⁵⁰ *Dialekt verleibt [...] Die Auswahl, die Hr. Leon getroffen hat, kann man sicher nicht eine glückliche nennen, wenn dadurch der Geist jener Dichter, der Gehalt, der ihnen, auch abgesehen von dem unreinen Dialekte, eigenthümlichen Manier kennbar werden sollte; denn erstens regt sich in Hebel's Gedichten der poetische Genius kräftiger als in denen von Felner; dann hat auch dieser interessantere Stücke als die ausgewählten aufzuweisen.*“⁵¹

Eine reichlich verspätete Rezension von Felners 1803 publizierten alemannischen Gedichten in der „*Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zei-*

⁴⁹ „Ein Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht auf das Jahr 1807“, Wien, S. 49f.

⁵⁰ Nach heutiger Terminologie haben sowohl Hebel als auch Felner oberrhein-alemannisch geschrieben und nicht schwäbisch.

⁵¹ „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten“, IV. Jahrganges I. Band, Wien 1805, S. 249.

tung“⁵² fällt sehr kritisch aus: „*Viele Gedichte sind doch zu leer, zu geistlos – zu gemein [...] Selbst der Sprache ist er nicht so mächtig, und er schreibt sie nicht so richtig, in ihrer Art, wie Hebel [...] Es zeigt sich zuweilen grosse Armuth des Ausdrucks und der Reime [...] Gedankenarmuth und Weitschweifigkeit erinnert oft an die prosaische Wirklichkeit.*“ Immerhin gibt es etwas Ausnahmelob für das Gedicht „*Die Liebe*“: es sei „*besonders lieblich und singwürdig*“. Johann Peter Hebels Genie könne Felner aber einfach nicht erreichen.

Astrid Tschense-Oesterle (*1974) schreibt im „Schubert Liedlexikon“ (2012): „*Das vierstrophige Gedicht beginnt in jeder Strophe mit der gleichen Frage: ‚Wo weht der Liebe hoher Geist?‘ und beantwortet sie in einfachen Paarreimen erst unter Bezug auf Flora und Fauna, dann auf Menschen und ihre Gemütszustände und schließlich unter Einbeziehung aller Elemente und jeglichen Lebens. Die Tradition des Göttinger Hainbundes und dessen Herkunft aus der Empfindsamkeit klingen deutlich aus diesen natürlich-schlichten, jambischen Versen.*“⁵³

Der Autor empfindet hingegen – wie die französische Schubertforscherin Brigitte Massin (1927–2002) – den Text mehr einfallslos und eher konstruiert als natürlich-schlicht. Und kann eine Hymne auf die Liebe, wie dieses Gedicht, die Herzen der Menschen erreichen, wenn die Liebe nicht als Sonnenseite zwischenmenschlicher Beziehungen, sondern ziemlich abstrakt besungen wird? Alle, die mit dem Alemannischen vertraut sind, werden im hochdeutschen Text von Leon auch einiges von der Herzlichkeit dieser Mundart nicht mehr wiederfinden, die meisten Schwächen sind jedoch schon in Felners Gedicht angelegt.

Schuberts Lied *Die Liebe* D 522

Im Dezember 1816 hatte Schubert seine Anstellung als Schulgehilfe beim Vater in der Vorstadt Himmelpfortgrund verlassen, den Unterricht bei Antonio Salieri (1750–1825) beendet und war zu seinem Freund

⁵² Ergänzungsblätter Nr. 32 von 1814, S. 255/256.

⁵³ Tschense-Oesterle, S. 420. Diese Autorin hätte aufgrund der Publikation von Michael Kohlhäufel von 1999 (S. 117), in ihrem Artikel den eigentlichen Textdichter Ignaz Felner schon angeben müssen, zumindest jedoch Schuberts Textvorlage mit Verweis auf Felner, wie sie Dietrich Berke schon 1969 identifiziert hat (vgl. „Die Musikforschung“ 22 [1969] H. 4, S. 487f.).

2 (4)

Die Liebe.

Gedicht von Gottlieb Leon.

Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

Schubert's Werke.

komponirt von

Serie 20. No 291.

FRANZ SCHUBERT.

Mässig. Januar 1817.

Singstimme. *Wo weht der Lie - be ho - her Geist? Er
Wo weht der Lie - be ho - her Geist? Er*

Pianoforte. *weht in Blun' und Baum, — im wei - ten Er - den - raum, er weht wo
weht im A - bend - glanz, — er weht im Ster - nen - kranz, wo Bien' und*

The image shows the title page and the beginning of the musical score for 'Die Liebe' by Franz Schubert. It features a vocal line (Singstimme) and a piano accompaniment (Pianoforte). The score is in G major and 4/4 time, marked 'Mässig.' (Moderate). The lyrics are in German and describe a scene of nature and love. The piano part includes dynamic markings like 'sf' (sforzando) and 'p' (piano).

Abb. 6: Titel und Liedanfang der Erstausgabe.

Franz von Schober (1796–1882) in die Innerstadt gezogen. Jetzt, im Januar 1817, als freischaffender Künstler, beschäftigt sich der noch nicht ganz zwanzigjährige Schubert erstmalig (und nur einmal) mit einem Text von Gottlieb Leon, den er in Castellis Almanach „*Selam*“ auf das Jahr 1813 gefunden hatte (siehe S. 209).

Schubert hatte bis Ende 1816 bereits an die 300 Lieder komponiert, nach Texten großer Dichter wie Claudius, Goethe, Hölty, Klopstock, Schiller und auch immer wieder von weniger bedeutenden (wie etwa dem später in Freiburg lebenden Johann Georg Jacobi oder dem mit ihm befreundeten Colmarer Gottlieb Conrad Pfeffel) und sogar von Dilettanten aus seinem Wiener Freundeskreis, und selbst damit einige großartige Lieder geschaffen. Er hatte ein sicheres Gespür, welche Gedichte er besonders ansprechend in Musik setzen konnte, ohne sich ausschließlich auf große Namen zu fixieren. Sein Grazer Musikerfreund Anselm Hüttenbrenner (1794–1868), mit dem er bei Antonio Salieri gemeinsam Unterricht bekam, erinnerte sich an Schuberts Bewertung von Gedichten: „*Lobte ich irgendeine Nummer besonders, so sagte er: Ja, das ist halt ein*

gutes Gedicht, da fällt einem gleich was Gescheites ein: die Melodien strömen herzu, dass es eine wahre Freude ist. – Bei einem schlechten Gedichte geht nichts vom Fleck: man martert sich dabei und es kommt nichts heraus als trockenes Zeug.“⁵⁴ Natürlich hat Schubert bei der Vielzahl seiner Vertonungen nicht immer ins Schwarze getroffen, und Felners „*Die Liebe*“ ist wohl ein solcher Fall.⁵⁵

In Schuberts Textvorlage hatte Leon zwar auf das Original von Ignaz Felner hingewiesen, aber wohl doch nicht so deutlich, dass Schubert diesem Hinweis nachgegangen wäre. Vier Monate später, im Mai 1817, vertont er ein alemannisches Gedicht, diesmal von Goethe: „*Schweizerlied*“ (D 559) und unterlegt dabei den Goethe’schen Original-Mundarttext, eine Mischung von Schweizerdeutsch und Schwäbisch. Eine Vertonung von Felners Mundartgedicht wäre jedoch sicherlich nicht zustande gekommen, hätte Leon Hebels Warnung vor einer Übersetzung ins Hochdeutsche gekannt und beachtet. Leons Übertragung ist nicht gerade meisterlich. So bringt er unnötigerweise in der 2. Strophe, Vers 4 und 5, „*Turteltauben*“ neu in die Szene, da er offenbar begreifliche Mühe hatte, die „*Maienkäfer schnurren*“ zu lassen. Dabei hätte sich eine naheliegende und passende hochdeutsche Fassung angeboten: „*Und wo die Maienkäfer*⁵⁶ *brummen, / Und wo die süssen Bienlein summen.*“

Die Erstausgabe von Franz Schuberts Lied „*Die Liebe*“ (D 522) nach einem „*Gedicht von Gottlieb Leon*“ erschien erst in der von Eusebius Mandyczewski 1895 herausgegeben „Gesamtausgabe“ von Schuberts Werken: Serie XX, Band 5, Lied Nr. 291. Mandyczewski (1857–1929), der meistens auch dem Originaltext der Gedichte nachging und sogar verschiedentlich jenen des Autografs oder der Erstausgabe danach abänderte, hat hingegen beim Lied „*Die Liebe*“ den wenig bekannten Felner als eigentlichen Schöpfer des Gedichtes offenbar nicht erfasst, sonst hätte er ihn wie üblich in der Überschrift der Noten erwähnt: „*Gedicht von Ignaz Felner. Hochdeutsch von Gottlieb Leon.*“

⁵⁴ Deutsch, *Erinnerungen*, S. 210.

⁵⁵ Es ist nicht abwegig zu vermuten, dass Schubert von Felners Gedicht wegen seiner unglücklichen Liebe zu Therese Grob (1798–1875) besonders angesprochen wurde: weil darin die Liebe unabhängig von einer bestimmten Geliebten als allumfassender „*hoher Geist*“ trostspendend besungen wird.

⁵⁶ Zu Leons Zeiten (1812) war auch im Hochdeutschen noch „*Maienkäfer*“ und nicht wie heute „*Maikäfer*“ gebräuchlich.

Erstaunlich ist, dass bis heute in allen wichtigen Publikationen über Schuberts Lieder der Text von „*Die Liebe*“ (D 522) fälschlicherweise Leon und nicht Ignaz Felner zugeschrieben wird, umso mehr, als Schuberts Textvorlage seit spätestens 1969 bekannt ist⁵⁷ und Leon mit seinem doch recht deutlichen Hinweis auf Felner sich ganz offensichtlich nicht mit fremden Federn schmücken wollte.

Schubert hat Felters vierstrophiges Gedicht der Form nach unverändert als einfaches, nicht sonderlich ansprechendes⁵⁸ Strophenlied vertont. Eine durchkomponierte Form (eine von Schuberts besonderen Stärken) hätte Felters Gedicht ohnehin nicht zugelassen. Vielleicht hätte der spätere Schubert ein variiertes Strophenlied versucht und damit überzeugt.

Da die Erstausgabe erst 1895 erschienen ist, wurde das Lied wahrscheinlich deshalb im 19. Jahrhundert nie aufgeführt und erst 1968 zum ersten Mal auf Platte eingespielt, in Berlin von Dietrich Fischer-Dieskau mit Gerald Moore (wenn auch nur die ersten beiden Strophen und ziemlich farblos). Obwohl die Schweizer Sopranistin Edith Mathis beim jeweils ersten Vers der vier Strophen nicht überzeugt, ist das die bisher beste Aufnahme (Hyperion, London 1992). Ihr Partner Graham Johnson, der in seinem Kommentar das Lied als „*utterly charming*“ (ganz entzückend) bezeichnet, lässt vor Vergnügen sein Klavier gefühlvoll singen, dass einem das Herz lacht.

In letzter Zeit wird das Lied von Musikologen tendenziell etwas höher bewertet, fand aber bis heute bei Interpreten und Plattenfirmen nur sehr wenig Beachtung. Dem Autor scheint, dass es Schubert wegen der ziemlich steifen Form und Struktur des Textes schließlich nicht richtig gelungen ist, seine eigene musikalische Aussage zu gestalten. Das in Form und Inhalt einfache Lied ist auch unverhältnismäßig anspruchsvoll in der Interpretation, vor allem beim Gesang. In keiner der drei bekannten Aufzeichnungen⁵⁹ werden die anstrengenden Höhenlagen souverän gemeistert.

⁵⁷ Dietrich Berke in: „Die Musikforschung“ 22 (1969) H. 4, S. 487f.

⁵⁸ Dietrich Fischer-Dieskau hatte bereits nach zwei Strophen genug davon.

⁵⁹ CDs: DG 00289 477 8998 (Dietrich Fischer-Dieskau/Gerald Moore); Hyperion CDJ33021 (Edith Mathis/Graham Johnson); Naxos 8.557833 (Daniela Sindram/Ulrich Eisenlohr).

Felner wurde, nachdem er sich vergeblich um die Pfarrei Kenzingen⁶⁰ beworben hatte, Ende 1814⁶¹ Pfarrer in Merzhäusen (einer südlichen Nachbargemeinde von Freiburg), wo er noch mehrere geistliche Publikationen verfasste und am 5. April 1825 starb⁶². Dass der große Franz Schubert eines seiner alemannischen Gedichte (hingegen keines von Johann Peter Hebel) in Musik setzte, hat Felner wohl nie erfahren.



Abb. 7: Katholische Kirche St. Gallus in Merzhäusen, Felners letzte Wirkungsstätte. Sie ist 1760 neu errichtet worden.

⁶⁰ Am Kaiserstuhl, nördlich von Freiburg

⁶¹ Seine erste nachweisbare Amtshandlung vollzieht er mit einem Eintrag ins Sterbebuch am 16. Januar 1815.

⁶² Standesbuch 1810–1870 von Merzhäusen: Sterbebuch 1825, Eintrag Nr. 5. https://www.2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/zoom.php?bestand=10028&id=2240364&gewaehlteSeite=05_0000480945_0089_5-480945-89.png&ausgangspunkt=thumbnails&groesseThumbnails=150&thumbnailsProSeite=5&screenbreite=1282&screenhoehe=768

Literaturverzeichnis

Deutsch, Otto Erich: Schubert. Die Erinnerungen seiner Freunde. Leipzig 1957 (Ausgabe 1983).

Kohlhäüfl, Michael: Poetisches Vaterland. Dichtung und politisches Denken im Freundeskreis Franz Schuberts. Kassel usw. 1999.

Tschense-Oesterle, Astrid: Liedartikel. In Walther Dürr/Michael Kube/Uwe Schweikert/Stefanie Steiner/Michael Kohlhäüfl (Hrsg.): Schubert Liedlexikon. Kassel 2012.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: <https://landsbergblog.files.wordpress.com/2012/05/jesuiten.jpg>

Abb. 2, 3: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/digit/felner1803/>

Abb. 4, 5: https://books.google.ch/books?id=fRFnAAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false

Abb. 6: http://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00044999/image_8

Abb. 7: <https://www.badische-seiten.de/bild/merzhausen/galluskirche-merzhausen.jpg>

Der „Verlag der Schulbrüder“ in Unterkirnach und die Verehrung der heiligen Theresia vom Kinde Jesu

Von Johannes Werner

Das Ende des Ersten Weltkriegs war zugleich der Anfang eines Aufbruchs, wie ihn Deutschland noch nicht gesehen hatte; und nicht zuletzt auf religiösem Gebiet. Er fand seinen unmittelbaren Ausdruck in einem stetig anwachsenden Schrifttum, dem der Leser oft ratlos gegenüberstand.¹ Nun kamen vor allem die alten katholischen Verlage wieder zum Zuge, die ihm die Wahl erleichterten: Herder in Freiburg, Kösel in München, Pustet in Regensburg, Benziger in Einsiedeln. Aber neben ihnen erschienen auch neue und hatten großen Erfolg; so etwa der „Verlag der Schulbrüder“, der sich 1919 in deren deutschem Mutterhaus „Maria-Tann“ in Unterkirnach bei Villingen konstituierte.

Der Orden: Entstehung und Entfaltung

Die „Brüder der christlichen Schulen“ waren im Jahre 1680 in Reims gegründet worden. Ihr Gründer, der Priester Jean-Baptiste de la Salle (1651–1719), wollte durch sie dafür sorgen, dass auch die Kinder der ärmeren Schichten eine angemessene Ausbildung erhielten. *„Sein reiches Wissen, seine tiefe Lebenserfahrung und sein ungewöhnlich durchdringendes Verständnis für die Mängel und Lücken der damaligen Volksschulbildung vermittelten ihm Einsichten, die seinem Zeitalter als Wagnisse erschienen und doch selbst unsern Tagen noch vielfach richtunggebend sind. So forderte er von seinen Alumnen grundsätzlich höchste sittliche Eigenschaften und sichere Beherrschung des Fachwissens, das er von*

¹ Vgl. Wilhelm Spael, Das katholische Buch, in: Max Horst/Richard Hebing (Hrsg.), Volk im Glauben. Das Buch vom katholischen Deutschen, Berlin 1933, S. 216–229.

totem Ballast befreite und in Religionskunde wie in Realfächern nach dem Lebensziel seiner Schüler bemaß [...] Nicht weniger fortschrittlich sind die methodischen Verbesserungen allgemeinerer Art, die de la Salle im Schulbetrieb selbst einführte: so z. B. die Beschränkung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen, deren Einteilung nach Können und Leistung, die Beseitigung des gleichzeitigen Unterrichtens mehrerer Lehrer in demselben Schulraum; das strikte Verbot, im Zorn oder in Erregung Strafen zu verhängen, die Vorschrift, körperliche Züchtigung nur in äußersten Fällen vorzunehmen.“² Als de la Salle starb, gab es schon 274 Brüder, die an 27 Orten in Frankreich und in Rom unterrichteten, und unaufhaltsam kamen neue hinzu. Als er im Jahre 1900 heiliggesprochen wurde, gab es über 15 000 Brüder und 2000 Niederlassungen in aller Welt.³

Mutterhaus „Maria-Tann“: Anfang ...

Zu diesem Zeitpunkt hatten die „Fratres Scholarum Christianarum“ (FSC) auch in Deutschland festen Fuß gefasst.⁴ Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an übernahmen sie viele Schulen, Schülerheime, Waisenhäuser – die meisten freilich, infolge des Kulturkampfes, am Außenrand der deutschen Grenzen in Belgien, Luxemburg und Lothringen. Aber mit dem Ende des Ersten Weltkriegs war zugleich das Ende dieser Epoche gekommen. Die aus dem Krieg heimkehrenden und die aus dem Ausland ausgewiesenen Brüder sammelten sich erst in Waldernbach im Westerwald und zogen dann weiter in den Schwarzwald, nach Unterkirnach; dort gründeten sie 1919 ihr neues Mutterhaus. Sie nannten es „Maria-Tann“.

² H. C. Wendlandt, Die klösterlichen Kongregationen der katholischen Kirche, in: Karl Heinrich Schäfer (Hrsg.), Christi Reich auf Erden. Ein Gang durch die katholische Kirche der Gegenwart, Zürich 1933/34, S. 219–267; hier S. 231.

³ Vgl. u. a. Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Bd. 3. 2. Aufl. 1908, Paderborn, S. 298–309; Konradin Zähringer, Die Schulbrüder des heiligen Johannes Baptist de la Salle (= Orden der Kirche, Bd. 6), Freiburg i. d. Schweiz 1962. – Diese Schulbrüder sind nicht mit den erst 1845 im Elsass gegründeten „Brüdern der christlichen Lehre“ zu verwechseln, deren deutsches Mutterhaus sich in Ettenheimmünster befand; überhaupt gab und gibt es noch viele andere Orden ähnlicher Art.

⁴ Vgl. Ansgar Sinnigen (Hrsg.), Katholische Männerorden Deutschlands (außerhalb der Superioren-Vereinigung), 2. Aufl. Düsseldorf o. J., S. 154–157; P. J. Hasenberg/Adam Wienand, Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Bd. 1, Köln 1957, S. 400/401; Konradin Zähringer, Chronik der deutschen Ordensprovinz der Schulbrüder, Illertissen 1981.

Das bisherige Burghotel bot ihnen Raum genug. Es umfasste ein zweistöckiges Hauptgebäude mit etwa 40 Fremdenzimmern, ein Saalgebäude, eine Doppelvilla mit etwa 20 Zimmern, das sogenannte „Schuhmacherhäusle“, ein Blockhaus, „Waldschänke“ genannt, mit Kegelbahn, einige Wirtschaftsgebäude und Scheunen. Ein Hühner- und ein Entenhaus, auch ein Backhaus kamen noch hinzu. Eine eigene Quelle lieferte schmackhaftes, eisenhaltiges Tafelwasser, und die vorbeifließende Kirnach den gesamten Strom. Da war also, wie gesagt, Raum genug für die Leitung der neuen deutschen Provinz, für Juvenat, Noviziat, Scholastikat und Brüdergemeinde.⁵

Im Juvenat bereiteten sich junge Männer, die nicht mehr schulpflichtig waren, auf die Aufnahme in ein Lehrerseminar, meist in Freiburg, vor. Doch schon 1924 wurde in „Maria-Tann“ selber ein solches Seminar eingerichtet und 1926 in ein Realgymnasium umgewandelt. Im Noviziat (das 1928 nach Bad Honnef verlegt wurde) bereiteten sich andere auf einen Eintritt in den Orden vor, und im Scholastikat die jungen Brüder auf ihren Beruf. Die Gemeinde vereinte diejenigen, die, ob leitend, lehrend oder dienend, im Hause tätig waren. Zu ihnen gehörte auch der Bruder Provinzial mit seinen Mitarbeitern, der von hier aus die ganze, allmählich wieder wachsende deutsche Provinz regierte. Sie umfasste 1935 rund 300 Brüder in zehn Häusern.⁶

... und Ende

Doch im Jahre 1939 musste die Schule geschlossen werden, nachdem die Zahl der Juvenisten auf neun zurückgegangen war. Die Scholastiker und die anderen Brüder wurden zum Arbeits- oder Wehrdienst einberufen.⁷ Das Mutterhaus wurde beschlagnahmt und erst mit 260 Volksdeut-

⁵ Das Burghotel war wiederum 1903 aus einer ehemaligen, 1852 erbauten Spinnerei und Weberei – der Firma Dold & Schmidt, später Gebrüder Dold – hervorgegangen. (Vgl. Ludwig Kühn, Maria-Tann. Ort und Entwicklung, in: Almanach [Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises] 10 [1986], S. 125–130.)

⁶ Vgl. Johannes Werner, Mutterhaus Maria-Tann. Zur Geschichte der Schulbrüder in Deutschland, in: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 29 (2005), S. 129–132.

⁷ Hinzu kam, dass ein von einem Juvenisten an einem jüngeren Zögling begangener Mord von der nationalsozialistischen Propaganda ausgiebig ausgeschlachtet und „Maria-Tann“ als „Brutstätte sexueller Verbrechen“ gebrandmarkt wurde (Schwarzwälder Tagblatt, 24. 6. 1937).

schen aus Siebenbürgen, dann mit 260 Slowenen, dann mit fast doppelt so vielen belegt. Als das Dritte Reich zu Ende war, musste neu und nahezu bei null begonnen werden. Von den Brüdern aus „Maria-Tann“ waren 20 im Krieg gefallen.⁸ Andere waren nach Chile ausgewandert, weitere, und nicht wenige, aus dem Orden ausgetreten. Nachwuchs war per Gesetz verhindert worden und blieb auch nach dem Krieg allmählich aus. Das 1946 neu eröffnete Noviziat wurde 1966 nach Scheidegg in Österreich verlegt, das 1950 eröffnete Juvenat schon 1962 nach Illertissen in Bayern. Im selben Jahr wie das Juvenat war eine Aufbauschule gegründet worden, die an die Stelle des 1946 eröffneten, 1953 geschlossenen Lehrerseminars trat. Diese Schule entwickelte sich zunächst so gut, dass man neue Investitionen wagte, ja 1963 sogar eine große Sport- und Mehrzweckhalle baute. Aber der Nachwuchsmangel erzwang 1967 auch hier die Schließung. Die letzten Brüder zogen 1969 ins Seniorat nach Illertissen.

Vorgeschichte des Verlags

Das Mutterhaus „Maria-Tann“ betrieb auch einen Verlag; er „*trug viel zum Bekanntwerden des neuen Anfangs im ganzen deutschen Sprachgebiet bei*“.⁹ Sein Ursprung lag freilich weiter zurück, nämlich in Obergingen bei Diedenhofen (Lothringen), wo sich die deutsche Provinz des Ordens von 1902 bis 1919 einer Erziehungsanstalt, auch „Waisenanstalt“ genannt, angenommen hatte. Zu den ihr angegliederten Werkstätten gehörte – nach alter Tradition¹⁰ – eine Druckerei und folgerichtig der „Verlag der Waisenanstalt“, aus dem wenigstens zwei, wie sich zeigen sollte, programmatische Werke hervorgingen:

- Die ehrwürdige Theresia vom Kinde Jesu. Geschichte einer Seele, von ihr selbst geschrieben (1914).

⁸ Vgl. z.B. die Todesanzeigen im „Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg“ 14/1942, 17/1942 und 3/1943, jeweils auf der Titelseite.

⁹ Zähringer, Die Schulbrüder S. 57. – Die Behauptung, dass sich „dessen Programm und Produktion (...) wohl nicht mehr rekonstruieren lassen“ (Werner, Mutterhaus Maria-Tann, S. 132, Anm. 5), zieht der Verf. hiermit zurück, um sie zu widerlegen.

¹⁰ Vgl. Johannes Werner, Klosterdruckereien. Ein Überblick, in: Aus dem Antiquariat 2/2006, S. 83–89; ders., Missionsdruckereien um 1900. Ein Überblick, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 1–2/2009, S. 119–122.

- Wilhelm Stein, *Geschichte einer kleinen weißen Blume. Schwester Theresia vom Kinde Jesu in Wort und Bild. Für die Jugend bearbeitet* (1915).

Die ausgewiesenen deutschen Brüder gründeten den Verlag von Neuem; zuerst, am 1. April 1919, in Waldernbach, und dann in „Maria-Tann“. Die ersten Bücher erschienen noch unter seinem alten Namen, und zwar zuerst:

- Die ehrwürdige Theresia vom Kinde Jesu. *Geschichte einer Seele, von ihr selbst geschrieben* (1922).

Doch bald wurde der Verlag in „Verlag der Schulbrüder“ umbenannt und als solcher am 1. April 1924 in den „Deutschen Verlags- und Sortimentsbuchhandel“ aufgenommen, und nun begann erst eigentlich seine Geschichte, die eine Erfolgsgeschichte genannt werden muss.

Programm und Produktion

Von Anfang an widmete sich der Verlag der Verbreitung von Schriften über die Karmelitin Theresia vom Kinde Jesu (1873–1897), die 1923 selig- und 1925 heiliggesprochen wurde. Für die deutsche Ausgabe ihrer Lebensbeschreibung konnte der „Verlag der Schulbrüder“ sich die alleinigen Rechte sichern. Seine diesbezügliche, vielfältige Produktion hat die Verehrung dieser „kleinen Theresia“, die sich so rasch und stark entwickelte wie keine zuvor, nicht nur bezeugt und begleitet, sondern vor allem auch befördert, allerdings auch zur Verzeichnung, ja Verkitschung ihres Bildes beigetragen.¹¹

Ganz im Einklang damit stehen Darstellungen von Personen, die ein ähnlich verborgenes, aber nicht minder vorbildhaftes Leben führten.¹² Im selben Sinne, nämlich dem des von Theresia vorgezeichneten „klei-

¹¹ Dagegen hat Ida Friederike Görres (*Das verborgene Antlitz. Eine Studie über Therese von Lisieux, Freiburg 1944 u.ö.*) die wahre Gestalt der Heiligen sichtbar gemacht; vgl. auch François de Sainte-Marie, *Therese von Lisieux, wie sie wirklich war. Authentische Photographien*, Einsiedeln 1961.

¹² So z.B. Margret Habermeier, Martha Chambon, Emma Galgani, Contardo Ferrini, Damian de Veuster sowie die Schulbrüder Mutien-Marie, Benild und Eucherius.

nen Wegs“, propagierte der Kapuziner Cassian Karg mit großem Erfolg das „kleine Geheimnis“, d.h. das Herzens- oder Jesusgebet. An ihn reichte nur der Jesuit Otto Cohausz mit einer langen Reihe von pastoraltheologischen Schriften heran. Mehrere Werke gingen auch aus dem Wirken der Schulbrüder hervor und legten von ihm Zeugnis ab, andere befassten sich mit Konnersreuth, Fátima und dem wundertätigen Christusbild von Limpias. Eine große Rolle spielten weiterhin die Bücher oder Büchlein, die der religiösen Unterweisung der Kleinsten zugeordnet und oft sogar mit Bildern der renommierten Künstlerin Ida Bohatta-Mopurgo ausgestattet waren. Zwischen diesen, nicht selten umfangreichen Werkgruppen findet sich noch der eine oder andere, eher zufällig anmutende Einzeltitel.

Die Tätigkeit des Verlags wurde während des Krieges unterbunden, lebte danach wieder auf, ging aber um 1970 endgültig zu Ende. In den Jahren seines Bestehens hat er rund 250 verschiedene Titel vorgelegt.¹³ Allerdings täuscht diese Zahl über den wirklichen Umfang der Produktion hinweg, denn viele von ihnen erschienen in zahlreichen Auflagen: „Das kleine Geheimnis“ bis 1928 in 240 000, „Die Geschichte einer Seele“ bis 1938 in 163 000 Exemplaren, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Eine Erfolgsgeschichte, gewiss. Freilich wäre zu fragen, inwieweit das theresianische und das mit ihm verwandte Schrifttum eine rein private, innerliche, sich nicht äußerlich auswirkende, nicht zur Tat werdende Frömmigkeit begünstigt hat, d.h. eine, die sich mit der sogenannten „Selbsteheiligung“ begnügte, oder zumindest eine kindliche Frömmigkeit, die, wie der Verlag selber, unwiderruflich der Vergangenheit angehört.¹⁴ Nach dem Urteil sogar der deutschen Bischöfe hat sich die katholische Literatur erst nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihrem „Ghettodasein“¹⁵ befreien können.

¹³ Vgl. den in dieser Hinsicht nahezu kompletten, hier nur gelegentlich ergänzten Katalog der Deutschen Nationalbibliothek Leipzig/Frankfurt a. M.

¹⁴ Dazu ein nicht-theresianischer und gleichwohl exemplarischer Titel: Gebetsjuwelen aus P. Meschlers Seelenschmuck zum göttlichen Gastmahl, nebst einem Anhang eucharistischer Liebesgedanken in Versen (1930).

¹⁵ Hirtenwort der deutschen Bischöfe zur katholischen Literatur der Gegenwart, in: Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 29/1955, S. 329–332; hier S. 329.

Katalog der thersianischen Schriften*1924*

- Simon A. Schmitt, Ein neuer Stern am Heiligenhimmel des 20. Jahrhunderts. Die selige Theresia vom Kinde Jesu (98 S.).
- D. W. Mut, Das Geheimnis des Königs. Erwägungen über den Weg der geistigen Kindheit der seligen Theresia vom Kinde Jesu (94 S.).

1925

- D. W. Mut, Eine Heilige unserer Zeit. Die selige Theresia vom Kinde Jesu (64 S.).
- Simon A. Schmitt, Novene zu Ehren der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (32 S.).
- Die heilige Theresia vom Kinde Jesu. Geschichte einer Seele, von ihr selbst geschrieben (XX, 540 S.).
- P. Matheo(?), Die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu. Wichtige und ermutigende Belehrungen durch den Stern von Lisieux. Der kleinen heiligen Theresia zur Feier ihres ersten öffentlichen Festtages am 30. September 1925 (53 S.).
- D. W. Mut, Der kleine Weg der geistigen Kindheit nach dem Leben und den Schriften der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (VIII, 132 S.).
- Der Geist der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Nach ihren Schriften und den Aufzeichnungen aus ihrem Leben (VII, 223 S.).

1926

- Alberich Gerards, Theresien-Gebetbuch. Erwägungen und Gebete zu Ehren der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (280 S.).
- Rose-Marie von Bechtolsheim, Kleine heilige Theresia, Dir nach! Herz-Jesu-Betrachtungen für jeden Tag des Monats im Geiste der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (238 S.).
- Gedanken und Aussprüche der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (XV, 390 S.).
- D. W. Mut, Die heilige Theresia vom Kinde Jesu. Ihr Leben in Bildern (30 S., Abb.).
- Auguste Pierre Laveille, Das Leben der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (1873-1897). Nach den offiziellen Urkunden des Karmels in Lisieux (XII, 501 S.).

1927

- Josef Kreitmaier, Singmesse und Lieder zu Ehren der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (15 S.).

1928

- Die letzten Worte einer Heiligen. Tagebuchblätter einer leiblichen Schwester der heiligen Theresia vom Kinde Jesu. Mai–September 1897 (224 S.).

1929

- Wilhelm Franzmathes, Von Karmels weißer Blume (32 S.).
- Adam Ott, Theresia im Gebet der Kirche. Liturgisches Meß- und Vesperbuch zu Ehren der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (341 S.).

1931

- Agnès de Jésus, Kindlichkeit und Hingabe, wie sie die heilige Theresia vom Kinde Jesu geübt hat (31 S.).
- In der Schule der heiligen Theresia vom Kinde Jesu (61 S.).
- Martin Burtschell, Die Heilige Schrift in der Hand der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, Teil 1 (32 S.).

1926–1938

- Theresienstimmen.

1926–2003

- Theresienkalender (ab 1937 vereinigt mit Schulbrüder-Kalender).

*“There is no medicine and not a gram of insulin
in Freiburg now”¹*

Berichte ausländischer Beobachter über die Situation der Kirchen in Baden bei Kriegsende 1945

Von Ulrich Bayer

1988 legte der Historiker Clemens Vollnhals – inzwischen Leiter des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung in Dresden – eine umfangreiche Dokumentation „Die evangelische Kirche nach dem Zusammenbruch. Berichte ausländischer Beobachter aus dem Jahre 1945“ vor.² Darin präsentierte er 72 bis dahin völlig unbekannte Dokumente US-amerikanischer, britischer und französischer Kirchenvertreter, die unmittelbar nach Kriegsende das zerstörte und besiegte Deutschland besucht und erste Kontakte zu deutschen Kirchenvertretern geknüpft hatten. Die Dokumente, die in der Zeit zwischen Mai und Dezember 1945 entstanden, hatte Vollnhals unter anderem in den „National Archives in Washington“, in den damals noch in Colmar lagernden Beständen der „Archives de l’Occupation française en Allemagne et en Autriche“³ sowie im „Archiv des Lutherischen Weltbundes“ und des „Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf“ entdeckt.

Drei dieser ausländischen Beobachter hatten dabei auch die Badische Landeskirche und die Erzdiözese Freiburg besucht: Sylvester C. Mi-

¹ Aus einem Gespräch des US-amerikanischen Theologen Stewart W. Herman mit Erzbischof Conrad Gröber am 30. Juli 1945 in Freiburg, in: Die evangelische Kirche nach dem Zusammenbruch. Berichte ausländischer Beobachter aus dem Jahre 1945. Bearbeitet von Clemens Vollnhals (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen. Band 3). Göttingen 1988, S. 65.

² Vgl. Anm. 1.

³ Heute lagert dieser Bestand im Archiv des französischen Außenministeriums in La Courneuve bei Paris.

chelfelder und Stewart W. Herman aus den USA sowie Marcel Sturm aus Frankreich. Ihre Berichte sind eine einmalige historische Quelle für die Situation der evangelischen und der katholischen Kirche in Baden in den ersten Nachkriegsmonaten 1945.

Wer waren diese drei Besucher aus dem Ausland, die im Sommer und Herbst 1945 das Gebiet der Evangelischen Landeskirche Badens und der Erzdiözese Freiburg bereisten?

Der 1889 in Ohio geborene Sylvester C. Michelfelder hatte sich während der Weltwirtschaftskrise als Superintendent der Lutherischen Kirche in der Stahlstadt Pittsburgh den Ruf eines fähigen Organisators für kirchlich-soziale Notprogramme erworben. Im April 1945 war Michelfelder zum Koordinator für die Hilfs- und Wiederaufbaumaßnahmen des Lutherischen Weltkonvents⁴ ernannt worden. Nachdem er im Juli 1945 mit dem amerikanischen Truppentransporter SS „Mariposa“ Europa erreicht hatte, begann er sofort von Genf aus mit der Organisation der Nothilfe des Lutherischen Weltkonvents. 1947 bis zu seinem Tod 1951 hatte Michelfelder, der über gute Deutschkenntnisse verfügte, das Amt des Exekutivsekretärs des Lutherischen Weltbundes inne.⁵

Der zweite US-amerikanische Beobachter war der 1909 in Harrisburg geborene Stewart W. Herman. Dieser lutherische Geistliche hatte in den Dreißigerjahren in Straßburg, Göttingen und Berlin Theologie studiert und war von 1936 bis zum Kriegseintritt der USA 1941 amerikanischer Gesandtschaftspfarrer in Berlin. Danach war er in Deutschland einige Monate interniert und kehrte 1942 über Lissabon in die USA zurück, wo er ein Buch über den deutschen Kirchenkampf veröffentlichte. 1945–47 war Herman stellvertretender Leiter der Wiederaufbau-Abteilung des Ökumenischen Rates in Genf. Gleich sein erster Deutschlandbesuch führte ihn am 30. Juli 1945 ins badische Freiburg, wo er Erzbischof Conrad Gröber und den Leiter der Bekennenden Kirche in Baden, Pfarrer Karl Dürr, traf. Einige Tage später begegnete er in Heidelberg Pfarrer Hermann Maas.⁶ In den Fünfzigerjahren leitete Herman den Flüchtlingsdienst des Lutherischen Weltbundes und konnte in dieser Funktion tausende von „Displaced Persons“ die Einwanderung in die

⁴ Des Vorläufers des Lutherischen Weltbundes.

⁵ Vgl. Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. XXIX/XXX.

⁶ Ebd., S. XXX–XXXII.

USA und nach Kanada ermöglichen. Danach war er Präsident der renommierten „Lutheran School of Theology“ in Chicago. Herman starb 2006 hochbetagt in New York. Ebenso wie Michelfelder nahm Herman an der Tagung des Rates der EKD in Stuttgart teil, bei der am 18. und 19. Oktober 1945 das „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ verabschiedet wurde.

Der 1905 geborene Franzose Marcel Sturm war nach seinem Theologiestudium von 1929 bis zum Kriegsbeginn 1939 Pfarrer im elsässischen Hüningen. Nach seiner Gefangennahme als französischer Soldat durch die deutsche Wehrmacht 1940 gelang ihm unter abenteuerlichen Umständen die Flucht nach Algier, wo er später als Vertreter der „Fédération Protestante“ im Stab von General de Gaulle mitarbeitete. Im August 1945 wurde er reformierter Feldbischof der französischen Besatzungs-Armee in Deutschland („Aumônerie protestante“). Zur französischen Besatzungszone gehörten die Pfälzische Landeskirche sowie der südliche Teil der Württembergischen und der Badischen Landeskirche. Das ebenfalls französisch besetzte Saargebiet gehörte im Wesentlichen zur evangelischen Kirche des Rheinlandes. Sturm hatte seine erste Reise durch das französische Besatzungsgebiet im Juli 1945 unternommen und war – ebenso wie Michelfelder und Herman – Teilnehmer der EKD-Ratstagung im Oktober 1945 in Stuttgart. Er war ein ausgewiesener Kenner der evangelischen Kirchen in Deutschland und galt als entschiedener Fürsprecher des sogenannten bruderrätlichen Flügels der Bekennenden Kirche um Martin Niemöller und Karl Barth, da er eine national-konservative Restauration des deutschen Protestantismus befürchtete.⁷

Über seine erste Reise nach Baden am 30. Juli 1945 berichtete Stewart Herman:⁸

⁷ Ebd., S. XIX/XX. Zu Sturm vgl. Michael Losch, Der evangelische „Feldbischof“ Marcel Sturm – ein „Brückenbauer“ zwischen den evangelischen Christen Deutschlands und Frankreichs, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 99 (1999), S. 208–251, sowie Jörg Thierfelder, der Sturm einen „Glücksfall für die evangelischen Kirchen“ nannte, „der sich oft genug als Vermittler zwischen den Besatzungsbehörden und den Kirchen einsetzte“ (Jörg Thierfelder, Die Kirchenpolitik der Besatzungsmacht Frankreich und die Situation der evangelischen Kirche in der französischen Zone, in: Kirchliche Zeitgeschichte. Internationale Halbjahresschrift für Theologie und Geschichtswissenschaft 2 (1989), S. 221–238, hier S. 238).

⁸ Stewart W. Herman: Baden (30. Juli und 5. August 1945), in: Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 64–69, hier S. 64–66.

“Freiburg – Archbishop Gröber⁹ and Joseph Wirth¹⁰ (Roman Catholic).

Visited city on July 30 shortly after crossing Germany from Basel [...] Center of town is demolished and great heaps of rubble cover the sidewalks. The cathedral stands almost alone, its fabric apparently untouched but actually stripped of all glass and other ornament. The organ was being repaired. All of the protestant churches have been destroyed.¹¹ Out of the fresh memory of the destruction seems to protrude the incredible fact that the air-raid lasted only twenty minutes.

In company with Herr Joseph Wirth, former Reichskanzler, we called on Archbishop Gröber in his damaged palace. He sleeps, eats and works in a single room overlooking the gutted remains of a large school. Gröber observed that ‘everywhere in Germany an energy for reconstruction is appearing’ but that this energy is not harnessed by the occupying authorities. The province of Baden, for example, is fairly able to feed itself provided that transportation is organized to bring food from the countryside into the towns which may soon be starving. Bread is almost gone there is no wood for fuel. Furthermore the Americans do not seem inclined to permit German foodstuffs to pass from their zone into French zone. He suggested that trucks be procured from Switzerland, bearing Swiss license plates. (Some 30 trucks for Freiburg are used exclusively by the French.) Furthermore, nothing is now being done to repair railroads, which are in irregular and infrequent operation. Additional observations: There is no

⁹ Conrad Gröber (1872–1948), 1931 Bischof von Meissen, 1932–1948 Erzbischof von Freiburg.

¹⁰ Joseph Wirth (1879–1956), 1920/21 Reichsfinanzminister (Zentrum), 1921/22 Reichskanzler, 1930/31 Reichsinnenminister, 1933 Emigration in die Schweiz. Aus der umfangreichen und teilweise kontroversen Literatur zu Gröber sei hier nur zitiert: Erwin Keller, Conrad Gröber 1872–1948. Erzbischof in schwerer Zeit. Freiburg/Basel/Wien 1981, sowie Bruno Schwalbachs zweibändiges Werk: Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur, Karlsruhe 1986 / Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe, Karlsruhe 1994. Vgl. zusammenfassend die kritisch-konstruktive Abwägung des Freiburger Archivdirektors Christoph Schmider, (Kein) Ende der Debatte? Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus, in: FDA 136 (2016), S. 249–273.

¹¹ Tatsächlich zerstört waren Ludwigskirche und Lutherkirche sowie die Barackenkirche der Markuskirche, erheblich beschädigt die Paulus- und die Christuskirche, lediglich die älteste evangelische Kirche Freiburgs, die Haslacher Melancthonkirche, hatte den Angriff unbeschadet überstanden. Vgl. Karl-Heinz Fix, „Suchet der Stadt Bestes“ – Wiederaufbau und Wachstum in der Nachkriegszeit, in: In Gottes Wort gehalten. Die Evangelische Kirchengemeinde Freiburg 1807–2007. Hg von Rüdiger Overmans in Zusammenarbeit mit Ulrich Bayer u. a., Freiburg 2006, S. 51–58, hier S. 51.

medicine and not a gram of insulin in Freiburg now. Despite Swiss promises, no bricks are available to protect damaged homes against weather and winter. Not a meter of leather for shoes. Doctors are on their feet from early morning till late night, 6 a.m. to 9 p.m. [...] Freiburg faces sure catastrophe this winter [...]

Further: The church is proceeding, by permission, with religious instruction in many schools and sanctuaries ... Pastoral letters may be published in Freiburg, but not in Aachen. American authorities do not even permit publication of church bulletins [...]

Further: Atrocities have occasioned great shock and bitterness. Some women were raped forty times. Heidelberg escaped with only 8 cases. Russians and Poles¹² are still roaming at large and plundering, especially the isolated farmhouse.”¹³

¹² Hierbei handelte es sich um befreite ehemalige Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene aus Polen und der Sowjetunion.

¹³ Die Übersetzung der hier wiedergegebenen Dokumente aus dem englischen bzw. französischen Originaltext erfolgte durch den Verfasser.

„Freiburg – Erzbischof Gröber und Joseph Wirth (römisch-katholisch).

Besuch der Stadt erfolgte am 30. Juli kurz nach dem Betreten Deutschlands von Basel aus [...]. Das Stadtzentrum ist zerstört und riesige Schutthaufen bedecken die Bürgersteige. Die Kathedrale steht völlig allein, ihr Bau scheint unberührt zu sein, aber sie ist ihrer Glasfenster und aller Verzierung beraubt. Die Orgel wird gerade wieder repariert. Angesichts der noch frischen Erinnerung an die Zerstörung scheint vor allem die unglaubliche Tatsache zu beeindruckend, dass der gesamte Luftangriff nur zwanzig Minuten gedauert hat.

In Begleitung von Herrn Joseph Wirth, dem ehemaligen Reichskanzler, wurden wir zu Erzbischof Gröber in sein beschädigtes Palais gerufen. Er schläft, isst und arbeitet in einem einzigen Raum, von dem man in die ausgehöhlten Reste eines großen Schulgebäudes blicken kann. Gröber bemerkt, dass ‚überall in Deutschland Energie für den Wiederaufbau aufzublühen scheint‘, dass aber diese Energie von den Besatzungsmächten nicht nutzbar gemacht werde. Die Provinz Baden sei beispielsweise leidlich in der Lage, sich selbst zu ernähren, vorausgesetzt, dass die Transporte organisiert werden, um Nahrung vom Land in die Städte zu bringen, die bald unter Hunger leiden werden. Das Brot ist fast ganz ausgegangen und es gibt kein Holz als Brennmaterial. Die Amerikaner sehen sich außerdem nicht veranlasst, die Erlaubnis zu erteilen, damit Nahrungsmittel von ihrer Zone in die Französische Zone passieren können. Er schlug vor, Lastwagen aus der Schweiz zu organisieren, die mit Schweizer Kennzeichen ausgestattet sein sollten. (In Freiburg würden an die 30 Lastwagen ausschließlich von den Franzosen verwendet werden.) Außerdem sei es unbedingt notwendig, die Eisenbahnen wieder in Stand zu setzen, die nur unregelmäßig und sehr selten fahren würden. Weitere Beobachtungen:

Es gibt gegenwärtig in Freiburg praktisch keine Medikamente und kein Gramm Insulin. Entgegen Schweizer Versprechen sind keine Backsteine verfügbar, um zerstörte Häuser gegen Wind und Wetter zu schützen. Es gibt keinerlei Lederbestände für Schuhe. Ärzte sind von frühmorgens bis spät in die Nacht auf den Beinen, von 6 Uhr morgens bis 21 Uhr abends [...] Freiburg geht im nächsten Winter einer Katastrophe entgegen.

Des Weiteren: Die Kirche verhandelt, mit Erlaubnis, über die religiöse Unterweisung in zahlreichen Schulen und religiösen Einrichtungen. Da es sonst keinen regulären Schulunter-

Über die Universität Freiburg berichtete Gröber seinem amerikanischen Gesprächspartner: *“The University has been destroyed and now some of the professors are interned but a man like Heidegger is still free. So are other Nazis. Stalwart men were Profs. von Dietze and Ritter.”*¹⁴ Herman ergänzte an dieser Stelle seine Aufzeichnungen über das Gespräch mit Gröber und notierte über von Dietze und Ritter: *“These names were given to me in Geneva and I believe they are protestants.”*¹⁵

Im Blick auf die evangelische Kirche meinte Erzbischof Gröber: *“Relations with the Lutheran Church are excellent but the protestants lost ‘a lot of blood’ in the war and there is no strong leadership.”*¹⁶

Bemerkenswert ist diese ausgesprochen positive Charakterisierung der Beziehungen zur evangelischen Kirche, sicherlich typisch für die unmittelbare Nachkriegszeit nach dem Ende der NS-Diktatur. In den 1950er-Jahren kam es dann immer wieder zu Spannungen im evangelisch-katholischen Verhältnis, etwa bei der Vergabe von Posten im öffentlichen Leben. Vor allem der unerwartet hohe Zuzug protestantischer Flüchtlinge in die Französische Zone und damit auch nach Südbaden ab etwa 1948/49 veränderte in Freiburg den Konfessionsproporz.¹⁷

Hermans Fazit über sein Treffen mit Gröber lautete: *“The old man is undoubtedly a strong and steady Gibraltar in the oceans of trouble in*

richt gibt, kann der kirchliche Unterricht immer morgens stattfinden. Pastorale Zeitschriften können zwar in Freiburg, nicht jedoch in Aachen veröffentlicht werden. Amerikanische Besatzungsbehörden geben nicht einmal die Erlaubnis für die Publikation kirchlicher Verlautbarungen [...]

Außerdem: Grausamkeiten haben großen Schrecken und Verbitterung hervorgerufen. Einige Frauen wurden bis zu vierzigmal vergewaltigt. Heidelberg kam mit 8 Fällen davon. Befreite Russen und Polen durchstreifen noch immer das Land und plündern, vor allem abseits gelegene Bauernhöfe [...]

¹⁴ „Die Universität ist zerstört und im Moment sind einige der Professoren interniert, wohingegen ein Mann wie Heidegger frei herumläuft. Und so verhält es sich auch mit anderen Nazis. Aufrechte Männer waren die Professoren von Dietze und Ritter.“

¹⁵ „Diese Namen habe ich in Genf erhalten und ich glaube, dass es sich um Protestanten handelt.“ (Genf als Sitz des Lutherischen Weltkonvents und des provisorischen Weltkirchen-Rates, Anm. U. Bayer.)

¹⁶ „Die Beziehungen zur Lutherischen Kirche (gemeint ist die Evangelische Landeskirche in Baden, Anm. U. Bayer) sind ausgezeichnet, aber die Protestanten haben im Krieg einen hohen Blutzoll bezahlt und haben zudem keine starke Führerschaft.“

¹⁷ 1907 gab es in Freiburg ca. 21000 Protestanten, 1950 rund 37000 und 1970 ungefähr 60000, was etwa einer Verdreifachung in etwas mehr als 60 Jahren entspricht, vgl. Fix, „Suchet der Stadt Bestes“ (wie Anm. 11), S. 54.

*which many Germans are drowning. He was deeply touched by the Swiss radio's solemn announcement of Germany's defeat.*¹⁸

Über den ehemaligen Zentrums-Reichskanzler Joseph Wirth, der bei dem Gespräch mit Gröber anwesend war, urteilte Herman, dass Wirth ein gealterter Mann sei, der auf nationaler Ebene künftig in Deutschland keine besondere Rolle mehr spielen werde.¹⁹

Am gleichen Tag traf Stewart Herman in Freiburg den Leiter der Bekennenden Kirche in Baden, Pfarrer Karl Dürr.²⁰ Über diese Begegnung notierte Herman:²¹

“Freiburg – Pfarrer Dürr, leader of the Bekennende Kirche.

Visited Dürr on July 30 and found him at home (Dreisamstrasse 11) with three colleagues, deep in a discussion of church problems. I had only a halfhour with him and them but promised to return in a couple of weeks.

Others were: Pfarrer Hof²², whose name had been given to me in Geneva as the most capable young minister in Freiburg, Pfarrer Hesselbacher²³, a relative of Pastor Maas in Heidelberg, and Horch.²⁴ Hof seemed to be the likeliest man of the future in the quartet. Hesselbacher was pleasant but looked innocuous. Horch and, to a certain extent, Dürr seemed to be very bitter and somewhat hysterical, either because of the bombing or the present desperate situation. Dürr related the terror of the 20 minute raids, stating that in Pforzheim, where his father lived, over

¹⁸ „Dieser alte Mann ist zweifellos eine Art starkes und beständiges Gibraltar in den Meeren von Problemen, in die viele Deutsche hineingezogen wurden. Er war zutiefst berührt über die Meldung der deutschen Kapitulation in einer feierlichen Bekanntmachung durch den Schweizer Rundfunk.“

¹⁹ Vgl. Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 66.

²⁰ Karl Dürr (1892–1976), 1925 Pfarrer in Pforzheim, 1935 Freiburg, 1934 Vorsitzender des badischen Bruderrates, 1935 Mitglied des Reichsbruderrates, 1945–58 Oberkirchenrat Karlsruhe, 1949 ständiger Stellvertreter des Landesbischofs. Zu Dürr vgl. Caroline Klausning, Die Bekennende Kirche in Baden. Machtverhältnisse und innerkirchliche Führungskonflikte 1933–1945 (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte, Band 4), Stuttgart 2014.

²¹ Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 66/67.

²² Otto Hof (1902–1980), 1930 Pfarrer in Friedrichstal, 1937 Freiburg, 1946 Kreisdekan (Prälat) für Südbaden, 1949 Honorarprofessor Freiburg, 1953–67 Oberkirchenrat Karlsruhe.

²³ Arnold Hesselbacher (1904–1996), 1933 Pfarrer in Rinklingen, 1938 Rektor Melanchthonstift Freiburg, 1945 Pfarrer Freiburg, 1956–70 Dekan Baden-Baden.

²⁴ Fritz Horch (1894–1961), 1925 Pfarrer Triberg, 1929 Mannheim, 1936 Freiburg, 1939–61 Dekan Freiburg.

40,000 people died last February in a congested residential area of some 60,000 population.²⁵ The city contained some 55,000 protestants.

Of 14 evangelical pastors in Freiburg, only 6 remain. Two-thirds of them had been called into military service and some had returned only recently. Services are being conducted in little halls (Saalchens).

Suggestion: I reported that the World Council (of churches) would be able to supply some barrack-chapels and they all spontaneously jumped eagerly at the proposal. Personally, I think that even one barrack would do much to lift the ugly mood of desperation which up till now (one week later) is the worst I have found.²⁶ Hof felt only 1500 bricks or tiles were required to carry out necessary repairs on his church, without which – on the other hand – the building may be ruined.²⁷

The question of transport was again uppermost. Freiburg is out of touch with the rest of Baden and the contacts of the Confessional Church – which evidently is not very strong – are difficult to maintain. It even took a month (from June 20 to July 27) for the Landesbischof's letter to arrive from Karlsruhe.

Suggestion: Dürr needs gasoline for his auto in order to maintain official contacts. He inferred that the Catholics got a good supply. Yet it was he who told me that the French Governor is the son of a protestant pastor.

Horch burst out with the declaration that if nothing were done for the church and by the church, the United States would have its concentration camps too. This was said in violent response to my remark that the churches of the world must now work closely together. Horch impressed me as belonging to those Germans who are reluctant to accept any responsibility for the sufferings which have boomeranged so terribly, especially on

²⁵ Bei dem schweren Bombenangriff auf Pforzheim am 23. Februar 1945 starben wahrscheinlich mehr als 17 000 Menschen, die britische Royal Air Force schätzte intern den Angriff als erfolgreicher ein als das Bombardement Dresdens zehn Tage zuvor. Zu Einzelheiten vgl. Ulrich Bayer, Die Auswirkungen des Luftkriegs auf Kirchengemeinden in Baden, in: Udo Wenemuth (Hg.), Unterdrückung – Anpassung – Bekenntnis. Die Evangelische Kirche in Baden im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Band 63). Karlsruhe 2009, S. 209–230, speziell zu Pforzheim: S. 221–225.

²⁶ Ein Beispiel für eine solche vom Lutherischen Weltkonvent nach Freiburg gelieferte Notkirche war der 1946 als Barackenkirche für die Luthergemeinde beim Hauptfriedhof errichtete Bau, der dann – nach Fertigstellung der wieder aufgebauten Lutherkirche – von 1953 bis 1968 der Markuskirche Freiburg als Notkirche diente.

²⁷ Hof war Pfarrer an der Christuskirche, es könnte sich hier aber auch um die Pauluskirche handeln, die erheblich stärker beschädigt war (Anm. U. Bayer).

*the night of November, 27, 1944.*²⁸ *The populace which had been spared hitherto did not expect a raid.*

P.S. My reception at the Evangelische Pfarramt rather disconcerted me because I had the unpleasant feeling that the atmosphere was hostile to my entrance as an American. Later the four men became more cordial but the session was undoubtedly strained. Dürr could not keep tears from his eyes as he spoke of Pforzheim and Horch's manner was almost aggressive.

*Dürr gave me a copy of the Episcopal Letter written by Landesbischof Kühlewein on June 26. This document is remarkably unsatisfactory and unedifying. It speaks of the suppression of freedom and the persecution of the church as though the Christians of Germany bore no responsibility [...] almost the familiar refrain of 'belogen and betrogen'. The immoralities of Nazism are, however, accurately catalogued and the blame is placed on disobedience to God.*²⁹

*The superficiality of the statement becomes painfully evident in the Bishop's subsequent preoccupation with Nazidom's assumption of strict financial control over the church as a lever of control by a handful of 'Deutsche Christen'. Now the catastrophe has followed the crash of the Nazi State, the Bishop appeals for Christian revival, especially for the salvation of the youth, and for self-sacrificing offerings.*³⁰

²⁸ Dem Tag des Bombenangriffs auf Freiburg, der ca. 2800 Opfer forderte.

²⁹ Der Text des Hirtenbriefes von Landesbischof Kühlewein vom 26. Juni 1945 ist abgedruckt in: Die Evangelische Landeskirche in Baden im Dritten Reich. Quellen zu ihrer Geschichte. Band V: 1933–1945/46, hg. von Gerhard Schwinge. Karlsruhe 2004, S. 348–351. Gerhard Schwinge kommentiert den Hirtenbrief in seiner Einleitung: „Auch wenn sich LB Kühlewein darin um keine wirkliche Vergangenheitsbewältigung bemühte und etwa die Frage nach dem eigenen Versagen nicht wirklich aufnahm, versuchte er doch auf seine Weise, seinem Amtsauftrag gerecht zu werden“ (ebd., S. 348).

³⁰ „Freiburg – Pfarrer Dürr, Leiter der Bekennenden Kirche.

Ich besuchte Dürr am 30. Juli und traf ihn in seinem Haus (Dreisamstrasse 11) mit drei Kollegen, mit denen er sich in einer heftigen Diskussion über kirchliche Probleme befand. Ich hatte nur eine halbe Stunde Zeit für ihn und die anderen, aber ich versprach, nach einigen Wochen wiederzukommen. Die anderen Teilnehmer waren: Pfarrer Hof, dessen Name mir in Genf gegeben wurde mit der Bemerkung, es handle sich dabei um den fähigsten jungen Pfarrer in Freiburg, Pfarrer Hesselbacher, ein Verwandter von Pfarrer Maas in Heidelberg, sowie Horch. Hof schien dabei in diesem Quartett der aussichtsreichste Mann für die Zukunft zu sein. Hesselbacher war angenehm, aber er wirkte harmlos. Horch, und zu einem gewissen Grad auch Dürr, schienen sehr verbittert und irgendwie auch hysterisch, vielleicht wegen der Bombenangriffe oder der gegenwärtigen verzweifelten Lage.

Dürr erzählte vom Terror der 20-minütigen Luftangriffe, von denen er besonders den auf Pforzheim erwähnte, wo sein Vater lebte, dabei sind im vergangenen Februar mehr als 40 000

Einen Monat später, am 5. August 1945, traf Stewart Herman in Heidelberg Pfarrer Hermann Maas. Die von Herman über dieses Treffen sowie über seine Begegnungen mit Maas im Oktober 1945 und am Rande der Brettener Synode Ende November 1945 gemachten Aufzeichnungen hat Markus Geiger in seiner Biografie über Maas 2016 dokumentiert.³¹ Im Zusammenhang mit seinem Bericht über die Brettener Synode gab Stewart Herman auch eine Einschätzung des französischen Feldbischofs Sturm wieder, die die Nichtwahl von Hermann Maas zum Landesbischof mit folgender Argumentation zu erklären versuchte: *“Maas was not elected because he was too old and too liberal.”*³²

Einen erschütternden Eindruck über das Ausmaß der Zerstörung, aber auch eine interessante Einschätzung über den offensichtlichen Zusammenbruch der nationalsozialistischen Ideologie in der deutschen Gesellschaft bietet der Bericht des französischen protestantischen Feldbischofs Marcel Sturm über eine Reise durch die Französische Besatzungszone, datiert vom 5. August 1945:³³

Menschen umgekommen innerhalb eines überfüllten Wohngebietes mit etwa 60 000 Einwohnern. In der Stadt gab es etwa 55 000 Protestanten.

Von den 14 evangelischen Pfarrern in Freiburg sind nur 6 übriggeblieben. Zwei Drittel von ihnen waren zum Militärdienst gezogen worden und einige sind erst kürzlich zurückgekehrt. Gottesdienste werden in kleinen Räumen abgehalten (Saalchens).

Vorschlag: Als ich berichtete, dass der Weltrat (der Kirchen) in der Lage sei, einige Barackenkirchen bereitzustellen, reagierten sie spontan ganz begeistert auf den Vorschlag. Ich persönlich denke, dass schon eine einzige Baracke viel bewirken würde, um der schrecklichen Form von Verzweiflung entgegenzuwirken, die bis zum jetzigen Zeitpunkt (eine Woche später) die schlimmste war, die ich bisher angetroffen habe.

Hof führte aus, dass nur 1500 Backsteine oder Dachziegel erforderlich seien, um dringende Reparaturarbeiten an seiner Kirche auszuführen, ohne deren Durchführung – andererseits – das Gebäude ruiniert wäre.

Die Transportfrage stand ebenfalls wieder ganz oben an. Freiburg ist ohne Kontakt zum Rest von Baden und die Beziehungen der Bekennenden Kirche – die augenscheinlich gar nicht so stark ist – sind nur schwer aufrechtzuerhalten. Es dauerte zum Beispiel mehr als einen Monat (vom 20. Juni bis zum 27. Juli), bis der Brief des Landesbischofs angekommen war.

Vorschlag: Dürr benötigt Benzin für sein Auto, um offizielle Kontakte aufrechtzuerhalten. Er deutete an, dass die Katholiken eine gute Versorgung bekämen. Er war es auch, der mir erzählte, dass der französische (Militär-)Gouverneur Sohn eines protestantischen Pastors ist.

Horch platzte mit der Erklärung heraus, dass die Vereinigten Staaten, wenn jetzt nichts für die Kirche und durch die Kirche getan werde, bald ihre eigenen Konzentrationslager haben würden. Das sagte er als eine aggressive Antwort auf meine Bemerkung, dass die Kirchen der Welt nun enger zusammenarbeiten müssten. Horch beeindruckte mich dadurch, dass er zur Gruppe derjenigen Deutschen gehört, die sich sträuben, irgendeine Verantwortung für das Leid anzuerkennen, das sich in so schrecklicher Weise als Bumerang erwies, speziell in der Nacht vom 27. November. Die normale Durchschnittsbevölkerung, die bis dahin verschont geblieben war, hatte keinen Luftangriff erwartet.

„*Marcel Sturm: Quelques Impressions d'un recent Voyage dans la Zone Française (Bade-Wurtemberg), Juillet 1945 [...]*

L'impression première est celle d'une vie collective complètement ruinée. Il n'y a ni postes, ni chemins de fer, à peine quelques services publics et un minimum d'administration générale. Les Français n'administrent pas directement, mais par l'intermédiaire des Allemands. On n'a pas eu de difficultés à trouver des collaborateurs à cet effet, et, d'une manière générale, on est frappé de l'empressement que montrent les Allemands à être agréables et à se rendre utiles. Des personnalités allemandes interrogées prétendent qu'ils ne redoutent nullement de se compromettre avec les Français [...]

Il y a une grande désorientation des esprits et les hommes semblent être préoccupés essentiellement des problèmes immédiats, celui du ravitaillement, du logement, ainsi que de la reprise des relations avec leurs amis ou leurs familles au loin et dont ils sont séparés.

On trouve de nombreuses personnes très 'ennuyées', ayant à faire face à une quantité de problèmes pénibles, mais aucune manifestation d'une véritable souffrance spirituelle qui serait causée par l'anéantissement de sa nation et sa défaite retentissante. Nous n'avons trouvé trace d'aucune

P.S. Meine Aufnahme in diesem *evangelischen Pfarramt* hat mich ziemlich aus der Fassung gebracht, weil ich das unangenehme Gefühl hatte, dass die Atmosphäre, die mir als Amerikaner beim Eintritt entgegenschlug, feindlich war. Im Laufe der Zeit wurden die vier Herren etwas herzlicher, aber das Treffen blieb zweifellos angespannt. Dürr konnte seine Tränen kaum zurückhalten, als er über Pforzheim sprach und Horchs Art war schon beinahe aggressiv.

Dürr überreichte mir die Kopie eines Bischofs-Briefes, den Landesbischof Kühlewein am 26. Juni geschrieben hatte. Dieses Dokument ist bemerkenswert unbefriedigend und wenig erbaulich. Es spricht von der Unterdrückung der Freiheit und der Verfolgung der Kirche gerade so, als ob die Christen in Deutschland keinerlei Verantwortung trügen [...] fast wie der bekannte Slogan von ‚*belogen und betrogen*‘. Die Verderbtheit des Nazismus ist jedoch genauestens aufgeführt und die Schuld wird auf den Ungehorsam gegenüber Gott zurückgeführt.

Die Oberflächlichkeit der Erklärung wird schmerzhaft deutlich in der nachträglichen Sorge des Bischofs über die Nazi-Übernahme der kompletten Finanzaufsicht über die Kirche als ein Druckmittel der Kontrolle, ausgeführt von einer Handvoll ‚*Deutscher Christen*‘. Nachdem nun die Katastrophe auf den Zusammenbruch des Nazi-Staates gefolgt ist, appelliert der Bischof an eine christliche Wiedergeburt insbesondere zur Rettung der Jugend und an ein hingebungsvolles Selbstopfer.“

³¹ Vgl. Markus Geiger, Hermann Maas – Eine Liebe zum Judentum. Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten (Buchreihe der Stadt Heidelberg, Band XVII). Heidelberg 2016, S. 319–325 und S. 331–335.

³² Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 298. „Maas wurde nicht gewählt, weil er zu alt und zu liberal war.“

³³ Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 49–55.

ferveur spirituelle. Etant donné l'écroulement total de la Weltanschauung qui s'était répandue ces dernières années, et qui n'a laissé qu'un grand vide, le nihilisme guette ce peuple.

Du point de vue politique, le Nazisme semble avoir vécu. Décidément, ses prophètes n'ont pas eu de chance; ils n'ont pas réussi; il est donc définitivement liquidé ... Mais une impression se dégage: de vastes couches de la population, tout en rejetant le National-Socialisme, sont restées foncièrement nationalistes. C'est surtout vrai pour les milieux cultivés [...] On tourne le dos à Hitler, mais on suivrait un second Bismarck aussi aveuglément que l'ancien Führer. Il semble que ceci soit vrai également pour les milieux dirigeants des Eglises, aussi bien de l'Eglise Protestante que l'Eglise Catholique, sans en excepter les milieux de la Bekenntniskirche.

D'après des renseignements de source très sûre, une trentaine de pasteurs (ou de dirigeants influents) de l'Eglise de Bade s'étaient inscrits au Parti [NSDAP] [...] Ils ont été éliminés de l'administration par une mesure générale³⁴ [...] La proportion des prêtres catholiques inscrits au Parti était sensiblement inférieure à celle des pasteurs protestants. Le cas des ‚Deutsche Christen‘ qui n'étaient pas membres du Parti n'est pas encore réglé³⁵ [...] En dépit des lettres pastorales retentissantes lancées par le Cardinal Gröber³⁶ d'une part, par le Landesbischof Kühlewein d'autre part, les plus hautes autorités françaises disent que les Eglises allemandes n'ont fait, depuis quatre mois³⁷, qu'une ‚politique allemande‘ et pas du tout une ‚politique religieuse‘. Ceci serait cependant vrai plus encore pour l'Eglise Catholique que pour l'Eglise protestante.

Contredisant partiellement cette opinion des plus hautes autorités françaises, on entend trop couramment dire: ‚Les protestants sont pro-nazis, les catholiques anti-nazis‘. En dépit de leur nationalisme vivace et diffus, les autorités ecclésiastiques allemands ne se gênent nullement pour collaborer avec l'autorité occupante [...] Pour le moment, non seulement il y a une liberté entière dans la célébration du culte, dans l'instruction re-

³⁴ Zur Entnazifizierung von Pfarrern der Badischen Landeskirche vgl. Ulrich Bayer, „Eputation du clergé protestant“ – Zur Entnazifizierung evangelischer Pfarrer in der französischen Besatzungszone, in: Jahrbuch für Badische Kirchen- und Religionsgeschichte 8/9 (2014/15), S. 129–136.

³⁵ Dies wurde erst auf der ersten badischen Nachkriegs-Landessynode in Bretten Ende November 1945 geregelt, die dort ein „Gesetz zur Wiederherstellung eines bekenntnisgebundenen Pfarr(er)standes“ verabschiedete, vgl. Bayer, „Eputation“, S. 132.

³⁶ Hier irrt Sturm, denn Erzbischof Gröber war kein Kardinal (Anm. U. Bayer).

ligieuse de la jeunesse, mais on pousse à généraliser de nouveau les leçons de religion (trois heures per semaine) dans les écoles, et à donner de l'importance aux activités de l'Eglise.

Les autorités françaises du pays de Bade exigent la réinstitution d'un Synode régulièrement constitué, ce à quoi l'Oberkirchenrat ne met que peu d'empressement.³⁸

Nous n'avons trouvé une attitude libérée de tout nationalisme étroit, conscient ou inconscient, qu'auprès de quelques pasteurs wurtembergeois influencés par Karl Barth.³⁹ Avec ces derniers, il était possible de parler rapidement ‚le même langage‘ et de se mouvoir sur le même plan. Chez plusieurs autres, leur dénégation verbale de tout nationalisme étroit était en contradiction flagrante avec la manifestation pratique qu'ils venaient de fournir précédemment dans leur conversation. Il apparaît que les ‚Barthiens‘ seraient l'élément le plus universaliste et le plus sûr, en somme le plus proche de nous [...]

Dans le pays de Bade, non seulement un Kirchliches Amtsblatt a été autorisé, mais également, depuis une date récente, une feuille religieuse populaire.⁴⁰ Ces publications constituent les premières exceptions faites à l'interdiction générale de toute presse allemande [...] Par ailleurs, les Allemands attendant, surtout de Suisse, l'arrivée de littérature religieuse et théologique, dès que possible.

Les Eglises locales se sentent généralement abandonnées par suite de l'interruption des communications, et beaucoup en sont désorientées [...]

De hautes personnalités ecclésiastiques n'ont pas hésité à affirmer spontanément qu'elles se sentaient prêtes à reconnaître la responsabilité collective du peuple allemand dans ce qui s'est passé, tout en affirmant, bien sûr, et pas entièrement sans raison, qu'elles avaient ignoré ce qui s'était passé exactement dans les camps de concentration [...]

³⁷ Seit der französischen Besetzung Badens zwischen Ende März und Ende April 1945 (Anm. U. Bayer).

³⁸ Offensichtlich war der Oberkirchenrat in der Frage der Reaktivierung der Landessynode nicht so engagiert, wie es sich Sturm und die französischen Behörden wünschten. Das Funktionieren der kirchlichen Verwaltung schien auch ohne Synode möglich.

³⁹ Dabei handelt es sich vermutlich um Pfarrer, die der Kirchlich-Theologischen Sozietät in Württemberg angehörten. Von Eberhard Busch wissen wir, dass Karl Barth bei Besuchen in Freiburg im Juli 1945 auch Kontakt zu Marcel Sturm hatte, vgl. Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf. Nach seinen Briefen und autobiografischen Texten, München 1975, S. 340.

⁴⁰ Vermutlich handelt es sich hier um das seit 1917 von der Erzdiözese Freiburg herausgegebene „Konradsblatt“.

*Une des préoccupations pratiques essentielles pour les Eglises allemandes à l'heure actuelle est celle de la pénurie des pasteurs. Dans le Pays de Bade, 55 % des pasteurs avaient été mobilisés. Un très grand nombre sont prisonniers. Les autorités ecclésiastiques désireraient récupérer le plus tôt possible leurs prisonniers.*⁴¹

Auch über Pläne, eine konfessionsübergreifende Partei, die spätere Christliche Demokratische Union Deutschlands, zu bilden, weiß Sturm zu berichten:

„Des milieux catholiques influents ont fait des ouvertures à des milieux protestants en vue de la reconstitution d'un ‚Parti du Centre Chrétien‘.⁴¹ Il y a de la méfiance chez les protestants qui redoutent que ces propositions ne soient faites que pour se créer un alibi au point de vue confessionnel et ne pas être accusé de cléricalisme [...]

Nous avons une bonne impression d'ensemble de la ‚reprise‘ des Eglises protestantes dans la zone française et des possibilités qui s'offrent à elles. L'Eglise a la voie libre et se trouve d'ores et déjà devant d'immenses responsabilités nouvelles [...]

Je crois que l'heure des Eglises allemandes est venue. Ce sera bientôt aussi sans doute celle de L'Eglise Chrétienne tout court. Il s'agit d'être prêt lorsque les portes s'ouvriront.

*Marcel Sturm.*⁴²

⁴¹ Diese Bemühungen führten schließlich im Dezember 1945 zur Gründung der „Badischen Christlich Sozialen Volkspartei“, einem Vorläufer der CDU. Federführend hierbei war der Freiburger Gymnasialprofessor und spätere badische Staatspräsident Leo Wohleb. Versuche, eine rein katholische Zentrumspartei wiederzugründen, wurden dadurch abgeblockt.

⁴² Marcel Sturm: „Einige Eindrücke von einer kürzlich unternommenen Reise in die Französische Zone (Baden-Württemberg)“, Juli 1945 [...]

Der erste Eindruck ist der eines völlig zerstörten öffentlichen Lebens. Es gibt weder Post noch Eisenbahn, es funktionieren kaum öffentliche Dienste und nur ein Minimum an allgemeiner Verwaltung. Die Franzosen verwalten nicht direkt, sondern über die Deutschen. Es gab bisher keine Schwierigkeiten, in dieser Hinsicht Mitarbeiter zu finden und man ist geradezu überrascht vom Eifer, den die Deutschen an den Tag legen, um angenehm zu erscheinen und sich nützlich zu machen. Verschiedene deutsche Personen, die befragt wurden, gaben an, dass sie sich in keinsten Weise davor fürchteten, sich deswegen mit den Franzosen zu kompromittieren [...]

Es gibt eine große geistige Desorientierung und die Menschen scheinen im Wesentlichen mit Alltagsorgen beschäftigt zu sein, so etwa mit der Lebensmittelversorgung, mit der Wohnungsfrage, ebenso wie mit der Wiederherstellung von Kontakten zu ihren Freunden oder ihren Familien, die sich in der Ferne befinden und von denen sie getrennt sind.

Man trifft auf zahlreiche Menschen, die sehr ‚besorgt‘ sind, die mit einer Menge schwieriger Probleme konfrontiert sind, aber man trifft auf keinen Ausdruck eines echten geistigen Leidens, der verursacht wäre durch die Vernichtung ihrer Nation oder wegen ihrer schallenden

Niederlage. Wir haben keine Spur von geistigem Hass finden können. Es kam vielmehr zu einem völligen Zusammenbruch der bisherigen ‚Weltanschauung‘, die sich in den letzten Jahren ausgebreitet hatte, und die nichts anderes hinterlassen hat als eine große Leere, es ist eher der Nihilismus, der diesem Volk jetzt auflauert.

Vom politischen Standpunkt her scheint der Nazismus besiegt zu sein. Ganz entschieden muss gesagt werden, dass seine Propheten keine Chance mehr haben; sie haben keinen Erfolg gehabt; er ist definitiv besiegt [...] Aber ein Eindruck macht sich doch noch breit: weite Schichten der Bevölkerung, die alle den Nationalsozialismus zurückweisen, sind dennoch weiterhin von Grund auf nationalistisch gesinnt. Das ist vor allem bei den gebildeten Schichten der Fall [...] Man kehrt Hitler den Rücken, aber man würde sofort einem zweiten Bismarck folgen wie man es auch blindlings beim ehemaligen Führer getan hat. Dies scheint auch sicher für die leitenden Ebenen der Kirchen zuzutreffen, und zwar gleichermaßen für die protestantische Kirche wie auch für die katholische Kirche mit Ausnahme der Kreise der ‚Bekennenden Kirche‘. Nach Erkenntnissen aus sehr sicheren Quellen waren etwa 30 Pfarrer (oder andere einflussreiche Leiter) der Kirche von Baden eingeschriebene Mitglieder der Partei [NSDAP] [...] Sie wurden durch eine allgemeine (Straf-)Maßnahme der Verwaltung abgesetzt [...] Der Anteil eingeschriebener Parteimitglieder unter den katholischen Priestern war bedeutend geringer als der der protestantischen Pfarrer. Der Fall von ‚*Deutschen Christen*‘, die keine Parteimitglieder waren, ist noch nicht endgültig geregelt [...] Trotz der Hirtenbriefe, die mit hochtönenden Worten einerseits von Kardinal Gröber, andererseits von Landesbischof Kühlewein in Umlauf gebracht wurden, sagen die höchsten französischen Autoritäten, dass die deutschen Kirchen nach vier Monaten nichts anderes gemacht hätten, als eine ‚deutsche Politik‘ zu betreiben und keinesfalls eine ‚religiöse Politik‘. Dies gilt mittlerweile in stärkerem Maße für die katholische Kirche als für die protestantische Kirche.

Teilweise im Widerspruch zu dieser Meinung höchster französischer Autoritäten hört man häufig auch Folgendes: ‚Die Protestanten sind Pro Nazi, die Katholiken Anti Nazi.‘ Trotz ihres tief verwurzelten und diffusen Nationalismus haben sich die deutschen kirchlichen Autoritäten nie geschämt, mit der Besatzungsmacht zusammenzuarbeiten [...] Im Augenblick gibt es nicht nur eine vollständige Freiheit bei der Abhaltung der Gottesdienste und bei der religiösen Unterweisung der Jugend, sondern man beschleunigt auch die Vereinheitlichung des neuen Religionsunterrichts an den Schulen (derzeit drei Wochenstunden) und will überhaupt den Aktivitäten der Kirche mehr Bedeutung zukommen lassen.

Die französischen Autoritäten im Land Baden fordern die Wiedereinrichtung einer regulär konstituierten Synode, wofür der Oberkirchenrat keinen besonderen Eifer entwickelt.

Wir haben kaum eine Haltung angetroffen, die frei von einem engen Nationalismus war, sei es nun bewusst oder unbewusst, außer vielleicht bei einigen württembergischen Pfarrern, die von Karl Barth beeinflusst sind. Mit Letzteren war es schnell möglich, ‚eine gemeinsame Sprache‘ zu sprechen und sich auf der gleichen Ebene zu bewegen. Bei vielen anderen stand ihre verbale Ablehnung von jeglichem engstirnigen Nationalismus in auffälligem Widerspruch zu den tatsächlichen Überzeugungen, die sie zuvor im Gespräch geäußert hatten. Es scheint so, dass die ‚Barthianer‘ der internationalistischste und sicherste Teil sind, auf jeden Fall diejenigen, die uns am nächsten stehen [...]

Im Land Baden wurde nicht nur ein ‚Kirchliches Amtsblatt‘ zugelassen, sondern ebenso, nach erst kürzlich erfolgter Eintragung, eine volkstümlich religiöse Zeitung. Diese Veröffentlichungen stellen die ersten Ausnahmen dar, die von dem generellen Verbot jeglicher deutscher Presse gemacht wurden [...] Darüber hinaus erwarten die Deutschen vor allem aus der Schweiz sobald als möglich das Eintreffen religiöser und theologischer Literatur.

Die Kirchen vor Ort fühlen sich von allem abgeschnitten, besonders infolge des Abbruchs aller Kommunikation, und viele sind deswegen desorientiert [...]

Hochstehende kirchliche Persönlichkeiten haben nicht gezögert, spontan zu bekräftigen, dass sie sich bereit fühlten, die kollektive Verantwortung des deutschen Volkes für das, was ge-

Mit geradezu prophetischen Worten endet hier der Bericht Sturms über die Lage der christlichen Kirchen in der Französischen Besatzungszone, den er über seine Reise im Juli 1945 verfasst hat – ebenfalls eine sehr frühe Quelle zur badischen Nachkriegs-Kirchengeschichte in den ersten Monaten nach Kriegsende und Kapitulation.

Als abschließendes Dokument sollen hier Auszüge eines Berichts von Sylvester C. Michelfelder über seine Reise nach Baden im Oktober 1945, also einige Monate nach Sturm und Herman, wiedergegeben werden:⁴³

“Report of Dr. Sylvester C. Michelfelder on his Visit to Germany and Alsace, October 15th – 25th, 1945

Thumb-nail descriptions by the way.

My first impressions of destroyed cities in Germany were at Freiburg. The area around the Cathedral Church is one of complete destruction: business-houses and apartment-houses, and in the center of it all the Cathedral Church. Once it was the pride of all people, now shattered and a monument to the destructiveness of man. Brave people are cleaning it up; a few people were kneeling at broken benches, their prayers unobstructed by a ceiling where bombs had torn huge holes. The sky is visible. The beautiful stained glass-windows are gone, blown into smithereines. Someone was working on what was left of the organ⁴⁴; some brave soul,

schehen ist, anzuerkennen, um aber gleichzeitig zu unterstreichen, dass sie sicherlich von dem, was in den Konzentrationslagern genau passierte, nicht unterrichtet gewesen seien [...]

Eine der vordringlichsten praktischen Sorgen der deutschen Kirchen ist zur Stunde der Mangel an Pfarrern. Im Land Baden waren 55% der Pastoren mobilisiert (zum Kriegsdienst eingezogen). Ein sehr große Anzahl sind Kriegsgefangene. Die kirchlichen Autoritäten wünschten sich möglichst bald ihre Gefangenen zurückzubekommen [...]

Einflussreiche katholische Kreise haben Verbindung aufgenommen zu protestantischen Gruppen, im Blick auf die Wiedererrichtung einer ‚Partei des christlichen Zentrums‘. Es gibt allerdings bei den Protestanten ein Misstrauen, weil sie Zweifel daran haben, ob diese Vorschläge nicht deswegen gemacht werden, um sich in konfessioneller Hinsicht ein Alibi zu verschaffen und um nicht des Klerikalismus bezichtigt zu werden [...]

Wir haben insgesamt einen guten Eindruck von der ‚Wiederbelebung‘ der protestantischen Kirchen in der französischen Zone und von den Möglichkeiten, die sich ihnen eröffnen. Die Kirche hat eine freie Stimme und sie befindet sich von jetzt an vor gewaltigen neuen Verantwortungen [...]

Ich glaube, dass die Stunde der deutschen Kirchen gekommen ist. Das wird bald zweifelsohne die der Christlichen Kirche überhaupt sein. Es geht darum, bereit zu sein, weil sich die Türen öffnen werden.

Marcel Sturm.“

⁴³ Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. 184–191, hier: S. 184/185.

⁴⁴ Über die Instandsetzungsarbeiten an der Münsterorgel berichtete auch Stewart Herman.

*an organ-builder no doubt, trying to straighten out the twisted pipes and broken wires. Fortunately the church did not burn as did practically all buildings within several blocks of it. In thirty-five minutes American airmen destroyed what it took centuries to build, killing 35,000 people⁴⁵, most of whom are still lying under the debris in the buildings in the cellars of which they sought refuge and safety. Surviving relatives have placed little crosses and flowers on the heap of rubble which now is their grave. The grass has started to grow mercifully hiding the hideous mounds.*⁴⁶

Über Baden-Baden setzte Michelfelder seine Reise nach Stuttgart fort, wo er am 17. Oktober 1945 eintraf, um dann an der historischen EKD-Ratssitzung teilzunehmen, bei der das „Stuttgarter Schuldbekennnis“ verabschiedet wurde.

Clemens Vollnhals begründete 1988 im Vorwort seiner Edition die Veröffentlichung der Berichte ausländischer Beobachter mit folgenden Worten: *„Die hier vorliegenden Berichte [...] beleuchten aus einer anteilnehmenden, gleichwohl kritisch-distanzierten Perspektive in erster Linie die Neuordnung der evangelischen Kirche unmittelbar nach dem*

⁴⁵ Die tatsächliche Opferzahl des Bombenangriffs auf Freiburg lag bei 2800 Personen, vielleicht meinte Michelfelder 3500, von 35 000 Toten war nie die Rede.

⁴⁶ „Bericht von Dr. Sylvester C. Michelfelder über seine Reise nach Deutschland und ins Elsass vom 15.–25. Oktober 1945.

Beiläufig angefertigte Miniatur-Beschreibungen.

Meine ersten Eindrücke zerstörter Städte in Deutschland waren in Freiburg. Das Gebiet rund um die Cathedral-Kirche weist eine komplette Zerstörung auf: Geschäftshäuser und Wohnhäuser, und inmitten von alldem die Cathedral-Kirche. Einst der Stolz der Einwohner, scheint sie nun wie kahlgeschoren und ein Mahnmal für die Zerstörungskraft des Menschen. Unerschrockene räumen sie auf; einige Menschen knieten auf zerbrochenen Bänken, ihre Gebete werden dabei nicht behindert von einer Kirchendecke, in die Bomben riesige Löcher geschlagen haben. Der Himmel ist sichtbar. Die wunderschönen farbigen Glasfenster sind verschwunden, in tausend Stücke zerschlagen. Jemand arbeitete an dem, was von der Orgel übriggeblieben war; eine mutige Seele, ohne Zweifel ein Orgelbauer, versuchte, die verbogenen Pfeifen und zerbrochenen Drähte wieder herzurichten. Glücklicherweise ist die Kirche nicht verbrannt wie praktisch alle Gebäude innerhalb mehrerer Blocks. Innerhalb von fünfunddreißig Minuten haben Angehörige der amerikanischen Luftwaffe das zerstört, was in Jahrhunderten gewachsen war und haben dabei 35 000 Menschen getötet [Anzahl falsch, vgl. Anm. 45], von denen die meisten noch unter den Trümmern der Häuser liegen, in deren Kellern sie sich sicher und geschützt glaubten. Überlebende Verwandte haben kleine Kreuze und Blumen auf die Trümmerhaufen gestellt, die jetzt ihr Grab bilden. Das Gras hat begonnen, darüber zu wachsen und verdeckt nun gnädig die schrecklichen Trümmerhügel.“

*Zusammenbruch des ‚Dritten Reiches‘; sie sind darüber hinaus aber auch für sozial- und mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen interessant.*⁴⁷

Dem ist auch im Blick auf die unmittelbare badische Nachkriegs-Kirchengeschichte nichts hinzuzufügen.

⁴⁷ Die evangelische Kirche (wie Anm. 1), S. XLIII („Hervorhebung im Original“).

Necrologium Friburgense 2011–2015*

Verzeichnis der in den Jahren 2011 bis 2015
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 2011 bis 2015 sind jahrgangswise in alphabetischer Reihenfolge angelegt. Aufgenommen sind auch Priester, beispielsweise Ordensmänner oder Hochschullehrer, die, ohne der Erzdiözese anzugehören, hier gelebt und gewirkt haben. Zur besseren Erschließung dient das Namensregister am Schluss des Nekrologteils.

2011

Burghardt Christoph Conrad

Geb. 13. 12. 1932 in Batavia/Java; ord. 7. 6. 1959 in Karlsruhe; 1. 7. 1959 Vikar in Radolfzell (Liebfrauen); 5. 8. 1963 Vikar in Karlsruhe–Durlach; 1. 10. 1965 Pfarrvikar in Niefern; 15. 11. 1965 Vikar in Mannheim–Käfertal (St. Laurentius); 24. 10. 1967 Pfarrer in Mühlhausen b. E.; 1. 9. 1997 Ruhestand in Engen; 1. bis 14. 9. 1997 Pfarradministrator in Mühlhausen und Ehingen; gest. 5. 5. 2011 in Engen; beerd. 11. 5. 2011 in Mühlhausen.

Christoph Burghardt verbrachte eine bewegte Kindheit und Jugend im asiatisch-pazifischen Raum. Seinen Vater, den Pforzheimer Kaufmann Gustav Burghardt und dessen Frau Bertha, geb. Stähler, hatte es aus beruflichen Gründen nach Batavia, dem heutigen Jakarta in Indonesien verschlagen. Dort wurde Christoph Burghardt am 13. Dezember 1932 geboren und fünf Tage später auf den Namen Christoph Conrad getauft. Er wuchs zusammen mit zwei Brüdern und zwei Schwestern auf. In Batavia und in Buitenzorg besuchte er die Grundschule. Als jedoch sein Vater im Mai 1940

* Fortsetzung zu Band 132, 2012, S. 137–301

interniert wurde, ging er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Kōbe in Japan, wo er die Grund- und später die Oberschule besuchte.

Die Familie wurde im Herbst 1947 in die künftige Bundesrepublik Deutschland repatriiert und zog nach Pforzheim, in die Heimatstadt der Eheleute Burghardt. Am Reuchlin-Realgymnasium setzte Christoph Burghardt seine Ausbildung fort und legte im März 1953 die Reifeprüfung und eine Ergänzungsprüfung im Griechischen ab. Er bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie der Erzdiözese Freiburg und absolvierte dort sowie in Münster/W. sein Studium. Nach der pastoralpraktischen Ausbildung am Priesterseminar in St. Peter wurden er und neun Mitbrüder am 7. Juni 1959 in Karlsruhe durch Erzbischof Hermann Schäu- fele zum Priester geweiht.

Die Entscheidung zur Berufswahl war Burghardt nicht leichtgefallen. Im Jahre 1956 war er aus dem Theologenkonvikt ausgetreten und hatte ein halbes Jahr in einem Betrieb gearbeitet, bis er als Katechet in Herbolzheim eingesetzt wurde. Diese Erfahrung hatte ihm Mut gemacht und ihn reifen lassen. Der Skrutinialbericht vermerkte 1958, Burghardt wirke nun „*entschiedener und froher*“ und die Seminarkonferenz in St. Peter schrieb ein Jahr später, Burghardt sei „*ein ausgesprochen wertvoller Mensch, wenn auch seine guten Eigenschaften und Fähigkeiten zuerst hinter einer gewissen Zaghaftigkeit und Zurückhaltung verborgen*“ blieben. Er wirkte reifer als seine Kurskollegen, was ihm in der Katechese und auch in der Predigt zugutekam.

Der positive Eindruck bestätigte sich in seiner Vikarszeit, als er von 1959 bis 1967 in Radolfzell, Karlsruhe-Durlach, Niefern und Mannheim-Käfertal wirkte. Mit zeitweise 20 und mehr Stunden Religionsunterricht neben allen anderen pastoralen Aufgaben hatte er ein beachtliches Arbeitspensum zu bewältigen. Er arbeitete gewissenhaft und fand Zugang zu den Menschen.

Durch seine Erfahrungen gut vorbereitet, wurde er zum 24. Oktober 1967 als Pfarrer nach Mühlhausen im Hegau angewiesen. Dreißig Jahre wirkte Pfarrer Burghardt in der Hegau-Gemeinde. In diesen Jahren kümmerte er sich um die bauliche Infrastruktur wie die Innen- und Außenrenovierung der Pfarrkirche, den Neubau von Pfarrhaus und Kindergarten und widmete sich der Einbindung der neu zugezogenen Katholiken in die rasch wachsende Gemeinde. Zum 1. Januar 1978 wurde er zusätzlich mit der Pastoration der Nachbargemeinde St. Stefan in Ehingen betraut und im Jahre 1993 übernahm er vorübergehend auch die Administration der Pfarrei St. Mauritius in Hilzingen-Weiterdingen.

Gesundheitlich angeschlagen, wurde Pfarrer Burghardt im September 1997 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt, den er in Engen verbrachte. Dort und in Mühlhausen-Ehingen-Aach half er weiterhin in der Seelsorge aus. Er starb am 5. Mai 2011 im Senioren- und Pflegeheim in Engen und wurde am 11. Mai in Mühlhausen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Dėdinas J o n a s

Geb. 6. 1. 1923 in Sintautai/Litauen; ord. 31. 7. 1949 in Malines-Mechelen (Belgien); 1959 Lehrer am Litauischen Gymnasium in Lampertheim-Hüttenfeld; 1. 2. 1988 Ruhestand in Hüttenfeld; gest. 6. 1. 2011 in Heppenheim; beerd. 14. 1. 2011 in Hüttenfeld.

Da das Erzbistum Freiburg nicht Pfarrer Jonas Dédinas' Heimatdiözese war, liegt nur eine sehr dünne Personalakte vor; die Informationen zu seiner Biografie sind daher dürftig. Er wurde am 6. Januar 1923 in Sintautai in Litauen geboren, aber wie es damals in seiner Heimat üblich war, galt der Tag der Taufe als Geburtstag, der 10. Januar 1923. Wann Pfarrer Dédinas den Entschluss fasste, Priester zu werden und wie er nach Deutschland kam, ist den Akten nicht zu entnehmen. Er kam jedoch während des Zweiten Weltkrieges nach Eichstätt, wo er Theologie studierte. Nach vier Jahren wechselte er nach Belgien, wo er am Priesterseminar in Malines seine Ausbildung abschloss. Am 31. Juli 1949 wurde er in Löwen/Belgien zum Priester geweiht. Er wirkte anschließend als Seelsorger für die Litauer in Belgien und den Niederlanden, studierte aber zugleich in Löwen Soziologie und Journalismus und machte 1958 seinen Abschluss in diesen Fächern.

Im Jahre 1959 kam Pfarrer Jonas Dédinas in die Erzdiözese Freiburg und unterrichtete fortan am Litauischen Gymnasium in Lampertheim-Hüttenfeld vor allem die Fächer Religion, Gemeinschaftskunde und Litauische Sprache und war Seelsorger der Schülerinnen und Schüler. In den Jahren bis zur Unabhängigkeit Litauens sank die Zahl der litauischen Priester in Deutschland, und da Not am Mann war, übernahm Pfarrer Dédinas die seelsorgerliche Betreuung der litauischen Katholiken in Schwetzingen, Ketsch, Frankfurt, München und Memmingen. Als nach 1991 wieder mehr litauische Priester nach Deutschland kamen, konnte er sich mit seiner Arbeit wieder auf Hüttenberg konzentrieren.

Zwar trat Pfarrer Dédinas zum 1. Februar 1988 in den Ruhestand, aber er unterrichtete weiterhin einige Stunden die Woche das Fach Religion und versah an der Schule die Aufgaben eines Kaplans. Als er im Jahre 2010 daran dachte, in ein Altenheim umzuziehen und im Erzbischöflichen Ordinariat anfragte, ob man in einem Altenheim „eine freie Ecke“ für ihn habe, äußerte er zugleich den Wunsch, das Heim möge nicht so weit von Hüttenfeld entfernt liegen. Er könne durchaus noch Fahrrad oder Auto fahren und wolle weiterhin die erwachsenen Litauer und die Schüler seelsorgerlich betreuen.

Pfarrer Jonas Dédinas starb am 6. Januar 2011 – seinem 88. Geburtstag – im Krankenhaus in Heppenheim. Er wurde am 14. Januar 2011 auf dem Friedhof in Hüttenfeld beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Fauler Max, Monsignore

Geb. 24. 9. 1914 in Baden-Baden; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; ab April 1940 Sanitätssoldat; 8. 2. 1946 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 1950 Vikar in Mannheim (Herz Jesu); 20. 10. 1950 Vikar in Mannheim (St. Nikolaus), zugleich Religionslehrer an der Gewerbeschule Mannheim; 1. 4. 1951 hauptamtlicher Religionslehrer ebd.; 1. 9. 1951 hauptamtlicher Religionslehrer an den Gymnasien Mannheims; 26. 8. 1953 Studienassessor; 20. 5. 1955 Studienrat; 1962 Oberstudienrat; 1. 4. 1964 Oberstudienrat am Berthold-Gymnasium Freiburg; 1966 Gymnasialprofessor; 1. 4. 1970 teilweise Freistellung zur Leitung und Koordination von Weiterbildungsmaßnahmen in der Fachrichtung Religionslehre als Leiter der Religionspädagogischen Arbeitsstelle; 1. 8. 1970 volle Freistellung für diese Aufgabe; 23. 7. 1973 Monsignore; 1. 1. 1978 Ruhestand in Kirchzarten und weiterhin Leiter der Religionspädagogischen Arbeitsstelle;

1. 8. 1982 mit Teildeputat weiterhin Mitarbeiter am Institut für Religionspädagogik (IRP) bis 31. 7. 1984; gest. 8. 3. 2011 in Kirchzarten; beerd. 16. 3. 2011 in Kirchzarten.

Im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum aus dem Jahre 1940 steht zu lesen: „F[auler] hat daheim um seinen Beruf kämpfen müssen.“ Er habe bei seinen Eltern, so steht an anderer Stelle, „keine Heimat“ gefunden und sein Vater Franz X. Fauler, der dem Ortsgeistlichen Pfarrer Anton Aegidius Schell gegenüber keine „besonders freundliche Haltung“ an den Tag legte, unterstütze seinen Sohn in der Schul- und Studienzeit nur kärglich.

Max Fauler wurde am 24. September 1914 in Baden-Baden geboren und wuchs in Ottenhöfen auf, wo er auch zunächst die Volksschule besuchte. Sein Vater war Oberlehrer. Als er die sechste Klasse besuchte, brachten seine Eltern ihn zu einem Onkel auf dessen Hof. Fauler schrieb später, er habe sich ein „ganzes Jahr lang wie ein Knecht mein täglich Brot verdienen“ müssen. Warum die Eltern ihn ein Jahr lang weggaben, ist nicht bekannt. Als er wieder in Ottenhöfen lebte, wurde er von den Vikaren am Ort mit privaten Lateinstunden auf das Gymnasium vorbereitet. Zu Ostern 1929 gaben ihn seine Eltern in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg und er besuchte fortan das Friedrich-Gymnasium. Im Konvikt fasste er den Entschluss, Priester zu werden. Seine schulischen Leistungen waren so gut, dass er die Obertertia überspringen konnte. Er nahm im Jahre 1935 das Studium der Theologie in Freiburg auf, das er ebenfalls mit sehr guten Noten abschloss. Allerdings, so steht im Skrutinialbericht weiter zu lesen, war er nie „ein bequemer Alumnus [...] und es bedurfte mancher Mahnung und eingehender Besprechung, um ihm die Notwendigkeit mancher Dinge klar zu machen“. Fauler war niemand, der mit dem Strom schwamm. Das zeigt sich auch daran, dass er nicht nur Romano Guardini und Michael Schmaus zu den ihn prägenden Lehrern zählte, sondern auch Karl Adam. Er war ein eigener Kopf.

Am 2. April 1940 wurde Max Fauler mit 75 Kurskollegen in Freiburg zum Priester geweiht. Zu einer Verwendung als Vikar kam es erst gar nicht. Als er am 9. April 1940 im Münster seine Primiz feierte, hatte er bereits seinen Gestellungsbefehl erhalten und wurde wie viele der Neupriester noch im April eingezogen. Er absolvierte seine Rekrutenausbildung in Prag und wurde dann an der Ostfront als Sanitätssoldat eingesetzt. Er kehrte erst Anfang 1946 aus der Gefangenschaft zurück und trat im Februar seinen Dienst als Vikar in Lörrach an. Hier zeigte sich bereits seine überdurchschnittliche Begabung, besonders in der Jugendseelsorge und als Religionslehrer. Nach mehr als vier Jahren wurde Fauler als Vikar nach Mannheim (Herz Jesu) sowie als Religionslehrer an die Gewerbeschule angewiesen. Noch 1950 wurde Fauler zum hauptamtlichen Religionslehrer und Vikar in Mannheim (St. Nikolaus) bestellt. Später wurde er an verschiedenen Gymnasien in Mannheim eingesetzt, 1955 zum Studienrat und 1962 zum Oberstudienrat ernannt. Über diese Tätigkeit hinaus half er aus, wo er gebraucht wurde, hielt sonntags oft drei Gottesdienste, engagierte sich als Dekanatsjugendseelsorger, im Stadtjugendring, in verschiedenen städtischen Ausschüssen und in der Erziehungsberatungsstelle. Er wirkte im Beirat des Akademikerverbandes, hielt Vorträge an der Volkshochschule und war über Mannheim hinaus ein beliebter Prediger. Sein hin und wieder sanguinisch-cholerisches Temperament und seine gelegentlich schroffen Umgangsformen sahen die Menschen dem opferwilligen und einsatzbereiten Priester nach.

Nach 14 Jahren in Mannheim wurde Max Fauler zum 1. April 1964 als Religionslehrer an das Berthold-Gymnasium in Freiburg versetzt. Faulers Examina zeugten bereits von einer soliden wissenschaftlichen Bildung und überdurchschnittlichen theoretischen Kenntnissen. In den Jahren als Religionslehrer hatte er seine pädagogischen und catechetischen Fähigkeiten bewiesen und wurde im Frühjahr 1968 „zum *Gymnasialprofessor als Fachberater im Fach katholische Religion ernannt*“. Fortan hatte er einen reduzierten Lehrauftrag, und dieser wurde ihm im Frühjahr 1970 „zur *Leitung und Koordination von Weiterbildungsmaßnahmen in der Fachrichtung Religionslehre*“ ebenfalls erlassen. Später umfasste seine Unterrichtstätigkeit wieder ein Drittel einer vollen Stelle.

Die Arbeit war, gerade nach dem gesellschaftlichen Umbruch um 1968 und der Infragestellung besonders kirchlicher Traditionen, eine Herausforderung. Schulbücher waren auf die neuen Fragestellungen nicht abgestimmt, und die große Zahl an Neuerscheinungen verunsicherte mehr, als sie half. Zahlreiche Religionslehrer und Religionslehrerinnen besuchten Faulers Fortbildungsmaßnahmen und bekamen theologisch fundierte, zuverlässige Hilfen an die Hand. Er selbst war die treibende Kraft bei der Gründung der Religionspädagogischen Arbeitsstelle, des jetzigen Instituts für Religionspädagogik, und zugleich Leiter der Gesamtcurriculumskommission, die neue Curricula für Grund- und Leistungskurse der reformierten Oberstufe zu erstellen hatte.

Auf Bitten von Erzbischof Hermann Schäufele würdigte Papst Paul VI. Max Faulers Verdienste, seinen unermüdlichen Einsatz in der Seelsorge, in den Schulen sowie an der Religionspädagogischen Arbeitsstelle und ernannte ihn zum „*Cappellanus Sanctitatis Suae*“.

Als Monsignore Fauler 1978 in den Ruhestand versetzt wurde und aus dem aktiven Schuldienst ausschied, kam ihm das entgegen, denn somit konnte er sich nun ganz seiner Arbeit an der Religionspädagogischen Arbeitsstelle widmen, deren Leiter er noch einige Jahre blieb. Aber auch im Ruhestand half Monsignore Fauler weiterhin in der Seelsorge in und um Kirchzarten sowie bei den Karmelitinnen in Kirchzarten-Dietenbach aus, hielt Vorträge und beschäftigte sich mit drängenden Fragen der Zeit. Sein Eisernes Priesterjubiläum feierte er als aktiver Seelsorger.

Max Fauler starb am 8. März 2011 in Kirchzarten und wurde am 16. März 2011 dort auf dem Alten Friedhof beerdigt. Jürgen Brüstle

Fritz Bertram Josef

Geb. 8. 3. 1942 in Karlsruhe; ord. 23. 5. 1968 in Heidelberg; 14. 6. 1968 Vikar in Ispringen; 15. 7. 1968 Vikar in Lauf; 10. 9. 1968 Vikar in Emmendingen; 16. 4. 1969 Vikar in Markdorf; 9. 12. 1970 Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 19. 4. 1972 Vikar in Walldorf; 9. 4. 1975 Pfarrverweser in Weinheim-Hohensachsen; 4. 9. 1977 Pfarrer ebd.; 1. 6. 1987 Pfarradministrator in Stockach-Zizenhausen; 1. 1. 1999 Mitpastoration von Hoppetenzell; 26. 7. 2000 Pfarrer in Tuttlingen-Möhringen und Tuttlingen-Eßlingen; 1. 3. 2010 Ruhestand in Tuttlingen; gest. 30. 4. 2011 in Tuttlingen; beerd. 9. 5. ebd.

Bertram Fritz wurde am 8. März 1942 als Sohn des Lehrers Artur Fritz und dessen Ehefrau Franziska Geralda geb. Hohlweck in Karlsruhe geboren. Er lebte mit

seinen Eltern die ersten drei Jahre in Bruchsal; nachdem die Wohnung bei einem Fliegerangriff jedoch zerstört worden war, wechselte ihr Wohnort kriegsbedingt mehrfach. Im Februar 1951 zog die Familie, der Vater war aus dem Lazarett entlassen worden, nach Tiengen am Hochrhein. Im Jahre 1953 trat Bertram Fritz in das Studienheim St. Konrad in Konstanz ein und legte im März 1962 am Heinrich-Suso-Gymnasium die Reifeprüfung ab. Er studierte anschließend Theologie in Freiburg; bevor er im Priesterseminar St. Peter seine Ausbildung abschloss, absolvierte er ein katechetisches Jahr in Neckargemünd. Am Hochfest Christi Himmelfahrt 1968 wurde er mit sieben Mitbrüdern – darunter der gleichfalls 2011 verstorbene Richard Jäger – in der Jesuitenkirche in Heidelberg zum Priester geweiht.

Er sammelte in verschiedenen Pfarreien Erfahrung als Seelsorger, bis er zum 9. April 1975 als Pfarrverweser nach Weinheim-Hohensachsen angewiesen wurde. Die Investitur erfolgte am 4. September 1977. Bis 1986 übernahm er auch das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers. Aus gesundheitlichen Gründen bat er um die Übertragung einer weniger umfangreichen Aufgabe und wechselte zum 1. Juni 1987 als Pfarradministrator nach Stockach-Zizenhausen. Zum 1. Januar 1999 wurde ihm die Mitpastoration der Nachbarpfarrei St. Georg in Stockach-Hoppetenzell übertragen. Zum 26. Juli 2000 wurde er schließlich auf die Pfarreien Tuttlingen-Möhringen und Tuttlingen-Eßlingen angewiesen, wo er bis zu seiner Zuruhesetzung am 1. März 2000 wirkte. Bertram Fritz blieb in Tuttlingen und starb dort am 30. April 2011. Die Beisetzung erfolgte am 9. Mai in Tuttlingen-Möhringen. Jürgen Brüstle

Gabel Herbert Josef, Dr. theol., Prälat, Ordinariatsrat

Geb. 3. 4. 1919 in Freiburg; Kriegsdienst und Gefangenschaft 1940 bis 1948; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 15. 12. 1949 Vikar in Lenzkirch; 16. 10. 1950 Repetitor am Collegium Borromaeum in Freiburg; 1. 6. 1956 Promotion zum Dr. theol.; 12. 2. 1959 Pfarrverweser in Sölden, Mitpastoration von Wittnau; 11. 4. 1961 Dompräbendar in Freiburg (Münster); 18. April 1961 Diözesanpräses des Borromäusvereins; 1. 4. 1969 Ordinariatsrat und Referent im Erzbischöflichen Ordinariat (bis 31. 7. 1991); 25. 10. 1974 Domkustos; 5. 2. 1976 Erzbischöflicher Notar; 1. 10. 1976 Monsignore; 26. 5. 1984 Prälat; 1. 5. 2002 Ruhestand in Freiburg; gest. 2. 5. 2011 in Freiburg; beerd. 10. 5. 2011 in Freiburg.

Anlässlich seiner Verabschiedung aus dem aktiven Dienst in der Bistumsleitung fasste Herbert Gabel sein Selbstverständnis als Priester und „Arbeiter im Weinberg des Herrn“ zusammen: *„Für meinen Dienst in der Erzdiözese habe ich mir vorgenommen, dorthin zu gehen, wohin mich der Bischof schicken wird. So ist es auch bisher gewesen [...] Aber ich habe zunehmend den Eindruck gewonnen, daß ich der Aufgabe im Ordinariat nicht mehr gewachsen bin und es auch nicht gut ist, wenn die Erzdiözese bei manchen Anlässen durch einen alten Mann vertreten wird, der schon den zweiten oder dritten Gesprächspartner bei staatlichen Stellen und auch bei anderen Kirchenleitungen überlebt hat. Sicher spüre ich auch die wachsende Distanz zum Empfinden der jungen Generation und habe Mühe zu verstehen, warum sie so und so denkt und diese und jene Probleme hat, aber auf die Lösungen, die unsereiner bieten kann, nicht anspricht.“*

In diesen Sätzen klingen jene Eigenschaften Gabels an, die allen, die ihn näher kannten, vielleicht als Erstes in den Sinn kommen, wenn sie versuchen, ihn zu charakterisieren: Pflichtbewusstsein, Bescheidenheit, aber auch ein großer Realitätssinn und eine ausgeprägte Fähigkeit zu Selbstreflektion und Selbstkritik. Nicht Selbstverwirklichung oder „Karriere“ waren die Leitmotive in Gabels Leben und Wirken, sondern der Dienst an der Kirche, die bestmögliche Erfüllung jener Aufgaben, vor die er gestellt wurde. Dies hatten ihm seine Eltern schon vorgelebt, in beruflicher und familiärer, aber auch in religiöser Hinsicht. Aufgrund der Tätigkeit des Vaters als Beamter im Justizdienst musste die Familie mehrfach umziehen, so dass der am 3. April 1919 in Freiburg geborene Herbert Gabel, der schon als 17-jähriger Unterprimaner in seinem Gesuch um Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten angab, dass er immer den Wunsch gehabt habe, Priester zu werden, vom 1. März 1934 an täglich mit der Bahn von Müllheim nach Freiburg pendeln musste, um weiter das Berthold-Gymnasium besuchen zu können. Der damalige Pfarrer von Müllheim schätzte in seinem „Sittenzeugnis“ vom 2. Januar 1937 Gabels Wesen, seinen familiären Hintergrund und seine Perspektiven sehr gut ein, wenn er schrieb: *„Die Eltern stehen im guten Ruf [...] Vater und Mutter gehen täglich mit den Kindern zur hl. Kommunion, erfüllen ihre Christenpflichten aufs gewissenhafteste, stehen ohne Furcht für die kath. Sache [...] Gabel Herbert ist zuverlässig, bescheiden, keineswegs vorlaut [...] hat grosses Interesse für die kirchl. Fragen, weiss die Kirche immer wieder zu verteidigen [...] zeigt in seinem ganzen Benehmen Liebe und Freude zum Priesterberuf.“*

Doch es war ein weiter und nicht einfacher Weg, bis Gabel zum ersten Mal als Priester an den Altar treten konnte. Sein Engagement in der Freiburger Gruppe „St. Christophorus“ des Bundes Neudeutschland, der er seit 1929 angehört hatte, konnte er von Müllheim aus nicht fortsetzen, stattdessen musste er 1935 in die Hitlerjugend eintreten. Nach dem Abitur nahm er zwar sein Theologiestudium in Freiburg auf, doch zum Abschluss bringen konnte er es erst mehr als zehn Jahre später, nach rund acht Jahren als Frontsoldat und russischer Kriegsgefangener. Die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Jahre, die Gabel Jahrzehnte später schriftlich festgehalten hat, festigten seine Berufung und entwickelten seine Persönlichkeit weiter, die schon auf seinen Religionslehrer am Berthold-Gymnasium, Erwin Hogg, *„einen reifen und gediegenen Eindruck“* gemacht hatte. Der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum von Anfang 1949 fasste die wesentlichen Aspekte in typischer Zurückhaltung zusammen und attestierte ihm bei recht guten Talenten *„eine freundliche, vornehme Art“*, Zuverlässigkeit, Ernst und Innerlichkeit, Taktgefühl im Umgang mit anderen, *„wissenschaftliche Interessen“* und Musikalität. Das *„Führungszeugnis“* des Priesterseminars St. Peter vom 15. Oktober 1949 beurteilt Gabel allerdings als *„im Arbeiten und Auftreten etwas gehemmt“* und wünscht ihm *„einen Schuß Aktivität und Initiative“*, ist aber insgesamt ebenfalls sehr positiv, bestätigt seine gute Begabung und hält ausdrücklich fest, dass er *„sein Amt als Choralmagister [...] sicher und ruhig“* verwaltet habe. Musik war ihm zeitlebens sehr wichtig, und dass er in späteren Jahren, als sein Sehvermögen immer mehr nachließ, das aktive Musizieren aufgeben musste, gehörte für Herbert Gabel zu den schmerzlichsten Erscheinungen des Alters; eine seiner liebsten Freizeitbeschäftigungen war das gemeinsam mit seinem geistlichen Kollegen aus dem Erzbischöflichen Ordinariat, dem späteren Weihbischof Bernd Uhl, praktizierte vierhändige Klavierspiel gewesen.

Nach der Priesterweihe durch Erzbischof Wendelin Rauch am 23. Oktober 1949, die Gabel ein Jahr zuvor verstorbener Vater nicht mehr hatte miterleben können, folgte ein knappes Jahr der Tätigkeit als Vikar, ehe er mit der Bestellung zum Repetitor am Collegium Borromaeum (CB) auch räumlich in den „Dunstkreis“ der Bisumsleitung gerufen wurde, den er nur als Pfarrweser von Sölden und Wittnau von Februar 1959 an noch einmal für gut zwei Jahre verlassen sollte. Neben seiner Lehrtätigkeit in der Priesterausbildung schrieb Gabel seine Dissertation über das Thema „Theistische Metaphysik im Ausgleich von Idealismus und Realismus“, die 1957 unter dem Titel „Theistische Metaphysik im Ausgleich von Idealismus und Realismus. Das Problem der natürlichen Gotteserkenntnis bei Joseph Geysler“ publiziert wurde. Die Promotion zum Doktor der Theologie erfolgte am 1. Juni 1956 mit der bestmöglichen Note „summa cum laude“. Im Jahr 1989, anlässlich der Feier des 40. Jahrestages der Priesterweihe, schilderte Generalvikar Robert Schlund, der mit Gabel im CB zusammengearbeitet hatte und eng mit ihm befreundet war, wie er ihn in jenen Jahren wahrgenommen hatte: *„Ein stiller Denker: Seine Doktorarbeit, die in diesen Jahren in aller Stille entstand [...] galt der denkerischen Versicherung der Wirklichkeit Gottes im Denken des Freiburger Philosophen Joseph Geysler; sie galt jener ewigen Menschheitsfrage, die der englische Moralist und Atheist John Mackie in einem hochgeschätzten Buch [...] – man höre und staune: ‚Das Wunder des Theismus‘ nennt, weil die Frage nicht stirbt und immer neu Menschen in ihren Bann schlägt, so lange es Menschen gibt, die zu fragen verstehen und zu denken vermögen ... dieser großen Frage galt das Bemühen des Repetitors für Philosophie.“*

In den folgenden etwa zweieinhalb Jahren im CB zeigte Gabel, wie es im Dienstzeugnis vom 11. Februar 1959 heißt, *„reges wissenschaftl. Interesse (besonders [für] philos. und fundamentaltheol. Fragen)“* sowie ein *„gutes theol. Urteil“*, was ihn für eine Verwendung in der Bücherzensur geeignet erscheinen ließ. Er sei ein guter Sänger mit einer besonderen *„Befähigung für Kirchenmusik“* und seine Predigten seien *„gehaltvoll und tief“*, wobei er freilich – was sich auch später immer wieder zeigte – *„kein großer Rhetoriker“* war. Nach dem gut zwei Jahre dauernden Intermezzo in der Gemeindegeseelsorge wurde Gabel Mitte April 1961 als Dompräbendar ans Freiburger Münster und als Mitarbeiter ins Erzbischöfliche Ordinariat geholt, wo er sich in den folgenden drei Jahrzehnten bis zum Ende seiner aktiven Dienstzeit als Referent mit Fragen der Liturgie – einschließlich Kirchenmusik – und Ökumene, mit der Krankenhaus-, Polizei- und Gefängnisseelsorge und noch mit vielen anderen Dingen wie etwa dem Borromäusverein samt dem kirchlichen Büchereiwesen oder den Erzbischöflichen Studienheimen zu befassen hatte.

Das wichtigste Anliegen in seinem breiten Aufgabengebiet war für Herbert Gabel die Liturgie, und dies nicht erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das in der Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ die Liturgie als den *„Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“* bezeichnet hatte. Er stand aus Überzeugung voll hinter den Aussagen des Konzils und engagierte sich für die praktische Umsetzung der Liturgiereform – er litt aber auch unter den Spannungen und Auseinandersetzungen, die sich daraus ergaben. Noch mehr aber schmerzte ihn wohl der zunehmende Bedeutungsverlust, den die katholische Kirche in der Gesellschaft, allen nachkonziliaren Erneuerungsbestrebungen zum Trotz, erfuhr. Der Rottenburger Domkapitular Herbert Bour, Gabels Pendant aus dem Nachbarbistum, fasste dieses schmerzliche Gefühl in seiner Festpredigt zum

Goldenen Priesterjubiläum am 17. Oktober 1999 in Worte: *„Es tut weh, wenn man sich als Priester vorkommt wie ein Händler, der Waren verkauft, die längst aus der Mode gekommen sind. Wenn man sich vorkommt wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten, wie eine Figur aus dem Museum der Kulturgeschichte. Die Gottvergessenheit, die Glaubensunfähigkeit, die Verfremdung so vieler von der Kirche; all das macht ihm zu schaffen. Die Ablehnung und die Gleichgültigkeit, auf die er stößt wie auf eine Mauer: sie sind sein tägliches Kreuz. Ein Priester ist immer auch Stein des Anstoßes; er erlebt Widerstand; die Welt versteht ihn nicht und manchmal macht ihm auch die Kirche das Leben schwer.“*

Doch Gabels hingebungsvolle Tätigkeit in der Freiburger Bistumsleitung war keineswegs vergebens, sondern er hat Spuren hinterlassen, die weit über das Ende seiner aktiven Arbeit hinauswirkten und teilweise noch immer weiterwirken. Auf dem Gebiet der Ökumene sei nur die „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Baden-Württemberg“ genannt, an deren Gründung im Jahr 1973 Gabel maßgeblich beteiligt war. In Bezug auf die Liturgie sind Gabels Mitwirkung beim Erarbeiten der durch die Beschlüsse des Konzils notwendig gewordenen neuen liturgischen Bücher sowie des Gesang- und Gebetbuchs „Gotteslob“ der ausdrücklichen Erwähnung wert. Und in puncto Kirchenmusik erwarb er sich bleibende Verdienste dadurch, dass unter seiner Ägide das „Amt für Kirchenmusik“ gegründet, das bistumsweit flächendeckende Netz von Bezirkskantorat auf- und ausgebaut und die kirchenmusikalische C-Ausbildung institutionalisiert und systematisiert wurde. Bei allem, was er tat, war Gabel nie ein Mann „großer Worte oder spektakulärer Aktionen“, sondern einer, der „große Sachkenntnis und stille, zuverlässige Arbeit“ miteinander verband und hierdurch „Brücken gebaut und Bindungen geschaffen“ hat – so Erzbischof Oskar Saier am 10. Juli 1991 anlässlich der Entpflichtung Gabels von den Aufgaben als Ordinariatsrat.

Bei aller äußeren Bescheidenheit, die keineswegs nur aufgesetzt war, sondern seinem inneren Wesen entsprach, war sich Herbert Gabel sehr wohl dessen bewusst, dass er Manches geschaffen hatte, was über den Tag hinaus von bleibender Bedeutung war, aber er war auch realistisch genug, um klar zu sehen, dass die katholische Kirche schwierige Zeiten durchzustehen hatte – was ihm durchaus zu schaffen machte, wie er selbst bei seiner Verabschiedung am 15. Juli 1991 konstatierte: *„Die nachkonziliare Erneuerung der Kirche ist belastet durch die Veränderung in der deutschen und abendländischen Gesellschaft überhaupt [...] Der Mensch der neuesten Zeit hat wenig Sinn für eine Ordnung, die ihm Einschränkungen seiner Freiheit abverlangt [...] Welchen Sinn die Beobachtung der Schöpfungsordnung haben sollte, ist nur einsichtig zu machen, wenn ein unmittelbarer Zusammenhang aufgezeigt werden kann. Jeder Hinweis auf Vorgaben für die sittliche Entscheidung wird als Versuch gedeutet, Macht über Menschen ausüben zu wollen. Kirche lebt aber von der Überlieferung, christlicher Glaube lebt von der Überlieferung, also von Vorgaben.“*

Doch diese belastende Beobachtung sah Herbert Gabel mehr als kompensiert durch die bleibende Hoffnung angesichts der *„Tatsache, daß trotz aller – vielleicht noch wachsender – äußerer Unscheinbarkeit immer noch Menschen da sind, die in einem letzten Ernst an Gott als das absolute Geheimnis ihrer Existenz glauben, die der unbedingten Verantwortung in ihrem Leben nicht ausweichen, die beten, die den Tod annehmen“* (Karl Rahner). Seine Aufgaben als Dompräbendar und Domkustos erfüllte Herbert Gabel noch weiter, bis ihn im März 2002 sein immer weiter abneh-

mendes Sehvermögen dazu veranlasste, um seine Entpflichtung zu bitten; Erzbischof Oskar Saier kam dieser Bitte mit Wirkung vom 1. Mai 2002 nach. Der verbleibende, noch neun Jahre währende Rest seines Lebenswegs war für Herbert Gabel „*ein Leidensweg*“, wie Weihbischof Bernd Uhl in seiner Ansprache beim Requiem betonte: „*Besonders schmerzlich war für ihn das Schwinden des Augenlichts [...] Die Sicht des Glaubens blieb ihm dagegen erhalten [...] Ich bin davon überzeugt: Nun werden ihm die Augen aufgehen und er kann sich satt sehen an der Herrlichkeit Gottes und an der Schönheit von allem, was erlöst wird.*“

Christoph Schmider

Publikationen (Auswahl):

- Theistische Metaphysik im Ausgleich von Idealismus und Realismus: Darstellung der Theodizee bei Joseph Geysler in ihrem systematischen Aufbau und ihrer standpunktlichen Bedingtheit. Freiburg (Diss.) 1956. (Veröffentlicht unter dem Titel: Theistische Metaphysik im Ausgleich von Idealismus und Realismus. Das Problem der natürlichen Gotteserkenntnis bei Joseph Geysler. Mosbach 1957).
- Gertrud von le Fort: „Die Magdeburgische Hochzeit“. Aktualisierte Geschichte. In: An-Denken. Festgabe für Eugen Biser. Graz, Wien, Köln 1998, S. 489–499.
- Schlund, Robert Alfons, Dr. theol., Apostolischer Protonotar, Generalvikar. In: Necrologium Friburgense, FDA 111 (1991), S. 385–392.
- Becker, Karl Stanislaus. In: Baden-Württembergische Biographien 2 (1999), S. 30–33.
- Die Theologie des Ehesakramentes bei Alexander von Hales (antequam esset frater) in seiner quaestio de matrimonio. In: Münchener Theologische Zeitschrift 1999, S. 275–289.
- Schäuble, Julius. In: Baden-Württembergische Biographien 4 (2007), S. 314–316.
- Vomstein, Wilhelm Gustav (Willi). In: Baden-Württembergische Biographien 4 (2007), S. 386–388.

Heil Werner

Geb. 5. 10. 1929 in Speyer; ord. 16. 6. 1963 in Mannheim; 10. 7. 1963 Vikar in Oberkirch; 1. 9. 1964 Vikar in Ostrach; 7. 12. 1967 Pfarrverweser in Kirchen-Hausen; 24. 5. 1973 Pfarrer in Offenburg-Elgersweier; 17. 6. 1973 Investitur ebd.; 1. 9. 1989 Ruhestand in Offenburg; 1. 12. 1992 bis 31. 12. 1997 Subsidiar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); gest. 19. 1. 2011 in Offenburg; beerd. 26. 1. 2011 ebd.

Werner Heil war ein Spätberufener. Sein Vater, der Werkzeugmeister Arthur Heil und seine Mutter Amalia geb. Amberger konnten den Jungen nicht auf ein Gymnasium schicken, so dass er 1944 nach Abschluss der Volksschule in Neudorf, hier war die Familie 1931 hingezo-gen, eine Lehre als Elektroinstallateur begann und drei Jahre später erfolgreich abschloss. Es folgten Jahre als Elektriker im badischen Wiesental und in Friedrichstal. Aber Werner Heil hatte schon als Jugendlicher den Wunsch verspürt, Priester zu werden, und so besuchte er ab September 1950 das Missionsseminar für Spätberufene St. Josef in Hersberg. Da das dortige Hausabitur nur inner-

halb des Pallottinerordens anerkannt wurde, wechselte er zu Ostern 1955 an die Heimschule Lender in Sasbach. Dieser Weg war für Heil nicht leicht gewesen, da er nach Aussagen seiner Lehrer eine große Menge Stoff nachzuholen hatte und ungefähr zehn Jahre älter war als die meisten seiner Mitschüler. Aber mit zäher Energie und Leistungsbereitschaft erreichte er sein Ziel und legte 1958 in Sasbach seine Reifeprüfung ab.

Er bewarb sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie in der Erzdiözese Freiburg. Nach dem Studium in Freiburg und München sowie dem Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurden Heil und acht Mitbrüder am 16. Juni 1963 durch Erzbischof Hermann Schäufele in Mannheim zu Priestern geweiht.

In den folgenden vier Jahren sammelte Heil als Vikar Erfahrung in der praktischen Seelsorge in Oberkirch und in Ostrach. Den Pfarrkonkurs legte er auf eigenen Wunsch vorzeitig ab, und so konnte er zum 7. Dezember 1967 die Gemeinde Kirchen-Hausen als Pfarrverweser übernehmen. Dort blieb er, bis er im Mai 1973 die Pfarrei Offenburg-Elgersweier übernahm. Die Investitur erfolgte am 17. Juni 1973. Hier wirkte Pfarrer Heil 16 Jahre lang als Seelsorger, betreute mehrere Jahre die männliche und die weibliche Jugend im Dekanat und war während der zweimaligen Vakanz der Pfarrei St. Sixtus in Offenburg-Zunsweier auch für die Menschen dort der zuständige Seelsorger. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, im September 1989 in den einstweiligen Ruhestand zu treten. Vom Dezember 1992 bis Dezember 1997 half er als Subsidiar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit) aus. Er starb am 19. Januar 2011 nach langer und mit Geduld ertragener Krankheit in Offenburg, wo er am 26. Januar beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Herberich Josef

Geb. 7. 3. 1921 in Pülfringen; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 16. 6. 1953 Vikar in Weingarten bei Offenburg; 11. 5. 1954 Vikar in Hofweier; 1. 7. 1954 Vikar in Neuhausen bei Villingen; 9. 11. 1954 Vikar in Niedereschach; 20. 4. 1955 Vikar in Ziegelhausen bei Heidelberg; 1. 7. 1959 Pfarrvikar in Beuggen; 1. 9. 1959 Pfarrvikar in Laufenburg; 1. 3. 1960 Pfarrverweser in Rittersbach; 23. 4. 1961 Investitur ebd.; 1. 9. 1975 Pfarrer in Kilsheim-Hundheim; 17. 10. 1976 Investitur ebd.; 1. 9. 1990 Ruhestand in Königheim-Pülfringen; gest. 26. 5. 2011 ebd.; beerd. 31. 5. 2011 ebd.

Als Josef Herberich in das Collegium Borromaeum eintrat, war er bereits 27 Jahre alt. Wie die meisten jungen Männer seines Jahrgangs war er von der Schulbank weg zur Wehrmacht eingezogen worden. Drei Monate vor dem Abitur erhielt der Schüler der Frankenschule Tauberbischofsheim und Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts den Reifevermerk im Abgangszeugnis und wurde nach einer kurzen Ausbildung an die Westfront geschickt. Mit Beginn des Russlandfeldzuges wurde er an die Ostfront versetzt und blieb bis Kriegsende im Fronteinsatz. Anfang Mai 1945 geriet er in Berlin in russische Gefangenschaft, aus der er erst 1948 entlassen wurde. Zweimal verwundet, sollte er sein Leben lang an den gesundheitlichen Folgen zu leiden haben.

Nach seiner Rückkehr bewarb er sich erfolgreich um die Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie in Freiburg und nach Abschluss seiner Studien in Frei-

burg, Würzburg und St. Peter wurde er am 31. Mai 1953 mit 37 Kurskollegen von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren sammelte Josef Herberich als Vikar und Pfarrvikar Erfahrung in der Seelsorge in Weingarten bei Offenburg, Hofweier im Dekanat Offenburg, Neuhausen bei Villingen, Niedereschach, Ziegelhausen bei Heidelberg, Beuggen und Laufenburg. Seine Prinzipale äußerten sich in ihren Jahresberichten stets zufrieden über ihren Vikar und mit seinem ausgeglichenen Charakter und seinem Eifer fand er rasch Zugang zu den Menschen.

Zum 1. März 1960 wurde Herberich auf seine erste eigene Pfarrei angewiesen und ging als Pfarrverweser nach Rittersbach im Dekanat Mosbach. Ein gutes Jahr später, am 23. April 1961, wurde er auf die Pfarrei mit der Filiale Muckental investiert und wirkte dort 14 Jahre lang als Seelsorger. Dort bewältigte er erfolgreich die anstehenden Bauaufgaben wie die Beschaffung eines neuen Geläutes für die Pfarrkirche, den Ausbau der Pfarrscheuer zu einem Pfarr- und Jugendheim, die Renovierung des Pfarrhauses und der Pfarrkirche, den Bau einer neuen Orgel sowie in der Filiale Muckental die Renovation und Erweiterung der Pfarrkirche.

Zum 1. September 1975 wechselte Pfarrer Herberich auf die Pfarrei Hundheim mit der Filiale Steinbach, wo er bis zu seiner Zuruhesetzung amtierte. Auch hier wirkte er segensreich in allen Bereichen der Seelsorge und bewältigte die anstehenden Bauaufgaben. Seine durch die Kriegserlebnisse und die Gefangenschaft angeschlagene Gesundheit zwang Pfarrer Herberich, auf seine Pfarrei zu verzichten. Erzbischof Oskar Saier nahm diesen Verzicht zum 1. September 1990 an.

Josef Herberich verbrachte den Ruhestand in seiner Heimat Königheim-Pülfringen, wo er bis ins hohe Alter noch in der Seelsorge mithalf. Er starb nach kurzer Krankheit am 26. Mai 2011 in Königheim-Pülfringen, wo er am 31. Mai beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Hermann Manfred Jonas

Geb. 2. 5. 1937 in Gütenbach; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Obereschach; 1. 8. 1962 Vikar in Oppenau; 29. 9. 1962 Vikar in Buchholz b. Waldkirch; 5. 6. 1963 Vikar in Burladingen; 19. 1. 1967 Pfarrvikar in Kappel i. Schw.; 5. 9. 1977 Vikar in Baden-Baden-Lichtental; 27. 11. 1968 Pfarrverweser in Neufra; 26. 9. 1971 Investitur ebd.; 19. 3. 1977 bis 2. 5. 1978 Mitpastoration von Winterlingen-Harthausen; 28. 12. 1979 Pfarrer in Ebringen; 16. 10. 1983 Investitur ebd.; 1. 9. 2006 Ruhestand in Ebringen; gest. 22. 10. 2011 in Freiburg; beerd. 29. 10. in Ebringen.

Die Stationen von Pfarrer Hermanns Wirken lassen sich leicht nachvollziehen. Er war historisch und kunstgeschichtlich sehr interessiert und hat in den Verlagen Schnell & Steiner sowie Josef Fink in Lindenberg im Allgäu zahlreiche Kunstführer veröffentlicht, zur Pfarrkirche in Sigmaringen, zur Stadtkirche in Meßkirch sowie zu den Pfarrkirchen in Breitenau, Pfaffenweiler, Ebringen, Bad Krozingen, Buchenbach und Waldau, um nur einige zu nennen. Er war Autodidakt, aber, wie ihm schon das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg bescheinigte, wusste er „*viel und versteht es, im eigentlichen Sinne des Wortes zu studieren und sich allgemeines und spezielles Wissen anzueignen*“.

Geboren wurde Manfred Hermann am 2. Mai 1937 und etwa zwei Wochen später auf den Namen Manfred Jonas getauft. Er war der Sohn des Wegwarts Alfred Hermann und dessen Ehefrau Maria geb. Brugger. Er besuchte in seinem Heimatort die Volksschule, wechselte aber nach sechs Jahren an das Berthold-Gymnasium in Freiburg und wohnte im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt in der Johannerstraße. In Freiburg und München studierte er Theologie, vervollständigte den ersten Ausbildungsabschnitt in St. Peter im Schwarzwald und wurde am 3. Juni 1962 mit 30 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Es folgten Vikarstellen in Obereschach bei Villingen, Oppenau, Buchholz bei Waldkirch, Burladingen in Hohenzollern, Kappel im Schwarzwald und Baden-Baden-Lichtental. Er erwies sich als williger und gewissenhafter Vikar, der sich in die verschiedenen Bereiche der Seelsorge einarbeitete und zugleich eifrig studierte. Im November 1968 wurde Manfred Hermann als Pfarrverweser nach Neufra angewiesen und zwei Jahre später, im September 1971 dort als Pfarrer investiert. Vom März 1977 bis Mai 1978 oblag ihm auch die Mitpastoration der Pfarrei Winterlingen-Harthausen. Seine spärlich bemessene freie Zeit verbrachte er mit dem Studium der Kunstgeschichte, und er veröffentlichte mehrere kleine Arbeiten zu verschiedenen kirchen- und kunstgeschichtlichen Themen wie dem Antoniterhaus in Villingen, den Pfarrkirchen in Sigmaringen und Kirchzarten, der Stadtkirche in Meßkirch und dem Klosterbildhauer von St. Märgen und St. Peter, Matthias Faller.

Im Dezember 1979 trat er in der Winzergemeinde Ebringen eine neue Stelle an und wurde dort am 16. Oktober 1983 als Pfarrer investiert. Wie schon in Neufra kümmerte sich Pfarrer Hermann um die Renovierung der kirchlichen Gebäude und, da Ebringen damals eine schnell wachsende Gemeinde war, um die Verbesserung der kirchlichen Infrastruktur. In Ebringen wurde der Kindergarten erweitert und in Schallstadt eine Ferialkirche mit Gemeindezentrum errichtet. Auch seine wissenschaftliche Tätigkeit setzte er in Ebringen fort und veröffentlichte Arbeiten über Kirchenbauten in der Erzdiözese Freiburg. Ferner schrieb er zahlreiche Artikel für verschiedene Sammelbände und Nachschlagewerke zu Themen der religiösen Kunst in der Erzdiözese Freiburg.

Mit zunehmendem Alter machten Pfarrer Hermann gesundheitliche Probleme zu schaffen und er musste daher auf seine Pfarrei verzichten. Zum 31. August 2006 entsprach Erzbischof Robert Zollitsch seiner Bitte um Zurruesetzung. Hermann blieb auch im Ruhestand in Ebringen und arbeitete weiter zu kunsthistorischen Themen. Allerdings verschlechterte sich sein Gesundheitszustand immer weiter. Vor seinem Tod – er starb am 22. Oktober 2011 in der Universitätsklinik Freiburg – sorgte er noch dafür, dass sein wissenschaftlicher Nachlass im Erzbischöflichen Archiv Freiburg der Nachwelt erhalten bleibt. Manfred Hermann wurde am 29. Oktober 2011 auf dem Ebringer Friedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Herrmann Bernhard, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 9. 3. 1930 in Mannheim; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 26. 6. 1956 Vikar in Mannheim (Heilig Geist); 5. 9. 1956 Vikar in Mannheim-Rheinau (St. Antonius); 30. 7. 1958 Vikar in Karlsruhe-Rintheim (St. Martin); 5. 1. 1961 Kooperator in Konstanz (Münsterpfarre); 5. 6. 1963 Pfarrverweser in Buchholz bei Waldkirch; 1. 10.

1964 Pfarrkurat in Mannheim-Rheinau-Casterfeld (St. Konrad); 23. 6. 1974 Investitur ebd.; 18. 12. 1989 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 2000 Ruhestand in Mannheim; gest. 22. 10. 2011 ebd.; beerd. 31. 10. 2011 in Mannheim-Rheinau.

Es fällt nicht leicht, den Geistlichen Rat Bernhard Herrmann treffend zu charakterisieren. Er galt als streitbar, mit einem „*lebhaften Pfälzer Temperament*“, aber auch fleißig, engagiert und „*zäh in der Verfolgung seiner Ziele*“. Bereits als Schüler war er in der Pfarrjugend aktiv und leitete, wie sein Heimatpfarrer Pater Philipp Hollerbach SDB schrieb, „*mit erfreulicher, seelsorgerlicher Einstellung eine Jungschargruppe*“. Als Student fuhr er in seinen Ferien mit Jugendlichen ins Zeltlager. Sein lebhaftes und freundliches Wesen machte ihm den Kontakt zu Menschen leicht.

Bernhard Herrmann war Mannheimer und er blieb seiner Heimatstadt zeit seines Lebens verbunden. Nach dem Besuch der Volksschule in Mannheim-Neckarau wechselte er im Jahre 1940 auf das Realgymnasium, war kriegsbedingt zeitweise Gastschüler an der Bender-Oberschule in Weinheim und legte schließlich 1950 am Tulla-Realgymnasium das Abitur ab. Dass er den Priesterberuf anstreben würde, stand für ihn zu diesem Zeitpunkt schon länger fest. In Freiburg und Innsbruck studierte er Theologie, und nach Abschluss seiner Ausbildung in St. Peter wurden er und 28 Kurskollegen am 27. Mai 1956 durch Erzbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zu Priestern geweiht.

Seine ersten Vikarstellen führten ihn in die Heilig-Geist-Pfarrei in seiner Heimatstadt und nach Mannheim-Rheinau (St. Antonius) sowie Karlsruhe-Rinheim (St. Martin). Nach viereinhalb Jahren in Mannheim und Karlsruhe wurde er als Koordinator an die Münsterpfarre in Konstanz angewiesen. Wo er hinkam, zeigte er sich als einsatzbereiter und begabter junger Seelsorger, beliebter Prediger und Katechet und auch in Verwaltungsdingen erwies er sich als kompetent. Zwei seiner Prinzipale hatten ihn in ihren Dienstzeugnissen eigens für eine „*selbstständige Seelsorgestelle als Pfarrer oder Kurat*“ empfohlen, „*viel Betrieb*“ sollte diese haben und „*arbeitsreich*“ sein. Bernhard Herrmann wurde im Juni 1963 als Pfarrverweser nach Buchholz bei Waldkirch angewiesen, wo er 16 Monate Erfahrung in der Leitung einer eigenen Pfarrei sammeln konnte.

Als 1964 ein geeigneter Seelsorger für die neu zu errichtende Pfarrkuratie St. Konrad in Mannheim-Rheinau-Casterfeld gesucht wurde, fiel der Blick bald auf Bernhard Herrmann. Bereits zum 1. Oktober 1964 wurde er als Kurat nach St. Konrad angewiesen. In den folgenden Jahren galt es, Aufbauarbeit zu leisten, und Bernhard Herrmann begann sogleich mit dem Bau eines Kindergartens und der Kirche. In den 80er-Jahren ließ er ein Gemeindezentrum errichten. Die eigentliche Aufgabe war es jedoch, „*das pfarrliche Bewusstsein zu fördern und Strukturen zu schaffen, die Bestand haben*“, wie Erzbischof Oskar Saier im Jahre 2000 rückblickend schrieb. Kurat Herrmann meisterte die Herausforderung mit Umsicht und Geduld, und zugleich setzte er die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Praxis um. Es entstand eine lebendige und aufgeschlossene Gemeinde.

Als die Kuratie zur Pfarrei erhoben wurde, erfolgte am 23. Juni 1974 die Investitur von Pfarrer Herrmann. Trotz der enormen Belastungen in seiner Pfarrei engagierte sich Pfarrer Herrmann weit darüber hinaus. Er war Bezirkskaplan der CAJ (Christliche Arbeiterjugend), Schulbeauftragter im Dekanat, Vertreter der Geistlichen im Dekanatsrat, Betreuer der Seelsorgehelferinnen im Dekanat, später als Bezirkspfarrer für den Seelsorgebezirk Mannheim-Süd und als Kammerer

des Dekanats Mannheim. Im Verein „arbeit für alle“ (afa), einer „*Initiative der katholischen Christen Mannheims*“, half Pfarrer Herrmann als Vorsitzender jungen Menschen auf der Suche nach Arbeit, einen sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplatz zu finden. Zwanzig Jahre war er Vorsitzender der Initiative und wurde im Jahre 2005 zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Sein Engagement verstand er als christliche Verpflichtung.

Im Jahre 1989 würdigte Erzbischof Oskar Saier dieses Engagement und ernannte Bernhard Herrmann zum Geistlichen Rat ad honorem. Bis zum Jahr 2000 wirkte Herrmann weiterhin als „Kümmerer“ in Mannheim, wie Erzbischof Robert Zollitsch es 2006 formulierte, in seiner Gemeinde und im Dekanat. Erzbischof Zollitsch fühlte sich Pfarrer Herrmann besonders verbunden, da dieser sein erster Prinzipal gewesen war und Erzbischof Zollitsch Herrmanns „*herzliche und engagierte Art*“ als sehr wohlthuend erlebt hatte.

Im Jahre 2000 zwangen Pfarrer Herrmann gesundheitliche Gründe, um seine Zuruhesetzung zu bitten. Erzbischof Oskar Saier entsprach dem Gesuch. Da der Ruhestand mit der Errichtung der Seelsorgeeinheiten zusammenfiel, war Pfarrer Herrmann der erste und auch der letzte Pfarrer von St. Konrad. Er blieb im Mannheimer Süden wohnen und half als Subsidiar in den Pfarreien der Seelsorgeeinheit Mannheim-Süd aus, soweit es seine Gesundheit zuließ.

Pfarrer Bernhard Herrmann starb am 22. Oktober 2011 in Mannheim und wurde am 31. Oktober 2011 in einem Priestergrab auf dem Friedhof Mannheim-Rheinau beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Heypeter Karl Johannes Sigismund, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 30. 1. 1920 in Karlsruhe; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 16. 11. 1949 Vikar in Mannheim-Seckenheim; 25. 7. 1951 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 14. 10. 1953 Vikar in Radolfzell (U. L. Frau); 1. 12. 1955 Pfarrverweser in Kandern; 9. 10. 1957 Pfarrverweser in Hubertshofen; 28. 9. 1958 Investitur ebd.; 29. 7. 1965 Pfarrer in Villingen (St. Fidelis); 15. 6. 1988 Ruhestand in Blumberg; gest. 25. 4. 2011 ebd.; beerd. 4. 5. 2011 in Karlsruhe.

Karl Heypeter wuchs mit zwei Geschwistern in einer treu katholischen Familie auf, was ihn formte und prägte. Ebenso prägend war die enge verwandtschaftliche Beziehung zu seinem Onkel, Pfarrer Karl Friedrich Geißler († 1970), einem Bruder seiner Mutter. Wie sein Onkel, so besaß auch Karl Heypeter ein gutes Organisations-talent und praktisches Geschick. Dazu war er zeichnerisch-künstlerisch begabt.

Die Berufung zum Priesterberuf verspürte er schon früh, aber bereits wenige Monate nach dem Abitur am Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe im Jahre 1938 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und blieb bis 1945 Soldat. Er kämpfte an verschiedenen Fronten und wurde sechsmal verwundet, zweimal schwer durch Granatsplitter. Die Verletzungen im Gesicht zeichneten ihn ein Leben lang. „*Durch den langen Kriegsdienst gereift*“, wie sein Heimatpfarrer Dr. Albert Kieser schrieb, hielt Heypeter an seinem Wunsch, Priester zu werden, fest. Er studierte in Freiburg Theologie, und am 23. Oktober 1949 wurden er und 17 Mitbrüder durch Erzbischof Wendelin Rauch zu Priestern geweiht.

Als Vikar sammelte er in den folgenden Jahren Erfahrung in der praktischen Seelsorge in Mannheim-Seckenheim, Offenburg und Radolfzell. Er wird in den Jahresberichten als eigenwillig beschrieben, aber auch „*aufgeschlossen, begeistert*“, „*sehr gewissenhaft*“ mit einem besonderen Geschick für Katechese und Jugendseelsorge. Zum 1. Dezember 1955 wurde Heypeter als Pfarrverweser nach Kändern angewiesen und knapp zwei Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Hubertshofen im Dekanat Donaueschingen. Die Investitur auf die Pfarrei erfolgte am 28. September 1958.

Ende Juli 1965 trat Pfarrer Heypeter schließlich die Nachfolge von Pfarrer Max Hettler in Villingen (St. Fidelis) und der Filialgemeinde St. Konrad in Riethem an. In den folgenden 23 Jahren setzte sich Pfarrer Heypeter engagiert für seine Gemeinden ein und begleitete sie auf ihrem Weg zu einer lebendigen Gemeinschaft. Er kümmerte sich um die notwendige bauliche Infrastruktur, die gelungene Renovierung der Pfarrkirche, die Erweiterung der Bernhardushütte und bereitete den Neubau eines Gemeindezentrums vor. Er integrierte den Mütterverein, das Männerwerk und die Kolpingsfamilie in das Pfarrleben und konnte auf eine lebendige Jugend- und Ministrantenarbeit blicken. Auf Dekanats Ebene setzte er die in Hubertshofen begonnene seelsorgerliche Betreuung der Gehörlosen fort, war zuständig für die Polizeiseelsorge, pflegte den Kontakt zu den französischen Soldaten und besuchte die Gefängnisinsassen in Villingen. Die bereits bestehende Partnerschaft mit der französischen Pfarrei Notre-Dame-de-la-Croix in Paris-Ménilmontant setzte er fort und rief zusätzliche Partnerschaften mit einer Pfarrei im norwegischen Narvik und einer weiteren in Mailand ins Leben. Erzbischof Oskar Saier würdigte das langjährige Engagement von Pfarrer Heypeter im Jahre 1984 und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem.

Aufgrund von Spätfolgen des Krieges, aber auch weil er sich nie schonte, musste Pfarrer Heypeter bereits 1987 um seine Zuruhesetzung bitten und wurde zum 15. Juni 1988 in den Ruhestand versetzt. Diesen verbrachte er in Blumberg-Hondingen. Dort und in Hüfingen-Fürstenberg half er noch bis Ende 2007 als Subsidiar aus. Mit der Gemeinde St. Martin feierte der Geistliche Rat Heypeter im Jahre 2009 sein Diamantenes Priesterjubiläum. Zum Festgottesdienst und der anschließenden Feier kamen auch Freunde und Bekannte aus Villingen und Karlsruhe.

Pfarrer Heypeter starb am Ostermontag 2011 in Blumberg-Hondingen und wurde am 4. Mai auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe beigesetzt. Jürgen Brüstle

Hummel Johannes

Geb. 11. 6. 1931 in Ebnet (Freiburg); 1952 Noviziat bei den Pallottinern in Untermerzbach; 1952 bis 1958 Theologiestudium in Untermerzbach und Presidente Prudente (São Paulo/Brasilien); ord. 7. 12. 1957 in Presidente Prudente (São Paulo/Brasilien); 1958 Seelsorger in Brasilien; ab 1960 Vikar und Studentenseelsorger in Stuttgart-Hohenheim; 10. 6. 1964 Vikar in Furtwangen; 9. 12. 1965 Vikar in Waldkirch i. Br.; 5. 11. 1969 Pfarrverweser in Grafenhausen bei Lahr; 1. 12. 1969 Inkardination in das Erzbistum Freiburg; 1. 4. 1971 Pfarrer in Grafenhausen bei Lahr; 31. 5. 1971 Investitur ebd.; 1. 9. 1977 Pfarrverweser in Staufen und Mitpastoration von Staufen-Grünern; 22. 9. 1978 Verleihung der Pfarrei Staufen; 29. 10. 1978 Inve-

stitur ebd.; 1. 11. 1987 Mitpastoration von Staufen-Wettelbrunn; Dez. 1989 Kammerer des Dekanats Staufen (zwei Amtsperioden); 1. 10. 2002 Ruhestand in St. Peter; 2011 Ruhestand in Kirchzarten (Pflegeheim); gest. 20. 9. 2011 in Freiburg; beerd. 28. 9. in Ebnet.

Bevor Johannes Hummel in der Erzdiözese als Priester wirkte, zog es ihn in die Ferne. Geboren am 11. Juni 1931 in Ebnet, heute Stadtteil von Freiburg, besuchte er noch die Unter- und Mittelstufe des Berthold-Gymnasiums, wechselte dann aber nach Bruchsal in das Paulusheim, wo er 1952 bei den Pallottinern das Abitur ablegte. Im Anschluss trat er in das Noviziat bei den Pallottinern in Untermerzbach ein, wo er auch seine philosophischen Studien begann. Theologie studierte er am Internationalen Kolleg der Pallottiner in Santa Maria/Brasilien und wurde am 7. Dezember 1957 in Presidente Prudente/São Paulo zum Priester geweiht. Er arbeitete anschließend als Seelsorger in São Paulo, bis er 1960 nach Deutschland zurückkehrte. In Stuttgart erteilte er Religionsunterricht an Volks- und Oberschulen und betreute die katholische Studentengemeinde in Hohenheim. Es zog ihn jedoch in seine Heimatdiözese und so bat er Erzbischof Hermann Schäufele um Aufnahme. Zum 10. Juni 1964 wurde Johannes Hummel in Absprache mit der süddeutschen Pallottinerprovinz als Vikar nach Furtwangen angewiesen. Es folgte eine weitere Vikarstelle in Waldkirch und zum 5. November 1969 wurde er als Pfarrverweser nach Grafenhausen bei Lahr angewiesen. Die Inkardination in die Erzdiözese erfolgte am 1. Dezember desselben Jahres, und zwei Jahre später wurde Pfarrer Hummel die Pfarrei verliehen.

Nach sechs Jahren in der Ortenau wechselte Pfarrer Hummel 1977 in den Breisgau. Er wurde zum 1. September als Pfarrverweser und Nachfolger von Monsignore Johann Georg Schmutz nach Staufen (St. Martin) angewiesen, wo ihm zugleich die Mitpastoration der Pfarrei St. Agatha in Staufen-Grunern oblag. Ein Jahr später kam noch die Pfarrei St. Vitus in Staufen-Wettelbrunn dazu.

In den 24 Jahren in Staufen widmete sich Pfarrer Hummel gewissenhaft den anstehenden Bauaufgaben und sorgte sich um die am Goethe-Institut Staufen studierenden Priester aus aller Welt. Auf Dekanatsstufe übernahm er Verantwortung als Kammerer. In Staufen konnte Pfarrer Hummel im Jahre 1998 sein 40-jähriges Priesterjubiläum feiern. Im Jahre 2002 bat er Erzbischof Saier aus gesundheitlichen Gründen um seine Zurruesetzung, was ihm zum 1. Oktober 2002 bewilligt wurde. Er zog nach St. Peter, wo er noch einige Jahre als Subsidiar aushalf. Im Jahre 2011 musste er jedoch in das Pflegeheim „Oskar-Saier-Haus“ in Kirchzarten umziehen. Er starb am 20. September 2011 in einem Krankenhaus in Freiburg und wurde am 28. September auf dem Friedhof in Ebnet beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Jäger Richard Josef

Geb. 18. 3. 1940 in Rot bei Heidelberg; ord. 23. 5. 1968 in Heidelberg; 14. 6. 1969 Vikar in Hochhausen; 10. 9. 1968 Vikar in Karlsruhe-Rintheim (St. Martin); 1. 5. 1970 Vikar in Rheinfelden (St. Josef); 26. 8. 1975 Pfarrer in Bühlertal-Obertal; 21. 8. 1977 Investitur ebd.; 1. 6. bis 1. 9. 1999 und 1. 9. 2006 bis 14. 10. 2006 Mitpastoration von Bühlertal-Untertal und Bühl-Altschweier; gest. 17. 12. 2011 in Baden-Baden; beerd. 22. 12. in Bühlertal-Obertal.

Richard Jäger wurde am 18. März 1940 als Sohn des Vorarbeiters Josef Jäger und dessen Ehefrau Laura geb. Steinhauser geboren und bereits am nächsten Tag in der Pfarrkirche St. Mauritius auf den Namen Richard Josef getauft. Er wuchs mit seinen beiden Geschwistern in einer gut katholischen Familie auf. In Rot besuchte er zunächst die Volksschule und wechselte schließlich an das altsprachliche Schönborn-Gymnasium in Bruchsal, wo er 1962 das Abitur ablegte. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Würzburg legte er von 1966 bis 1967 ein freiwilliges katechetisches Jahr im Erzbischöflichen Studienheim St. Konrad in Konstanz ein. Nach dem Seminarkurs in St. Peter im Schwarzwald wurde Richard Jäger 1968 am Hochfest Christi Himmelfahrt in der Jesuitenkirche in Heidelberg mit dem gleichfalls 2011 verstorbenen Bertram Fritz und sechs weiteren Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Als Vikar sammelte er Erfahrung in der praktischen Seelsorge in Hochhausen, Karlsruhe-Rintheim (St. Martin) und Rheinfeldern (St. Josef). Schwerpunkte seiner Arbeit waren in dieser Zeit die Erteilung von Religionsunterricht und die kirchliche Jugendarbeit. Im August 1975 wurde Richard Jäger als Pfarrer auf die Liebfrauenpfarrei Bühlertal-Obertal angewiesen und dort zwei Jahre später investiert. Er blieb bis zu seinem Tod in Bühlertal und bemühte sich in dieser Zeit erfolgreich um die notwendige kirchliche Infrastruktur. Er ließ unter der Pfarrkirche einen Saal bauen, einen Kindergarten errichten, die Pfarrkirche und die Hofkapelle renovieren und die Jugendräume im ehemaligen Schwesternhaus sowie den Pfarrsaal sanieren. Im Dekanat verwaltete er das Amt des Definitors, und zweimal übernahm er auch die Verantwortung für die Pfarreien St. Michael in Bühlertal-Untertal und St. Gallus in Bühl-Altschweier.

Pfarrer Jäger starb am 17. Dezember 2011 in Baden-Baden und wurde am 22. Dezember auf dem Friedhof in Bühlertal-Obertal beigesetzt. Jürgen Brüstle

Kühner Josef

Geb. 26. 5. 1923 in Heinsheim; 1943 bis 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 30. 5. 1954; 30. 6. 1954 Vikar in Mannheim-Neckarau; 29. 7. 1954 Vikar in Oppenau; 1. 9. 1954 Vikar in Freiburg (Herz Jesu); 21. 9. 1955 Vikar in Bilfingen bei Pforzheim; 7. 11. 1955 Vikar in Kirrlach; 23. 8. 1956 Vikar in Engelswies; 8. 2. 1957 Pfarrverweser in Engelswies; 30. 4. 1957 Vikar in Engen; 9. 4. 1959 Vikar in Bietigheim; 18. 10. 1960 Kaplaneiverweser in Waldkirch i. Br.; 6. 2. 1963 Pfarrverweser in Ilmspan, Mitpastoration von Schönfeld; 2. 5. 1965 Investitur in Ilmspan; 1. 7. 1981 Mitpastoration von Grünsfeld-Krensheim; 1. 10. 2005 Ruhestand in Großrinderfeld-Ilmspan; 8. 2. 2007 Ruhestand in Neckarsulm; gest. 7. 2. 2011 in Bad Friedrichshall; beerd. 11. 2. 2011 in Bad Rappenau-Heinsheim.

Als Pfarrer Kühner im Alter von 82 Jahren in den Ruhestand trat, konnte er auf 51 Jahre priesterlichen Dienst zurückblicken. Seinen Entschluss, Priester zu werden hat er nie bereut. Der Weg dahin war lang. Der Sohn des Landwirts August Kühner und dessen Ehefrau Klara geb. Bender wurde in Heinsheim geboren und besuchte zunächst die Volksschule in seinem Heimatort. Anschließend ging er auf die Oberschule im vier Kilometer entfernten Bad Wimpfen. Die schulische Ausbildung wurde unterbrochen, als Kühner im Sommer 1941 zum Arbeitsdienst nach Diedenhofen einge-

zogen wurde. Nach drei Monaten wurde er auf einen Flugplatz in Südfrankreich versetzt und nach einem weiteren halben Jahr, im März 1942, im Anschluss an einen vierzehntägigen Heimaturlaub, zur Artillerie ins saarländische Homburg einberufen. Nach einer Ausbildung zum Funker in Schweinfurt wurde Kühner an der Ostfront, östlich von Orel, eingesetzt, bis er im Frühjahr 1944 an Fleckfieber erkrankte. Nach einer kurzen Genesungszeit wurde er nach Dänemark versetzt und im August 1944 nach Kaiserslautern. Östlich von Aachen geriet er mit seiner Einheit im März 1945 in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wo er bis zum Sommer blieb. Er schrieb später über diesen Lebensabschnitt: *„Die Zeit der Gefangenschaft war die härteste meines bisherigen Lebens, und große Kraft und stets neuen Mut gab mir mein hohes Ziel, das mir immer klar vor Augen stand.“*

Josef Kühner beabsichtigte schon vor dem Krieg, Priester zu werden, und die Zeit des Krieges hatte ihn in diesem Wunsch bekräftigt. Er besuchte in Bruchsal das städtische Gymnasium und lebte in dieser Zeit im St. Paulusheim. Nach dem Abitur 1949 studierte er in Freiburg und Würzburg Theologie. Mit 38 Mitbrüdern wurde Josef Kühner am 30. Mai 1954 im Freiburger Münster durch Weihbischof Eugen Seiterich – Erzbischof Wendelin Rauch war einen Monat zuvor verstorben – zum Priester geweiht. Zu seinen Kurskollegen gehörten unter anderem der 2014 verstorbene spätere Weihbischof Wolfgang Kirchgässner.

Als Neupriester wurde Josef Kühner zunächst für einmonatige Vertretungen in Mannheim-Neckarau und Oppenau eingesetzt und sammelte anschließend Erfahrungen als Vikar in Freiburg (Herz Jesu), Bilingen, Kirrlach, Engelswies, Engen und Bietigheim. Seine Prinzipale äußerten sich in ihren Jahresberichten sehr zufrieden über den jungen Vikar, der durch seine unkomplizierte Art rasch Zugang zu den Menschen fand und besonderes Geschick in der Standesseelsorge bewies. Als er im Jahre 1960 als Kaplaneiverweser nach Waldkirch angewiesen wurde, engagierte er sich über die ausgedehnte Pfarrei hinaus als Dekanatsseelsorger für die Frauenjugend.

Im Februar 1963 wurde Josef Kühner als Pfarrverweser der Pfarreien Ilmspan (St. Laurentius) und Schönfeld (St. Vitus) in Tauberfranken angewiesen. Damals konnte er noch nicht wissen, dass er dort 44 Jahre als Seelsorger für die Menschen da sein würde. Dem Wunsch von Dekan Anton Schork, Kühner möglichst bald zum Pfarrer zu ernennen, kam Erzbischof Schäufele im März 1965 nach. Pfarrer Kühner war ein engagierter Seelsorger und stets zur Stelle, wenn er gebraucht wurde. Es war ihm wichtig, bei den Menschen und mit ihnen in Kontakt zu sein. Erfolgreich ver-netzte er seine Pfarrgemeinden – seit 1981 oblag ihm auch die Administration der Pfarrei St. Ägidius in Krensheim – und erreichte so eine fruchtbare Zusammenarbeit im Bereich der Erstkommunion- und Firmvorbereitung wie auf zahlreichen anderen Gebieten der Pastoral. Ebenso erfolgreich kümmerte er sich um die notwendige Infrastruktur, wobei der Kirchenneubau in Schönfeld mit dem integrierten Pfarrsaal und die gelungene Renovation der Kirche und des Pfarrhauses in Ilmspan ebenso zu nennen sind wie die Renovation der Kirche in Krensheim. Die politische Gemeinde Großrinderfeld würdigte die Verdienste von Pfarrer Kühner 1988, indem sie ihn zum Ehrenbürger ernannte.

Über seine Pfarreien hinaus engagierte sich Pfarrer Kühner als Dekanatsseelsorger für die weibliche Jugend, erteilte Religionsunterricht in Gerchsheim und Großrinderfeld und war als Beichtvater im Erzbischöflichen Studienheim in Tauber-

bischofsheim für junge Menschen da. Mit seinen Mitbrüdern im Dekanat war er eng verbunden und in einem Visitationsbericht steht zu lesen: „*Kein Dies ohne Kühner!*“

Josef Kühner ging in seinem Beruf auf und war rund um die Uhr für die Menschen da. Dies war ihm so wichtig, dass er, wie er in einem Interview im Jahre 2007 sagte, keinen Urlaub gebraucht habe. Drei Jahre zuvor hatte er mit seinen Gemeinden sein Goldenes Priesterjubiläum gefeiert, und erst im Jahre 2007 bat er Erzbischof Zolitsch um seine Zuruhesetzung, die im Februar desselben Jahres erfolgte. Er blieb jedoch in seiner Gemeinde wohnen und half bis Dezember 2007 weiter in der Seelsorge aus. Dann, nach fast 45 Jahren in Ilmspan, zog er aufgrund seines hohen Alters in das Parkwohnheim der Caritas in Neckarsulm.

Pfarrer Josef Kühner starb am 7. Februar 2011 in Bad Friedrichshall und wurde am 11. Februar 2011 in seiner Heimatgemeinde Bad Rappenau-Heinsheim durch Dekan Bernhard Knobelspies, Dekanat Kraichgau, beerdigt. Der Eucharistiefieher stand sein Kurskollege, der emeritierte Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, vor.

Jürgen Brüstle

Lehmann Meinrad Josef, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr

Geb. 2. 2. 1925 in Oberkirch; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 17. 9. 1949 Vikar in Lörrach-Stetten; 25. 1. 1951 Vikar in Blumberg; 15. 10. 1952 Vikar in Mannheim (Liebfrauen); 11. 4. 1957 Pfarrvikar in Wiesental; 30. 4. 1957 Pfarrkurat in Etzenrot; 19. 1. 1969 Investitur ebd.; 12. 12. 1985 Geistlicher Rat ad honorem; 22. 2. 1991 Ehrendomherr der Kathedrale von Siedlce in Polen; 1. 5. 1991 Ruhestand in Etzenrot; 3. 4. 1992 Ruhestand in Oberkirch; gest. 27. 7. 2011 in Oberkirch; beerd. 1. 8. ebd.

Pfarrer Meinrad Lehmann war „*Evangelist mit den Händen*“. So betitelte die Mittelbadische Presse einen Artikel anlässlich von Pfarrer Lehmanns 70. Geburtstag. Zurück geht diese Bezeichnung auf den Kölner Erzbischof, Joachim Kardinal Meisner, der Lehmanns künstlerisches Werk schätzte. Dessen Radierungen, Lithografien, Plastiken und Bronzereliefs finden sich heute in zahlreichen Kirchen und Privathäusern in der ganzen Welt. Meinrad Lehmann, der sich selbst als „*künstlerischen Gelegenheitsarbeiter*“ bezeichnete, stellte seine hohe künstlerische Begabung in den Dienst der Verkündigung und Seelsorge. Für ihn war es ein Weg, den Menschen die Botschaft des Evangeliums ohne Worte nahezubringen. Seine musische und künstlerische Begabung zeigte der Sohn eines Zimmermeisters schon in der Kindheit, als er eifrig zeichnete und schnitzte.

Lehmann besuchte zunächst die Volksschule in seinem Heimatort. Seine Eltern wollten ihn später auf die Realschule schicken, aber der Junge äußerte schon früh den Wunsch, Priester zu werden. Sein Heimatpfarrer, Adolf Franz Roth, ließ dem Jungen durch seinen Vikar Joseph Dettinger Lateinunterricht erteilen, und Ostern 1937 zog Lehmann in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg und besuchte fortan das Friedrich-Gymnasium. Seine künstlerische Begabung kam auch hier zum Tragen; er nahm acht Jahre lang Violinunterricht und leitete zwei Jahre lang das Streichorchester des Konvikts. Im Frühjahr 1943 legte er die Reifeprüfung ab und begann sein Theologiestudium in Freiburg. Aber bereits nach drei Monaten wurde er zum Kriegsdienst einberufen und kehrte erst 1945 zurück nach Hause. Er setzte seine

Studien fort und wurde nach deren Abschluss am 23. Oktober 1949 gemeinsam mit 17 Kurskollegen in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Es folgten Jahre als Vikar in Lörrach-Stetten, Blumberg und Mannheim (Liebfrauen) sowie einige Wochen als Aushilfe und Pfarrvikar in Wiesental. In diesen Jahren bewährte er sich in allen Bereichen der Seelsorge. Er war wissenschaftlich interessiert, sehr belesen und seinen Mitmenschen auch durch seine Lebensführung ein Vorbild. Er galt als ein Mensch, der nicht nur ein Auge und ein Ohr für die Armen hatte, sondern auch eine mildtätige Hand.

Nach einer kurzen Vertretung als Pfarrvikar in Wiesental wurde Lehmann die Kuratie Etzenrot übertragen. Es war seine erste selbstständige Stelle, und es galt, im Albtal nahe Ettlingen eine Gemeinde und kirchliche Strukturen aufzubauen. Er ließ die Pfarrkirche renovieren, ein Pfarrzentrum und einen Kindergarten bauen und später auch eine neue Orgel anschaffen. Er übernahm das Amt des Dekanatspräses der Kirchenchöre, die Aufgaben des Dekanatspräses der Frauengemeinschaften, arbeitete im Dekanat in vielen Pfarreien in der Erwachsenenbildung mit, hielt in der Kurklinik Reichenbach Vorträge, leitete mit dem dortigen Seelsorger Gesprächsabende und half in der Rehabilitationsklinik Langensteinbach bereitwillig aus, wenn Not am Mann war. In Ettlingen erteilte er von Anfang an Religionsunterricht an der Berufsschule und unterrichtete später auch am dortigen Gymnasium und an der Realschule in Langensteinbach. Nach der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei war Meinrad Lehmann ihr erster Pfarrer. Er wirkte in Etzenrot und im Dekanat Ettlingen, bis ihn 1991 seine nachlassende Gesundheit zwang, um seine Zuruhesetzung zu bitten. Er zog nach Bad Peterstal, wo er in der Seelsorge aushalf, vor allem am dortigen Fachkrankenhaus.

Meinrad Lehmann ist weit über seine Gemeinde und das Erzbistum Freiburg hinaus für sein künstlerisches Werk bekannt. Seine Werke finden sich in aller Welt. Joachim Kardinal Meisner, der Lehmanns Wirken schätzte, sorgte dafür, dass diese schon vor dem Fall des Eisernen Vorhangs nach Polen, Ungarn, in die DDR und andere Staaten in Osteuropa gelangten. Für Pfarrer Lehmann war seine künstlerische Begabung ein Geschenk Gottes, das er in den Dienst der Verkündigung und Seelsorge stellte. Seine Werke waren für ihn ein Weg, die Botschaft des Evangeliums zu verkünden. Das fand besonderen Ausdruck in der Veröffentlichung von mehreren Meditationsbändchen mit Texten von Waltraud Herbstrith (Sr. Teresia a Matre Dei OCD, Priorin im Karmel von Tübingen) und Darstellungen Lehmanns.

Lehmanns Wirken als Seelsorger, aber auch sein künstlerisches Schaffen, erfuhren zahlreiche Würdigungen. Genannt seien hier die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem durch Erzbischof Oskar Saier im Jahre 1985, die Verleihung der Ehrenbürgerwürde durch die Gemeinde Etzenrot 1989 und die Ernennung zum Ehren-domherrn von Siedlce in Polen.

Seit 2002 lebte Pfarrer Lehmann im Altenpflegeheim St. Josef in seiner Heimatstadt Oberkirch. Dort feierte er im Jahre 2009 noch sein Diamantenes Priesterjubiläum. Er starb am 27. Juli 2011 in Oberkirch, wo er am 1. August 2011 beerdigt wurde.

Jürgen Brüstle

Veröffentlichungen:

- Herbstrith, Waltraud/Lehmann, Meinrad Josef: Liebe ist unten – Der Todesweg des Jesus von Nazaret. Meditationen. Bergen-Enkheim (Kaffke) 1975.
- Dies.: Wer ist mein Nächster? Leibliche und geistige Werke der Barmherzigkeit. Bergen-Enkheim (Kaffke) 1976.
- Dies.: Wege der Hoffnung. 2. erw. Aufl. Bergen-Enkheim (Kaffke) 1976.
- Dies.: Ein Tor tut sich auf. Meditationen zu Bronzereliefs an einer Kirchentür. Frankfurt/Main (Kaffke) 1977.
- Dies.: Dein Antlitz suche ich. Einführung von Alfons Deissler. München (Kaffke) 1979.
- Rieple, Max/Lehmann, Meinrad Josef: Du aber bist der Atem. Religiöse Gedichte. Karlsruhe (Badenia-Verlag) 1981.
- Herbstrith, Waltraud/Lehmann, Meinrad Josef: Ein Gott für uns. Bildmeditationen. Ettlingen (Kraft) 1986.
- Lehmann, Meinrad Josef: Arbeiten von Meinrad Josef Lehmann 1960–1990. Waldbronn-Etzenrot (Lehmann) 1990.
- Herbstrith, Waltraud/Lehmann, Meinrad Josef: Maria eine von uns: Bilder – Meditationen – Bronze-Reliefs. Ettlingen (Kraft) 1995.
- Herbstrith, Waltraud/Lehmann, Meinrad Josef/Huber, Michael W.: Liebe ist unten – Der Todesweg des Jesus von Nazaret. Lappersdorf (Selbstverl.) 1996.

Lehmann-Dronke P. Johannes CRVC, Dr. rer. nat., Propst

Geb. 8. 11. 1932 in Frankfurt a. M.; ord. 30. 6. 1973 in Regensburg; 1974 Eintritt in den Orden der Augustiner-Chorherren von Windesheim in Kloster Paring (Bistum Regensburg); 14. 8. 1975 ewige Profess; August 1975 Gründung der Gemeinschaft der „Brüder vom Gemeinsamen Leben“ in Weilheim-Bierbronnen; August 1975 Pfarradministrator in Gurtweil; 1979 Pfarradministrator in Nöggenschwil und Aichen (bis 1986); 1984 Pfarradministrator in Berau und Brenden; 1986 zusätzlich Pfarradministrator in Waldkirch/Waldshut (bis 1995); gest. 16. 3. 2011; beerd. 23. 3. 2011 in Weilheim-Bierbronnen.

„*Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu Dir! Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich fördert zu Dir! Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir!*“ Diese Worte des heiligen Nikolaus von Flüe, die P. Dr. Johannes Lehmann-Dronkes Mitbrüder aus der Propstei Maria Bronnen der Todesanzeige vorangestellt hatten, drückten nicht nur seinen und ihren Wunsch am Ende seines irdischen Pilgerweges aus, sondern fassten auch Ziel und Inhalt seines Lebens und Wirkens zusammen. Er war, wie es in der Anzeige weiter heißt, „geboren, um zu sterben“ und „gestorben, um zu leben“, doch hat er in den fast acht Jahrzehnten dazwischen auch viel für die Kirche und die Menschen getan.

Wie es bei vielen Ordenspriestern der Fall ist, die im Erzbistum Freiburg seelsorgerliche Dienste leisten, hat das Erzbischöfliche Ordinariat über P. Johannes keine Personalakte geführt, so dass der Versuch einer biografischen Würdigung kaum über die Rahmendaten und vielleicht einzelne Fingerzeige hinauskommen kann. Geboren wurde Johannes (Hans) Lehmann-Dronke am 8. November 1932 in Frankfurt am

Main, wo er gemeinsam mit zwei Geschwistern in einem tief gläubigen, katholischen Elternhaus aufwuchs. Doch sein Lebensweg verlief nicht geradlinig auf Ordensleben und Priestertum zu, sondern führte ihn nach dem Abitur 1952 an die Universität seiner Heimatstadt, wo er Chemie studierte, als wissenschaftlicher Assistent an der naturwissenschaftlichen Fakultät arbeitete und im Jahr 1964 aufgrund der Dissertation „Abbau und Aufbau von Magnesit unter Einwirkung von Alkalisalzen“ zum Dr. rer. nat. promoviert wurde. Bald darauf wandte er sich endgültig der Theologie zu, studierte zunächst in Frankfurt, dann in München, Tübingen und Regensburg, wo er zum engeren Schülerkreis des Professors und späteren Papstes Benedikt XVI., Joseph Ratzinger, gehörte, dem er zeitlebens eng verbunden blieb: Zur Festschrift für Joseph Ratzinger anlässlich des 60. Geburtstages steuerte Lehmann-Dronke einen Beitrag über „Erlösungslehre und evolutives Weltbild“ bei (in: Walter Baier [Hrsg.], Weisheit Gottes, Weisheit der Welt. Festschrift für Joseph Kardinal Ratzinger zum 60. Geburtstag. St. Ottilien 1987, S. 195–211).

Zum Priester geweiht wurde Lehmann-Dronke am 30. Juni 1973 vom Regensburger Bischof Rudolf Graber. Bald darauf, 1974, trat er in der neu errichteten Propstei St. Michael in Paring (Markt Langquaid) im Bistum Regensburg der Windesheimer Kongregation der Augustiner-Chorherren bei und legte am 14. August 1975 die ewigen Donationsversprechen ab. Abt Dr. Karl Egger CRV erteilte ihm mit Zustimmung von Erzbischof Hermann Schäufele den Auftrag, in Weilheim-Bierbronn die Gemeinschaft der „Brüder vom Gemeinsamen Leben“ wiederzubeleben. 1976 gründete P. Johannes, gemeinsam mit Schwester Johanna Maria Zmudzinski, in Bierbronn die Frauengemeinschaft der „Schwestern vom Gemeinsamen Leben“, wiederum auf Geheiß seines Abtes und mit Zustimmung des Freiburger Erzbischofs. Diese Gemeinschaften sehen sich in der Nachfolge der „*Broeders des gemeenen levens*“, die sich Ende des 14. Jahrhunderts um den Niederländer Geert Groote sammelten und durch die von ihnen gepredigte und gelebte zeitgemäße Frömmigkeit („*devotio moderna*“) in Nordwestdeutschland und den Niederlanden bald großen Einfluss gewannen. Der bedeutendste „Bruder vom gemeinsamen Leben“ war Thomas von Kempen, der mit dem Werk „Die Nachfolge Christi“ („*De Imitatione Christi*“) das nach der Bibel vielleicht am weitesten verbreitete Buch des Christentums schuf. Im Gefolge der Reformation verlor die Gemeinschaft immer mehr an Bedeutung, starb im 17. Jahrhundert aus und wurde erst im 20. Jahrhundert, ausgehend von der Schweiz, allmählich wiederbelebt. Im Erzbistum Freiburg gibt es heute außer dem Kloster Maria Bronnen noch die Niederlassungen in Ottersweier (Maria Linden) und Waghäusel.

Von Anfang an engagierte sich P. Johannes nicht nur für den Aufbau der beiden Gemeinschaften in Bierbronn, sondern übernahm, ebenso wie seine Mitbrüder, Aufgaben als Pfarrseelsorger in der Umgebung und betreute zeitweilig mehrere Kirchengemeinden. Seinen priesterlichen Dienst übte er, wie es in der Todesanzeige heißt, „*in größter Hingabe und Opferbereitschaft und in tiefer Gläubigkeit aus, im dankbaren Bewusstsein, Werkzeug des Herrn sein zu dürfen. Der Eifer für den Herrn und seine Kirche und die ihm Anvertrauten sowohl in den Gemeinschaften als auch in den Pfarreien verzehrte ihn. Bis zuletzt war er für seelsorgliche Gespräche und die Spendung der Sakramente bereit*“. Am 16. März 2011 verstarb Pater Dr. Johannes Lehmann-Dronke und wurde am 23. März 2011 auf dem Friedhof von Weilheim-Bierbronn beigesetzt.

Christoph Schmider

Morath Benedikt

Geb. 21. 3. 1923 in Blasiwald; ord. 24. 9. 1960 in Puerto Montt/Chile; 24. 9. 1960 Prosekretär der Bischöflichen Kurie in Puerto Montt und Kaplan an der Bischofskirche; 1. 12. 1961 Vikar in Llanquihue/Chile; 1. 8. 1962 Vikar in Frutillar/Chile; 28. 4. 1963 Pfarrverweser in Coligual/Chile; 19. 1. 1964 Pfarrer in Tegalda/Chile; 4. 12. 1967 Pfarrer in Alerce/Chile; 15. 4. 1970 Pfarrer in Unteribach (13. 6. 1971 Investitur); 4. 5. 1970 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 8. 10. 1975 Pfarrer in Hohenfels-Liggersdorf; 23. 11. 1975 Investitur ebd.; November 1975 Mitpastoration von Hohenfels-Mindersdorf; 1. 9. 1988 Ruhestand in St. Blasien-Menzenschwand und Subsidiar ebd.; gest. 14. 11. 2011 in Bonndorf; beerd. 19. 11. ebd.

Wie so oft bei Priestern, die nicht in der Erzdiözese geweiht, sondern später inkardiniert wurden, ist auch Benedikt Moraths Personalakte recht dünn und erlaubt kein lückenloses Lebensbild, sondern nur eine biografische Skizze. Benedikt Morath stammte aus einer frommen und katholischen Familie im Schwarzwald. Das älteste seiner elf Geschwister, Matthäus Morath, war bereits 1929 zum Priester geweiht worden, ein weiterer Bruder, Max, wurde 1940 geweiht und starb ein Jahr später als Sanitätssoldat vor Moskau an den Folgen einer Schussverletzung.

Benedikt Morath selbst besuchte wie seine älteren Brüder als Zögling des Erzbischöflichen Knabenkonvikts das Freiburger Friedrich-Gymnasium, wurde aber 1942, noch bevor er die Reifeprüfung ablegen konnte, zum Wehrdienst einberufen. Nach dem Krieg bereitete er sich bei den Steyler Missionaren in St. Wendel auf sein Studium vor. Im Anschluss studierte er zunächst am Missionspriesterseminar in St. Augustin und später am Metropolitanseminar in Concepción/Chile und am Seminario Conciliar in San José de Mariquina/Chile Theologie und Philosophie. Am 24. September 1960 wurde Benedikt Morath in Puerto Montt/Chile von Bischof Alberto Rencoret Donoso zum Priester geweiht. Er arbeitete zunächst vierzehn Monate als Prosekretär an der bischöflichen Kurie in Puerto Montt und war seelsorgerisch als Kaplan an der dortigen Bischofskirche tätig. Anschließend, von Ende 1961 bis zum Frühjahr 1963, wirkte Morath als Vikar in Llanquihue und Frutillar und übernahm dann als Pfarrverweser eine Pfarrei in Coligual. Bis 1970 wirkte er als Pfarrer in Tegalda und Alerce.

Als im Jahre 1969 sein Bruder Matthäus, Pfarrer der Pfarrei St. Georg und Cyrill in Unteribach, starb, bat Benedikt Morath seinen Erzbischof Rencoret Donoso, in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Mit der erzbischöflichen Erlaubnis kehrte Pfarrer Morath nach Deutschland zurück und übernahm zum 15. April 1970 als Nachfolger seines Bruders die Pfarrei Unteribach. Die Inkardination in die Erzdiözese Freiburg erfolgte am 4. Mai 1970, die Investitur auf die Pfarrei am 13. Juni 1971.

Im Jahre 1975 bewarb sich Pfarrer Morath erfolgreich auf die Pfarrei Hohenfels-Liggersdorf, die Investitur erfolgte am 23. November 1975. Dort wirkte er segensreich, bis ihn im Jahre 1988 seine Gesundheit zwang, um seine Zurruesetzung zu bitten, was ihm zum 1. September 1988 gewährt wurde. Er zog in das Pfarrhaus in St. Blasien-Menzenschwand und half noch bis in das Frühjahr 1996 als Subsidiar aus, wo immer er gebraucht wurde. Dann erlaubte sein nachlassendes Augenlicht diesen Dienst nicht mehr. Pfarrer Morath zog nach Bonndorf, wo er im Altenheim St. Laurentius zweimal wöchentlich mit den Bewohnern die heilige Messe feierte, bis sein Augenlicht auch das nicht mehr zuließ. In Bonndorf erlebte er im Jahre 2010

noch sein Goldenes Priesterjubiläum und starb am 14. November 2011. Er wurde am 19. November 2011 auf dem Friedhof in Bonndorf beerdigt. Jürgen Brüstle

Pieler Joachim Norbert

Geb. 20. 2. 1932 in Gleiwitz/Oberschlesien; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 17. 7. 1957 Vikar in Schönau im Schw.; 5. 11. 1958 Vikar in Villingen (Münster); 13. 7. 1960 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 1. 8. 1962 Vikar in Heidelberg (St. Vitus); 1. 10. 1964 Pfarrkurat in Neckarbischofsheim; 1. 4. 1966 Pfarrer ebd.; 26. 6. 1966 Investitur ebd.; 1. 5. 2011 Ruhestand in Buchen-Waldhausen, Caritas-Pflegeheim; gest. 13. 5. 2011 in Buchen; beerd. 19. 5. 2011 in Tauberbischofsheim.

Joachim Pieler wurde im oberschlesischen Gleiwitz geboren und wenige Tage später in der Pfarrkirche Allerheiligen getauft. Seine Eltern waren der Kaufmann Alfred Pieler und dessen Ehefrau Johanna Charlotte geb. Schegietz. Pieler ging zunächst in Ratibor zur Schule, musste aber mit seiner Familie, er hatte inzwischen zwei jüngere Geschwister, wie viele Deutsche seine Heimat verlassen. Die Familie ließ sich in Tauberbischofsheim nieder. Pieler besuchte das dortige Realgymnasium und studierte nach der Reifeprüfung Theologie in Freiburg und Münster/Westfalen. Im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum und im Führungszeugnis des Priesterseminars St. Peter wird Pieler als ein überdurchschnittlich begabter junger Mann beschrieben, mit Geschick auch in der praktischen Seelsorge. Er galt als höflich und gewandt, konnte aber auch hart und schroff auftreten.

Am 2. Juni 1957 empfing Joachim Pieler gemeinsam mit 40 Kurskollegen von Erzbischof Eugen Seiterich in der Seminarkirche in St. Peter die Priesterweihe. Als Vikar führten Pieler seine Wege nach Schönau im Wiesental, ans Villingen Münster, nach Karlsruhe (St. Bonifatius) und Heidelberg (St. Vitus). Er arbeitete sich in die verschiedenen Bereiche der Seelsorge ein und bewährte sich. Nachdem er bereits 1962 sein Pfarrexamen abgelegt hatte, wurde er im Jahre 1964 als Pfarrkurat nach Neckarbischofsheim versetzt. Die Pfarrkuratlie lag in der Diaspora und setzte sich zu einem sehr großen Teil aus Heimatvertriebenen aus Böhmen, Mähren und Ungarn zusammen. Einheimische machten gerade einmal einen Anteil von 15% aus. Diese Gemeinschaft musste noch zusammenwachsen, die äußeren Voraussetzungen mussten geschaffen werden.

Über seine Arbeit als Gemeindegeseelsorger hinaus bewältigte Pieler zweitweise 24 Stunden Religionsunterricht pro Woche, unterstützte den Aufbau eines Mittagstischs für Bedürftige und suchte die Verständigung mit anderen Konfessionen. Neckarbischofsheim war Pieler erste und einzige selbstständige Pfarrei. Er tat mehr als 46 Jahre Dienst in Neckarbischofsheim, und als ihm das Erzbischöfliche Ordinariat im Jahre 2008 eine Einladung zu einer Veranstaltung mit dem Thema „Ruhestand“ schickte, antwortete Pieler: *„Dieser Einladung werde ich nicht Folge leisten, da ich nicht vorhabe, den Ruhestand anzutreten.“* Der Bitte des Erzbischofs, er möge auf seine Pfarrei verzichten, kam er erst im April 2011 nach. Fortan lebte er im Caritas-Pflegeheim St. Josef in Buchen-Waldhausen und starb am 13. Mai 2011 im Krankenhaus in Buchen. Am 19. Mai 2011 wurde er auf dem Friedhof in Tauberbischofsheim beigesetzt. Jürgen Brüstle

Pospischil Hans Thomas, Dr. theol.

Geb. 21. 6. 1956 in Mannheim; ab WS 1976/77 Studium der Betriebswirtschaftslehre in Mannheim; 1981 Abschluss als Diplom-Kaufmann; ab WS 1981/82 Theologiestudium in Freiburg und Innsbruck; 1986/87 Gemeindejahr in Titisee; ord. 14. 5. 1988 in Neckargerach; 14. 6. 1988 Vikar in Wertheim (St. Venantius); 12. 8. 1988 Studienurlaub, Wohnsitz und Aushilfe in der Seelsorge in Müllheim; 7. 7. 1989 Vikar in Stutensee-Blankenloch; 18. 8. 1989 Vikar in Mannheim (St. Antonius); 1. 2. 1990 Pfarradministrator ebd.; 1. 2. 1990 Promotion zum Dr. theol.; 3. 9. 1990 Vikar in Freiburg (St. Urban); 1. 10. 1990 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Praktische Theologie der Universität Freiburg mit Vikarsrechten in Freiburg (St. Urban); 1. 9. 1991 Anweisung zur Mitarbeit in March-Holzhausen (St. Pankratius); Ende 1991 Umzug nach Waldau, dort und in Titisee seelsorgerliche Mithilfe; 1994 Bezirksseelsorger der Katholischen Landjugendbewegung im Hochschwarzwald; 6. 9. 1996 Pfarrer in Hinterzarten; 20. 10. 1996 Investitur ebd.; Sept. 2000 KAB-Bezirkspräses und KLJB-Seelsorger im Bezirk Hochschwarzwald; 1. 11. 2005 Klinikpfarrer in Heidelberg und Mitglied des Oratoriums Philipp Neri (bis 2008); 1. 8. 2008 Freistellung für das Amt des Geistlichen Leiters der Katholischen Landjugendbewegung für die BRD, Bad Honnef-Rhöndorf; gest. 14. 5. 2011 in Königswinter; beerd. 24. 5. 2011 in Mannheim-Friedrichsfeld.

Hans Thomas Pospischil wurde am 21. Juni 1956 als Sohn des Steuerbevollmächtigten Rudolf Pospischil und dessen Ehefrau Hannelore geb. Dillmann in Mannheim geboren. Er besuchte in Mannheim-Friedrichsfeld die Grundschule und später das Mannheimer Lessing-Gymnasium. Nach seinem fünfzehnmonatigen Wehrdienst in Böblingen und Calw studierte er ab Oktober 1976 in seiner Heimatstadt Mannheim das Fach Betriebswirtschaftslehre und schrieb sich ein Jahr später auch an der juristischen Fakultät ein. Im Sommer 1980 absolvierte er die juristische Zwischenprüfung und schloss im Frühjahr 1981 das Studium der Betriebswirtschaft erfolgreich ab. Fortan arbeitete er in der Kanzlei seines Vaters. Seit seiner Schulzeit hatte sich Pospischil als Ministrant und in der katholischen Jugendarbeit engagiert; später wurde er in den Pfarrgemeinderat gewählt.

Im Mai 1981 besuchte er eine Informationsveranstaltung für Theologiestudenten im Collegium Borromaeum und kam mit dem damaligen Regens und späteren Erzbischof Robert Zollitsch über eine Anmeldung als Priesteramtskandidat ins Gespräch. Tatsächlich waren die Widerstände gegen die Berufung, Priester zu werden, in Pospischils Familie groß – vor allem aufseiten des Vaters. Trotzdem nahm er das Theologiestudium in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in Innsbruck und legte in Freiburg im Jahre 1986 sein Examen ab. Nach dem Gemeindejahr in Titisee schloss er seine Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter ab und wurde am 14. Mai 1988, einem Samstag, zusammen mit acht Kurskollegen durch Erzbischof Oskar Saier in der Pfarrkirche St. Afra in Neckargerach zum Priester geweiht. Tags darauf empfangen 15 weitere Kurskollegen die Priesterweihe im Freiburger Münster.

Im Abschlussbericht des Priesterseminars St. Peter vermerkten Regens Dr. Klaus Stadel und Subregens Dr. Klaus von Zedwitz, Hans Thomas Pospischil könnten *„auch anspruchsvollere Aufgaben übertragen und personell schwierigere Situationen zugemutet werden“*. Ferner solle er *„entsprechend seiner hohen menschlichen und geistig-geistlichen Begabung“* auch in der außerordentlichen Seelsorge eingesetzt

werden und die Möglichkeit erhalten, seine Dissertation fertigzustellen. Zum 14. Juni 1988 wurde Vikar Pospischil nach Wertheim (St. Venantius) im Dekanat Tauberbischofsheim angewiesen und sollte zugleich in der Pfarrei St. Elisabeth, ebenfalls in Wertheim, aushelfen. Es handelte sich um eine zeitlich begrenzte Vertretung. Mitte August 1988 wurde der junge Vikar bis Jahresende beurlaubt, um seine theologische Dissertation im Fach Christliche Gesellschaftslehre fertigzustellen. Betreut wurde er dabei Prof. Dr. Rudolf Henning.

Pospischil zog in das Pfarrhaus der Pfarrei Herz Jesu in Müllheim und sollte – wenn es seine Zeit zuließ – in der Pfarrei aushelfen. Die Beurlaubung wurde bis Ende Mai 1989 verlängert, und nach Abschluss der Arbeit legte er im Mai 1989 das Rigorosum ab. Die Promotion zum Dr. theol. erfolgte am 1. Februar 1990, das Thema der Dissertation lautete „*Die Sozialbindung von Eigentum und Einkommen in neueren Lebensformen christlicher Gruppen*“. Zum 7. Juli 1989 trat Vikar Pospischil eine zeitlich befristete Vertretungsstelle in Stutensee-Blankenloch (St. Josef) an, mit dem Auftrag, in den Nachbargemeinden Stutensee-Blankenloch (St. Georg) und Weingarten (St. Michael) auszuhelfen. Einen guten Monat später, zum 18. August 1989, wurde er auf die Pfarrei St. Antonius in Mannheim-Rheinau angewiesen und ab dem 1. Februar 1990 vorübergehend zum Pfarradministrator i. V. der Pfarrei bestellt.

Aber auch die Zeit in Mannheim war von kurzer Dauer, denn zum 1. Oktober 1990 wurde er auf drei Jahre freigestellt, um am Institut für Praktische Theologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eine Assistentenstelle antreten zu können, die ihm Prof. Dr. Norbert Glatzel angeboten hatte. Bereits zum 1. September 1990 war er als Vikar nach Freiburg (St. Urban) angewiesen worden, um dort nach Absprache in der Seelsorge mitzuhelfen. Zum Jahreswechsel 1991/92 zog er in das Pfarrhaus von Waldau bei Titisee-Neustadt, da er sich dort bessere Arbeitsbedingungen im Hinblick auf seine Habilitationsschrift zur Unternehmensethik versprach. Da er mit seiner Arbeit gut vorankam und Prof. Glatzel seine Arbeit sehr schätzte, wurde die Freistellung für die Assistentenstelle 1993 um drei Jahre verlängert. Zugleich half Pospischil in der Seelsorge seiner Pfarrei aus und wurde von der Katholischen Landjugendbewegung im Hochschwarzwald zu deren Bezirksseelsorger gewählt. Nach dem Ende seiner Assistentenzeit zog es ihn in die praktische Seelsorge. Das Pfarrexamen musste er nicht ablegen, da, wie es üblich ist, seine theologische Dissertation als Pfarrexamen anerkannt wurde.

Zum 6. September 1996 wurde er als Pfarrer auf die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Hinterzarten angewiesen und bezog das dortige Pfarrhaus. Zugleich wurde ihm die Seelsorge der Pfarrei St. Johann B. in Breinau übertragen. Trotz dieser enormen Arbeitsbelastung engagierte sich Pfarrer Pospischil im Priesterforum der Erzdiözese Freiburg und als Bezirkspräses der Katholischen Arbeitnehmerbewegung sowie als Seelsorger der Katholischen Landjugendbewegung im Bezirk Hochschwarzwald.

Ende 2005 verließ Pospischil den Schwarzwald und trat zum 1. November eine Stelle als Klinikpfarrer in Heidelberg an. Auf diese neue Aufgabe bereitete er sich intensiv vor. Zugleich wurde er Mitglied des Oratoriums Philipp Neri in Heidelberg. Bereits im Frühjahr 2008 wurde er vom Diözesanverband der KLJB Freiburg zum Bundesseelsorger der KLJB vorgeschlagen und war bereit, für dieses Amt zu kandidieren. Da die Erzdiözese ihn für diese Aufgabe freistellte und er im Sommer als Bundesseelsorger gewählt wurde, verließ er Heidelberg und das Oratorium des

hl. Philipp Neri und trat zum 1. August 2008 seinen Dienst in Bonn an. Seinen Wohnsitz nahm er in Königswinter.

Im Frühjahr 2011 bereitete sich Dr. Hans Thomas Pospischil in Königswinter auf seine Rückkehr in die Erzdiözese Freiburg vor, als er erkrankte und am 14. Mai, dem 23. Jahrestag seiner Priesterweihe, überraschend verstarb. Er wurde am 24. Mai 2011 auf dem Friedhof Mannheim-Friedrichsfeld beigesetzt. Jürgen Brüstle

Sauer Joseph, Dr. theol., Domkapitular, Prälat

Geb. 10. 2. 1929 in Unzhurst; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 20. 6. 1956 Vikar in Vimbuch; 27. 8. 1956 Vikar in Ketsch; 8. 9. 1957 Vikar in Rastatt (St. Alexander); 3. 9. 1958 Jugendpfarrer in Freiburg (Erzbischöfliches Missionsinstitut); 1. 10. 1960 Repetitor am Collegium Borromaeum in Freiburg; 14. 7. 1965 Promotion zum Dr. theol.; 1. 4. 1966 Studentenpfarrer und Bischöflicher Beauftragter für die Laientheologen in Freiburg; 1. 4. 1968 Direktor des Collegium Borromaeum in Freiburg; 9. 10. 1972 Monsignore; 1. 4. 1974 Direktor der Katholischen Akademie in Freiburg; 1. 4. 1974 Ordinariatsrat; 1978 Initiator und Leiter des Geistlichen Zentrums (bis 2006); 1. 9. 1979 Leiter der Abteilung IV (Weiterbildung) des Erzbischöflichen Ordinariats; 7. 12. 1979 Domkapitular; 13. 12. 1990 Prälat; 31. 10. 1999 Entpflichtung von den Aufgaben im Erzbischöflichen Ordinariat; 1. 10. 2006 Ruhestand in Freiburg; gest. 5. 12. 2011 in Freiburg; beerd. 13. 12. 2011 in Ottersweier-Unzhurst.

An Joseph Sauer kam man im Erzbistum Freiburg über viele Jahre hinweg kaum vorbei: Er war ein maßgeblicher Exponent der Priestergeneration, die den risikoreichen Umbau der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf Bistumsebene aus tiefer Überzeugung und mit hohem Engagement mitgestaltet hat. Geboren wurde er 1929 in einer der „klassischen“ katholisch geprägten Regionen der Erzdiözese, im mittelbadischen Dorf Unzhurst zwischen Offenburg und Baden-Baden, und zwar in einer Bauernfamilie. Seine drei Brüder fielen alle im Zweiten Weltkrieg, so dass er eigentlich als Hoferbe vorgesehen war. Aber er besuchte das Gymnasium und wurde nach dem Abitur Priesteramtskandidat. Sein Theologiestudium absolvierte er außer in Freiburg auch in Innsbruck. Hier prägte ihn vor allem die Begegnung mit Karl Rahner: Bei der Einweihung des Freiburger Institutsgebäudes „Karl Rahner Haus“ im November 2005 blickte er auf seine Innsbrucker Semester zurück und erinnerte an entscheidende Grundimpulse von Rahners Theologie und Spiritualität. Es sei Rahner ein Anliegen gewesen, *„die Kirche in ihrer Lehre und Verkündigung, insbesondere in ihrer geistlichen Dimension zeitgemäß zu artikulieren und so Glaubenswelt und Lebenswelt, Mystik und Alltag miteinander in Einklang zu bringen“*.

Nach der Priesterweihe 1956 verbrachte Joseph Sauer zwei Kaplansjahre in Ketsch und Rastatt und wurde nach einer Zeit als Repetitor im Collegium Borromaeum und der Promotion zum Dr. theol. 1966 Studentenpfarrer in Freiburg, an der Seite des unvergessenen Wolfgang Ruf. In dieser Zeit initiierte Joseph Sauer den „Theologischen Kurs“, der bis heute erfolgreich im Erzbistum durchgeführt wird und interessierten Christenmenschen Grundkenntnisse in den verschiedenen theologischen Disziplinen vermittelt. Von 1968 bis 1974 amtierte er dann als Direktor des CB, also in einer kirchlich und hochschulpolitisch aufgewühlten Umbruchzeit, gerade auch im Blick

auf die Gestaltung der Priesterausbildung. 1974 wechselte er in die Leitung der damals noch recht neuen Katholischen Akademie, die er bis 1979 innehatte. Auch hier war noch ein Stück Pionierarbeit zu leisten. Von 1971 bis 1975 engagierte sich Joseph Sauer überdiözesan als vom Erzbistum entsandtes Mitglied der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland („Würzburger Synode“) und gehörte in der Synode der Sachkommission VII („Charismen – Dienste – Ämter“) an, zusammen u. a. mit Klaus Hemmerle. 1979 folgte die Ernennung zum Domkapitular und zum Leiter der Abteilung Weiterbildung im Ordinariat; er gründete in diesem Zusammenhang das „Institut für Pastorale Bildung“ (zunächst „Institut für Theologisch-Pastorale Aus- und Weiterbildung“) und wurde dessen erster Direktor. 1997 schied Joseph Sauer aus dem Domkapitel aus und gab auch seine Leitungsfunktion im Ordinariat in jüngere Hände.

Mit seinem Namen verbindet sich die Einführung des Ständigen Diakonats in der Erzdiözese im Jahr 1968, nachdem das Zweite Vatikanische Konzil gesamtkirchlich die Tür für dieses neue und gleichzeitig alte Amt geöffnet hatte. Das Gleiche gilt für den neuen Dienst des Pastoralreferenten: Auch hier leistete Joseph Sauer Mitte der Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts Pionierarbeit für das Bistum. In einem 2011 veröffentlichten Rückblick (Lebenswelten. Glaubenswelten. Die Erzdiözese Freiburg, herausgegeben von Fridolin Keck, S. 155) formulierte er, es sei ihm noch lebendig in Erinnerung, *„wie wir 1975 um ein verantwortliches theologisch-pastorales Gesamtkonzept gerungen haben“*. Er habe erklärt: *„Es ist an der Zeit – wir fangen an. So kam es denn auch.“* 1976 begannen elf Pastoralassistenten und eine Pastoralassistentin die entsprechende Ausbildung. Inzwischen ist der Beruf des Pastoralreferenten in der Erzdiözese institutionell fest etabliert.

Eine wegweisende Initiative gelang Joseph Sauer mit der Einrichtung eines „Geistlichen Zentrums“ auf dem Freiburger Katholikentag im Herbst 1978, für den insgesamt eine fröhliche Aufbruchstimmung charakteristisch war. Das seinerzeit im Collegium Borromaeum angesiedelte „Geistliche Zentrum“ wurde zu einem der prägenden Angebote des Freiburger Treffens und danach zu einem festen Bestandteil der Institution Katholikentag. Es ist bis heute nicht aus einem Katholikentagsprogramm wegzudenken. Auch in der Erzdiözese wurde das „Geistliche Zentrum“ zu einer ständigen Einrichtung – auf Initiative von Joseph Sauer wurde eine entsprechende Einrichtung in Sasbach bei Achern nach dem Katholikentag etabliert. Er leitete dann dieses Zentrum mit großer Resonanz und viel Stammpublikum fast dreißig Jahre lang, auch noch im Ruhestand. Im Umfeld des Geistlichen Zentrums entstand auch die von Joseph Sauer geleitete Geistliche Gemeinschaft „Koinonia“.

Ich bin Joseph Sauer erstmals als Gymnasiast in meinem Elternhaus in seiner Zeit als Studentenpfarrer begegnet. Er holte dort gelegentlich bei meinem Vater den Schlüssel für das Freizeithaus unserer Pfarrei ab, wo er Tagungen für Studierende veranstaltete. Später haben sich unsere Wege immer wieder einmal gekreuzt, zuletzt im „Geistlichen Zentrum“ in Sasbach; er hatte mich als Referent verpflichtet. Joseph Sauer habe ich als einen weltoffenen und vielfältig interessierten Zeitgenossen erlebt, von starkem Gestaltungswillen und Mut zu Neuem geprägt und gleichzeitig mit einem überzeugenden, weil nicht plakativ ins Spiel gebrachten geistlichen Fundament. Er hat in seinen verschiedenen Verantwortungsbereichen entschlossen einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass die Kirche in der Bundesrepublik den Kairos der Jahre nach dem Konzil genutzt hat. Es tut gut, sich in der gegenwärtigen kirchlichen

Situation der Unsicherheit und Ratlosigkeit an solche Persönlichkeiten zu erinnern und in ihrem Sinn die heute anstehenden Auseinandersetzungen nicht zu scheuen.

Ulrich Ruh

Schäffauer Norbert Josef Frederick, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomherr

Geb. 2. 8. 1937 in Konstanz; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Aach-Linz; 1. 8. 1962 Vikar in Östringen; 3. 8. 1964 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 16. 10. 1967 Vikar in Neustadt im Schwarzwald; 17. 1. 1968 Pfarrkurat in Feldberg, Rektor des Caritas-Kindererholungsheims; 1. 9. 1969 Pfarrer in Feldberg; 19. 10. 1969 Investitur ebd.; 3. 10. 1974 Pfarrer in Konstanz (St. Suso); 17. 11. 1974 Investitur ebd.; 1. 6. 1984 Regionaldekan der Region Bodensee (bis 15. 9. 1988); 30. 8. 1988 Pfarrer in Konstanz (Münsterpfarrei); 4. 9. 1988 Investitur ebd., gleichzeitig Mitpastoration der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Konstanz; 28. 9. 1988 Dekan des Dekanats Konstanz, Wiederwahl und -ernennung am 13. 12. 1994; 12. 12. 1988 Geistlicher Rat ad honorem; 3. 2. 1992 Ehrendomherr der Metropolitankirche zu Freiburg; 1. 9. 1995 Mitpastoration der Pfarrei St. Stephan in Konstanz; 1. 10. 1999 Seelsorger der Familienferienstätte „Insel Reichenau“ und im Altenpflegeheim Marienhaus in Konstanz; 1. 12. 2005 Ruhestand in Konstanz; gest. 23. 9. 2011; beerd. in Konstanz 29. 9. 2011.

Norbert Josef Frederick Schäffauer wurde am 2. August 1937 als zweites von vier Kindern in Konstanz geboren, wo er auch die Schule besuchte und im Jahre 1957 die Reifeprüfung ablegte. Seine Mutter Theresia Schäffauer geb. Seifried war in den schweren Jahren nach dem Krieg erkrankt und starb bereits im Sommer 1949. Sein Vater, der Oberzollsekretär Theophil Schäffauer, heiratete im Februar 1955 erneut, verstarb aber selbst im Oktober 1956. Zum Vormund des Jungen wurde sein Onkel, der 1959 verstorbene Pfarrer Anton Seifried, bestimmt. Nach dem Abitur studierte Schäffauer in Freiburg und Luzern Theologie und wurde am 3. Juni 1962 mit 30 Kurskollegen im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Seine Zeit als Vikar begann der Neupriester mit einer Vertretung in Aach-Linz, bevor er zum 1. August nach Östringen angewiesen wurde. In den darauffolgenden Jahren konnte er ferner Erfahrung in der praktischen Seelsorge in Karlsruhe (St. Bonifatius) und in Neustadt im Schwarzwald sammeln, bis er schließlich als Pfarrkurat nach Feldberg und als Rektor des dortigen Kindererholungsheims angewiesen wurde. Schon bald bemühte sich Schäffauer um eine Pfarrei in seiner Heimatstadt Konstanz, und zum 3. Oktober 1974 wurde er auf die Pfarrei St. Suso in Konstanz angewiesen. Von Juni 1984 bis September 1988 wirkte er als Regionaldekan in der Region Bodensee und brachte in dieser Zeit vor allem den Aufbau der Pfarrverbände sowie die Schulung der ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen voran. Zugleich übernahm er eine ganze Reihe weiterer Ämter, war Kammerer des Dekanats, Vorsitzender des Caritasverbandes Konstanz e.V. mit über 100 Angestellten, Präses der DJK sowie Verwaltungsrat in der Gesamtkirchengemeinde Konstanz und der Sozialstation St. Konrad, und das ohne die Seelsorge in seiner eigenen Gemeinde zu vernachlässigen.

Im Sommer 1988 wurde Pfarrer Schöffauer die Münsterpfarre Konstanz und zugleich die Pastoration der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit übertragen. Sein Engagement und seine stetige Einsatzbereitschaft würdigte Erzbischof Oskar Saier im Dezember 1988, indem er ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Eine weitere Würdigung erfuhr Schöffauer, inzwischen Dekan des Dekanats Konstanz, im Februar 1992, als ihn Erzbischof Oskar Saier *„in Anerkennung seines dreißigjährigen engagierten, treuen Wirkens als Priester und in Würdigung seiner verantwortungsvollen und umsichtigen Amtsführung als Pfarrer und Dekan“* zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg ernannte.

Auch in den folgenden Jahren schonte sich Pfarrer Schöffauer nicht, und als aufgrund des Priestermangels die vakant gewordene Pfarrei Konstanz (St. Stephan) 1995 nicht wiederbesetzt werden konnte, übernahm er auch die Aufgaben eines Pfarradministrators für diese Pfarrei; im Sommer 1998 kam schließlich noch die Pfarrei Konstanz (St. Gebhard) hinzu.

Im April 1999 musste der seit Langem gesundheitlich angeschlagene Seelsorger Erzbischof Oskar Saier um die Entpflichtung von seinen Aufgaben bitten, was ihm zum 31. August 1999 zugestanden wurde. Schöffauer blieb in Konstanz und war bereit, die Seelsorge für die Familienferienstätte „Insel Reichenau“ und für das Altenpflegeheim Marienhaus zu übernehmen. Hier wirkte er bis November 2005. Nobert Schöffauer starb in seiner Heimatstadt Konstanz am 23. September 2011 und wurde auf dem dortigen Hauptfriedhof am 29. September 2011 beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Scharm Gustav

Geb. 18. 3. 1921 in Klein Borowitz/Tschechien; 1941 bis Oktober 1948 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ab 1948 Lehrerausbildung in Schwerin; ab 1949 Lehrer in Seebad Hausin und Seebad Heringsdorf; 30. 7. 1952 Flucht nach Westberlin; 1952 Erzieher in Fritzlär; ab 1953 Theologiestudium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Königstein im Taunus; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 20. 6. 1058 Vikar in Bühlertal-Obertal; 1. 8. 1960 Vikar in Konstanz (St. Gebhard); 20. 2. 1961 Vikar in Markdorf; 18. 9. 1964 Pfarrverweser in Hettingen/Hohenzollern; 9. 5. 1965 Investitur ebd.; Oktober 1975 Mitpastoration von Inneringen; 15. 7. 1991 Ruhestand in Bodman-Ludwigshafen und Subsidiar in Bodman (St. Peter und Paul); 3. 11. 2009 Ruhestand im Pflegeheim Maria Hilf in Allensbach-Hegne; 9. 8. 2011 gest. ebd.; beerd. 16. 8. 2011 in Bodman.

Gustav Scharm war bereits mehr als dreißig Jahre alt, als er sein Theologiestudium aufnahm. Sein Weg zum Priestertum und in die Erzdiözese Freiburg war weit. Geboren wurde er am 18. März 1921 in Klein Borowitz (Borovnička) in der Diözese Königgrätz. Dort verbrachte er mit seinen drei Geschwistern seine Jugendjahre und besuchte die dreiklassige Volksschule. Am 1. September 1933 trat er in das deutsche Staatsrealgymnasium in Arnau (Hostinné) ein. Im Herbst 1940 ließ er sich vom Arbeitsdienst zurückstellen, da er im Frühjahr des folgenden Jahres die Reifeprüfung ablegen wollte. Aber während der schriftlichen Prüfungen erhielt er den Einberufungsbescheid und musste an der Ostfront Dienst tun. Im Jahre 1943 wurde er verwundet, nach seiner Genesung an eine Waffenschule versetzt und zum Reserve-

offizier ausgebildet. Kurz vor Kriegsende geriet er in sowjetische Gefangenschaft und musste in mehreren Lagern bis Oktober 1948 Zwangsarbeit verrichten.

In seine Heimat konnte er nicht zurückkehren, da seine Familie, wie so viele Sudetendeutsche, vertrieben worden war. Sie lebte inzwischen auf der Insel Usedom. Als Schüler hatte Scharm nach dem Abitur Germanistik studieren wollen, musste nun aber möglichst bald seinen Unterhalt verdienen. Er ließ sich am Institut für Lehrerbildung in Schwerin ausbilden und arbeitete seit Ende 1949 als Lehrer im Seebad Hausin. Nicht zuletzt aufgrund seiner Sprachkenntnisse wurde Scharm zum 1. September 1950 zu einem Qualifikationskurs für Russisch und Deutsch geschickt, ging jedoch „aus weltanschaulichen Gründen“, wie er später schrieb, zurück in den Schuldienst. Im Frühjahr 1951 wurde er „als Sprachlehrer für Russisch an die Oberschule im Seebad Heringsdorf versetzt“. Scharm konnte und wollte nicht das marxistische Weltbild an seine Schüler weitergeben und floh daher am 30. Juli 1952 nach Westberlin. Durch die Vermittlung eines ehemaligen Kriegskameraden fand er eine Stelle als Erzieher bei den Marianisten in Fritzlar. In dieser Zeit reifte in ihm der Entschluss, Priester zu werden. Im Jahre 1953 nahm er in Königstein im Taunus das Studium der Theologie auf und bat nach dessen Beendigung um die Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg.

Bereits im Priesterseminar in St. Peter fiel Gustav Scharm der Seminarkonferenz positiv auf. Das Führungszeugnis vom Mai 1958 bemerkt: „Das höhere Alter von Herrn Schwarm machte sich überall angenehm geltend. Vor allem stand er als reife Persönlichkeit hinter seiner Predigt. Es prägt ihn eine alles durchziehende, fast officershafte straffe Haltung. Er weiss genau, was er will.“ Am 18. Mai 1958 wurden Gustav Scharm und 35 Kurskollegen vom damaligen Kapitelsvikar, Weihbischof Hermann Schäufele, im Freiburger Münster zu Priestern geweiht.

Als Vikar wirkte der Neupriester in Bühlertal-Obertal, Konstanz (St. Gebhard) und Markdorf, bis er zum 18. September 1964 als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Martin in Hettingen/Hohenzollern angewiesen wurde. Die Investitur auf die Pfarrei erfolgte am 9. Mai 1965. In der Gemeinde wirkte Pfarrer Scharm 27 Jahre, half bereitwillig aus, wenn er gebraucht wurde, war über Jahre hinweg Männerseelsorger im Dekanat und engagierte sich als Vorsitzender des Kreis Caritasverbandes. Seit 1975 war er auch Pfarrer der Nachbarpfarrei Inneringen. Im Jahre 1991 verzichtete Pfarrer Scharm aus gesundheitlichen Gründen auf seine Pfarrei und zog nach Bodman-Ludwigshafen, wo er bis 2009 seinen Ruhestand verbrachte. In der Pfarrei St. Peter und Paul in Bodman-Ludwigshafen feierte Pfarrer Scharm mit der Pfarrgemeinde regelmäßig werktags die heilige Messe, bis ihn sein Alter zwang, im Jahre 2009 in das Altenpflegeheim Maria Hilf in Allensbach-Hegne umzuziehen. Dort starb er am 9. August 2011. Am 16. August 2011 wurde er auf dem Friedhof in Bodman-Ludwigshafen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Schätzle Anton

Geb. 2. 10. 1926 in Oberprechtal; Kriegsdienst und Gefangenschaft Juni 1944 bis 1946; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Radolfzell; 23. 7. 1952 Vikar in Steißlingen; 11. 11. 1952 Vikar in Durmersheim; 21. 10. 1953 Vikar in Volkertshausen; 17. 2. 1954 Vikar in Triberg; 18. 9. 1956 Vikar in Kenzingen; 11. 6. 1958 Pfarr-

vikar in Gissigheim; 10. 9. 1958 Pfarrverweser in Bonndorf bei Stockach mit Hödingen und Nesselwangen; 5. 6. 1960 Pfarrer in Bonndorf bei Stockach; 28. 11. 1972 Pfarrer in Ichenheim; 18. 11. 1974 Pfarrer in Vöhrenbach-Urach und Mitpastoration von Hammereisenbach; 1. 1. 2007 Ruhestand in Vöhrenbach-Urach; April 2009 Ruhestand in Elzach; gest. 26. 11. 2011 in Elzach; beerd. in Oberprechtal 2. 12. 2011.

Anton Schätzle war einer jener Männer, die ihr Propädeutikum in dem von Abbé Franz Stock geleiteten Kriegsgefangenenlager Chartres-Le Coudray absolvierten. Den Wunsch, Priester zu werden, äußerte Schätzle schon früh. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr lebte der Junge mit seinen zwei Brüdern und drei Schwestern auf dem elterlichen Hof in Oberprechtal, wo er auch die Volksschule besuchte. Dann wechselte er auf das Friedrich-Gymnasium in Freiburg und wohnte fortan im dortigen Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt. Im Sommer 1943 wurde er zur Heimatflak einberufen und erhielt nun den verkürzten Luftwaffenhelferunterricht, bis er im Februar 1944 zum Reichsarbeitsdienst in Kassel einberufen wurde. Als seine Klassenkameraden im März 1944 das Abitur ablegten, wurde ihm das Hochschulreifezeugnis, das sogenannte Notabitur, zuerkannt. Am 26. Juni 1944 wurde Schätzle zum Kriegsdienst bei den Gebirgsjägern in Oberbayern eingezogen und nach seiner Ausbildung im November an der Westfront eingesetzt. Mit seiner Einheit gelangte er schließlich nach Sigmaringen, wo er am 30. April 1945 in französische Kriegsgefangenschaft geriet.

Mit seinen Kameraden wurde er nach Bayonne in Südfrankreich verbracht. Von dort meldete er sich zum Theologiestudium und wurde im Mai 1946 in das Kriegsgefangenenlager Le Coudray verlegt, wo er wenige Wochen später erfolgreich den Propädeutischen Kurs abschloss. Im Oktober nahm er das Theologiestudium auf und legte im März 1947 erfolgreich die Prüfungen des 1. Semesters ab. Im Mai 1947 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen und setzte sein Studium in Freiburg fort. Am 25. Mai 1952 wurde Anton Schätzle mit 51 Kurskollegen von Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Radolfzell wurde Schätzle als Vikar nach Steißlingen geschickt. Es folgten weitere Stationen in Durmersheim, Volkertshausen, Triberg und Kenzingen, bis er zum 1. Juni 1958 als Pfarrvikar nach Gissigheim angewiesen wurde. Drei Monate später ging er als Pfarrverweser nach Bonndorf (Stockach) mit Hödingen und Nesselwangen. Am 5. Juni 1960 erfolgte die Investitur als Pfarrer. Von 1972 bis 1974 wirkte er in Neuried-Ichenheim sowie in der Filiale Dundenheim, und schließlich zog es ihn wieder in den Schwarzwald. Zum 18. November 1974 übernahm er die Pfarrei Vöhrenbach-Urach, wobei ihm zugleich die Mitpastoration von Hammereisenbach oblag. Hier wirkte er mehr als dreißig Jahre, bis er im Jahre 2007 in den Ruhestand trat. Er blieb zunächst in Vöhrenbach, zog dann aber im Jahre 2009 in das Pflegeheim St. Elisabeth in Elzach, wo er am 26. November 2011 starb. Er wurde am 2. Dezember 2011 auf dem Friedhof in Oberprechtal beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Scheidel Friedrich

Geb. 5. 6. 1923 in Pforzheim; 15. 4. 1942 bis 25. 6. 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 23. 10. 1949 in St. Peter; 17. 11. 1949 Vikar in Königshofen; 17. 6. 1953

Vikar in Forst; 17. 11. 1953 Vikar in Ettenheim; 4. 6. 1954 Vikar in Weinheim (Herz Jesu); 27. 10. 1954 Vikar in Mannheim (St. Elisabeth); 9. 11. 1954 Vikar in Titisee; 9. 2. 1955 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 11. 4. 1956 Pfarrverweser in Ballenberg; 17. 6. 1958 Investitur ebd.; 10. 11. 1970 Pfarrer in Freudenberg; 27. 12. 1970 Investitur ebd.; 24. 4. 1979 bis 24. 4. 1983 Mitpastoration von Rauenberg; 15. 9. 1991 Ruhestand in Walldürn; 2006 Ruhestand in Freudenberg; gest. 5. 4. 2011 in Freudenberg; beerd. 11. 4. 2011 in Walldürn.

Friedrich Scheidel war der Sohn des Berufsschullehrers Theodor Scheidel und dessen Ehefrau Hilda. Er wurde am 5. Juni 1923 in Pforzheim geboren und wuchs mit zwei Brüdern und einer Schwester in einem frommen Elternhaus auf. Der Vater war der Organist seiner Gemeinde. Deshalb und weil er sich weigerte, in die NSDAP einzutreten, hatte er Pfarrvikar Otto Keller zufolge „viel zu leiden“. Friedrich Scheidel besuchte nach der Volksschule das Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim und legte Ostern 1942 die Reifeprüfung ab. Bereits am 15. April 1942 wurde er zur Luftwaffe eingezogen. In den Kriegsjahren, dem „*Erlebnis [...] mit seiner Schuld und seinen Irrungen*“, reifte in ihm der Entschluss, den Priesterberuf zu ergreifen. Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nahm er das Studium der Theologie in Freiburg auf und fand Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese. Nach dem Abschluss seiner theologischen Studien in St. Peter wurden er und 17 Kurskameraden am 23. Oktober 1949 in der dortigen Seminarkirche von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren sammelte Scheidel Erfahrung in der praktischen Seelsorge in Königshofen, Forst, Ettenheim, Weinheim, Mannheim, Titisee und Lahr. Zum 11. April 1956 wurde er als Pfarrverweser nach Ballenberg mit den Filialen Erlenbach und Unterwittstadt angewiesen und dort am 17. Juni 1958 als Pfarrer investiert. In Ballenberg wirkte Pfarrer Scheidel zwölf Jahre und galt als aufgeschlossener, hilfsbereiter Priester, der auch bei seinen Mitbrüdern Anerkennung fand. Als Schulinspektor für das Regiunkel Krauthelm/Jagst genoss er aufgrund seiner besonderen Sachkenntnis Ansehen und bei Schulungskursen und Tagungen auf der Landvolkschule Gamburg setzte er sich für die religiöse Bildung der Landbevölkerung ein.

Im Jahre 1970 wechselte Pfarrer Scheidel nach Freudenberg, wo er mehr als 20 Jahre seinen Dienst versah. Wieder half er aus, wenn er gebraucht wurde und übernahm 1978 bereitwillig als Pfarradministrator auch die Pastoration der Pfarrei Freudenberg-Rauenberg. Im Jahre 1991 bat er aus gesundheitlichen Gründen um seine Zurruhesetzung. Seinen Ruhestand verbrachte er in Walldürn, wo er auch als Ruhestandsgeistlicher noch in der Seelsorge mithalf. Im Jahre 2006 kehrte er nach Freudenberg zurück und lebte fortan im Otto-Rauch-Stift, wo er am 5. April 2011 starb. Er wurde am 11. April 2011 auf dem Friedhof in Walldürn beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Telgmann P. Suitbert (Friedrich) OFMCap

Geb. 18. 6. 1938 in Werne an der Lippe; ord. 19. 3. 1964 in Münster/Westfalen; 1965 Pastoraljahr in Bensheim; 1966–1970 Internatserzieher, später Leiter der Klosterschule in Zell a. H.; 1970–1983 Seelsorgetätigkeit im Raum Offenburg; 1983–1992 Pfarrer in Zell a. H. (St. Symphorian); 1983–1989 Hausoberer des Zeller Kapuziner-

klosters; 1992–1996 Guardian des Kapuzinerklosters in Münster; 1996–2001 Pfarrer in den Pfarreien Hl. Kreuz in Koblenz-Ehrenbreitstein und St. Aldegundis in Koblenz-Arzheimer, zugleich Guardian des Kapuzinerklosters in Koblenz; 2004 Guardian im Kapuzinerkloster Werne; gest. 20. 7. 2011 in Werne; beerd. 25. 7. 2011 ebd.

„*Er entwickelt bedeutsame Aktivitäten*“, stand im Visitationsbericht über die Pfarrei St. Symphorian in Zell a.H. aus dem Jahre 1983 zu lesen. Gemeint war Pater Suitbert, der 27 Jahre im Raum Offenburg als Seelsorger wirkte und rückblickend schrieb, er habe „*manches Neue [...] mit anstoßen können*“. Dazu gehören sicherlich in Offenburg die Seelsorgeeinheit Nordwest, die er mit seinen Mitbrüdern auf den Weg brachte, aber auch wichtige Impulse in der Gemeindearbeit.

Geboren wurde Pater Suitbert als Friedrich Telgmann und zweitältestes von fünf Geschwistern am 18. Juni 1938. Seine Eltern führten eine Konditorei, die in der Nachbarschaft des Kapuzinerklosters in Werne lag. Friedrich Telgmann war dort Messdiener, und nach dem Besuch der Volksschule in Werne wechselte er auf die Kapuzinerschulen in Bocholt und in Bensheim. Nach dem Abitur im Jahre 1958 trat er in den Kapuzinerorden ein und begann sein Noviziat im Kapuzinerkloster Stühlingen im Kreis Waldshut. Friedrich Telgmann nahm den Ordensnamen Suitbert an und studierte in Krefeld und Münster Theologie und Philosophie. Am 24. April 1962 legte er seine ewige Profess ab und wurde in Münster durch Bischof Heinrich Tenhumberg am 19. März 1964 zum Priester geweiht. Nach seinem Pastoraljahr in Bensheim kam Pater Suitbert im Jahre 1966 nach Zell a.H., wo er bis 1970 erst als Internatserzieher, später als Leiter der Klosterschule wirkte. Danach war Pater Suitbert in der Seelsorge in Offenburg tätig, wo er mit seinen Mitbrüdern die Seelsorgeeinheit St. Fidelis und Gottwaldgemeinden aufbaute; die Leitung oblag Pater Suitbert. Den Kapuzinern war durchaus bewusst, dass sie damit „*zum Vorreiter einer pastoralen Konzeption*“ der Zukunft wurden.

Im Jahre 1983 übernahm der Kapuzinerpater die Gemeinde St. Symphorian in Zell a.H., die er bis zu seinem Wechsel nach Münster im Jahre 1992 leitete. In Zell a.H. packte er die anstehenden Aufgaben an. Er ließ das Kapuzinerkloster komplett sanieren und das ehemalige Klosterinternat in das heutige „Haus der Begegnung St. Fidelis“ umbauen. Auch in den umliegenden Gemeinden sorgte er für die notwendige bauliche Infrastruktur. Er engagierte sich im Vorstand des Ordensrats der Erzdiözese Freiburg, beim Diözesanforum, verwaltete in Offenburg die katholischen Kindergärten und war dort auch Mitglied im Jugendwohlfahrts- und Sozialausschuss. In Erinnerung bleibt er den Menschen „seiner“ Seelsorgeeinheit aber vor allem, weil er die Eigenverantwortung der Laien in den Gemeinden förderte und ihre Mitarbeit schätzte. Nicht zuletzt durch seine Firmkurse, durch Zeltlager und Hüttenwochenenden im Jugendhaus St. Fidelis fand er auch Zugang zu den jungen Menschen.

Im Jahre 1992 bat ihn sein Orden, die Leitung des Kapuzinerklosters in Münster und die dortige bauliche Sanierung zu übernehmen. Vier Jahre später ging er nach Koblenz, wo er als Guardian die Leitung des Kapuzinerklosters übertragen bekam und die Seelsorge der Gemeinden Hl. Kreuz in Koblenz-Ehrenbreitstein und St. Aldegundis in Koblenz-Arzheimer übernahm. 2001 kehrte er noch einmal nach Münster zurück und wirkte drei Jahre als Oberhaupt der Gemeinschaft, bevor er 2004 in sein Heimatkloster Werne zurückkehrte. Der Erhalt dieses Konvents war ihm ein Anliegen und er gründete gemeinsam mit der Kolpingsfamilie den „Freundeskreis für das

Kapuzinerkloster“. Im Gemeindeleben setze er Akzente und wurde allseits für „*sein freundliches und offenes Wesen sowie seine verbindliche Art*“, wie es der Bürgermeister von Werne formulierte, geschätzt.

Pater Suitbert Telgmann OFM^{Cap} starb nach kurzer Krankheit am 20. Juli 2011 in Werne an der Lippe und wurde am 25. Juli 2011 in seiner Heimatstadt auf dem Friedhof am Südring in der Kapuzinergruft beigesetzt. Jürgen Brüstle

2012

Adler Bernhard Wilhelm, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 21. 7. 1929 in Freiburg; ord. 5. 6. 1955; 1. 7. 1955 Vikar in Lausheim; 3. 8. 1955 Vikar in Kollnau; 16. 9. 1955 Vikar in Heuweiler; 19. 10. 1955 Vikar in Singen (St. Josef); 1. 7. 1959 Vikar in Mannheim (Herz Jesu); 1. 8. 1962 Pfarrer in Gottmadingen; 14. 10. 1962 Investitur ebd.; Mai 1963 bis August 1976 Mitpastoration von Hilzingen-Riedheim; Dezember 1976 bis 26. 8. 1986 Mitpastoration von Gottmadingen-Randegg; 20. 4. 1977 bis August 1986 Dekan des Dekanats westlicher Hegau; 7. 4. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 27. 8. 1986 Pfarrer in Vöhrenbach; 21. 9. 1986 Investitur ebd.; 8. 9. 1998 Ruhestand in Hegne; gest. 14. 4. 2012 in Hegne, beerd. 23. 4. 2012 in Hegne.

Bernhard Wilhelm Adler, Sohn des Kaufmanns Gustav Adler und dessen Ehefrau Hedwig geb. Bitzenhofer, wuchs mit seinen drei Brüdern in einem katholisch geprägten Haus in der Freiburger Münsterpfarre auf. Die Eltern waren engagierte Katholiken, der Vater war Stiftungsrat und Vorsitzender der Vinzenzkonferenz. Auch die Söhne waren früh in der katholischen Jugend aktiv, Bernhard Adler leitete von 1945 bis 1950 eine Jugendgruppe.

Im Jahre 1936 wurde Adler in der Karlschule eingeschult und besuchte anschließend bis September 1944 die damals neu gegründete Mittelschule. Wie viele Jungen, musste er nach seiner Schulzeit bei Schanzarbeiten in den Vogesen und am Tuniberg mithelfen, erlebte aber am 27. November 1944 den Bombenangriff auf Freiburg, bei dem das Elternhaus abbrannte. Später half er im elterlichen Geschäft aus und nach Kriegsende bei der Neudeckung des Münsterdaches. Im Sommer 1945 hatte er sich für eine Zimmermannslehre entschieden, die er im Juli 1945 begann. Es war jedoch kein Entschluss von Dauer. Ebenfalls im Sommer 1945 spürte er, dass er „*Priester werden müsse*“ und löste das Lehrverhältnis auf. Innerhalb eines Jahres holte er das notwendige Latein- und Griechischpensum nach und trat im September 1946 in das Berthold-Gymnasium Freiburg ein, wo er im Sommer 1950 die Reifeprüfung ablegte.

In den folgenden Jahren studierte Adler in Freiburg und am „Institut Catholique“ in Paris Theologie. Er empfing am 5. Juni 1955 mit 35 weiteren Diakonen von Erzbischof Eugen Seiterich in St. Peter im Schwarzwald das Sakrament der Priesterweihe. Nach mehreren Vertretungen trat er am 19. Oktober 1955 seine erste Vikarstelle in Singen (St. Josef) an. Eine weitere folgte in Mannheim (Herz Jesu). Vikar Adler fand durch seine aufrichtige und herzliche Art leicht Zugang zu den Menschen.

Seine erste Pfarrstelle übernahm Bernhard Adler am 1. August 1962 in Gottmadingen. In den folgenden Jahren setzte er in seiner Gemeinde die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils um und kümmerte sich um die notwendigen Um- und Neubaumaßnahmen in der Gemeinde. Mehr als dreizehn Jahre betreute er auch die Gemeinde Hilzingen-Riedheim seelsorgerlich und zehn Jahre die Gemeinde Gottmadingen-Randegg. In den Jahren 1977 bis 1986 wirkte er, gewählt von seinen Mitbrüdern, als Dekan des Dekanats westlicher Hegau. Erzbischof Saier würdigte die Verdienste Adlers, indem er ihn 1982 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Im Sommer 1986, nach 24 Jahren in der Nähe des Bodensees, wechselte Pfarrer Adler in den Hochschwarzwald, nach Vöhrenbach. Hier wirkte er noch zwölf Jahre, bis er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde, den er in Hegne verbrachte. Bernhard Adler war zeit seines Lebens ein sehr eifriger und einsatzbereiter Seelsorger. Als Vikar in Singen engagierte er sich besonders in der Jugendarbeit. Gemeinsam mit Alfred Klaiber, dem späteren Singener Sportamtsleiter, gründete er die Handballabteilung der „Deutschen Jugendkraft Singen e. V.“. Der Pfarrer war selbst aktiver Spieler und trainierte die Jugend. In Gottmadingen und Vöhrenbach setzte er sich für die Ökumene ebenso ein wie für die deutsch-französische Freundschaft, und wo er hinkam, auch noch in Hegne, widmete er der Heimatgeschichtsforschung Zeit und Energie. Zahlreiche Publikationen zeugen hiervon.

In Hegne durfte Bernhard Adler im Jahre 2005 sein Goldenes Priesterjubiläum feiern. Beinahe bis zuletzt feierte er täglich mit den Schwestern die heilige Messe, suchte im Altenpflegeheim Maria Hilf den Kontakt zu den Menschen. Pfarrer Bernhard Adler starb am 14. April 2012 in Hegne und wurde am 23. April auf dem Klosterfriedhof Hegne beerdigt.

Jürgen Brüstle

Publikationen (Auswahl)

- Johann Baptist von Hirschers Ansehen im Klerus zum Zeitpunkt seiner Berufung an die Universität Freiburg i. Br. Nach den Akten der Freiburger Kapitelskonferenzen von 1837. In: FDA 78 (1958), S. 190–200.
- Kirche im Hegau, hrsg. im Auftrag des Dekanats Westlicher Hegau im Erzbistum Freiburg. Singen 1982.
- Das Freiburger Münster und der 27. November 1944: Augenzeugenberichte, hrsg. von Franz Götz unter Mitarbeit von Bernhard Adler. Freiburg 1984.
- 100 Jahre Klosterkirche St. Konrad in Hegne 1899–1999. Vöhrenbach 1999.

Bauer Engelbert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 4. 1918 in Mannheim; ab WS 1937/38 Theologiestudium in Freiburg und Eichstätt; 1. 6. 1940 Einberufung zur Wehrmacht; September 1942 Verwundung; Frühjahr 1944 Fortsetzung des Studiums; ord. 5. 8. 1945 in Freiburg; 11. 9. 1945 Vikar in Ubstadt; 14. 11. 1947 Vikar in Schliengen; 19. 7. 1949 Vikar in Bruchsal (St. Peter); 1. 8. 1951 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 9. 2. 1955 Pfarrverweser in Niederhausen; 12. 4. 1959 Investitur ebd.; 26. 7. 1972 Pfarrer in Neuthard; 12. 11. 1972 Investitur ebd.; 1. 9. 1980 Ruhestand in Bruchsal; 1. 1. 1981 bis 2005 Subdiakon in Bruchsal (St. Paul); 12. 12. 1986 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 2. 11. 2012 in Bruchsal; beerd. 8. 11. 2012 in Bruchsal.

Erzbischof Oskar Saier schrieb Pfarrer Bauer zu dessen Goldenem Priesterjubiläum: „*Ihre Entscheidung für den Priesterberuf reifte einst in einer dunklen, schweren Zeit. Es waren die Jahre des Nationalsozialismus, der so viele für sich zu begeistern wusste und dabei mehr und mehr ins Verderben riß.*“ Engelbert Bauer, aufgewachsen in einem treukatholischen Elternhaus, verfiel nicht den Verführungen des Nationalsozialismus. Er war ein engagiertes Mitglied im Bund Neudeutschland und von „*standhafter Ueberzeugung*“, wie sein Heimatpfarrer Joseph Mosmann († 1940) im pfarramtlichen Sittenzeugnis schrieb. Bauer musste nicht um den Priesterberuf ringen, sondern er war sich seiner Berufung gewiss. Er begann nach der Reifeprüfung im Jahre 1937 mit dem Theologiestudium in Freiburg und verbrachte die Externitas in Eichstätt. 1940 war er jedoch durch die Einberufung zum Militärdienst gezwungen, das Studium zu unterbrechen. Im Spätsommer 1942 wurde er am rechten Oberschenkel durch Granatsplitter schwer verwundet; die Verwundung verheilte mit einer Versteifung des rechten Kniegelenks. Vom Reservelazarett in Emmendingen aus nahm er Kontakt mit dem Erzbischöflichen Ordinariat auf und konnte 1944 sein Studium in Freiburg fortsetzen. Das Priesterseminar St. Peter vermerkte in Bauers Zeugnis im Sommer 1945, dieser sei „*ein in sich reifer, fertiger Charakter. Eifrig, fleißig [...] und fromm*“. Am 5. August 1945 wurden Engelbert Bauer und Rudolf Reiser († 1991) von Erzbischof Conrad Gröber in der Behelfskapelle im Ordinariatsgebäude zu Priestern geweiht. Weitere Kandidaten gab es im Weiehekurs 1945 nicht.

Die Vikarsjahre führten Bauer nach Ubstadt, Schliengen, Bruchsal (St. Peter) und Lahr (St. Peter und Paul), bis er schließlich im Februar 1955 als Pfarrverweser nach Niederhausen im Dekanat Endingen ging. Im April 1959 wurde er dort als Pfarrer investiert und blieb bis 1972. Unter seiner Regie wurde die neue Pfarrkirche in Niederhausen erbaut und seine Mitbrüder wählten ihn zum Kammerer des Dekanats. Im Jahr 1972 bewarb sich Pfarrer Bauer erfolgreich um die Pfarrei Neuthard, wo er in den folgenden Jahren wie schon in Niederhausen für ein lebendiges Gemeindeleben Sorge trug. Er förderte die Jugendarbeit, gründete ein Altenwerk und eine Frauengruppe und kümmerte sich auch um die notwendigen baulichen Maßnahmen.

Die Folgen des Krieges machten Pfarrer Bauer zeit seines Lebens zu schaffen, und im Jahre 1980 bat er Erzbischof Oskar Saier um seine Zuruhesetzung. Seinen Ruhestand verbrachte er in Bruchsal, wo er noch mehr als zwanzig Jahre als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. In Anerkennung dieser Arbeit ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier 1986 zum Geistlichen Rat ad honorem. Pfarrer Engelbert Bauer starb am 2. November 2012 in Bruchsal im Alter von 94 Jahren und nach mehr als 67 Jahren als Priester. Er wurde am 8. November 2012 in Bruchsal beerdigt. Jürgen Brüstle

Brinks P. Bernhard SCJ

Geb. 16. 3. 1946 in Freiburg; 1966–1973 Theologiestudium; 1968 Eintritt in die Gemeinschaft der Herz-Jesu-Priester; 11. 10. 1972 Ewige Profess; ord. 10. 7. 1973 in Stegen; 1973–1976 Vikar in Brunsbüttel (Bistum Osnabrück); 1976–1978 Religionslehrer und Schulseelsorger am Gymnasium und Internat der Herz-Jesu-Priester in Handrup (Bistum Osnabrück); 1978–1988 Jugendseelsorger im Dekanat Bad Dürkheim (Bistum Speyer), zugleich Diözesanseelsorger des Malteser Hilfs-

dienstes sowie Diözesanministrantenseelsorger; August 1988 Pfarradministrator in Nußloch; 1994–2004 Pfarradministrator in Plankstadt; 2004–2010 Kooperator in der SE Heidelberg-Süd; 2010 Übersiedlung in das Herz-Jesu-Kloster in Neustadt an der Weinstraße; September 2011 Kooperator in der Pfarreiengemeinschaft Bellheim-St. Nikolaus (Bistum Speyer); gest. 6. 3. 2012 in Bellheim; beerd. 12. 3. 2012 in Neustadt an der Weinstraße (Klosterfriedhof).

Pater Bernhard Brinks wurde zwar in Freiburg geboren, besuchte in Stegen das seinerzeit von den Herz-Jesu-Priestern geleitete Gymnasium und empfing das Sakrament der Priesterweihe am 10. Juli 1973 aus der Hand des damaligen Freiburger Weihbischofs Oskar Saier – und doch reichen die im Erzbischöflichen Archiv vorhandenen Unterlagen nur für ein knappes Biogramm, das kaum mehr enthält als die wichtigsten Lebensdaten. Einen großen Teil seines priesterlichen Lebens und Wirkens verbrachte Pater Brinks außerhalb seiner Heimatdiözese und wurde, wie bei Ordensleuten üblich, da eingesetzt, wo seine Gemeinschaft ihn brauchte. Nach der Weihe war er zunächst im Bistum Osnabrück tätig, als Vikar, Religionslehrer und Schulseelsorger, danach in der überpfarrlichen und diözesanen Jugendseelsorge des Bistums Speyer. Pater Brinks' Wunsch, in seinem Heimatbistum als Gemeindegeseelsorger zu wirken, erfüllte sich im Jahr 1988, als er Pfarradministrator zunächst in Nußloch, ab 1994 dann in Plankstadt wurde. Auch in den anschließenden sechs Jahren, die er ab 2004 als Kooperator in der Seelsorgeeinheit Heidelberg-Süd verbrachte, blieben seine Aufgaben als Priester und Seelsorger im Wesentlichen die gleichen, wobei er nun von der Leitungsverantwortung weitgehend entbunden war, die ihm mit zunehmendem Alter offenbar immer mehr zu schaffen gemacht hatte. Auch mit den Strukturveränderungen in den Gemeinden und Seelsorgeeinheiten wie überhaupt in der Kirche tat er sich schwer, und er sah, wie er selbst einmal äußerte, *„der Zukunft auch mit Angst entgegen“*.

In seinem Nachruf schreibt Pfarrer Kurt Faulhaber, der in Heidelberg eng mit ihm zusammengearbeitet hatte: *„Pater Brinks legte Wert darauf, klar umgrenzte Aufgabengebiete zu haben, in denen er nach seinen Vorstellungen arbeiten konnte. Ein besonderes Anliegen waren ihm würdig gefeierte Gottesdienste. Ihm war in der Liturgie wichtig, die eigene Person zurückzustellen [...] Besonders ältere Menschen schätzten es, dass sie bei ihm alles gut verstehen konnten. Was die Würde des Gottesdienstes beeinträchtigte, störte ihn sehr: zu spät Kommende, Umhergehende, laute Kinder.“* Nach dem Weggang von Heidelberg verbrachte Pater Brinks einige Zeit in der Niederlassung seiner Gemeinschaft in Neustadt an der Weinstraße, doch im September 2011 ging er wieder zurück in die Pfarrseelsorge, diesmal als Kooperator in Bellheim im Bistum Speyer. Nur ein halbes Jahr später starb er überraschend am 6. März 2012 in seiner Wohnung in Bellheim an Herzversagen und wurde am 12. März auf dem Klosterfriedhof in Neustadt an der Weinstraße beigesetzt. *„Bei der Beerdigung wurde“*, schreibt Pfarrer Faulhaber, *„besonders an die lebenswürdige, freundliche Art von Pater Brinks erinnert. Selbst Kritik konnte er lächelnd vorbringen. Er vertrat seine Meinung, ohne auf seine Rechte zu pochen. Er wirkte ruhig und sachlich, bedächtig und besonnen.“*

Christoph Schmider

Brock Werner

Geb. 4. 6. 1938 in Mannheim; ord. 16. 6. 1963; 10. 7. 1963 Vikar in Walldorf bei Wiesloch; 30. 12. 1963 Vikar in Bruchsal (St. Paul); 6. 9. 1965 Vikar in Eberbach a. N. (St. Johannes Nepomuk); 5. 5. 1970 Pfarrverweser in Kehl-Marlen; 21. 5. 1971 Verleihung der Pfarrei ebd.; 25. 9. 1971 Investitur; 1. 11. 2008 Ruhestand in Rheinau-Helmlingen; gest. 25. 7. 2012 in Lahr; beerd. 31. 7. 2012 in Kehl-Goldscheuer.

Am 4. Juni 1938 in Mannheim geboren, wurde Werner Brock vorwiegend von seiner Mutter Paula Brock geb. Schäfer erzogen. Sein Vater Anton Brock war zur Wehrmacht eingezogen worden und wurde seit 1943 in Stalingrad vermisst. Aufgrund der Bombenangriffe auf Mannheim wurden Werner Brock und seine Mutter nach Engen im Hegau evakuiert, wo der Junge 1944 in die dortige Volksschule eintrat. Nach Kriegsende kehrte die kleine Familie nach Mannheim zurück, wo Brock im März 1957 am Tulla-Gymnasium seine Reifeprüfung ablegte. Er war sich schon früh seiner Berufung zum Priestertum bewusst, wollte aber ursprünglich bei den Weißen Vätern in Trier eintreten und Gott in der Mission dienen. Seine Mutter, deren Zustimmung er dazu benötigt hätte, verweigerte diese, und daher bewarb er sich um Aufnahme ins Collegium Borromaeum. Er studierte in Freiburg und Luzern Theologie und wurde am 16. Juni 1963 in der Jesuitenkirche in Mannheim durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. 28 Kurskollegen hatten bereits am 9. Juli im Freiburger Münster das Sakrament der Priesterweihe empfangen.

Seine Vikarsjahre verbrachte der Jungpriester in Walldorf bei Wiesloch, Bruchsal (St. Paul) und Eberbach a. N. (St. Johannes Nepomuk). Bereits die Vorsteher des Priesterseminars St. Peter hatten angedeutet, dass mit Brock unter Umständen nicht leicht zurechtzukommen sei. Seine Prinzipale bemerkten ebenfalls, dass der Vikar *„bei aller mitbrüderlichen Rücksichtnahme und Geduld im Pfarrhaus“* ein schwieriger Charakter sei, dass es ihm an *„Geduld u[nd] gegenseitigem Wohlwollen“* noch fehle. Zugleich war Werner Brock auch ein eifriger Seelsorger, der die Menschen mit seinen zeitnahen Predigten erreichte und in der Katechese sowie im Religionsunterricht die Jugend ansprach.

Anfang Mai 1970 wurde Werner Brock als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Arbogast in Kehl-Marlen angewiesen. Die Investitur erfolgte im September 1971. Pfarrer Brock blieb bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahre 2008 in seiner Pfarrei. In dieser Diasporasituation gelang es ihm, die Katholiken der Ortsteile Goldscheuer, Marlen, Kittersburg, Eckartsweier und Hohnhurst zu einer Pfarrgemeinde zu vereinen. Werner Brock engagierte sich auch über seine Pfarrei hinaus in der Religionspädagogischen Arbeitsstelle, betreute die Frauengemeinschaft im Pfarrverband, arbeitete im Bibelseminar und im ökumenischen Brautleuteseminar mit sowie im ökumenischen Arbeitskreis Behinderte/Nichtbehinderte. Er war ein kritischer Kopf, der sich immer wieder zu Wort meldete und dabei auch barsch auftreten konnte. Dennoch genoss er in seiner Pfarrei Ansehen, was vor allem daran lag, dass er sich ganz für seine Gemeinde einsetzte und das Ziel hatte, das Evangelium nicht nur zu predigen, sondern auch zu leben.

Zum 1. November 2008 trat Pfarrer Werner Brock in den Ruhestand, den er in Rheinau-Helmlingen verbrachte. Er starb am 25. Juli 2012 in Lahr und wurde am 31. Juli 2012 in Kehl-Goldscheuer begraben.

Jürgen Brüstle

Buekers Hans

Geb. 14. 1. 1940 in Überlingen; ord. 27. 5. 1965; 25. 6. 1965 Vikar in Lahr (St. Marien); 2. 8. 1965 Vikar in Gengenbach; 14. 5. 1968 Kaplan in Koblenz-Metternich (St. Konrad); 1. 11. 1968 Vikar in Schlieren bei Zürich; 23. 12. 1968 Vikar in Zürich (Liebfrauen); 15. 10. 1973 Vikar in Winterthur (Herz Jesu); 15. 1. 1975 Kaplaneiverweser in Tiengen am Hochrhein; 26. 11. 1975 Pfarrverweser in Klettgau-Grießen, ab 24. 1. 1979 Mitpastoration von Klettgau-Bühl; 16. 8. 1981 Klinikseelsorger in Emmendingen (Psychiatrisches Landeskrankenhaus); 15. 10. 1984 Pfarradministrator in Überlingen-Nesselwangen und Überlingen-Bonndorf sowie Seelsorger am Krankenhaus in Überlingen; 13. 8. 1993 Pfarrer in Konstanz-Dettingen und Konstanz-Dingelsdorf; 12. und 19. 9. 1993 Investitur ebd.; 26. 9. 1999 Pfarrer in Görwihl und Görwihl-Niederwihl; 26. 9. und 3. 10. 1999 Investitur ebd.; 6. 6. 2002 Leiter der Seelsorgeeinheit Görwihl; 14. 8. 2005 Kooperator in Gottmadingen, Gottmadingen-Bietingen, Gottmadingen-Randegg und Gailingen; 1. 9. 2008 Ruhestand in Konstanz-Dettingen und Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Konstanzer Bodanrückgemeinden; gest. 5. 6. 2012 in Konstanz; beerd. 13. 6. 2012 in Konstanz-Dettingen.

Hans Buekers wirkte auf seine Mitmenschen oft introvertiert, auf den ersten Blick verschlossen. Als Seelsorger wurde er jedoch aufgrund seines bescheidenen und glaubwürdigen Auftretens von den Menschen in den Gemeinden geschätzt. Bei seinen Mitbrüdern genoss er Ansehen für seine stets kollegiale und hilfsbereite Art. Obwohl Buekers ein heimatverbundener Mensch war, den es immer wieder in seine Heimat – den Bodenseeraum – zog, findet sich in seiner Biografie eine gewisse Rastlosigkeit. Selten blieb er mehr als ein paar Jahre an einem Ort.

Buekers wurde am 14. Januar 1940 als Sohn des Schlossermeisters August Buekers und dessen holländischer Ehefrau Veronika geb. Maassen in Überlingen am Bodensee geboren. Von 1946 bis 1953 besuchte Buekers die Volksschule in Überlingen und später in Lörrach, wohin seine Familie zog. Am Hebel-Gymnasium in Lörrach legte er im März 1960 sein Abitur ab und studierte anschließend in Freiburg und Würzburg Philosophie und Theologie. Am 27. Mai 1965 wurde er mit 17 Kurskameraden, darunter der spätere Erzbischof Robert Zollitsch, zum Priester geweiht. Nach einer Vertretung in Lahr (St. Marien) wurde der Jungpriester zum 2. August 1965 nach Gengenbach angewiesen, wo er bis Februar 1968 wirkte. Aus persönlichen Gründen wurde er vorübergehend vom Dienst in der Erzdiözese Freiburg beurlaubt und ging in die Diözese Trier, wo er eine Vikarstelle in der Pfarrei Koblenz-Metternich (St. Konrad) antrat. Dort wirkte er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, bat aber schon im Juli 1968, wieder auf eine Stelle „*mehr im Süden*“ versetzt zu werden. Zum 1. November 1968 fand er Anstellung in Schlieren bei Zürich, einige Wochen später in Zürich (Liebfrauen), wo er auch in der Krankenhausesseelsorge tätig war. Im Oktober 1973 verließ er auf eigenen Wunsch die Liebfrauenkirche und wirkte fortan bis Ende 1974 noch als Vikar in Winterthur (Herz Jesu); schließlich kehrte er in das Erzbistum Freiburg zurück.

Am 15. Januar 1975 trat Buekers eine Stelle als Kaplaneiverweser in Tiengen am Hochrhein an, und im November desselben Jahres ging er als Pfarrverweser nach Klettgau-Grießen. Im Januar 1979 wurde Buekers vorübergehend auch mit der Pastoration der Pfarrei Klettgau-Bühl betraut. Bereits als Vikar in Gengenbach und in Zürich hatte Buekers sich für alte und kranke Menschen engagiert und bewarb sich im

Jahre 1981 erfolgreich um die Stelle des katholischen Seelsorgers im Psychiatrischen Landeskrankenhaus in Emmendingen. Drei Jahre stand er den Patienten, den Ärzten und dem Pflegepersonal als Seelsorger zur Seite und versah segensreich seinen herausfordernden Dienst. 1984 verließ er den Breisgau und kehrte in seine Heimat zurück. Zum 15. Oktober 1984 ging er als Pfarradministrator nach Überlingen-Nesselwangen, versah gleichzeitig die Pastoration der Nachbarpfarrei Überlingen-Bonndorf und nahm die Aufgaben eines Krankenhausseelsorgers am Krankenhaus in Überlingen wahr. Fast neun Jahre, so lange wie an keinem anderen Ort, blieb er in seiner Gemeinde, bis er im Jahre 1993 auf eigenen Wunsch auf die Pfarreien Konstanz-Dettingen (St. Verena) und Konstanz-Dingelsdorf (St. Nikolaus) angewiesen wurde. 1999 war es erneut Buekers' Wunsch, noch einmal einen Ortswechsel vorzunehmen. Zum 26. September 1999 wurde er auf die Pfarreien Görwihl (St. Bartholomäus) und Görwihl-Niederwihl (St. Gregorius) angewiesen. Drei Jahre später wurde er der erste Leiter der neu errichteten Seelsorgeeinheit Görwihl. Er bat im Jahre 2005 um einen weniger arbeitsreichen Posten, verzichtete auf die Pfarreien der Seelsorgeeinheit und wünschte, künftig als Kooperator eingesetzt zu werden, was ihm bewilligt wurde. Vom Sommer 2005 bis zum Sommer 2008 wirkte er als Kooperator in den Pfarreien Gottmadingen (Christ König), Gottmadingen-Bietingen (St. Gallus), Gottmadingen (St. Ottilia) und Gailingen (St. Dionysius). Wohnung nahm er im Pfarrhaus in Gailingen. Im Jahr 2007 erkrankte Buekers schwer und musste schließlich 2008 um seine Zurruesetzung bitten. Seinen Ruhestand verbrachte er in Konstanz-Dettingen und half als Subsidiar noch in der Seelsorgeeinheit Konstanzer Bodanrückgemeinden mit.

In einer dienstlichen Beurteilung aus dem Jahre 1999 wurde Hans Buekers treffend charakterisiert. Dekan Norbert Schäffauer beschrieb ihn damals als „*einen treuen, gewissenhaften und eifrigen Priester*“, der „*für jeden ein offenes Ohr und ein ermutigendes Wort*“ hatte, dessen Sorge den Kranken galt und allen, „*die sich in Not-situationen*“ befanden. Und Buekers sei, so Dekan Schäffauer, ein „*überzeugtes Glied seiner Kirche, wenn auch nicht unkritisch*“. Hans Buekers starb am 5. Juni 2012 in Konstanz. Das Seelenamt wurde am 13. Juni 2012 in Konstanz-Dettingen abgehalten. Beerdigt wurde Buekers im Grab seiner Eltern in Ingersheim.

Jürgen Brüstle

Dittmann Hans

Geb. 5. 1. 1936 in Mannheim; ord. 3. 6. 1962; 30. 6. 1962 Vikar in Heidelberg (St. Bonifatius); 1. 8. 1962 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius); 8. 4. 1964 Vikar in Sigmaringen (St. Johann); 1. 8. 1966 Vikar in Heidelberg (Hl. Geist); 8. 6. 1970 Pfarrer in Mannheim (St. Franziskus); 12. 7. 1970 Investitur ebd.; 10. 9. 1985 Pfarradministrator in Mannheim (Hl. Geist); 1. 10. 1985 Pfarrer ebd.; 5. 1. 1986 Investitur ebd.; 1. 9. 1999 Mitpastoration von Mannheim (St. Peter); 15. 2. 2004 Leiter der Seelsorgeeinheit Mannheim Am Luisenpark; 1. 7. 2006 Ruhestand in Mannheim; 1. 1. 2007 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Mannheim Am Luisenpark; gest. 1. 11. 2012 in Mannheim; beerd. 12. 11. 2012 in Mannheim (Hauptfriedhof).

Hans Dittmann wurde am 5. Januar 1936 als Sohn des kaufmännischen Angestellten Wilhelm Dittmann und dessen Frau Walburga geb. Gerner in Mannheim gebo-

ren. Seiner Heimatstadt war er sehr verbunden, denn abgesehen von seiner Studien- und Vikarszeit lebte er sein Leben lang zwischen Rhein und Neckar. Er besuchte ab Herbst 1942 die Volksschule, wurde 1943 aufgrund der Bombenangriffe evakuiert, lebte kurze Zeit bei seinen Großeltern in Talheim bei Tübingen, kehrte aber im Juli 1944 nach Mannheim zurück. Im Jahre 1947 trat er in das Lessing-Realgymnasium ein und fing an, das Klavier- und Orgelspiel zu lernen, was seinen Leistungen in der Schule abträglich war. Bereits früh wurde er Organist in seiner Gemeinde, und in dieser Zeit reifte in ihm der Wunsch nach dem Priesterberuf. Nach dem Abitur lernte er an der Heimschule Lender in Sasbach Griechisch und Hebräisch und studierte anschließend in Freiburg und München Theologie. Am 3. Juni 1962 wurde Hans Dittmann gemeinsam mit 30 Kurskollegen von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht. Am 11. Juni 1962 erteilte der Erzbischof fünf weiteren Diakonen die Priesterweihe in der Basilika zu Walldürn.

In den folgenden Jahren sammelte Hans Dittmann Erfahrungen in der Seelsorge in Heidelberg, Karlsruhe, Sigmaringen und wieder in Heidelberg, bis er im Juni 1970 als Pfarrer auf die Pfarrei Mannheim (St. Franziskus) angewiesen wurde. 15 Jahre später wechselte er auf die Pfarrei Mannheim (Hl. Geist), war ab September 1999 auch für die Pastoration von Mannheim (St. Peter) verantwortlich und wurde im Februar 2004 der erste Leiter der Seelsorgeeinheit Mannheim Am Luisenpark. Im Juli 2006 trat Pfarrer Dittmann in den Ruhestand, blieb aber in Mannheim und stand weiterhin als Subsidiar zur Verfügung.

In seinen Pfarreien engagierte sich Pfarrer Dittmann besonders in der Jugendarbeit, aber auch in der Industrie- und Arbeiterseelsorge. Daneben war ihm die Integration ausländischer Gemeindemitglieder ein Anliegen. Den Menschen in den Gemeinden wird er aber ebenso für seine außerkirchlichen Veranstaltungen in Erinnerung bleiben. Er organisierte Kunst- und Begegnungsfahrten nach Italien, Frankreich und England. In Mannheim engagierte er sich über seine Pfarrei hinaus auch als Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK), als Dekanatspräses der Cäcilienvereine und als Dekanatsbeauftragter für Kunst, Liturgie und Musik. Letzteres Amt hatte er bis zu seinem Tode inne, und auch als Subsidiar stand er bis zuletzt zur Verfügung. Pfarrer Hans Dittmann starb am 1. November 2012 in Mannheim und wurde dort am 12. November auf dem Hauptfriedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Emmert Benno

Geb. 26. 9. 1932 in Wertheim a. M.; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1. 7. 1957 Vikar in Edingen a. N.; 31. 7. 1957 Vikar in Rot b. W.; 7. 5. 1958 Vikar in Hardheim; 21. 10. 1958 Vikar in Freiburg (St. Urban); 1. 8. 1961 Vikar in Heidelberg (Hl. Geist); 12. 12. 1964 Vikar in Freiburg-Zähringen; 1. 1. 1965 Pfarrkurat in Gundelfingen; 23. 4. 1975 Investitur ebd.; 14. 10. 1978 Pfarrer in Wittighausen-Unterwittighausen und Mitpastoration von Wittighausen-Poppenhausen; 6. 6. 1982 Investitur ebd.; 1. 9. 1999 Ruhestand in Lauda-Königshofen-Oberlauda und Subsidiar in Oberlauda; gest. 23. 1. 2012 in Bad Mergentheim; beerd. 27. 1. 2012 in Unterwittighausen.

Rückblickend liegt es nahe zu sagen, Benno Emmerts Weg zum Priestertum sei vorgezeichnet gewesen. Er stammte aus einer religiösen und laienapostolisch aktiven

Familie. Sein Onkel mütterlicherseits war Pfarrer Alfons Lurz († 1968), bei dem Benno Emmert häufig seine Ferien verbrachte. Nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, des Zollbeamten Alois Emmert, im Frühsommer 1940 zog die Mutter, Anna Emmert geb. Lurz, mit dem Jungen in ihre Heimat nach Lauda, wo sie bei Bennos Großeltern Wohnung nahmen. Im Jahre 1943 trat Emmert in das Gymnasium in Tauberbischofsheim ein und zwei Jahre später zog er in das Erzbischöfliche Konvikt der Stadt. Seine Mutter zog 1950 zu ihrem Bruder Alfons Lurz nach Edingen, wo sie sich um den Haushalt kümmerte.

Nach dem Abitur im Jahre 1952 studierte Benno Emmert in Freiburg und Luzern Theologie und nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde er mit 40 Kurskollegen, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier († 2008), von Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Es folgten die Lehr- und Wanderjahre als Vikar, die ihn nach Edingen a.N., Rot b.W., Hardheim, Freiburg, Heidelberg und wieder Freiburg führten. Er blieb im Breisgau und wurde als Pfarrkurat auf die neu errichtete Pfarrkuratie Bruder Klaus in Gundelfingen angewiesen. In den sechzehn Jahren seines Wirkens stieg die Zahl der Katholiken in Gundelfingen durch den Zuzug junger Familien um mehr als das Dreifache auf rund 5500 Gläubige. Der innere Aufbau der Pfarrgemeinde und die Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils, das 1965 abgeschlossen wurde, verlangten die Installierung eines Pfarrgemeinderats und anderer Gremien sowie die Einbindung von Laien in liturgische Dienste. Aber auch der Aufbau von Kindergärten und anderer notwendiger Gebäude forderten einen enormen Arbeitseinsatz von Emmert. Zudem hatte er seit 1966 als Pfarradministrator auch die Verantwortung für die Pfarrgemeinde Heuweiler zu tragen. Im Jahre 1975 wurde die Pfarrkuratie zur Pfarrei erhoben und Emmert wurde ihr erster Pfarrer.

Er blieb noch bis 1981 und ging dann in den Norden des Erzbistums, in die Gegend um Lauda-Königshofen, die er selbst seine Heimat nannte. Als Pfarrer von Wittighausen-Unterrittighausen-Allerheiligen oblag ihm auch die Pastoration der Nachbarpfarrei Wittighausen-Poppenhausen (St. Martin). Hier blieb Pfarrer Emmert 18 Jahre lang, bis ihn seine Gesundheit zwang, um seine Zurruheetzung zu bitten. Seinen Ruhestand verbrachte er in Oberlauda.

Pfarrer Benno Emmert arbeitete als Seelsorger unaufgereggt und dabei unermüdet. Er war ein tiefreligiöser Mann, der durch seine gewissenhafte und liebenswürdige Art im Umgang mit den Menschen beliebt war. Bis wenige Tage vor seinem Tod half er noch regelmäßig als Subsidiar in der Seelsorge mit. Er starb am 23. Januar 2012 im Caritas-Krankenhaus in Bad Mergentheim und wurde am 27. Januar 2012 in Unterrittighausen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Gehrig Franz Josef

Geb. 18. 4. 1915 in Mannheim; ord. 17. 12. 1939; 17. 1. 1940 Vikar in Erlach; 10. 4. 1940 Vikar in Forst; 24. 6. bis 15. 7. 1940 Gestapohaft; 1. 8. 1940 Vikar in Glottertal; 4. 9. 1940 Vikar in Todtmoos; 19. 11. 1940 Vikar in Sinzheim bei Bühl; 24. 10. 1941 Vikar in Oberbühlertal; 16. 11. 1941 Sanitätssoldat; 1944 Verwundung; 3. 10. 1945 Vikar in Wilflingen; 30. 12. 1947 Vikar in Ladenburg; 16. 10. 1952 Pfarrverweser in

Wenkheim; 13. 3. 1953 Pfarrverweser in Elsenz; 24. 4. 1955 Investitur ebd.; 15. 10. 1980 Ruhestand in Elsenz, ab 1981 in Königheim-Gissigheim; gest. 12. 4. 2012 in Königheim; beerd. 17. 4. 2012 in Königheim-Gissigheim.

Franz Gehrigs Weg hin zum Priestertum schien zunächst geradlinig zu verlaufen. Als Sohn des Schreinermeisters Franz Joseph Gehrig und der Amanda geb. Leimbach wurde er am 18. April 1915 in Mannheim geboren und zog mit seinen Eltern und seinen Geschwistern im Jahre 1920 nach Gissigheim, in die Heimat seiner Eltern. Er besuchte die Volksschule, und am Ende des fünften Schuljahres fragte ihn sein Heimatpfarrer Franz Richard Kaiser († 1930), der in seiner Zeit als Pfarrer mehr als 30 Jungen auf das Studium vorbereitet hatte, ob Franz Gehrig nicht Lateinunterricht nehmen und dann auf eine höhere Schule gehen wolle. Die Eltern willigten ein, der Junge wechselte 1927 an das Gymnasium in Tauberbischofsheim und trat, mit Unterstützung der Erzbischof Hermann Stiftung, in das Erzbischöfliche Knabenkonvikt ein. In diesen Jahren reifte in ihm der Entschluss für das Priestertum. Im Jahre 1934 nahm er in Freiburg sein Theologiestudium auf und verbrachte die Externitas in Würzburg. Hier geriet er erstmals in einen Konflikt mit der Staatsmacht und wurde wegen kritischer Äußerungen von der Geheimen Staatspolizei verhaftet. Welcher Art diese Äußerungen waren, ist nicht bekannt, aber Gehrigs Eltern standen den Nationalsozialisten ebenfalls kritisch gegenüber. Pfarrer Georg Michael Keilbach († 1951) hatte 1934 in Gehrigs Sittenzeugnis geschrieben, die Eltern „*treten auch im öffentlichen Leben offen u[nd] rückhaltlos für die Kirche, ihre Rechte u[nd] Gesetze ein*“. Gehrig konnte sein Studium in Freiburg und St. Peter fortsetzen und wurde am 17. Dezember 1939 mit 26 weiteren Diakonen durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Der Jungpriester begann seine Lehrzeit als Vikar in Erlach und danach in Forst, wo er im Juni 1940 erneut von der Gestapo verhaftet und drei Wochen festgehalten wurde. Zudem durchsuchte die Gestapo sein Zimmer im Pfarrhaus in Forst. Anlass war wieder eine kritische Äußerung, dieses Mal bei seiner Musterung in Bruchsal. Zwar wurde Gehrig wieder auf freien Fuß gesetzt, aber das Ministerium für Kultus und Unterricht entzog ihm die Befugnis zur Erteilung von Religionsunterricht an Schulen. Das Verbot blieb bis zum Ende des Krieges bestehen. Er war noch als Vikar in Glottertal, Todtmoos, Sinzheim bei Bühl – wo er erneut von der Gestapo verhört wurde – und in Oberbühlertal tätig, bis er am 16. November 1941 als Sanitätssoldat zur Wehrmacht eingezogen wurde. Er wurde im Krieg an Armen und Beinen schwer verwundet und hatte zeit seines Lebens an den Folgen zu leiden. Sichtbar für alle war sein steifer rechter Arm.

Nach kurzer Gefangenschaft kehrte er im September 1945 heim und wurde bereits zum 3. Oktober als Vikar nach Wilflingen angewiesen, zwei Jahre später nach Ladenburg. Nach einem knappen halben Jahr als Pfarrverweser in Wenkheim wurde Franz Gehrig zum 13. März 1953 in gleicher Eigenschaft auf die Pfarrei Elsenz angewiesen. Die Investitur erfolgte am 24. April 1955. Mehr als 27 Jahre wirkte Pfarrer Gehrig in der Pfarrgemeinde im Kraichgau als treuer und zuverlässiger Seelsorger. In Elsenz konnte Gehrig für die Pfarrgemeinde das alte Schulhaus als Pfarr- und Jugendheim erwerben, ließ die Kirche renovieren und deren wertvolle barocke Orgel wiederherstellen. Seine Gemeinde kannte ihn als ruhigen und freundlichen, aber auch bestimmten und zielklaren Priester. Die durch den Krieg und die schweren Verwundungen schwache Gesundheit zwang Pfarrer Gehrig im Jahre 1980, Erzbischof Oskar

Saier um seine Zuruhesetzung zu bitten. Seinen Ruhestand verbrachte er in seiner Heimat Königheim-Gissigheim.

Franz Gehrig war – wie sein Heimatpfarrer Franz Richard Kaiser – als Heimatforscher bekannt und wurde für seine Arbeit 1981 mit dem Bundesverdienstkreuz und 1999 mit der Medaille „Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“ ausgezeichnet. In seinen historischen Forschungen, deren Ergebnisse in zahlreichen Aufsätzen und Monografien Niederschlag fanden, beschäftigte sich Gehrig vor allem mit den Regionen Taubertal und Odenwald. Seine Forschungsgebiete reichten von Orts- und Regionalgeschichte bis zu Kirchen- und Kunstgeschichte. Zuletzt lebte Franz Gehrig im Altenheim St. Josef in Königheim, wo er, solange es seine Gesundheit zuließ, noch regelmäßig die Messe feierte und 2009 das seltene Fest des siebzigsten Jahrestages seiner Priesterweihe begehen durfte. Er starb am 12. April 2012 in Königheim und wurde am 17. April 2012 in Königheim-Gissigheim beerdigt.

Jürgen Brüstle

Publikationen (Auswahl):

- Dorf und Pfarrei Elsenz. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Kraichgaues und zur Kirchengeschichte in Kurpfalz. Eppingen 1960.
- Gissigheim. Ortschronik aus dem badischen Frankenland. Gissigheim 1969.
- Mit Wolfgang Baunach: Eppingen-Stadt. Kath. Pfarrkirche U. L. F., Dekanat Bretten, Erzbistum Freiburg, Landkreis Heilbronn (ehem. Sinsheim); Patrozinium: Mariä Himmelfahrt. München [u.a.] 1976.
- Eubigheim. Ortschronik aus dem Bauland. Ahorn 1978.
- Zur Geschichte von Pfarrkirche und Kloster Odenheim. Hrsg. von den katholischen Pfarrgemeinden Odenheim, Tiefenbach und Eichelberg. Odenheim o.D. [1979].
- Hilsbach. Chronik der höchstgelegenen Stadt im Kraichgau. [Hilsbach] 1979.
- Das Kreuzhölzle. Kapelle – Kreuzweg – Wallfahrt zu Dittwar; heute: Tauberbischofsheim-Dittwar. TBB-Dittwar o.D. [1982].
- Mit Otto Haberkorn: 1200 Jahre Pülfringen 788–1988. Königheim o.D. [1988].
- Mit Helmut Kappler: Königheim. Alter Marktflücken und Weinort. Königheim o.D. [1992].
- Brehmen. Zwischen Bauland und Taubertal. Königheim 1992.
- Gerichtstetten im oberen Erftal. Gerichtstetten 1994.
- Altheim – damals und heute. Mit Beiträgen von Joseph Gehrig sen. u. anderen Autoren. [Walldürn-]Altheim o.D. [ca. 1995].
- Mit Hermann Müller: Tauberbischofsheim. Beiträge zur Stadtchronik. Tauberbischofsheim 1997.
- Gamburg – eine Perle im lieblichen Taubertal. Gamburg 1998.

Hartmann Karl

Geb. 2. 3. 1927 in Freiburg; Januar bis Dezember 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 1. 7. 1952 Vikar in (Ubstadt-)Weiher; 15. 4. 1953 Vikar in Wiesental; 1. 9. 1955 Vikar in Ötigheim; 16. 7. 1958 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 8. 10. 1958 Pfarrverweser in Bauerbach; 14. 6. 1959 Pfarrer in Bauer-

bach; 27. 9. 1973 Pfarrer in Renchen (22. 5. 1977 Investitur); 19. 9. 1979 Pfarrer in Bad Rippoldsau-Schapbach (28. 10. 1979 Investitur); 4. 12. 1989 Mitpastoration von Freudenstadt-Kniebis; 1. 10. 1997 Ruhestand in Freiburg; gest. 13. 2. 2012 ebd.; beerd. 21. 2. 2012 ebd. (Hauptfriedhof).

Der Sohn des Architekten Wilhelm Hartmann und dessen Frau Ottilie geb. Waidele verbrachte seine Kindheit und Jugend in seiner Heimatstadt Freiburg, wo er auch die Schule besuchte. Zunächst, ab 1933, die Volksschule, ab 1937 dann das Friedrich-Gymnasium. 1943 wurde er zusammen mit seinen Klassenkameraden zur Flak eingezogen, wo der Schulunterricht noch mehr oder minder regelmäßig weiterging. Im Herbst 1944 folgte der Reichsarbeitsdienst, und im Januar 1945 musste Hartmann dann, gewissermaßen mit dem letzten Aufgebot, noch als Fallschirmjäger an die Front. Am 1. April 1945 wurde er durch einen Granatsplitter schwer verwundet und verlor seinen linken Unterschenkel, was ihn zeit seines Lebens belastete und ihm immer wieder teils gravierende Beschwerden bereitete. Er kam in Kriegsgefangenschaft in ein englisches Lazarett und wurde im Dezember 1945 entlassen. Zurück in Freiburg holte er die fehlende Schulbildung nach, legte im Sommer 1946 die Reifeprüfung ab und begann im Herbst mit dem Studium der Fächer Mathematik, Physik und Chemie. Im Verlauf der ersten beiden Semester jedoch nahm der Wunsch Priester zu werden überhand, so dass Hartmann sich um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten des Erzbistums Freiburg bewarb und im Herbst 1947 das Theologiestudium aufnahm.

Die Vorsteher des Collegium Borromaeum, darunter der 2011 verstorbene Herbert Gabel, bescheinigten Hartmann nach vier Jahren eine gute Begabung und Gesinnung, Interesse für das Studium, soziales Verhalten und gemütsiefes und echtes religiöses Leben, meinten aber auch, er werde *„infolge seiner Kriegsverwundung und seiner nicht ganz gefestigten Gesundheit nicht in jeder Seelsorgestelle verwendbar sein“*. Gute Begabung, Frömmigkeit und Gutwilligkeit attestierte ihm auch die Leitungskonferenz des Priesterseminars in ihrem Zeugnis vom 31. Mai 1952, meinte aber, seine noch etwas kindliche Wesensart und sein durch die Amputation beeinträchtigtes Selbstvertrauen könnten ihm *„in schwierigen Verhältnissen Schwierigkeiten bereiten“*, doch dürfe man bei *„einer klugen Einführung und Führung zum Beginn seiner Seelsorgstätigkeit“* auf *„eine günstige Entwicklung“* hoffen. Mit der Wahl der ersten Vikarstelle hatten die Verantwortlichen im Ordinariat keine glückliche Hand, denn Hartmann und sein erster Prinzipal passten nicht zusammen und verstanden sich schlecht. Doch nach der Versetzung auf eine andere Stelle waren diese Schwierigkeiten überwunden und Hartmann entwickelte sich in den Folgejahren wie erhofft zu einem guten und geachteten Seelsorger. Mit der recht kleinen Pfarrei Bauerbach, die er zunächst im Oktober 1958 als Pfarrverweser, mit der Investitur am 14. Juni 1959 dann als Pfarrer übernahm, erhielt er seine erste selbstständige Stelle. Im Dankesbrief, den er hierfür im Frühjahr 1959 an Erzbischof Hermann Schäufele sandte, machte Karl Hartmann deutlich, dass er seine Einschränkungen kannte, sie aber akzeptierte und gut mit ihnen umzugehen verstand: Er wolle, schrieb er, *„die mir gestellte Aufgabe mit dem Einsatz meiner geringen Kraft“* erfüllen, und er meine, *„so weit es jetzt schon zu beurteilen ist“*, sagen zu dürfen, *„daß ich auch physisch die seelsorgerlichen Aufgaben bewältigen kann“*.

In der Tat gelang es Pfarrer Hartmann in Bauerbach und später auch in Renchen, nicht nur die herkömmlichen und regulären Aufgaben eines Gemeindegeldseorgers

zur allseitigen Zufriedenheit zu erfüllen, sondern er setzte auch die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Praxis um und gestaltete die gravierenden gesellschaftlichen Umbrüche, denen sich die Kirche seit den 1960er-Jahren stellen musste, aktiv mit. Als Bauherr hatte er die Instandsetzung des maroden Pfarrhauses, die Kirchenrenovation und die Wiederherstellung der historischen Stieffell-Orgel zu verantworten. Im Alter von gut 52 Jahren übernahm Hartmann mit der ausgedehnten Schwarzwaldpfarrei Bad Rippoldsau-Schapbach und der Wallfahrtskirche Mater Dolorosa noch einmal eine neue und anspruchsvolle Aufgabe, denn hier standen neben der alltäglichen Seelsorge und der gewöhnlichen Verwaltungsarbeit auch umfangreiche Baumaßnahmen an, darunter die Anschaffung eines neuen Zelebrationsaltars und einer neuen Orgel, die Außen- und Innenrenovation der Kirche sowie der Um- und Ausbau des Kindergartens; daneben forderte die Touristen- und Kurseelsorge zusätzliches Engagement. Mit der Zurruesetzung nach viereinhalb Jahrzehnten verantwortungsvoller Arbeit, wobei er sich, wie Erzbischof Oskar Saier formulierte, stets *„gemäß dem Vorbild des Guten Hirten für die Ihrer Sorge anvertrauten Menschen eingesetzt“* hatte, kehrte Pfarrer Hartmann in seine Heimatstadt Freiburg zurück, wo er sich noch viele Jahre lang, soweit seine Kräfte reichten, in der Pfarrei St. Urban in Herdern engagierte, trotz mancher Bitterkeit und Enttäuschung, die er angesichts vieler moderner Entwicklungen empfand, die so gar nicht zu seinem Kirchenbild und seinem Glaubensverständnis passten. Pfarrer Karl Hartmann, der vielen als humorvoller Mensch und auskunftsbereiter Zeitzeuge des Zweiten Weltkriegs in Erinnerung geblieben ist, starb kurz vor seinem 85. Geburtstag, am 13. Februar 2012, in Freiburg und wurde am 21. Februar 2012 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Christoph Schmider

Haug Konrad, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 14. 7. 1928 in Sigmaringen; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Veringendorf; 23. 7. 1952 Vikar in Oberachern; 1. 10. 1952 Vikar in Burladingen; 3. 9. 1953 Vikar in Baden-Baden (Liebfrauen); 1. 10. 1955 Vikar in Mannheim (St. Sebastian) und Religionslehrer am Liselotte-Mädchengymnasium; 1. 4. 1959 hauptamtlicher Religionslehrer am Liselotte-Mädchengymnasium; 16. 8. 1966 Oberstudienrat ebd.; 1. 8. 1973 Direktor des Erzbischöflichen Kinderheims Haus Nazareth in Sigmaringen und Religionslehrer an der Liebfrauenschule; 22. 2. 1977 Geistlicher Rat; 31. 7. 1987 Zurruesetzung als Staatsbeamter; 1. 9. 1998 Abberufung als Direktor des Erzbischöflichen Kinderheims Haus Nazareth in Sigmaringen; gest. 1. 2. 2012 in Sigmaringen; beerd. 8. 2. 2012 in Sigmaringen (Friedhof Hedingen).

Konrad Haug wurde in Sigmaringen in eine bürgerliche und religiöse Familie geboren. Wie viele Jungen seines Alters musste er noch vor dem Abitur die Schule verlassen und fand Verwendung als Luftwaffenhelfer. Allerdings erkrankte er bereits nach weniger als drei Wochen und lag über Monate in einem Speziallazarett in Hinterzarten. In dieser Zeit reifte in ihm der Entschluss, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Nach dem Krieg holte er das Abitur nach und studierte in Freiburg und Münster Theologie. Er und 51 weitere Diakone wurden am 25. Mai 1952 durch Erzbischof Wendelin Rauch im Freiburger Münster zu Priestern geweiht.

In den folgenden Jahren wirkte Konrad Haug als Vikar an verschiedenen Orten, bis er – ebenfalls als Vikar – im Oktober 1955 nach Mannheim (St. Sebastian) kam und zugleich als Religionslehrer an das Liselotte-Mädchengymnasium. Wohnung nahm er im Kolpinghaus, wo er nebenbei als Seelsorger wirkte. Ab dem 1. April 1959 war Haug hauptamtlicher Religionslehrer am Liselotte-Mädchengymnasium und wurde im Dezember 1960 Studienrat und Landesbeamter. Die Ernennung zum Oberstudienrat erfolgte zum 16. August 1966. In den nahezu 18 Jahren als Religionslehrer erwies sich Haug als ausgezeichnete Pädagoge, der mit seinem zeitgemäßen Unterricht bei den Schülerinnen ankam. Das wusste auch das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, und als im Juni 1972 unerwartet der Direktor des Erzbischöflichen Kinderheims Haus Nazareth in Sigmaringen, Geistlicher Rat Sebastian Ott, verstarb, fragte man Pfarrer Konrad Haug, ob er sich vorstellen könne, nach Sigmaringen zu wechseln. Haug nahm die neue Herausforderung an und ging zum 1. August 1973 in seine Heimatstadt. Er arbeitete fortan im Haus Nazareth, unterrichtete jedoch auch an der Liebfrauenschule das Fach Religion im Umfang eines halben Deputats. Für seinen Einsatz im Kinderheim und an der Schule dankte ihm Erzbischof Hermann Schäufele im Februar 1977 durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem. In den folgenden Jahren arbeitete Pfarrer Haug mit dem gleichen Einsatz, übernahm zusätzlich immer wieder Vertretungen in umliegenden Pfarreien, wechselte von der Liebfrauenschule an verschiedene staatliche Schulen, und auch als er im Jahre 1987 als Landesbeamter in den Ruhestand trat, blieb er Direktor des Hauses Nazareth. Erst im April 1998 wurde er auf eigenen Wunsch von diesem Posten abberufen. Er zog in das Pfarrhaus in Jungnau bei Sigmaringen, wo er ebenso in der Seelsorge aushalf wie im Josefinenstift in Sigmaringen. Im Herbst 2007 zog er selbst in eine Seniorenwohnanlage in Sigmaringen. Er starb in Sigmaringen am 1. Februar 2012 und wurde am 8. Februar auf dem Hedinger Friedhof beerdigt. Jürgen Brüstle

Kallus P. Georg MSF

Geb. 22. 6. 1941 in Łabędy (Schlesien); ord. 12. 6. 1971; gest. 14. 9. 2012; beerd. 24. 9. 2012 in Łabędy.

Als am 4. Juli 2011 in Kloster Bronnbach auf Einladung des Main-Tauber-Kreises mit einem Orgelkonzert samt anschließendem Empfang der 40. Jahrestag der Priesterweihe von Pater Georg Kallus und zugleich sein 70. Geburtstag gefeiert wurde, forderte der Festredner, Landrat Reinhard Frank, den Jubilar dazu auf, seinen Entschluss, zum Ende des Jahres in den Ruhestand zu treten und nach Polen zurückzukehren, noch einmal zu überdenken. Dass die übrigen Redner sich diesem Wunsch anschlossen, zeigte, so resümierte einige Tage später die Lokalpresse, wie beliebt der deutsche und polnische Staatsbürger sei, der nach eigenem Bekunden im Herzen immer Schlesier geblieben war. Eine Fülle von Spuren habe der authentische, fröhlich-humorvolle „Missionar von der Heiligen Familie“ hinterlassen, nicht zuletzt in den Herzen der Menschen. In gut zehn Jahren hätten Pater Georg und seine drei Mitbrüder, die im Oktober 2000 gekommen waren, um die ehemalige Klosterkirche sowie die umliegenden Pfarreien zu betreuen, dafür gesorgt, dass Bronnbach wieder „ein lebendiger Ort des Glaubens sei“ und regelmäßig Hunderte von Menschen die Sonntagsgottesdienste besuchten. Einen ähnlich positiven Eindruck hatte Pater

Georg Kallus auch in den fünf Pfarreien der Seelsorgeeinheit Bisingen-Grosselfingen in Hohenzollern hinterlassen, wo er seit 1993 gewirkt hatte; damit, dass schon wenig mehr als ein Jahr nach der Feier in Bronnbach Nachrufe zu schreiben sein würden, hatte wohl niemand gerechnet.

Der Weg zum Priestertum war für Kallus nicht einfach gewesen, denn seine Eltern, die noch drei weitere Kinder zu versorgen hatten, waren wirtschaftlich nicht in der Lage, ein Studium zu finanzieren. Der Eintritt in den Orden der „Missionare von der Heiligen Familie“, bald nach dem Abitur an der ordenseigenen Schule, ermöglichte ihm das Theologiestudium und schließlich die Priesterweihe in Kazimierz Biskupi in der Woiwodschaft Großpolen. Anschließend wirkte Pater Georg in der Pfarrseelsorge und als Prior im polnischen Noviziatshaus des Ordens. 1988 ging er mit einigen Mitbrüdern nach Maria Ellend, in die einzige österreichische Niederlassung seiner Gemeinschaft, wo er als Prior amtierte, bis ihn sein Provinzial 1993 auf Bitten des damaligen Personalreferenten im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg, Robert Zollitsch, nach Bisingen entsandte. Dort gelang es ihm dank seiner Offenheit und seines einnehmenden Wesens rasch, so sehr das Zutrauen der Gläubigen zu erlangen, dass auch mehr als ein Jahrzehnt nach seinem Weggang noch viele Menschen seinen überraschenden Tod betraueren.

Pater Georg Kallus konnte den Ruhestand in seiner schlesischen Heimat nicht lange genießen. Drei Schlaganfälle innerhalb kurzer Zeit sorgten dafür, dass er seinen letzten Lebensabschnitt in einem Pflegeheim nahe dem Kloster der „Missionare von der Heiligen Familie“ in Oberschlesien verbringen musste. Er starb am Fest Kreuzerhöhung, dem 14. September 2012, und wurde am 24. September 2012 in Łabędy begeben.

Christoph Schmider

Kary Josef, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 6. 8. 1913 in Durmersheim; ord. 27. 3. 1938 in St. Peter; 4. 5. 1938 Vikar in Waldkirch; 11. 6. 1938 Vikar in Oberbiederbach; 26. 10. 1938 Vikar in Hornberg; 30. 4. 1940 Vikar in Renchen; 5. 3. 1941 Vikar in St. Georgen (Schwarzwald); 12. 12. 1941 Sanitätssoldat an der Ostfront und auf dem Balkan; 23. 11. 1945 Vikar in Bühl/Baden; 13. 9. 1948 Vikar in Friedenweiler; 19. 4. 1950 Pfarrer in Langenrain; 18. 6. 1950 Investitur ebd.; 8. 5. 1957 Pfarrer in Röttenbach; 11. 8. 1957 Investitur ebd.; 12. 12. 1988 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1991 Ruhestand in Friedenweiler-Röttenbach und Subsidiar in Röttenbach bis 31. 8. 2008; gest. 26. 2. 2012, beerd. 2. 3. 2012 in Röttenbach.

Josef Kary wurde am 6. August 1913 in Durmersheim als Sohn des Bahnarbeiters Karl Kary und dessen Ehefrau Helena geb. Hock geboren. Noch bevor der Junge drei Jahre alt war, starb der Vater an den Folgen einer Kriegsverwundung und die Mutter musste fortan allein für den Lebensunterhalt sorgen. Josef Kary besuchte von 1920 bis 1926 die Volksschule Durmersheim, wechselte dann auf das Gymnasium in Rastatt und wohnte fortan im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Bernhard in Rastatt. Nach bestandener Reifeprüfung im Jahre 1933 studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie und wurde mit 68 weiteren Diakonen am 27. März 1938 durch Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht. Es folgten die Lehr- und Wanderjahre als Vikar, die durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen wurden.

Nach der Rückkehr aus kurzer Kriegsgefangenschaft und weiteren Stationen als Vikar wurde Josef Kary zum 19. April 1950 als Pfarrer nach Langenrain bei Radolfzell angewiesen. Nach sieben Jahren wechselte er nach Röttenbach, wo er mehr als fünf Jahrzehnte bleiben sollte. Als er 1991 in den verdienten Ruhestand trat, blieb er in Röttenbach und half bis 2008 weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge mit.

Weit über seine Pfarrei hinaus war Josef Kary den Menschen bekannt für seinen Einsatz für den Schutz von Flora und Fauna. Seit seiner Jugend interessierte er sich für Botanik und Ornithologie und gab sein Wissen in etlichen Vorträgen an die Menschen weiter. Am Pfarrhof in Röttenbach hatte sich der „Vogelpfarrer von Röttenbach“, wie er bald genannt wurde, mit zahlreichen Vogelarten umgeben. Heimatgeschichtlich interessierte sich Kary vor allem für die verwandtschaftlichen Beziehungen des seligen Pater Rupert Mayer nach Röttenbach. Ihm stiftete er eine Gedenktafel in der Röttenbacher Kirche. Aber auch darüber hinaus forschte und publizierte er auf dem Gebiet der badischen Geschichte.

Für seine Tätigkeit als Seelsorger und seine stete Dienstbereitschaft, aber auch für seinen Einsatz „für die Pflege und Erhaltung der heimatlichen Tier- und Pflanzenwelt“ ernannte Erzbischof Oskar Saier Josef Kary im Dezember 1988 zum Geistlichen Rat ad honorem. Nach mehr als 73 Jahren als Priester starb Geistlicher Rat Josef Kary am 26. Februar 2012 in Friedenweiler-Röttenbach. Er wurde am 2. März 2012 in Röttenbach beerdigt.

Jürgen Brüstle

Publikation:

- Maria Bickesheim und die badischen Markgrafen. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte von Bickesheim-Durmshausen zum 900jährigen Gedenken an die erste urkundliche Erwähnung des Ortes Bickesheim in einem Schreiben Kaiser Heinrichs IV. vom Jahre 1065 an den Abt Samuel von Weißenburg. [Bickesheim] 1965.

Kern Franz Alfons, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 8. 11. 1925 in Sölden; April 1943 Kriegsdienst; 25. 3. 1946 Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft; ord. 2. 7. 1950 in St. Peter; 9. 8. 1950 Vikar in Wolfach; 18. 11. 1952 Vikar in Freiburg (St. Johann); 7. 4. 1956 Religionslehrer in Freiburg (Gewerbeschule II) und Hilfsgeistlicher in Freiburg (St. Johann); 18. 12. 1957 Promotion zum Dr. theol.; 30. 4. 1958 Pfarrverweser in Bühl bei Offenburg und Religionslehrer in Offenburg (Klosterschule); 1. 5. 1960 Pfarrer in Bühl; 17. 10. 1962 Pfarrer in Freiburg (St. Urban); 28. 10. 1960 Investitur ebd.; 13. 12. 1979 Geistlicher Rat ad honorem; 17. 10. 1983 Pfarrer in Kirchzarten; 30. 10. 1983 Investitur ebd.; 1. 9. 2000 Ruhestand in Ehrenkirchen-Kirchhofen; 1. 1. 2001 Subsidiar ebd. (bis 31. 5. 2011); gest. 5. 7. 2012 in Ehrenkirchen, beerd. 11. 7. 2012 in Sölden.

Geistlicher Rat Dr. Franz Kern wurde am 8. November 1925 in Sölden geboren und wuchs in einer tiefgläubigen katholischen Umgebung auf. Seine Eltern, Rudolf Kern und Hilda geb. Hug, bewirtschafteten in dem Ort nahe Freiburg einen Hof, auf dem Franz Kern und seine sieben Geschwister mitarbeiten mussten. Der Ortspfarrer, Prälat Ernst Föhr, erkannte die Begabung des Jungen und bereitete ihn auf den Wechsel auf ein Gymnasium vor. In der sechsten Volksschulklasse wechselte Franz

Kern auf das Berthold-Gymnasium in Freiburg und wurde Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts. Im März 1943 legte er als Jahrgangsbester die Reifeprüfung ab und half dann wieder auf dem elterlichen Hof mit. Er wollte Priester werden und bewarb sich um die Aufnahme unter die Kandidaten des Collegium Borromaeum, wohl wissend, dass seine Einberufung kurz bevorstand. Im April 1943 wurde er zum Reichsarbeitsdienst und im August desselben Jahres zum Kriegsdienst herangezogen und in Frankreich als Funker in einem Fallschirmregiment eingesetzt. Er geriet in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im März 1946 entlassen wurde. Er kehrte in seine Heimat zurück und nahm das Studium der Theologie und Philosophie in Freiburg auf.

Wie schon in der Schule, fiel er auch im Studium durch seine „reichen geistigen Gaben“ und seinen Fleiß auf. Nach Abschluss seiner Studien im Priesterseminar in St. Peter wurden Franz Kern und seine 15 Kurskameraden am 2. Juli 1950 von Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter im Schwarzwald zu Priestern geweiht. Als Vikar wurde der Jungpriester im August 1950 nach Wolfach angewiesen und im November 1952 nach Freiburg (St. Johann). In der ausgedehnten Pfarrei hatte Vikar Kern ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen, nicht zuletzt, weil er an vier Schulen Religionsunterricht erteilen musste. Seit dem Frühjahr 1956 unterrichtete Franz Kern ausschließlich an der Gewerbeschule II in Freiburg, blieb aber zugleich Subsidiar in St. Johann. Trotz dieser erheblichen Belastung fand er noch Zeit, eine Dissertation im Fach Theologie anzufertigen, was für seine überdurchschnittliche Begabung und seinen ausgeprägten Leistungswillen spricht. Die Promotion erfolgte am 18. Dezember 1957.

Im Frühjahr 1958 wurde Pfarrer Kern als Pfarrverweser nach Bühl bei Offenburg angewiesen und erhielt zugleich den Auftrag, an der Klosterschule in Offenburg Religionsunterricht zu erteilen. Am 1. Mai 1960 wurde Alfons Kern auf die Pfarrei Bühl investiert, blieb aber zugleich Religionslehrer in Offenburg. Das Arbeitspensum in diesen Jahren war enorm. Durch die hohe Unterrichtsverpflichtung musste er täglich nach Offenburg fahren, Unterrichtsbeginn war oft bereits 15 Minuten nach Ende der Frühmesse.

Im Oktober 1962 kehrte Pfarrer Kern nach Freiburg zurück, in die Pfarrei St. Urban in Herdern. In den einundzwanzig Jahren in St. Urban prägte er das Leben der Pfarrei entscheidend, engagierte sich aber auch über seine Pfarrei hinaus als Männerseelsorger auf Dekanats Ebene. Erzbischof Oskar Saier ernannte Pfarrer Franz Kern 1979 „in Anerkennung seiner von Verständnis für die Jugend geprägten erzieherischen Tätigkeit als Religionslehrer in Freiburg und Offenburg und in Würdigung [...] seiner Seelsorgearbeit in der Pfarrei Freiburg St. Urban wie seiner Bemühungen um die Männerseelsorge und um die Männerwallfahrt des Stadtdekanats Freiburg“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

In St. Urban hatte Pfarrer Kern viel bewegt, aber er suchte noch einmal eine neue Wirkungsstätte und ging zum 1. September 1983 nach Kirchzarten, wo er die Pfarrei St. Gallus übernahm. Hier feierte er im Juli 2000 sein Goldenes Priesterjubiläum und trat zum 1. September 2000 in den Ruhestand. Allerdings schrieb er an das Ordinariat, „Ruhestand“ sei „ein ungeschicktes Wort für das, was ich anstrebe und wünsche. [...] Ich möchte [...] weiter in der Seelsorge bleiben, solange ich die Kräfte und die nötige Gesundheit dazu habe“. Er zog in das Kaplaneihaus in Ehrenkirchen-Kirchhofen, wo er bis Mai 2011 noch als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. Zum 1. Mai 2009

zog er in das Prälat-Stiefvater-Haus in Ehrenkirchen, wo er 2010 sein sechzigstes Priesterjubiläum feiern durfte. Pfarrer Franz Kern starb am 5. Juli 2012 in Ehrenkirchen und wurde am 11. Juli 2012 in Sölden beerdigt.

Franz Kern fiel schon früh durch seine Energie, seinen Fleiß und seine Begabung auf. Zugleich konnte er auch eigenwillig sein, im Umgang auch schroff. Er war aber auch ein engagierter Seelsorger und über seine Pfarreien hinaus beliebter Prediger. Dass er bei all der Arbeit noch Zeit für seine publizistische Tätigkeit fand, unterstreicht seine oben genannten Charaktereigenschaften. Für seine literarische und kunsthistorische Arbeit, aber auch für seine segensreiche Arbeit als Pfarrer, wurde er 1997 mit dem Verdienstorden am Bande der Bundesrepublik Deutschland geehrt.

Jürgen Brüstle

Publikationen (Auswahl):

- Philipp Jakob Steyrer, 1749–1795 Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald. Studie zur Geschichte des vorderösterreichischen Benediktinertums. Freiburg 1959 (Teilw. zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss. 1957. In: FDA 79 [1959] S. 4–237).
- Polcei Ordnung des Gotteshaus S. Peter auf dem Schwarzwaldt, aufgerichtet und erstlich publiciert im Jar 1582. In: FDA 80 (1960), S. 195–227.
- Die Verträge von Peter Thumb und Josef Ganter mit Abt Benedikt Wülberz über den Kirchenbau in St. Ulrich. In: FDA 80 (1960), S. 288–290.
- Sölden. Die Geschichte der Propstei und des Dorfes. Sölden 1963.
- Das Tagebuch des vorletzten Abtes von St. Märgen im Schwarzwald, Michael Fritz. In: FDA 89 (1969), S. 140–309.
- Pfargemeinde St. Urban. Freiburg 1976.
- Die Pfarrkirche zu St. Fides und St. Markus in Sölden (Kulturdenkmäler des Hexentales). Mitteilungsblatt der Verwaltungsgemeinschaft Hexental, 26. Beilage. Freiburg 1978.
- Ernst Föhr: 1892–1976. In: FDA 102 (1982), S. 139–148.
- Der Giersberg. Das Marienheiligtum des Dreisamtales. Freiburg 1989.
- Mit Manfred Hermann: Pfarrkirche St. Gallus Kirchzarten. 3., überarb. Auflage München [u. a.] 1991.
- Föhr, Ernst, Prälat, Zentrumsolitiker (MdL, MdR), Generalvikar der Erzdiözese Freiburg. In: Baden-Württembergische Biographien Bd. 1. Stuttgart 1994, S. 89ff.
- Sölden. Die Geschichte eines kleinen Dorfes. Stark erw. Neuauflage, Sölden bei Freiburg 1995.
- Das Dreisamtal mit seinen Kapellen und Wallfahrten. 4., erw. Auflage, Freiburg 1997.
- Mit Wilhelm Stratmann: Ulrich von Zell. Der Reform verpflichtet (ca. 1029 bis 1093), Fest am 14. Juli. 2. neubearbeitete Auflage, Regensburg 2014.

Kopietz Hans

Geb. 20. 7. 1945 in Viechtach/Niederbayern; September 1965 Noviziat bei den Oblaten des Hl. Franz von Sales in Eichstätt; ord. 19. 3. 1972 in Wolfenschiessen/

Schweiz; März 1972 Vikar in Kriens/Schweiz; Sommer 1973 Austritt aus dem Orden; bis Dezember 1975 Seelsorger ad experimentum in der Diözese Basel; 31. 12. 1975 Kaplan in Bobingen/Diözese Augsburg (St. Felizitas); 22. 12. 1978 Inkardination in die Diözese Augsburg; 30. 7. 1979 Pfarrer in Harburg (Herz Jesu); September 1985 Pfarrer in Feldafing/Starnberger See; 1. 3. 1988 Pfarrer in Bobingen; 15. 9. 1992 Pfarradministrator in Kehl (St. Johannes Nepomuk); 25. 11. 1994 Pfarradministrator in Bruchsal-Obergrombach (bis 9. 5. 1999); 1. 9. 1999 Ruhestand in Offenburg und seit 1. 8. 1999 Seelsorger im Pflege- und Betreuungsheim Ortenau in Gengenbach-Fußbach (bis 31. 8. 2008); gest. 17. 3. 2012 in Offenburg; beerd. 22. 3. 2012 in Offenburg-Weingarten.

Pfarrer Hans Kopietz' Leben führte ihn in verschiedene Diözesen in Deutschland und der Schweiz, als Ordens- und als Weltpriester. Sein Leben hatte etwas Unstetes, auch sein Wesen. Geboren wurde Hans Kopietz als Sohn des Musiklehrers Heinrich Kopietz und dessen Ehefrau Charlotte geb. Petrasch in Viechtach in Niederbayern. Als der Junge fünf Jahre alt war, zog die Familie nach Offenburg, wo Kopietz im März 1965 sein Abitur ablegte. Im Herbst desselben Jahres trat er als Novize in die Kongregation der Oblaten des Hl. Franz von Sales im bayrischen Eichstätt ein. In Eichstätt studierte er zwei Jahre Philosophie und in Fribourg/Schweiz weitere vier Jahre Theologie. Die Priesterweihe erfolgte am 19. März 1972 in Wolfenschiessen im Kanton Nidwalden durch den Bischof von Chur, Dr. Johannes Vonderach. Anschließend wirkte Kopietz als Vikar in Kriens (St. Gallus) bei Luzern.

Als der Vater im Jahre 1973 aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in Rente gehen musste, sah sich Hans Kopietz verpflichtet, seine Familie finanziell zu unterstützen. Er trat daher im Sommer aus dem Orden aus und wurde daraufhin bis Dezember 1975 ad experimentum in der Diözese Basel eingesetzt. In dieser Zeit stellte er eine Anfrage auf Übernahme in die Erzdiözese Freiburg, was aber von Erzbischof Hermann Schäufele abschlägig beschieden wurde. Er fand jedoch Aufnahme in der Diözese Augsburg und wurde als Stadtkaplan nach Bobingen (St. Felizitas) angewiesen. Im Dezember 1978 legte er seine zweite Dienstprüfung ab und wurde wenige Tage später, am 22. Dezember, in die Diözese Augsburg inkardiniert. Ein halbes Jahr später übernahm er die Pfarrei Herz Jesu im schwäbischen Harburg und wechselte gut sechs Jahre später an den Starnberger See, nach Feldafing (Heilig Kreuz). Als die Stelle des Stadtpfarrers im ihm bekannten Bobingen neu zu besetzen war, bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei Zur hl. Familie, wurde am 1. März zum Pfarrer ernannt und im September 1988 zum Leiter des Pfarrverbandes Bobingen. Aber nach drei Jahren zog es ihn wieder nach Baden und er bewarb sich erneut um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg – dieses Mal erfolgreich.

Zum 18. September 1992 wurde Hans Kopietz als Pfarradministrator nach Kehl auf die Pfarrei St. Johann Nepomuk angewiesen. Dort kam es schon bald zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Pfarradministrator und dem Pfarrgemeinderat, aber auch zwischen Pfarradministrator und einzelnen Gemeindemitgliedern. Ein Vermittlungsversuch des Dekans und anderer Priester im Dekanat scheiterte. Auf die verschiedenen Schuldzuweisungen soll hier nicht eingegangen werden. Da aber die Basis für ein fruchtbares pastorales Wirken nicht mehr gegeben schien und auch Mitbrüder der Meinung waren, es fehle Hans Kopietz die „*nötige Sensibilität*“, mit dieser Situation umzugehen, verzichtete dieser nach einem Gespräch mit den Verantwortlichen im Ordinariat auf die Pfarrei St. Johannes Nepomuk.

Zum 25. November 1994 wurde Hans Kopietz als Pfarradministrator auf die Pfarrei St. Martin nach Bruchsal-Obergrombach angewiesen. Auch hier blieb der Umgang mit Gemeindemitgliedern schwierig, wurde immer wieder zum Stein des Anstoßes. Unterstützung durch das Dekanat und einen Supervisor konnte Hans Kopietz nicht annehmen. Zugleich hatte die physische und psychische Belastung zu erheblichen gesundheitlichen Problemen geführt, so dass Erzbischof Oskar Saier ihn zum 31. August 1999 von seinen Aufgaben als Pfarradministrator entpflichtete und in den Ruhestand versetzte. Er zog nach Offenburg, das er als seine Heimatstadt betrachtete, und versah bis zum 31. August 2008 die Seelsorge im Pflege- und Betreuungsheim in Gengenbach-Fußbach. Hans Kopietz starb am 17. März 2012 in Offenburg und wurde am 22. März 2012 in Offenburg-Weingarten beerdigt. Jürgen Brüstle

Kulik Georg, Geistlicher Rat, Ehrendechant

Geb. 29. 10. 1918 in Tarnowitz/Oberschlesien; 1937 Priesterseminar in Włocławek (Leslau); 3. 9. 1939 Einsatz beim Polnischen Roten Kreuz in Włocławek; Oktober 1939 Studium in Münster/Westfalen; Sommer 1941 Studium in Freiburg und St. Peter; ord. 28. 2. 1943 in Freiburg; 1943 bis 1951 Vikar in Pszów, Michalkowitz, Lublinitz und Halemba; 1951 Vikar in Miechowitz/Diözese Oppeln; 1952 Pfarrer in Smolnitz/Diözese Gliwice/Gleitwitz; 1982 bis 1985 Pfarradministrator in Bühl-Eisental (St. Matthäus); 1. 7. 1985 Ruhestand in Bühl-Eisental; August 1985 Ruhestand in Warburg-Hohenwepel; gest. 6. 2. 2012 in Warburg, beerd. 15. 2. 2012 in Smolnitz/Polen.

Obwohl Georg Kulik in Freiburg zum Priester geweiht wurde und im Erzbistum zuletzt auch als Seelsorger gewirkt hat, erlaubt seine Personalakte im Erzbischöflichen Archiv nur eine skizzenhafte Schilderung seines Lebens. Geboren wurde er am 29. Oktober 1918 in Tarnowitz in Oberschlesien als Sohn des Konstantin Kulik und der Maria geb. Kotulla. Nach dem Besuch der Volksschule und des Knabengymnasiums in Tarnowitz trat er 1937 in das Priesterseminar in Włocławek (Leslau) ein. Er konnte im Juni 1939 noch sein philosophisches Studium abschließen, aber nach dem Überfall der Deutschen auf Polen wurde er zum Polnischen Roten Kreuz eingezogen und tat Dienst im Reservelazarett im Kloster der Ursulinen in Włocławek. Im Oktober 1939 ging Georg Kulik nach Münster in Westfalen, um dort sein Studium fortzusetzen. Was dort genau geschah, geht aus den Akten nicht hervor. Fest steht, dass Kulik zweimal von der Gestapo verhaftet und im Juni 1941 des „*Landes verwiesen*“ wurde. Er fand Aufnahme im badischen Freiburg und trat in das Collegium Borromaeum und später in das Seminar in St. Peter ein. Am 28. Februar 1943 wurde Georg Kulik von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Danach ging er in seine schlesische Heimat zurück und tat in den Gemeinden Pszow, Michalkowitz, Lublinitz und Halemba Dienst als Vikar. Im Jahre 1951 ging er in die neu geschaffene Diözese Oppeln und wirkte als Vikar in Miechowitz, bis er 1952 nach Smolnitz in der Diözese Gleitwitz ging und die dortige Pfarrei übernahm. Dreißig Jahre wirkte Pfarrer Kulik in Smolnitz, ließ zunächst die dortige kleine Holzkirche renovieren und später eine neue Kirche erbauen. Für seine Verdienste wurde Kulik von seinem Bischof zum Geistlichen Rat und Ehrendechanten ernannt. Aus

gesundheitlichen Gründen siedelte er im Jahre 1982 in die Bundesrepublik Deutschland über und ging im Alter von 64 Jahren als Pfarradministrator in die Gemeinde St. Matthäus in Bühl-Eisental, wo er noch bis zum Sommer 1985 segensreich wirkte. Dann trat er in den Ruhestand, den er in Warburg-Hohenwepel verbrachte. Er starb am 6. Februar 2012 in Warburg und wurde am 15. Februar 2012 in Smolnitz in Polen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Lampe Helmut

Geb. 11. 10. 1935 in Bremen; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Mannheim (St. Bernhard); 1. 8. 1962 Vikar in Rot; 24. 5. 1963 Vikar in Bühlertal-Obertal; 16. 11. 1965 Vikar in Heidelberg-Rohrbach (St. Johannes); 3. 12. 1969 Krankenhauspfarrer in Mannheim (Städt. Krankenhaus); 1. 5. 1997 Kooperator in Mannheim-Feudenheim (St. Peter und Paul) und Mannheim-Wallstadt (Christ König) bis 1. 5. 1998; 1. 7. 1998 Altenseelsorger in Mannheim; 1. 7. 2009 Ruhestand in Mannheim und Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Mannheim City; gest. 7. 11. 2012 in Mannheim; beerd. 19. 11. 2012 in Mannheim.

Helmut Lampe wurde am 11. Oktober 1935 als Sohn des Kaufmanns Johann Lampe und dessen Ehefrau Augusta geb. Lesmeister in Bremen geboren und evangelisch-lutherisch getauft. In die rein evangelische Gemeinde Brinkum kamen nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche Katholiken aus dem Osten, wie Lampe in seinem Lebenslauf schrieb. Durch sie lernte er die katholische Konfession kennen und fühlte sich zu ihr hingezogen. Gegen den Widerstand seiner Eltern – und zunächst heimlich – nahm er bei einem katholischen Priester Konvertitenunterricht und wurde 1953 in die katholische Kirche aufgenommen. Im September 1956, zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits die Reifeprüfung bestanden, empfing er vom Osnabrücker Weihbischof Johannes von Rudloff das hl. Sakrament der Firmung. Zu diesem Zeitpunkt stand für Lampe bereits fest, dass er Priester werden wollte. Er bat um Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, nicht zuletzt, weil sein Vater gebeten hatte, er möge „den Priesterberuf doch in weiterer Entfernung vom Heimatort“ anstreben.

Helmut Lampe trat 1956 in den Vorkurs in Sasbach und 1957 in das Collegium Borromaeum ein. Er studierte in Freiburg und Innsbruck Theologie und wurde am 30. Juni 1962 mit 31 Kurskameraden durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Nach Jahren als Vikar wurde Helmut Lampe zum 3. Dezember 1969 zum Krankenhauspfarrer am Städtischen Krankenhaus in Mannheim bestellt und wirkte dort 28 Jahre segensreich. Helmut Lampe hatte schon früh eine labile Gesundheit, die ihn 1997 zwang, um die Entpflichtung von seinen Aufgaben zu bitten. Er wurde als Kooperator für die Pfarreien St. Peter und Paul in Mannheim-Feudenheim und Christ König in Mannheim-Wallstadt angewiesen. Da es Helmut Lampe schwerfiel, in einem Seelsorgeteam zu arbeiten und er sich nicht vorstellen konnte, mit dem Gemeinderat zusammenzuarbeiten – er bezeichnete sich als Einzelgänger – bat er um die Entpflichtung von seinen Aufgaben als Kooperator und um eine andere Stelle. Vom Erzbischöflichen Ordinariat wurde er daraufhin beauftragt, ab dem 1. Juli 1998 in der Altenseelsorge in Mannheim mitzuarbeiten. Ihm oblag fortan die Seelsorge im Caritasheim „Maria Frieden“, im Bürgerhospital, im Pauline-Maier-Haus, im Ida-Scipio-Heim und im Richard-Böttger-Heim. Bis zu seiner Zuruheset-

zung im Jahre 2009 leistete er hier wertvolle Dienste. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Lampe ebenfalls in Mannheim, wo er als Subsidiar noch verschiedene Aufgaben in der Seelsorgeeinheit Mannheim-City übernahm. Er starb am 7. November 2012 in Mannheim und wurde am 19. November 2012 auf dem Mannheimer Hauptfriedhof beerdigt.

Jürgen Brüstle

Lemperle Johannes

Geb. 4. 7. 1940 in Biberach/Riß; ord. 22. 5. 1972 in Freiburg; 17. 7. 1972 Vikar in Pfaffenweiler (sowie Kirchhofen, Ebringen und Norsingen); 13. 9. 1972 Vikar in Gottmadingen; 25. 8. 1976 Vikar und Pfarrverweser in Löffingen; 13. 9. 1977 Pfarradministrator in Untersiggingen und Roggenbeuren; 1. 9. 1987 Pfarradministrator in Ahorn-Eubigheim und Ahorn-Berolzheim; 1. 11. 2005 Kooperator in SE Schwetzingen; ab Juni 2011 Erkrankung und Krankenhausaufenthalte; 10. 2. 2012 Ruhestand in Ellwangen, Pflegeheim; gest. 27. 4. 2012 ebd.; beerd. 8. 5. 2012 in Ellwangen (St. Wolfgang).

Johannes Lemperle wurde am 4. Juli 1940 als Sohn des Kaufmanns Hans Lemperle und dessen Ehefrau Helene geb. Roth in Biberach an der Riß geboren. Er wuchs in Biberach mit seinen zwei Geschwistern auf und besuchte dort die Volksschule. Sein Vater kehrte nicht aus dem Krieg zurück und galt als vermisst. Im Jahre 1956 zog Lemperle mit seiner Mutter nach Freiburg, wo er die Höhere Handelsschule besuchte. Für ihn stand fest, dass er Priester werden wollte. Daher ging er Ostern 1958 an das Aufbaugymnasium in Sasbach bei Achern und wechselte später an das Privatumgymnasium St. Paulusheim in Bruchsal, wo er 1965 die Reifeprüfung ablegte. Er studierte in Freiburg Theologie und absolvierte 1971 in Mannheim (St. Hildegard) ein Diakonatsjahr. Am 22. Mai 1972 wurde er mit zehn weiteren Diakonen von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Es folgten die Jahre als Vikar in Pfaffenweiler und den umliegenden Pfarreien sowie in Gottmadingen, bevor er als Vikar und Pfarrverweser nach Löffingen versetzt wurde. Nach einem guten Jahr wurde er als Pfarradministrator nach Untersiggingen und Roggenbeuren im Deggenhauser Tal angewiesen. Er blieb zehn Jahre und wechselte in gleicher Eigenschaft nach Ahorn-Eubigheim und Ahorn-Berolzheim. Im Jahre 2005, nach einer mehrmonatigen Beurlaubung, wurde Johannes Lemperle als Kooperator in die Seelsorgeeinheit Schwetzingen angewiesen, wo er bis zu einer schweren Erkrankung im Juni 2011 wirkte. Nach mehreren Krankenhausaufenthalten zog er im Februar 2012 in ein Pflegeheim in Ellwangen/Jagst. Dort starb er am 27. April 2012 und wurde am 8. Mai 2012 auf dem Friedhof neben der Kirche in Ellwangen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Matt Fridolin, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 7. 12. 1937 in Welschensteinach; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 30. 6. 1964 Vikar in Sulz b. Lahr; 29. 4. 1965 Vikar in Mannheim (Jesuitenkirche); 20. 4. 1966 Vikar in Östringen; 9. 12. 1968 Vikar in Oberkirch; 8. 9. 1970 Pfarrverweser in Ebringen; 2. 7. 1972 Investitur ebd.; 13. 11. 1979 Pfarrer in Todtmoos; 17. 8. 1980 Investitur ebd.;

18. 8. 1987 Pfarrer in Elzach (St. Nikolaus) und Elzach-Yach (St. Wendelin) sowie Mitpastoration von Oberbiederbach (St. Mansuetus); 1. 9. 1987 Mitpastoration von Elzach-Oberprechtal; 18. 11. 1999 Pfarrer in Mannheim-Gartenstadt; 1. 11. 2006 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Östlicher Hochschwarzwald; 1. 8. 2012 Ruhestand in Lenzkirch und Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Östlicher Hochschwarzwald; gest. 28. 12. 2012 in Freiburg; beerd. 4. 1. 2013 in Welschensteinach.

Fridolin Matts Heimat war Welschensteinach. Hier wurde er am 7. Dezember 1937 als Sohn des Landwirts Josef Matt und dessen Ehefrau Afra geboren, in einem, wie Matt später schrieb, vom katholischen Geist geprägten Haus. Im Juli 1949 verunglückte Josef Matt auf seinem landwirtschaftlichen Betrieb tödlich, und fortan musste die Mutter unter Mühen und Anstrengungen ihre vier Kinder alleine durchbringen. Trotzdem durfte Fridolin Matt im September 1949, nach sechs Jahren Volksschule, auf das humanistische Gymnasium in Rastatt wechseln und wurde in das Erzbischöfliche Knabenkonvikt aufgenommen. Allerdings musste er dieses verlassen, da er in seinem ersten Jahr an der neuen Schule das Klassenziel nicht erreichte und sich im Konvikt „*unwillig*“ zeigte. Der Junge, der schon früh den Wunsch äußerte, Priester werden zu wollen, gab nicht auf, kam privat unter und legte im März 1959 die Reifeprüfung ab.

In Freiburg studierte Fridolin Matt Theologie und wurde nach Abschluss seiner Studien in St. Peter am 7. Juni 1964 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Nach der Feier der Primiz in Welschensteinach folgten die Jahre als Vikar in Sulz bei Lahr, Mannheim, Östringen und Oberkirch. Im September 1970 wurde er als Pfarrverweser nach Ebringen angewiesen und knapp zwei Jahre später auf die Pfarrei investiert. Sieben Jahre später wechselte er auf Wunsch von Erzbischof Oskar Saier nach Todtmoos im Hochschwarzwald, und von dieser Zeit an kümmerte sich seine Schwester Afra bis zu seinem Tode um seinen Haushalt. Die Pfarrei Todtmoos mit ihren dreizehn Ortsteilen war eine arbeitsreiche Stelle. Pfarrer Matt kümmerte sich besonders um die jungen Menschen in der KJG; für die älteren hielt er Glaubensseminare ab. Der Pfarrei gaben der Fremdenverkehr, der Kurbetrieb und die Wallfahrt zum Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter Gottes ein besonderes Gepräge und ein großes Arbeitspensum. Pfarrer Matt betreute im Jahr bis zu 80 Wallfahrtsgruppen mit mehreren hundert Personen.

Nach acht Jahren wurde er auf die Pfarreien Elzach (St. Nikolaus) und Yach (St. Wendelin) angewiesen. Dazu wurde ihm als Pfarradministrator auch die Pfarrei Oberbiederbach (St. Mansuetus) übertragen, und zum 1. September 1987 kam die Pastoration der Pfarrei Oberprechtal (Mariä Krönung) hinzu. Als Pfarrer Karl Kutz in den Ruhestand trat, erklärte sich Pfarrer Matt trotz seiner ohnehin großen Arbeitsbelastung bereit, vorübergehend auch die Pastoration der Pfarrei St. Stephan in Oberwinden zu übernehmen.

Im Alter von 62 Jahren wechselte Pfarrer Matt zum November 1999 vom Schwarzwald in den Norden des Erzbistums, nach Mannheim-Gartenstadt in die Pfarrei St. Elisabeth. In einer Gemeinde, die durch das Schönstatt-Zentrum der Region ein besonderes Gepräge hat, wirkte Fridolin Matt sieben Jahre. Im Dezember 2004 ernannte ihn Erzbischof Robert Zollitsch „*in Anerkennung seines vierzigjährigen treuen und engagierten Dienstes als Priester*“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Sommer 2006 verzichtete Pfarrer Matt auf die Pfarrei St. Elisabeth in Mannheim und wurde als Kooperator in die Pfarreien der Seelsorgeeinheit Östlicher Hoch-

schwarzwald im Dekanat Neustadt angewiesen. Hier wirkte er bis wenige Monate vor seinem Tod. Im Juli 2012 wurde er von seinen Aufgaben als Kooperator entpflichtet und in den Ruhestand versetzt. Er zog mit seiner Schwester Afra in das Pfarrhaus in Lenzkirch, wo er noch als Subsidiar in der Seelsorge aushelfen wollte. Seine Gesundheit ließ dies nicht zu, und nach einer Reihe von Krankheiten verstarb Pfarrer Fridolin Matt am 28. Dezember 2012 im Universitätsklinikum Freiburg. Er wurde am 4. Januar 2013 in Welschensteinach beerdigt. Jürgen Brüstele

Negwer Günter, Geistlicher Rat h.c., Propst i.R.

Geb. 25. 5. 1927 in Glatz; ord. 17. 6. 1955 in Bautzen; 16. 8. 1955 Kaplan in Zittau; 1. 7. 1957 Kaplan in Altenburg; 16. 1. 1961 Lokalkaplan in Geising, Pfarrei Glashütte; 22. 8. 1964 Pfarrvikar in Geising; 1. 9. 1970 Pfarradministrator in Leipzig-Schönefeld; 1. 1. 1977 Dekan in Dresden; 1. 1. 1979 Kanzler und Ordinariatsrat in Dresden, zugleich Seelsorger in Dresden-Pillnitz; 1. 9. 1982 Propst in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz); 1. 1. 1983 Dekan in Karl-Marx-Stadt; 1. 7. 1991 Ruhestand, zugleich Ernennung zum Geistlichen Rat h.c.; September 1991 Ruhestand in Gutach-Bleibach, Mithilfe in der Seelsorge; August 2000 Ruhestand in Freiburg-Littenweiler, Mithilfe in der Seelsorge; gest. 13. 12. 2012 in Freiburg; beerd. 19. 12. 2012 in Gutach-Bleibach.

Geistlicher Rat Günter Negwer, Priester des Bistums Dresden-Meißen, verbrachte seine gesamte aktive Dienstzeit in seinem Heimatbistum, und auch nach der Übersiedlung ins Erzbistum Freiburg, wo er seinen Ruhestand verbrachte, blieb er der Kirche in Sachsen weiter eng verbunden, wie Diözesanadministrator Michael Bautz in seinem Nachruf vom 14. Dezember 2012 hervorhebt. Weiter heißt es dort: „*Günter Negwer wirkte fast vier Jahrzehnte im Bistum Dresden-Meißen und erwarb sich vielfache Verdienste: Durch den Kirchbau in Zinnwald schuf er für vertriebene Katholiken eine neue Heimat. In Leipzig-Schönefeld führte er die Gemeinde zu einem guten Miteinander und neuen Erfahrungen von Kirchesein und Kirchenbau. Bischof Schaffran übertrug ihm 1979 mit dem Amt des Kanzlers den Aufbau und die Leitung des Bischöflichen Ordinariates in Dresden. Darüber hinaus arbeitete Günter Negwer in etlichen Kommissionen mit, er war von 1983 bis zum Eintritt in den Ruhestand kirchlicher Amtsanwalt, und stand als Dekan in der überpfarrlichen Arbeit und Sorge den Mitbrüdern bei. Mit dem Dank für seinen selbstlosen Einsatz wurde Günter Negwer der Titel ‚Geistlicher Rat‘ verliehen.*“

Den Wunsch, Priester zu werden, hatte Negwer schon früh verspürt, doch wie bei vielen Geistlichen seiner Generation war der Weg dahin infolge von Krieg und Gefangenschaft dornenvoll und alles andere als geradlinig. Erste Schritte zur Verwirklichung seiner Berufung unternahm er im französischen Kriegsgefangenenseminar. Nach der Entlassung studierte Negwer in Königstein/Taunus, in Freiburg und in Paderborn, ging dann aber bewusst in die sächsische Diaspora, wo die Lage der katholischen Kirche durch die gesellschaftliche und politische Situation in der „Deutschen Demokratischen Republik“ nicht gerade sehr bequem war – aber bequem haben wollte es Günter Negwer damals offenbar nicht. Seine beachtliche Karriere, die ihn vorübergehend bis in die Bistumsleitung führte, zeigt deutlich, dass er anpacken konnte und wollte. Erst im Ruhestand zog es ihn in den Breisgau und zuletzt nach

Freiburg, also dahin, wo er während seines Studiums einige Zeit verbracht hatte, doch wirklich zur Ruhe setzte er sich selbst dann noch nicht, als er im „Betreuten Wohnen“ in einer Wohnanlage der Heiliggeistspitalstiftung lebte. So lange er konnte, half er in der Seelsorge aus, in Gutach-Bleibach und zuletzt in der Pfarrei St. Barbara in Freiburg-Littenweiler. Günter Negwer starb am 13. Dezember 2012 und wurde am 19. Dezember, dem Mittwoch nach dem dritten Advent, auf dem Bleibacher Friedhof beigesetzt.

Christoph Schmider

Okechukwu Sylvanus Ndubuisi, Dr. theol.

Geb. 20. 6. 1953; ord. 14. 2. 1982; ab 4. 5. 1984 Promotionsstudium in Frankfurt/Main und Studium der Erziehungswissenschaften ebd.; Juli 1989 Promotion zum Dr. theol.; Juni 1990 MA in Erziehungswissenschaft; 12. 10. 1990 Pfarrer in Isiokpo (St. Johannes) in Nigeria; 21. 9. 1996 Pfarrer in Uli (St. Theresia) in Nigeria; 2. 10. 2000 Dozent für Moralthologie am Seat of Wisdom Priesterseminar in Owerri in Nigeria; 14. 10. 2004 Dekan am Seat of Wisdom Priesterseminar in Owerri in Nigeria; 15. 7. 2011 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Straßberg (als Sabbatzeit); gest. 22. 1. 2012 in Winterlingen-Harthausen.

Sylvanus Ndubuisi Okechukwu wurde am 20. Juni 1953 als Sohn des John Paul Okechukwu und dessen Ehefrau Florence geb. Orlu in Umuowa in der Diözese Orlu in Nigeria geboren. Er besuchte in seinem Heimatort die Grundschule und anschließend das St. Peter Claver's Gymnasium in Okpala. Nach seiner Schulzeit studierte er in Ikot Ekpene am Bigard Memorial Seminary drei Jahre Philosophie und anschließend am Bigard Memorial Seminary in Enugu Theologie. Am 14. Februar 1982 wurde er zum Priester geweiht. Er wirkte noch einige Zeit als Seelsorger in seiner Heimat und kam im November 1983 nach Deutschland, erlernte in kurzer Zeit die deutsche Sprache und nahm im Mai 1984 ein Promotionsstudium im Fach Moralthologie und ein Studium der Erziehungswissenschaft an der Goethe-Universität in Frankfurt a.M. auf. Im Juni 1988 machte er einen BA-Abschluss im Fach Erziehungswissenschaft, und im Juli 1989 wurde er zum Dr. theol. promoviert. Wieder ein Jahr später legte er erfolgreich sein Magisterexamen in Erziehungswissenschaft ab.

Danach kehrte er in seine Heimat zurück, war Pfarrer in verschiedenen Gemeinden, bis er im Jahr 2000 Dozent für Moralthologie am Seat of Wisdom Priesterseminar in Owerri wurde. Im Jahr 2004 wurde er dort Dekan der Theologischen Fakultät. Im Sommer 2011 kam Sylvanus Ndubuisi Okechukwu nach Deutschland, um hier eine Sabbatzeit zu verbringen, und wurde als Kooperator nach Winterlingen-Harthausen angewiesen. Der Aufenthalt war für drei Jahre vorgesehen, aber im Januar 2012 wurde der nigerianische Geistliche tot in seiner Wohnung aufgefunden. Er starb an den Folgen einer Krebserkrankung. In einem großen Gottesdienst nahmen die Menschen in Harthausen Abschied von ihrem Kooperator. Der Leichnam wurde anschließend in seine Heimat überführt und dort beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Ortynskij P. Johannes SDB, Dr. theol.

Geb. 20. 1. 1922 in Rohorce (Westukraine); 1939 Eintritt in den Salesianerorden; 16. 8. 1942 Profess; ab 1942 Theologiestudium in Rom; 1946–1963 Mitarbeit bei der Betreuung der Kallistus-Katakomben; 1963–1972 Lehrauftrag am Päpstlichen Ukrainischen Seminar in Rom; ord. 14. 4. 1968 in Rom; 1972 Dr. theol.; 1973–1980 seelsorgerliche Tätigkeit in Ingolstadt, München, Rosenheim und Westerndorf; 1980 bis 1983 Spiritual in Kloster Schlehdorf; 1983–2003 Ukrainer-Seelsorger in Rauenberg-Rotenberg; 2003 Ruhestand in Kloster Ensdorf; gest. 23. 5. 2012 in Ensdorf; beerd. 26. 5. 2012 ebd. (Salesianerfriedhof).

Der äußerliche Verlauf des Lebens von Pater Johannes Ortynskij ist in mancherlei Hinsicht symptomatisch für die komplizierte Geschichte seiner Heimat, und bezeichnend ist auch der Umstand, dass er nur einen kleinen Teil seiner mehr als neunzig Lebensjahre dort verbringen konnte. Fast unmöglich ist es, seiner bewegten Biografie in einigen wenigen Sätzen gerecht zu werden, zumal die vorliegenden Informationen lückenhaft und teilweise widersprüchlich sind. Im Sommer 1939, wenige Wochen vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, machte sich der in Rohorce geborene Johannes Ortynskij über das damals zu Polen gehörende Lemberg (Lwiw) auf den Weg nach Italien, um sich der Gemeinschaft der Salesianer Don Boscos anzuschließen. Zunächst in Turin, nach der Profess im August 1942 dann in Rom, erhielt er seine salesianische und theologische Ausbildung. Ab 1946 wirkte der in mehreren Sprachen bewanderte junge Ordensmann als Fremdenführer in den Kallistus-Katakomben, die seit Mitte der 1930er-Jahre von den Salesianern betreut werden, und war von 1949 an auch für die Koordinierung der Führungen zuständig. 1963 wechselte er ans Päpstliche Ukrainische Seminar, wo er bis 1972 unterrichten sollte, und wurde am 14. April 1968 zum Priester geweiht; Grund dafür, dass die Ordination erst mehr als zwei Jahrzehnte nach Abschluss des Theologiestudiums erfolgte, war Ortynskij's schwache Gesundheit. Mit nunmehr bereits 50 Jahren erwarb er 1972 den theologischen Dokortitel.

Anschließend war er ab 1973 für seine Gemeinschaft in Deutschland tätig, wo er wesentliche Beiträge zum Aufbau der Ukrainisch-Katholischen Kirche leistete. Zunächst wirkte er in mehreren bayerischen Orten, namentlich in Ingolstadt, München, Rosenheim und Westerndorf als Seelsorger für seine ukrainischen Landsleute, ab 1980 für einige Zeit als Spiritual der Missions-Dominikanerinnen von King William's Town in Kloster Schlehdorf am Kochelsee. Im Jahr 1983 kam Pater Ortynskij ins Erzbistum Freiburg, um die Leitung der ukrainisch-katholischen Mission für Nordbaden mit Sitz in Rauenberg-Rotenberg zu übernehmen, die, so betonte er im Jahr 2000 in einem Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat, „zweifelsohne die komplizierteste und schwierigste in der ukrainischen Apostolischen Excharchie in Deutschland“ ist. „Die ukrainischen Gläubigen“, so Ortynskij weiter, „befinden sich fast in allen Gebieten (Städten und kleineren Ortschaften) der Erzdiözese. Das bedeutet, dass es in den meisten Ortschaften eine kleine Zahl von ukrainischen Katholiken gibt. In den Städten aber gibt es mehrere Hunderte [...] Außerdem wurde ich vor 15 Jahren beauftragt auch die Gläubigen in der Diözese Limburg zu betreuen (Frankfurt, Darmstadt usw.).“ Neben dieser Aufgabe, für deren Erfüllung er häufig weite Strecken fahren musste, half Pater Ortynskij auch in der Seelsorge der Pfarreien Rauenberg und Rotenberg mit. Besonders wertvoll und wichtig war aber sein Einsatz für

die Christen in der Ukraine. Er verfasste rund 60 Bücher und Kleinschriften, zumeist in ukrainischer Sprache, die in einer Gesamtauflage von über 450 000 Exemplaren Verbreitung fanden und den Menschen in seiner alten Heimat die Geschichte des Christentums sowie der katholischen Kirche in der Ukraine erzählen und ihnen grundlegendes Glaubenswissen vermitteln sollten. Darüber hinaus initiierte er nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ein Hilfswerk, mit dem er, unterstützt von vielen Helfern, unzählige Transporte mit Devotionalien und Kultgegenständen, vor allem aber mit Lebensmitteln, Kleidung und Haushaltsgerätschaften an Notleidende in Krankenhäusern, Altenheimen und sonstigen Einrichtungen in der Ukraine sandte.

Mit der Neuordnung der Ukrainerseelsorge im Erzbistum Freiburg kam zum 1. März 2003 auch das Ende der Tätigkeit von Pater Ortynskij, der wenige Tage zuvor das 81. Lebensjahr vollendet hatte. Er gab diese Aufgabe, die ihn erfüllt, aber auch immer wieder bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit beansprucht hatte, nur schweren Herzens auf und ging ins Salesianerkloster Ens Dorf in der Oberpfalz. Dort übernahm er bereitwillig alle seelsorgerlichen und liturgischen Dienste, die seine immer mehr schwindenden Kräfte und seine immer schon angegriffene Gesundheit zuließen. Nachdem er seit der Karwoche 2012 sein Zimmer nicht mehr hatte verlassen können, starb er am 23. Mai und wurde am 26. Mai 2012 in Ens Dorf auf dem Salesianerfriedhof beigesetzt.

Christoph Schmider

Publikationen (Auswahl):

- Ukraine. Der Reiz des Paradoxen. Rom, München, Freiburg [ca. 1989].
- Das Millennium des Christentums in der Ukraine 988–1988. München [u.a.] 1988.

Ringelhann Bernward Michael, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 1. 3. 1940 in Berlin; ord. 27. 5. 1965; 25. 6. 1965 Pfarrvikar in Achern-Önsbach; 20. 9. 1965 Pfarrvikar in Wöschbach; 9. 12. 1965 Vikar in Ötigheim; 17. 5. 1967 Kooperator in Konstanz (Münsterpfarrei); 13. 1. 1970 Vikar in Karlsruhe (Liebfrauen); 15. 9. 1971 Pfarrvikar in Donaueschingen (St. Johann); 12. 7. 1972 Pfarrverweser in Donaueschingen-Aasen mit Donaueschingen-Heidenhofen; 21. 2. 1974 Pfarrer in Donaueschingen-Aasen, weiter Mitpastoration von Heidenhofen; 1. 10. 1977 Pfarrverweser in Immendingen (St. Peter und Paul) und Immendingen-Zimmern, seit 16. 8. 1982 Mitpastoration von Immendingen-Hattingen und Immendingen-Mauenheim; 18. 6. 1982 Dekan des Dekanats Donaueschingen, Wiederernennung 9. 6. 1988 und 8. 7. 1994; 17. 12. 1990 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 2. 1995 Diözesanfrauenseelsorger im Erzbischöflichen Seelsorgeamt Freiburg; 16. 11. 1997 Pfarrer in Wolfach (St. Laurentius), gleichzeitig Mitpastoration von Wolfach (St. Roman); 1. 7. 2004 Mitpastoration von Oberwolfach; 15. 6. 1999 Leiter der Seelsorgeeinheit An Wolf und Kinzig; 1. 9. 2008 Ruhestand in Bad Dürrheim; gest. 17. 9. 2012 in Donaueschingen; beerd. 24. 9. 2012 in Wolfach.

Bernward Ringelhann wurde am 1. März 1940 als Sohn des Drogisten Felix Ringelhann und dessen Ehefrau Hedwig geb. Knörzen in Berlin-Wilmersdorf geboren. Aufgrund der Kriegsergebnisse wurde die Familie im Jahre 1943 erst nach Freiburg

und 1944 nach Oberried evakuiert. Hier wuchs Ringelmann mit seinen zwei Brüdern und zwei Schwestern auf und wurde 1946 eingeschult. Im September 1949 zog die Familie nach Freiburg, wo der Vater nun als Wohlfahrtspfleger beim Deutschen Caritasverband arbeitete, und Ringelmann besuchte das Berthold-Gymnasium. Die Familie wurde von Pfarrer Konrad Fuchs († 2006) als fromm und fleißig beschrieben. Nach dem Abitur im Jahre 1960 studierte Bernward Ringelmann in Freiburg Theologie, und am 27. Mai 1965 wurden er und 17 weitere Diakone, darunter der frühere Erzbischof Robert Zollitsch, durch Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zu Priestern geweiht.

Schon als Schüler, aber auch während seines Studiums, wurde Bernward Ringelmann als begabter, wissenschaftlich interessierter, pflichtbewusster und fleißiger Mensch beschrieben. Seine Vorgesetzten in den Pfarreien bestätigten diese Eigenschaften in ihren Zeugnissen. In verschiedenen Pfarreien des Erzbistums arbeitete Ringelmann sich in die Bereiche der praktischen Seelsorge ein und übernahm im Juli 1972 als Pfarrverweser die Pfarrei Donaueschingen-Aasen mit Donaueschingen-Heidenhofen; er wurde am 21. Februar 1974 zum Pfarrer ernannt und am 26. Mai desselben Jahres investiert. Fünf Jahre wirkte er in Donaueschingen und Umgebung, erteilte Religionsunterricht an der örtlichen Realschule und setzte sich als Dekanatsjugendseelsorger für die Jugend auf der Baar ein.

Zum 1. Oktober 1977 ging Bernward Ringelmann als Pfarrverweser nach Immendingen und wurde auch mit der Pastoration der Pfarrei St. Gallus in Immendingen-Zimmern beauftragt; später kamen auch die Pfarreien St. Synesius und Theopont in Immendingen-Hattingen und St. Bartholomäus in Immendingen-Mauenheim dazu. Im Oktober 1982 wurde er als Pfarrer auf die Pfarrei Immendingen (St. Peter und Paul) investiert. Zu dieser Zeit war er bereits seit einigen Monaten Dekan des Dekanats Donaueschingen, ein Amt, das er bis 1994 innehatte. Er führte das Amt mit großem Einsatz, Sorge und Pflichtbewusstsein, wofür ihn Erzbischof Oskar Saier im Dezember 1990 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Wann immer er im Dekanat gebraucht wurde, war er da und half, wo er konnte.

Als er im Januar 1995 zum Diözesanpräses des Diözesanverbandes Freiburg der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands ernannt wurde, wurde ihm zugleich die Leitung des Referats Frauenseelsorge und Frauenarbeit im Erzbischöflichen Seelsorgeamt übertragen. Er verzichtete auf seine Pfarrei und setzte sich fortan engagiert für die Belange der Frauen im Erzbistum ein. Zugleich verpflichtete ihn Erzbischof Oskar Saier für die pastorale Praxisberatung in der Diözese. Nach zweieinhalb Jahren zog es Pfarrer Ringelmann wieder in die Pfarrseelsorge zurück. Im November 1997 ging er als Pfarrer nach Wolfach (St. Laurentius) und erhielt auch die Pastoration von Wolfach (St. Roman) übertragen; Oberwolfach (St. Bartholomäus) kam im Jahre 2004 hinzu. Als zum 1. Juli 2005 die Seelsorgeeinheit An Wolf und Kinzig errichtet wurde, ernannte Erzbischof Robert Zollitsch Pfarrer Ringelmann zu ihrem Leiter. Im Sommer 2007 erkrankte Pfarrer Ringelmann nach einem Zeckenbiss schwer und blieb für den Rest seines Lebens gelähmt. Nach längerem Klinikaufenthalt lebte er im Stift Michael Moll in Bad Dürkheim. Er starb am 17. September 2012 im Krankenhaus Donaueschingen und wurde am 24. September 2012 in Wolfach beerdigt. Den Menschen in den Gemeinden und seinen Mitbrüdern bleibt er als engagierter und einfühlsamer Seelsorger in Erinnerung.

Jürgen Brüstle

Rohn Ernst-Theodor

Geb. 30. 12. 1953 in Oberachern; 1972 Gesellenprüfung als Schlosser; 1972 bis 1974 Gymnasium Sasbach St. Pirmin; ab 1974 Tätigkeit im erlernten Beruf; ab 1979 Theologiestudium im Studienhaus St. Lambert (Burg Lantershofen); 1985 Diakonatsjahr in Philippsburg (St. Maria); ord. 8. 5. 1986 in Heidelberg; 1. 7. 1986 Vikar in Mosbach (St. Cäcilia); 22. 8. 1986 Vikar in Eberbach (St. Johannes Nepomuk, St. Joseph); 1. 10. 1988 Vikar in Pfullendorf mit Pfullendorf-Aach-Linz und Pfullendorf-Zell a.A.; 15. 6. 1990 Pfarradministrator in Mannheim (Liebfrauen) und Schifferseelsorger im Hafengebiet Mannheim-Ludwigshafen; 1. 8. 1993 beurlaubt; 18. 3. 1994 Pfarradministrator z.V. in Villingen (St. Konrad); 13. 8. 1994 Krankenhausseelsorger in Achern; 6. 10. 1994 Pfarradministrator in Kippenheim und Lahr-Sulz; 25. 9. 1995 beurlaubt; 7. 9. 1996 Pfarradministrator in Herrischried; 1. 10. 2002 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Rickenbach; 23. 10. 2002 beurlaubt; 1. 12. 2003 Kooperator in Burladingen-Salmendingen mit Melchingen und Ringingen; Frühjahr 2004 beurlaubt; 4. 10. 2005 Kooperator in Rastatt (Heilig Kreuz) und Rastatt-Plittersdorf (St. Jakobus); 1. 12. 2005 Ruhestand in Lauf, ab November 2008 in Ottersweier (Kreispflegeheim Hub); gest. 2. 9. 2012 in Offenburg; beerd. 7. 9. 2012 in Achern-Oberachern.

Ernst-Theodor Rohns Weg zum Priestertum verlief auf Umwegen, und auch sein Weg als Priester war nicht gradlinig, wurde immer wieder unterbrochen, war geprägt von innerer Zerrissenheit und ungestillter Sehnsucht. Ernst-Theodor Rohn war der Sohn des Bauzeichners Ernst-Wilhelm Rohn und der Berta-Katharina geb. Maier. Er wuchs in seinem Heimatort mit seinem Bruder und seiner Schwester auf, besuchte die Grund- und Hauptschule in Oberachern und absolvierte anschließend von 1969 bis 1972 eine Lehre als allgemeiner Mechaniker, ebenfalls in Oberachern. Sein Entschluss, Priester zu werden, schrieb er später, sei „aus dem normalen Alltagsleben heraus erfolgt“, und er besuchte nach seiner Lehre das Spätberufenseminar St. Pirmin in Sasbach bei Achern von 1972 bis 1974. Nicht zuletzt aufgrund schulischer Schwierigkeiten, entschied er, wieder auf seinem Beruf zu arbeiten und arbeitete ab 1974 bei der Daimler-Benz AG in Wörth. Die Berufung zum Priestertum blieb vorhanden, und so trat Rohn im Januar 1979 in das Studienhaus St. Lambert, Burg Lantershofen, ein und studierte dort bis 1983 Theologie und Philosophie. Anschließend setzte er seine Ausbildung im Erzbistum Freiburg fort und absolvierte von Januar bis Dezember 1985 ein Diakonatspraktikum in Philippsburg (St. Maria). Am 8. Mai 1986 wurde Ernst-Theodor Rohn in Heidelberg zum Priester geweiht.

Es folgten Jahre als Vikar, Pfarradministrator und Kooperator, immer wieder unterbrochen von Beurlaubungen. Außer in Herrischried blieb er an keinem Ort sehr lange. Immer wieder waren Krankenhausaufenthalte und Therapien nötig, wobei Pfarrer Rohn die Ernsthaftigkeit seiner körperlichen und seelischen Beschwerden oft nicht wahrhaben wollte und sie verdrängte. Schließlich war es nicht mehr möglich, ihm die Verantwortung für eine Seelsorgeeinheit zu übertragen. Er wurde in den vorzeitigen Ruhestand versetzt, und im November 2008 musste er in das Kreispflegeheim Hub in Ottersweier, später in das Haus Alitera in Lautenbach ziehen. Er starb am 2. September 2012 im Krankenhaus in Offenburg und wurde am 7. September 2012 in Oberachern beerdigt.

Jürgen Brüstle

Ruby Franz Anton Josef

Geb. 29. 3. 1922 in Freiburg; ab 1939 Theologiestudium in Freiburg; Juni 1942 bis Mai 1945 Dienst in der Wehrmacht; ord. 6. 7. 1947 in St. Peter; 13. 8. 1947 Vikar in Herrischried; 7. 10. 1947 Vikar in Sasbach bei Achern; 29. 4. 1948 Vikar in Plankstadt; 27. 7. 1948 Vikar in St. Trudpert; 24. 6. 1952 Vikar in Mannheim-Waldhof (St. Franziskus); 20. 10. 1953 Vikar in Huttenheim; 4. 9. 1954 Vikar in Oberbühlertal; 4. 5. 1956 Vikar in Dingelsdorf; 6. 11. 1956 Pfarrverweser in Fürstenberg; 13. 10. 1957 Investitur ebd.; ab November 1958 Mitpastoration von Hondingen; 1. 10. 1984 bis 29. 8. 1987 Mitpastoration von Blumberg-Fützen; 1. 1. 2007 Ruhestand in Hüfingen-Fürstenberg; gest. 8. 4. 2012 ebd.; beerd. 14. 4. 2012 ebd.

Franz Ruby wuchs in einer großen, von katholischem Geist geprägten Familie auf. Er hatte elf Geschwister, und von den neun Brüdern fühlten sich sechs zum Priester berufen. Im Zweiten Weltkrieg fiel ein Bruder als Theologiestudent an der Front; Bernhard Ruby († 1941), der bereits 1939 geweiht worden war, fiel als Sanitätssoldat. Die Brüder Karl († 1990), Johannes († 2008) und Josef († 2009) überlebten den Krieg und ergriffen den Priesterberuf. Franz Ruby wurde am 29. März 1922 in Freiburg geboren. Wie seine Brüder besuchte er nach der Volksschule das Berthold-Gymnasium und studierte nach der Reifeprüfung bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst in Freiburg Theologie. Er kehrte bereits im Mai 1945 in seine Heimat zurück und setzte sein Studium fort. Am 6. Juli 1947 wurden er und elf weitere Diakone von Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zu Priestern geweiht.

Nach Jahren als Vikar trat er zum 6. November 1956 seine erste eigenverantwortliche Stelle als Pfarrverweser in Fürstenberg (St. Maria) im Dekanat Donaueschingen an. Ein knappes Jahr später wurde er auf die Pfarrei investiert, die zu seiner Lebensaufgabe wurde. Zudem wurde ihm die Pastoration von Hondingen (St. Martin) übertragen. Rund fünfzig Jahre setzte er sich für die Menschen in Fürstenberg und Hondingen ein, kümmerte sich um die Sanierung der Kirchen und des Pfarrhauses und ließ in Fürstenberg die Pfarrscheune zu einem Jugendheim ausbauen. Nach 59 Jahren priesterlichen Dienstes verzichtete Pfarrer Ruby auf die Pfarrei St. Maria in Hüfingen-Fürstenberg und wurde auch von der Pfarradministration der Pfarrei St. Martin in Blumberg-Hondingen entpflichtet. Seinen Ruhestand verbrachte er in Hüfingen-Fürstenberg, wo er am 8. April 2012 starb und am 14. April 2012 auf dem örtlichen Friedhof beerdigt wurde.

Bis ins hohe Alter war Franz Ruby ein kritischer Kopf – auch seiner Kirche gegenüber. Er meldete sich bei verschiedenen Themen zu Wort und vertrat seinen Standpunkt vor allem gegenüber dem Erzbischöflichen Ordinariat stets deutlich, manchmal grob, manchmal verletzend. Er konnte auch seinen „eigenen Kopf“ haben, was schon in seiner Zeit als Vikar einige Pfarrer erfahren mussten. Einer schrieb ihm in das Dienstzeugnis für das Ordinariat: „*Ein echter Ruby eben.*“ Jürgen Brüstle

Ruf Norbert Dr. theol., Dr. iur. utr., Prälat, Offizial

Geb. 11. 4. 1933 in Karlsruhe; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; Juni 1957 Vikar in Freiburg (St. Johann); 29. 6. 1957 Vikar in Villingen (Münster); 1. 11. 1958 wissenschaft-

licher Assistent an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg; 21. 2. 1961 Promotion zum Dr. theol.; 19. 4. 1961 Vikar in Freiburg (St. Johann); 1. 9. 1961 Pfarrvikar in Ebringen; 22. 9. 1961 Pfarrverweser in Ebringen; 9. 7. 1968 Promotion zum Dr. iur. utr.; 1. 7. 1970 Vizeoffizial; 14. 1. 1971 Umzug nach Horben; 1. 10. 1976 Monsignore; 22. 2. 1978 Offizial; 7. 4. 1978 Bestätigung durch Erzbischof Oskar Saier; 23. 8. 1982 Prälat; 19. 9. 2003 durch Erzbischof Robert Zollitsch als Offizial bestätigt; 15. 7. 2004 Entpflichtung; 16. 7. 2004 Diözesanrichter (für fünf Jahre); 5. 6. 2009 Verlängerung des Auftrags; gest. 22. 10. 2012 in Freiburg; beerd. 29. 10. 2012 in Horben.

Gleich zwei Dokortitel samt einer Kirchenkarriere verheißt ihm sein Abiturzeugnis 1952 nicht. Norbert Ruf sei, so heißt es in der Gesamtbeurteilung, nur „*durchschnittlich begabt*“ und dazu „*etwas langsam und schwerfällig im Auffassen*“. Doch „*rege geistige Interessen*“ zeige der junge Mann schon. Sein Theologiestudium befügelt ihn dann aber doch: die Abschlussprüfung besteht er 1956 mit der Durchschnittsnote 1,4. Und die glatte Eins in Kirchenrecht weist den Weg, den er fortan nehmen wird. Zumal der Regens im Priesterseminar St. Peter Norbert Ruf 1957 attestiert, „*auch für ein Fachstudium geeignet*“ zu sein.

Das sieht auch Bernhard Panzram so, seit 1954 Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: er rät („*mit ehrfurchtsvollen Grüßen*“) Erzbischof Eugen Seiterich, Norbert Ruf an der Ludwig-Maximilians-Universität in München Kanonistik studieren zu lassen. Der Freiburger Oberhirte hält es indes für sinnvoller, den Neupriester als Vikar in Villingen zunächst in der Seelsorge zu erproben. Doch bald darf Norbert Ruf zurück an die Universität: er wird in Freiburg Professor Panzrams Assistent. Schon 1961 legt er eine Doktorarbeit vor: „Die geschichtliche Entwicklung des kanonischen Ehehindernisses Furcht und Zwang und seine Beziehung zur Ehesimulation nach geltendem Kirchenrecht.“ 1962 gelingt Ruf der Pfarrer-Konkurs mit der Examensnote 1,6.

Erzbischof Hermann Schäufele vertraut ihm nahe Freiburg als Pfarrverweser das 2000-Seelen-Dorf Ebringen am Fuß des Schönbergs an. Dort lässt ihm die Pastoral offenbar genügend Zeit, um seine juristischen und kanonistischen Studien fortsetzen zu können. Für diese beantragt er 1964 beim Erzbischöflichen Ordinariat, vom kirchlichen Bücherverbot befreit zu werden. Um also auch auf Literatur zurückgreifen zu können, die der Vatikan auf den berüchtigten Index gesetzt hat. Papst Paul VI. wird diese Form der Zensur erst Ende der Sechzigerjahre abschaffen. 1965, als das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende geht und die Liturgie nun in den Landessprachen zulässt, fordert Norbert Ruf umgehend, „*aus pastoralen Gründen*“ sogar das Brevier „*in deutscher Sprache beten zu dürfen*“, was ihm Erzbischof Schäufele erlaubt.

Zwei eher ungewöhnliche Bitten also, die der Oberhirte aber nicht in den falschen Hals bekommt. Im Gegenteil: Norbert Ruf wird 1966 als Beisitzer ans Erzbischöfliche Freiburger Offizialat berufen und 1968 zum zweiten Mal promoviert. Seine Dissertation „Die Strafzumessung im kanonischen Recht auf Grund der allgemeinen Lehren und Sonderbestimmungen“ bringt ihm auch den „Dr. iur. utr.“ ein – also nun beider Rechte. Schon zwei Jahre später steigt Ruf zum Stellvertreter von Offizial Prof. Dr. Ulrich Mosek auf. 1978 erreicht der zweifache Doktor den Gipfel seiner Kirchenkarriere: als Diözesan-Administrator befördert ihn Weihbischof Karl Gnädinger zum Offizial des Kirchengerichts des Erzbistums Freiburg. Im Jahr 1983 veröffentlicht der inzwischen renommierte Kirchenrechtler den praxisorientierten

Kommentar „Das Recht der katholischen Kirche nach dem neuen Codex iuris canonici“, dem Gesetzeswerk der katholischen Kirche. Er erscheint in stattlichen fünf Auflagen plus einer Lizenzausgabe sogar in der DDR; sein Kommentar gilt bis heute als Standardwerk.

Neben seiner Aufgabe als Chef des Offizialats, das in erster Instanz überwiegend Ehenichtigkeitsverfahren zu bearbeiten hat, ist Ruf auch mit den Selig- und Heiligsprechungsverfahren der Erzdiözese des Erzbistums befasst. Für das 2006 beginnende Seligsprechungsverfahren für den von der Nazi-Justiz ermordeten Freiburger Diözesanpriester Dr. Max Josef Metzger – das er als „Judex delegatus“, als Vorsitzender, leitet – sichtet und beurteilt er dessen umfangreichen Nachlass. Aber Norbert Ruf schreibt auch geistliche Lektüre – so „Meditationshilfen für die Evangelien der Sonn- und Feiertage“ und „Leise Worte der seligen Ulrika, geistlich betrachtet“. An deren Seligsprechungsprozess wirkt er ebenso maßgeblich mit wie am Heiligsprechungsverfahren für den seligen Bernhard von Baden. Auch in seinem Ruhestand, um den er als 70-Jähriger 2003 bittet, engagiert er sich als Kirchenrichter.

Doch es gibt nicht nur den Theologen und den Kirchenrechtler Norbert Ruf – die Akten des Erzbischöflichen Archivs lassen ihn auch als Menschen erkennen. 1966 erbittet der „Doppeldoktor“ vom Erzbistum 5000 Mark zinsloses Darlehen. Er habe im Haushalt seines verstorbenen Ebringer Vorgängers, Pfarrer Leo Hug, schließlich „viele neu einrichten müssen“. Seine Schulden beim Erzbischof will er, wie er schriftlich gelobt, „durch monatliche Gehaltsabzüge tilgen“. Fünf Jahre später verlässt er dann aber die Weinbaugemeinde und zieht hinauf ins Pfarrhaus von Horben hoch über Freiburg.

Und dort entdeckt er 1974 aus damaliger Sicht geradezu Empörendes: Er hat 1962, also zwölf Jahre zuvor(!), als er seinen Dienst in Ebringen antrat, völlig vergessen, sich das damals erst 34-jährige „Fräulein Hug [die Nichte seines Vorgängers, Anm. G. Kiefer] als meine Haushälterin vom Erzbischöflichen Ordinariat genehmigen zu lassen“! Dafür entschuldigt sich der Pfarrer von Horben in Freiburg kniefällig und bittet den Erzbischof höflich darum, „mir diese Genehmigung nachträglich zu erteilen“. Dass ihm die sein Seelenheil rettende Absolution zuteilwird, ist anzunehmen – dokumentiert ist sie in den Akten freilich nicht!

Papst Paul VI. ernennt ihn 1976 zum Monsignore, Papst Johannes Paul II. nur drei Jahre später sogar zum Päpstlichen Ehrenprälaten. Denn der Offizial des Erzbistums Freiburg ist mittlerweile ein renommierter kanonistischer Experte. Allerdings auch einer mit Ecken und Kanten, stets gut gepflegt, mit ausgeprägtem Selbstbewusstsein und nicht völlig frei von etwas unjesuanischer Eitelkeit. Als Norbert Ruf 70 wird und 2003 um den Ruhestand eingibt, attestiert ihm Weihbischof Dr. Paul Wehrle, auch als Anwalt des Rechts stets ein verantwortungsvoller Priester zu sein.

Zum 50-jährigen Priesterjubiläum zollt Erzbischof Dr. Robert Zollitsch in seiner Festrede 2007 Norbert Ruf „große Anerkennung und Dankbarkeit“. Dessen „hohe Kompetenz und das damit verbundene Ansehen als Offizial“ reiche „weit über unsere Erzdiözese hinaus“. Nun bleiben dem Geehrten noch fünf Jahre; am 22. Oktober 2012 stirbt Norbert Ruf im 79. Lebensjahr in Freiburg. Eine Woche später nimmt eine große Trauergemeinde in St. Johann, wo er einst Vikar gewesen war, im feierlichen Requiem in Freiburg Abschied. Auch viele Mitbrüder gehen ihm auf seinem letzten Erdenweg zum Grab auf dem Horbener Gottesacker mit dem Blick hinauf auf den nahen Schauinsland ihr Geleit.

Dr. Zollitsch nimmt da gerade an der Bischofssynode im Vatikan teil. Norbert Ruf habe sich, so trauert der Erzbischof aus Rom, „*stets und zu allererst als Seelsorger verstanden*“. Und er sei „*ein vorbildlicher Priester und ein Anwalt des Rechts und der Gerechtigkeit gewesen*“. Doch wie schon Erzbischof Dr. Oskar Saier hat auch Erzbischof Dr. Zollitsch – weshalb auch immer – seinem Official stets versagt, was dieser sich immer so sehr gewünscht hat: ins Freiburger Metropolitan-Domkapitel berufen zu werden. Wenigstens muss Norbert Ruf nicht mehr miterleben, dass Zollitsch dann aber Stephan Burger, seit 2007 Rufs Nach-Nachfolger als Official, 2013 sehr wohl zum Domkapitular macht und dass dieser nur wenige Monate später sogar Erzbischof wird.

Gerhard Kiefer

Schneider Franz Gustav, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 10. 6. 1915; ord. 2. 4. 1940 in Freiburg; 16. 8. 1940 Vikar in Neckarhausen; 23. 10. 1940 Vikar in Mosbach; 10. 5. 1943 bis 1. 4. 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 16. 4. 1947 Vikar in Karlsruhe (Liebfrauen); 18. 11. 1953 Pfarrverweser in Karlsruhe-Bulach (St. Cyriakus); 22. 4. 1956 Investitur ebd.; 1. 9. 1997 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 22. 10. 2012 in Bad Schönborn-Mingolsheim; beerd. 31. 10. 2012 in Karlsruhe.

Zum 30. August 1997 verzichtete der Geistliche Rat Franz Schneider auf die Pfarrei St. Cyriakus in Karlsruhe, für die er sich mehr als 43 Jahre eingesetzt hatte. Als er sich im Jahre 1934 um Aufnahme in das Collegium Borromaeum bewarb, sah es zunächst nicht so aus, als könnte er tatsächlich in Freiburg Theologie studieren und seiner Berufung folgen. Die Chancen standen nicht zuletzt aufgrund der hohen Bewerberzahl von mehr 160 jungen Männern schlecht, und zudem war Schneider zwar gebürtiger Badener, aber aufgewachsen war er in Stuttgart und Essen, wohin es seine Eltern, den Kaufmann Franz Schneider und seine Ehefrau Paula geb. Vetter, aus beruflichen Gründen verschlagen hatte. Nach dem Abitur im Frühjahr 1935 bewarb sich Schneider vergeblich in Freiburg; erst zum Studienjahr 1936/37 fand er Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie in seinem Geburtsort. Er studierte in Freiburg und Münster Theologie und nach Abschluss seiner Studien in St. Peter im Schwarzwald wurde er am 2. April 1940 mit 75 Mitbrüdern zum Priester geweiht. Aufgrund der großen Zahl der Kandidaten wurde die Priesterweihe nicht nur von Erzbischof Conrad Gröber im Münster gespendet, sondern auch in der Konviktskirche durch Weihbischof Wilhelm Burger. Franz Schneider gehörte zu den 27 Diakonen, die die Weihe in der Kirche des Collegium Borromaeum empfangen.

Schneider ging als Vikar nach Neckarhausen und später nach Mosbach, wo er bis zu seiner Einberufung als Sanitätssoldat im Mai 1943 blieb. Bei Kriegsende hatte er bereits einige Zeit in einem Lazarett bei Rüdesheim gelegen. Von dort wurden die Kranken evakuiert und von Stadt zu Stadt transportiert, bis Schneider schließlich in Dallau in amerikanische Gefangenschaft geriet. Von dort verschlug es ihn in das Lager in Épinal in Frankreich. Er wurde Lagerpfarrer und für viele Gefangene ein Wegbegleiter. Noch 1945 hätte er entlassen werden können, aber er wollte das Lager, wie er schrieb, als Letzter verlassen. Erst im Februar 1947 kehrte Schneider in seine Heimat zurück und wurde als Vikar nach Karlsruhe (Liebfrauen) angewiesen. Im November

1953 ging er als Pfarrverweser nach Karlsruhe-Bulach (St. Cyriakus), nicht ahnend, dass die Pfarrei und ihre Menschen zu seiner Lebensaufgabe werden würden. Im Frühjahr 1956 wurde Schneider auf die Pfarrei investiert und blieb bis zum Sommer 1997, weit über das übliche Pensionierungsalter hinaus.

In den Jahren in St. Cyriakus ließ Pfarrer Schneider die Pfarrkirche renovieren sowie ein Gemeindezentrum mit Kindergarten errichten. Er half mit, die Pfarrkuratie Oberreut aufzubauen und setzte sich im Dekanat Karlsruhe als Leiter der CMS und Priesterseelsorger ein. Seine Gemeinde schätzte ihn jedoch für seine tiefe Frömmigkeit, seinen freundlichen Umgang mit den Menschen und seine Sorge auch um die Menschen, die der Kirche distanziert gegenüberstehen. In Anerkennung seines Einsatzes ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier bereits im Dezember 1979 zum Geistlichen Rat ad honorem. Bis ins Jahr 2001 blieb Pfarrer Schneider in Bulach wohnen, musste dann aber aufgrund einer schweren Erkrankung in die Pflegeklinik in Bad Schönborn-Mingolsheim umziehen, wo er nach Jahren der Krankheit am 22. Oktober 2012 starb. Er wurde am 31. Oktober 2012 auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe beerdigt.

Jürgen Brüstle

Schwörer Franz Emil, Ehrendomherr von Danzig

Geb. 26. 9. 1939 in Neustadt im Schwarzwald; 1955 bis 1958 Ausbildung zum Mechaniker/Facharbeiter für das Metallgewerbe; 1966 Reifeprüfung in der Heimschule Lender/Sasbach; ab 1966 Theologiestudium in Freiburg und Tübingen; 1971 Diakonatsjahr; ord. 22. 5. 1972 in Freiburg; 16. 6. 1972 Vikar in Wiesloch (St. Laurentius); 26. 7. 1972 Vikar in Waldshut; 15. 4. 1975 Stadt- und Dekanatsjugendseelsorger in Mannheim, gleichzeitig Rektor des Jugendzentrums C2, 16–18 und Mitarbeit in der Unteren Pfarrei; 1. 9. 1980 Pfarrer in Konstanz (St. Gebhard); 30. 8. 1981 Investitur ebd.; 1. 10. 1984 bis 16. 8. 1993 Mitpastoration der Pfarrei Bruder Klaus in Konstanz; 13. 5. 1997 Ernennung zum Ehrendomherr von Danzig; 15. 9. 1998 Pfarrer in Mannheim (Liebfrauen und St. Sebastian); 1. 9. 1999 Investitur ebd.; 1. 9. 2003 Pfarradministrator in Gaienhofen-Horn, gleichzeitig Mitpastoration von Gaienhofen-Hemmenhofen; 1. 10. 2003 zusätzlich Mitpastoration von Moos-Bankholz und Moos-Weiler; 10. 5. 2005 Leiter der Seelsorgeeinheit Vordere/Mittlere Höri; 16. 11. 2009 Ruhestand in Gaienhofen-Horn und Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Vordere/Mittlere Höri; 1. 1. 2011 Ruhestand in Öhningen-Wangen und Subsidiar in den Seelsorgeeinheiten Hintere Höri und Vordere/Mittlere Höri; gest. 5. 7. 2012 unterwegs auf dem Fahrrad; beerd. 13. 7. 2012 in Gaienhofen-Horn.

Franz Schwörer entstammte einer vom christlichen Geist geprägten Familie. Sein im Jahre 2003 verstorbener Bruder Clemens war ebenfalls Priester, und zwei seiner Schwestern waren Ordensfrauen in Hegne geworden. Franz Schwörer wählte zunächst einen anderen Weg, besuchte die Volksschule und absolvierte eine Ausbildung zum Metallfacharbeiter bei der Firma Hirt-Feinbau in Neustadt. Anschließend arbeitete er bis 1960 in seinem Beruf und trat dann in das Aufbaugymnasium in Sasbach bei Achern ein, wo er 1966 die Reifeprüfung ablegte. Es folgte das Studium der Theologie in Freiburg und Tübingen, und anschließend wählte er freiwillig ein Diakonatsjahr, das er von Januar bis Dezember 1971 in der Mannheimer Pfarrei Guter Hirte ableistete. Er wollte nicht nur die praktische Seelsorge kennenlernen, sondern

sich auch über seine Berufung klar werden. Am 22. Mai 1972 wurden er und elf weitere Diakone zu Priestern geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Wiesloch (St. Laurentius) wurde Schwörer als Vikar nach Waldshut angewiesen, wo er knapp drei Jahre blieb. Bereits während seine Diakonatsjahres und während seiner pastoralen Ausbildung in St. Peter hatte Schwörer sein pädagogisches Geschick unter Beweis gestellt. Daher wurde er zum 15. April 1975 als Stadt- und Dekanatsjugendseelsorger nach Mannheim angewiesen und zugleich zum Rektor des Jugendzentrums in C2, 16–18 bestellt. In den folgenden Jahren unterstützte Schwörer die Jugendarbeit in den Pfarreien und machte sich in Mannheim insgesamt für die Jugend stark. Er genoss dabei das Vertrauen aller für die Jugendarbeit Verantwortlichen, was seine Wahl zum Vorsitzenden des Stadtjugendrings unterstrich. So sehr ihn die Arbeit erfüllte, im Jahre 1980 schrieb er an das Erzbischöfliche Ordinariat: *„Seit über fünf Jahren bin ich nun in Mannheim als Jugendseelsorger tätig. Es drängt mich nun nach einer Pfarrei.“* Zugleich bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei St. Gebhard in Konstanz. Vier Jahre später wurde er auch Pfarradministrator der Pfarrei Bruder Klaus in Konstanz. Nach 17 Jahren in Konstanz hielt Pfarrer Schwörer eine Neuorientierung für die Pfarrei wie auch für sich für *„sinnvoll und notwendig“*. Zum 15. September 1998 wurde er nach Mannheim (Liebfrauen und St. Sebastian) angewiesen, wo er fünf Jahre blieb. Dann zog es ihn wieder in Richtung Bodensee, und zum September 2003 ging er als Pfarradministrator nach Gaienhofen-Horn, wo er zugleich Gaienhofen-Horn verbrachte, zu versehen hatte. Kurz darauf folgten weitere Gemeinden im Umkreis, und 2005 lag es nahe, Pfarrer Schwörer die Leitung der neu errichteten Seelsorgeeinheit Vordere/Mittlere Höri zu übertragen.

Im Jahre 2009, wenige Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstag, wandte sich Pfarrer Schwörer an Erzbischof Robert Zollitsch mit der Bitte um seine Zuruhesetzung. Er schrieb, er werde aus gesundheitlichen Gründen seiner Aufgabe als Seelsorger mit fünf Pfarreien und sechs Kirchen nicht mehr gerecht. Im November 2009 trat er in den Ruhestand, den er bis Januar 2011 in Gaienhofen-Horn verbrachte, und zog dann nach Öhningen-Wangen. Er half weiterhin auf der Höri aus und schonte sich nach wie vor nicht. Eine Herzoperation hatte er gut überstanden, aber am 5. Juli 2012 erlitt er, mit dem Fahrrad auf dem Weg nach Hause, ein akutes Herzversagen und verstarb. Er wurde am 13. Juli 2012 in Horn auf der Höri beerdigt.

Pfarrer Franz Schwörer fand mit seinem freundlichen und natürlichen Wesen rasch Zugang zu den Menschen und wurde allseits geschätzt. Wo er hinkam, kümmerte er sich, geprägt von der Aufbruchsstimmung des II. Vatikanischen Konzils, um die verschiedenen pfarrlichen Gruppen und die sozialen Dienste vor Ort. Er war Mitglied im Arbeitskreis Asylanten, übernahm in Konstanz die Seelsorge an der Vollzugsanstalt und hatte über mehrere Jahre hinweg den Vorsitz des Caritasverbandes für den Bezirksverband Konstanz e. V. inne. Die Stadt Konstanz ehrte ihn mit der Goldenen Ehrennadel der Stadt Konstanz. Auch in Danzig ist Pfarrer Franz Schwörer für sein jahrzehntelanges soziales Engagement bekannt. Lang vor dem Ende des Kalten Krieges hatte er immer wieder Pakete mit Kleidern, Medikamenten und auch Lebensmitteln nach Polen geschickt, besonders nach Danzig. Bischof Tadeusz Gocłowski ehrte ihn im Jahre 1997 für seinen Einsatz, indem er ihn zum Ehrendomherrn von Danzig ernannte.

Jürgen Brüstle

**Seeger Theodor Heinrich, Dr. theol.,
Geistlicher Rat ad honorem**

Geb. 26. 11. 1931 in Pforzheim; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 20. 6. 1956 Vikar in Karlsruhe (St. Konrad); 15. 10. 1957 Vikar in Hausach; 1. 9. 1959 Vikar in Kehl (St. Nepomuk); März 1963 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Straßburg; 24. 4. 1963 Pfarrkurat in Lahr (St. Maria); 31. 1. 1965 Investitur ebd.; 17. 12. 1965 Pfarrer in Hechingen; 2. 2. 1969 Investitur ebd., gleichzeitig Mitpastoration von Hechingen-Boll; 13. 12. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 12. 10. 1984 Pfarrer in Pforzheim (St. Franziskus); 14. 10. 1984 Investitur ebd.; 1. 5. 1985 Schuldekan; 22. 5. 1991 Wiederernennung; 1. 10. 1992 Beurlaubung, Priesterschule der Fokolar-Bewegung in Incisa bis 31. 3. 1993; 19. 8. 1993 Pfarrer in Schriesheim, gleichzeitig Lehrauftrag am Seminar für Katholische Theologie der Universität Mannheim bis 1999; 1. 9. 2002 Ruhestand in Neckargemünd; 1. 5. 2003 Subsidiar im Bereich der Pfarreien der heutigen Seelsorgeeinheit Neckargemünd; gest. 5. 1. 2012 in Heidelberg; beerd. 16. 1. 2012 in Schriesheim.

Theodor Seeger wurde am 26. November 1931 in Pforzheim geboren und zog mit seiner Familie, den Eheleuten Theodor und Angela Seeger geb. Fuchs, nach Bruchsal, wohin der Vater, ein Zollbeamter, versetzt worden war; in Pforzheim war auch Seegers einziger Bruder Konrad geboren worden. Im Jahre 1936 zog die Familie nach Weil am Rhein und ein Jahr später nach Lörrach, wo der Junge die Volksschule besuchte. Seinen Vater sah er in den folgenden Jahren nicht oft, da dieser als Soldat, später als Grenzschützer und Bezirkszollkommissar eingesetzt wurde. In Lörrach besuchte Theodor Seeger ab 1942 das Hebel-Gymnasium, wurde aber im Winterhalbjahr 1944/45 nach Mambach evakuiert, wo er den Schwarzwald und den Skisport lieben lernte. Nach Kriegsende besuchte er wieder das Gymnasium, wo er schon früh eine überdurchschnittliche Begabung erkennen ließ. In seiner Freizeit engagierte er sich in der katholischen Jugend und viele Jahre als Ministrant.

Nach Ablegen der Reifeprüfung im Jahre 1951 studierte Theodor Seeger in Freiburg und Paris Theologie und wurde am 27. Mai 1956 im Freiburger Münster mit 28 weiteren Diakonen durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht. Es folgten Stationen als Vikar in Karlsruhe (St. Konrad) und Hausach, bis er zum 1. September 1959 nach Kehl (St. Johannes Nepomuk) angewiesen wurde. In den Jahren in Kehl besuchte Vikar Seeger theologische Vorlesungen an der Universität Straßburg und fertigte unter der Leitung von Prof. Jean Plagnieux eine Dissertation im Fach Dogmatik an, die er 1963 erfolgreich abschloss. Da er bereits 1961 das Pfarrkonkurrensexamen abgelegt hatte, wurde er im April 1963 als Pfarrkurat auf die Kuratie Sancta Maria in Lahr angewiesen und am 31. Januar 1965 auf die Pfarrei investiert. Er blieb noch einige Jahre, bis er im Herbst 1968 vom Erzbischöflichen Ordinariat gebeten wurde, auf die vakant gewordenen Pfarrei Hechingen zu wechseln. Die Investitur erfolgte im Februar 1969. In den folgenden Jahren schonte sich Seeger nicht. Er arbeitete unermüdlich in seiner großen Pfarrei und leitete die Renovierung der Stiftskirche sowie der Kirche in St. Luzen in Hechingen, hielt Vorträge und gab Seminare, bot Einkehr- und Besinnungstage an. In Anerkennung seiner Dienste ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier im Dezember 1983 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Im Oktober 1984 wechselte Pfarrer Seeger in die Pfarrei St. Franziskus in Pforzheim, wo er im Mai 1985 zum Schuldekan ernannt wurde; eine Wiederernennung er-

folgte 1991. Trotz der vielen Arbeit ließ Seeger es sich nicht nehmen, wieder Gesprächskreise ins Leben zu rufen, Vorträge zu halten, Wallfahrten für Schüler anzubieten und vieles mehr. Die Jahre waren aber auch geprägt von Querelen in der Gemeinde, die Pfarrer Seeger zusetzten. Er bat schließlich um „ein halbes Sabbatjahr“, um Abstand zu gewinnen. Eine Beurlaubung wurde ihm ab dem 1. Oktober 1992 gewährt, und er ging bis Ende März 1993 an die Priesterschule der Fokolar-Bewegung in Incisa. Nach Pforzheim kehrte er nicht mehr zurück. Er wurde zum 19. August 1993 auf die Pfarrei Schriesheim angewiesen und wurde zugleich Lehrbeauftragter am Seminar für Katholische Theologie der Universität Mannheim.

Nachdem er bereits 1999 seine Lehrtätigkeit in Mannheim aufgegeben hatte, verzichtete Pfarrer Seeger zum 31. August 2002 auf die Pfarrei Schriesheim und ging in den verdienten Ruhestand nach Neckargemünd. Hier half er noch über Jahre hinweg in den Gemeinden der Seelsorgeeinheit Neckargemünd als Subsidiar aus. Pfarrer Dr. Theodor Seeger, Geistlicher Rat a. h., starb am 5. Januar 2012 in Heidelberg. Er wurde am 16. Januar 2012 in Schriesheim beerdigt.

Jürgen Brüstle

Smolinsky Heribert Markus, Dr. theol., Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte

Geb. 22. 11. 1940 in Waldbreitbach/Rheinland; 1973 Dr. theol. Würzburg; ord. 16. 6. 1974 in Trier; 1. 8. 1974 Kaplan in St. Martin in Trier; 20. 7. 1981 Dr. theol. habil. im Fach Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät in Würzburg; 1982/1983 Lehrstuhlvertretung in Mittlerer und Neuerer Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Bochum; 6. 9. 1983 Ernennung zum Lehrstuhlinhaber (C4-Professor) für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte ebd.; Wintersemester 1985 bis Sommersemester 1987 Dekan ebd.; 28. 3. 1988 Ernennung zum Lehrstuhlinhaber für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte und kirchliche Landesgeschichte an der Theologischen Fakultät in Freiburg i.Br.; Wintersemester 1991 bis Sommersemester 1992 Dekan; 1992 bis 2006 Präfekt der Universitätskirche in Freiburg; 22. 3. 1995 Ruf auf den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen; 26. 7. 1995 Ablehnung des Rufes; 20. 6. 1998 Wahl zum ordentlichen Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; 1998 bis 2008 Vorsitzender des Kirchengeschichtlichen Vereins des Erzbistums Freiburg; 28. 5. 2002 Verleihung der Konradspalatte des Erzbistums Freiburg; 1. 4. 2006 Ruhestand; gest. 28. 7. 2012 in Freiburg; beerdigt 3. 8. 2012 in Freiburg-Ebnat (Friedhof von St. Hilarius); Gedenkgottesdienst 26. 10. 2012 in der Universitätskirche in Freiburg.

Heribert Smolinsky wurde am 22. November 1940 als zweites von drei Kindern von Ludwig Smolinsky und Katharina Smolinsky geb. Müller in Waldbreitbach bei Neuwied im Rheinland geboren. Von 1947–1955 besuchte er die Volksschule Waldbreitbach, von 1955–1957 die Städtische zweijährige Handelsschule Neuwied, von 1957–1959 absolvierte er die Lehre als Bankkaufmann bei der Raiffeisenbank Weißenturm/Rheinland und schloss die Bankgehilfenprüfung mit „sehr gut“ ab. 1959/1960 arbeitete er als Angestellter bei der Raiffeisenbank Weißenturm. Die

Spätberufenschule St. Josef in Fockenfeld/Oberpfalz besuchte er von 1960–1965 und legte im Juli 1965 das bayerische Zentralabitur als Privatschüler an der Markgraf-Georg-Friedrich-Oberrealschule mit (humanistischem) Gymnasium in Kulmbach ab. Er studierte katholische Theologie von 1965–1967 an der Theologischen Fakultät Trier, 1967/1968 an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen, 1968–1970 wieder in Trier. Dort wurde er 1970 zum Dipl.-Theol. graduiert. Seit 1966 wurde sein Studium von der Studienstiftung des Deutschen Volkes finanziert. Zur Anfertigung der Doktorarbeit über „*Domenico de' Domenichi und seine Schrift ‚De potestate pape et termino eius‘*“ weilte er anschließend mehrmals zu Studienaufenthalten in Rom. Vom 1. Juli 1972 bis zum 31. Oktober 1973 war er Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät in Würzburg. Nach Abschluss der Promotion 1973 besuchte er 1973/1974 den Pastoralkurs am Priesterseminar in Trier und wurde am 16. Juni 1974 zum Priester geweiht. Nach anderthalb Jahren als Kaplan in Trier wechselte er wieder auf die Assistentenstelle in Kirchengeschichte an der Universität Würzburg und wurde dort 1981 habilitiert.

In den Würzburger Jahren bis zum Umzug nach Bochum war er Hausgeistlicher im Altenheim der Erlörschwestern im Steinbachtal, arbeitete in deren Kinderheim mit und besuchte das Mutterhaus in Niederbronn im Elsass. Damit konnte er einen Faden aufnehmen, der über die Familie geknüpft worden war. Heribert Smolinskys Vater hatte nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1947 bei der Französischen Armee gearbeitet, da er aufgrund seiner Jugendzeit in Lothringen Französisch sprach. Die positive Einstellung des Vaters zu Frankreich hatte sich auf den Sohn übertragen, der nicht nur die Gelegenheit zu Besuchen in Niederbronn nutzte, sondern auch Kontakt zu seinen Verwandten in Lothringen, Polen und England aufnahm, die durch den Zweiten Weltkrieg abgebrochen waren. Die Beziehungen quer durch Europa beschränkten sich nicht auf die familiäre Ebene, sondern wurden, durch sie motiviert, im Sinne wissenschaftlichen Fragens genutzt. An Frankreich interessierten ihn nicht nur bedeutende historische Persönlichkeiten wie Franz von Sales, Johanna Franziska von Chantal oder Blaise Pascal, sondern auch methodische Neuansätze der Geschichtsschreibung, wie sie beispielsweise die Zeitschrift „*Annales*“ praktizierte. Die deutsche Bearbeitung der französischen Vorlage für „*Die Geschichte des Christentums*“ entsprach seinen Interessen genau. Er wurde einer der Herausgeber des 14-bändigen Nachfolgewerks des „*Handbuchs der Kirchengeschichte*“ und verantwortete die Bände 7 „*Von der Reform zur Reformation (1450–1530)*“ und 8 „*Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30)*“ allein.

Mit dem Spätmittelalter und der Reformationszeit hat sich Heribert Smolinsky zeit seines Lebens beschäftigt. Mit Johannes Gerson, dem Konziliarismus und dem Humanismus des Erasmus von Rotterdam hatte er eine kritische Sicht auf die Kirche vor der Reformation. Die katholische Position in der Reformation belegte er mit Quellen einerseits aus dem Umfeld von Georg von Sachsen, andererseits aus dem des Herzogtums Jülich-Kleve-Berg. So konnte er plausibel machen, dass Ideen keinesfalls vom Himmel fallen, sondern immer ein Netz von Unterstützern und günstigen Bedingungen benötigen. Seine nüchterne Sicht auf die Chancen und Mängel der katholischen Kirche des 16. Jahrhunderts machte ihn zu einem geschätzten Gesprächspartner bei ökumenischen Themen. Seit Oktober 1984 war er Mitglied des Vorstands der „*Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum*“, von 1999 bis 2004 de-

ren Vorsitzender. 1994 wurde er in den Ökumenischen Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen gewählt, der deutschlandweit unter dem Vorsitz der Bischöfe Karl Lehmann und Eduard Lohse tagte. Ebenfalls 1994 begann seine Mitarbeit im Internationalen Komitee des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Renaissanceforschung. Der wissenschaftliche Beirat des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung Abendländische Religionsgeschichte, in Mainz berief ihn 1997 als Mitglied und wählte ihn als Sprecher. In der Heidelberger Akademie der Wissenschaften leitete er einige Jahre die Akademiekommission für die Forschungsstelle „Evangelische Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts“.

Die globalen Themen wusste er regional zu verorten. Im Falle des oberrheinischen Humanismus, der Geschichte von Basel um 1500 oder von Thomas Murner, worüber er jeweils Veröffentlichungen vorgelegt hat, liegen die Bezüge auf der Hand. Heribert Smolinsky hat sich aber auch um das Bruchsaler Priesterseminar im 18. Jahrhundert gekümmert, um die Theologische Fakultät Freiburg nach der Französischen Revolution oder um den Weg bis zur Errichtung des Erzbistums Freiburg. Er machte sich viele Gedanken darüber, unter welchen Voraussetzungen man auf die Geschichte schaut und wie diese Voraussetzungen das Urteil über die Vergangenheit bestimmen. Quellenbelege allein garantieren noch keine sachgerechte Interpretation, aber ohne Verankerung in konkret nachweisbaren „Fakten“ schien ihm kirchengeschichtliche Wissenschaft unmöglich. Daher war ihm die Mitarbeit an der Aufarbeitung der Geschichte des Erzbistums ein dringendes Anliegen. Den ersten Band der Geschichte des Erzbistums konnte er vor der deutlichen Verschlechterung seines Gesundheitszustandes noch herausgeben. Für den kommenden zweiten Band hat er mit seinen letzten Kräften das Kapitel „Die Geschichte des Erzbistums Freiburg in der Zeit des Nationalsozialismus“ fertiggestellt.

In seine Vorlesungen, die von vielen Gasthörerinnen und Gasthörern besucht wurden, arbeitete Heribert Smolinsky seine Lesefrüchte laufend ein. Die Reformationsgeschichtsvorlesung hat er zu einem für Studierende kompakten Büchlein „Kirchengeschichte der Neuzeit I“ umgearbeitet. Das zweite bei ihm für alle Studiengänge verpflichtende Prüfungsthema „Kirche und Nationalsozialismus“ musste über Vorlesungsmitschriften gelernt werden. Dieses „schwere Thema“, wie er es nannte, wollte er seinen Studierenden, mit denen er gern zu tun hatte, nicht ersparen. Die „schweren“ Themen – die Beziehung Judentum–Christentum gehörte dazu – trieben ihn selbst um. Auch seine Predigten in den Gottesdiensten in der Universitätskirche und nach seiner Pensionierung als Priesteraushilfe im Freiburger Osten waren im wörtlichen Sinne gehaltvoll. So verdanken viele der heute tätigen Priester und Religionslehrerinnen und -lehrer Heribert Smolinsky eine Sicht auf Kirche, die nicht nur „in den Seelen erwacht“ (Guardini), sondern mit realen Menschen zu tun hat, und daher keinem gleichgültig bleiben kann.

Barbara Henze

Schriftenverzeichnis:

- Bibliographie Heribert Smolinsky, in: Heribert Smolinsky. Im Zeichen von Kirchenreform und Reformation. Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. von Karl-Heinz Braun, Barbara Henze und Bernhard Schneider (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte Supplementband 5). Münster/Westfalen 2005, S. 443–453.

Ergänzungen:

a) Aufsätze

- Altgläubige Kontroverstheologen und das Interim, in: Politik und Bekenntnis. Die Reaktionen auf das Interim von 1548, hrsg. von Irene Dingel und Günther Wartenberg (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 8). Leipzig 2006, S. 51–64.
- Der Weg in eine neue Fakultät. Katholische Theologie in Freiburg am Ende des 18. Jahrhunderts, in: 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2: Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit, hrsg. von Dieter Mertens und Heribert Smolinsky. Freiburg–München 2007, S. 286–297.
- Synoden – Antizölibatsbewegung – Deutschkatholizismus – Das Erste Vatikanische Konzil und der Altkatholizismus, in: Geschichte der Erzdiözese Freiburg 1: Von der Gründung bis 1918, hrsg. von Heribert Smolinsky. Freiburg–Basel–Wien 2008, S. 211–234.
- Das Zeitalter der Reformation, von Bernd Moeller und Heribert Smolinsky, in: Ökumenische Kirchengeschichte 2: Vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit, hrsg. von Thomas Kaufmann und Raymund Kottje. Darmstadt 2008, S. 229/330.
- Thomas Murner. Eine Persönlichkeit zwischen den Welten, in: Poeten und Professoren. Eine Literaturgeschichte Freiburgs in Porträts, hrsg. von Achim Aurnhammer und Hans-Jochen Schiewer in Verbindung mit Dieter Mertens und Thomas Zotz. Freiburg–Berlin–Wien 2009, S. 77–93.
- Pflug, Julius, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums 9, 2. vollständig überarbeitete Auflage, hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Berlin–New York 2010, S. 206f.

b) Herausgegebene Schriften

- 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2: Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit, hrsg. von Dieter Mertens und Heribert Smolinsky. Freiburg–München 2007.
- Der Augsburger Religionsfrieden 1555. Wissenschaftliches Symposium aus Anlaß des 450. Jahrestages des Friedensschlusses, Augsburg 21. bis 25. September 2005, hrsg. von Heinz Schilling und Heribert Smolinsky (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 206) (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 150). Münster/Westfalen 2007.
- Geschichte der Erzdiözese Freiburg 1: Von der Gründung bis 1918, hrsg. von Heribert Smolinsky. Freiburg–Basel–Wien 2008.

c) Podcasts

- Thomas Murner. Eine Persönlichkeit zwischen den Welten, Vortrag gehalten am 23. November 2006 in der Universitätsbibliothek Freiburg im Rahmen der Reihe „Dichter und Denker in Freiburg: Literatur und Gelehrsamkeit vom Mittelalter bis in die Gegenwart“. Fächerübergreifende Ringvorlesung zum 550. Jubiläum der Universität. <http://podcasts.uni-freiburg.de/philosophie-sprache-literatur/sprache-und-literatur/dichter-und-denker-in-freiburg/37575327>
- Theologie und Universität: Vortrag gehalten im Rahmen der „Samstags-Uni“ des Studium Generale zur Geschichte der Universität Freiburg am 5. Mai 2007.

<http://www.podcasts.uni-freiburg.de/studium-generale/samstags-uni/zur-ge-schichte-der-freiburger-universitaet/79417224>

d) Interviews und Würdigungen

- Kirchengeschichte muss „entlarvend“ sein. Der Freiburger Kirchengeschichtler Heribert Smolinsky über die schwierigen Themen von Theologie und Glauben. Interview mit Brigitte Böttner, in: Konradsblatt, 90. Jhrg. (2006), Heft 19, S. 24 f.
- „Ich wollte die Welt besser verstehen.“ Theologe Heribert Smolinsky spricht bei der „Samstags-Uni“ über „Theologie und Universität“. Interview mit Sarah Nagel, in: Badische Zeitung vom 3. Mai 2007, S. 22.
- Henze, Barbara: Quellenorientiert und flexibel. Kirchengeschichtler Heribert Smolinsky starb mit 71 Jahren, in: Konradsblatt, 96. Jhrg. (2012), Heft 35–36, S. 7.
- Eike Wolgast: Nachrufe. Heribert Smolinsky, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für das Jahr 2012, S. 167–170.

Stemmler Paul, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 6. 1926 in Kuppenheim; ab 1943 Luftwaffenhelfer, RAD, Wehrmacht; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Ersingen; 24. 10. 1951 Vikar in Hockenheim; 15. 4. 1953 Vikar in Gengenbach; 31. 7. 1957 Pfarrverweser in Gerichtstetten; 8. 4. 1959 Pfarrverweser in Inneringen; 29. 5. 1960 Investitur ebd.; 1973 Mitpastoration von Kettenacker; 1. 10. 1975 Pfarrer in Marxzell-Pfaffenrot; 26. 10. 1975 Investitur ebd.; 15. 2. 1992 Mitpastoration von Marxzell-Burbach; 18. 12. 1995 Geistlicher Rat ad honorem; 15. 5. 1996 Ruhestand in Kuppenheim; gest. 15. 5. 2012 in Rastatt; beerd. 22. 5. 2012 in Kuppenheim.

Paul Stemmler wurde als Sohn des Schlossers Franz Stemmler und dessen Ehefrau Anna geb. Schäfer im Städtchen Kuppenheim – zwischen Rastatt und Gaggenau gelegen – am 29. Juni 1926 geboren. Er hatte zwei jüngere Schwestern. Von 1933 an besuchte er sechs Jahre lang die Volksschule in seinem Heimatort, trat 1939 in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt zu Rastatt ein und besuchte fortan dort das Gymnasium. Bereits 1943 wurde Stemmler als Luftwaffenhelfer eingezogen, konnte aber noch bis Februar 1944 die Schule besuchen und wurde mit dem Reifevermerk entlassen. Danach folgten der Reichsarbeitsdienst und schließlich der Dienst in der Wehrmacht. Eingesetzt wurde er in Italien. Zurück in der Heimat bewarb sich der junge Mann um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg und studierte zunächst an der propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg, wo ihm im Herbst 1946 die Hochschulreife zuerkannt wurde. Nach dem Theologiestudium wurde Paul Stemmler in Freiburg durch Erzbischof Wendelin Rauch am 24. Juni 1951 zum Priester geweiht. Mit ihm empfingen 39 weitere Diakone die Priesterweihe.

Die Jahre als Vikar führten Stemmler nach Ersingen, Hockenheim und Gengenbach, bis er zum 31. Juli 1957 als Pfarrverweser nach Gerichtstetten angewiesen wurde. Im April 1959 ging er – ebenfalls als Pfarrverweser – vom Nordbadischen nach Inneringen im Dekanat Veringen. Ein gutes Jahr später wurde er auf die Pfarrei investiert. Die mehr als 16 Jahre in Inneringen waren eine arbeitsreiche Zeit, in der Pfarrer Stemmler das Vertrauen der Gemeinde gewinnen konnte und – auch mit der

Unterstützung der Gläubigen – Arbeitsgruppen ins Leben rief, bauliche Vorhaben umsetzte und anderes mehr. Zudem hatte er seit 1973 die Gemeinde Kettenacker mit zu versorgen. Als das Ordinariat auf dem damals nach 15 Jahren üblichen Wechsel bestand, fiel der Abschied weder der Gemeinde noch dem Seelsorger leicht. Aber Pfarrer Stemmler fügte sich und ging zum 1. Oktober 1975 nach Marxzell-Pfaffenrot, wo er drei Wochen später investiert wurde. Die folgenden Jahre waren arbeitsreich, und Stemmler schonte sich nicht. Nach dem Tod von Pfarrer Herbert Lindeckert († 1992) übernahm er bereitwillig noch die Pfarrei Marxzell-Burbach. Trotz mehrerer schwerer Erkrankungen setzte sich Paul Stemmler mit ganzer Kraft für seine Gemeinden ein. Erzbischof Oskar Saier würdigte dieses Engagement im Dezember 1995 und ernannte Pfarrer Stemmler zum Geistlichen Rat ad honorem.

Aufgrund seiner nachlassenden Kräfte bat Pfarrer Stemmler seinen Bischof um die Entpflichtung von seinen Aufgaben, was ihm zum 15. Mai 1996 bewilligt wurde. Die Kirchengemeinden nahmen in einer großen Feier mit Musik und zahlreichen Gästen Abschied von ihrem langjährigen Seelsorger, und der Bürgermeister von Marxzell ehrte Paul Stemmler mit der silbernen Bürgermedaille der Gemeinde. Den Ruhestand verbrachte Paul Stemmler mit seiner Schwester, die ihm über Jahrzehnte hinweg den Haushalt führte, im heimatlichen Kuppenheim, wo er, soweit es seine Kräfte zuließen, in der Seelsorge aushalf. Im Juni 2011 durfte er hier noch sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern. Am 15. Mai 2012 starb Geistlicher Rat Paul Stemmler im Krankenhaus in Rastatt und er wurde am 22. Mai 2012 auf dem Friedhof in Kuppenheim beerdigt.

Jürgen Brüstle

Wiehl Anton

Geb. 13. 5. 1929 in Villingen; ord. 5. 6. 1955; 1. 7. 1955 Vikar in Weildorf/Hohenzollern; 4. 8. 1955 Vikar in Oppenau; 14. 12. 1955 Vikar in Gaggenau (St. Josef); 4. 3. 1959 Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 16. 1. 1972 Pfarrkurat in Münzesheim; 19. 7. 1972 Pfarrer in Bilfingen; 5. 11. 1972 Investitur ebd.; 1. 9. 1982 Pfarrer in Lörrach (St. Fridolin); 7. 11. 1982 Investitur ebd.; 1. 10. 1982 Ruhestand in Grenzach-Wyhlen; 1. 11. 2010 Ruhestand in Lörrach, Wohnung im Hospiz; gest. 5. 4. 2012 in Efringen-Kirchen; beerd. 12. 4. 2012 in Lörrach-Stetten.

Anton Wiehl wurde am 13. Mai 1929 in Villingen geboren, wo er ab 1936 auch die Volksschule besuchte. Bereits mit zwölf Jahren hegte er den Wunsch, Priester zu werden, weshalb er im Sommer 1942 mithilfe eines Stipendiums der „Erzbischof Herrmann Stiftung“ nach Konstanz ging, im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt wohnte und das Gymnasium besuchte. Vor der Hitlerjugend konnte er sich zunächst „drücken“, musste aber nach einem Jahr „wohl oder übel auch mitmachen“. Auch der Krieg forderte von Wiehl seinen Einsatz. Im September 1944 musste er mit seinen Mitschülern bei St. Dié in Frankreich Schanzarbeiten verrichten, und als die Jungen nach Konstanz zurückkehrten, hatten sie noch zwei Monate Unterricht und wurden dann nach Hause geschickt. Das Konradhaus wurde für Flüchtlinge benötigt. Wiehl arbeitete in seiner Heimat als Zeitungsaussträger und später in einer Likörfabrik, wurde ab Ostern 1945 erneut zu Schanzarbeiten herangezogen und später gar gemustert. Zum Kriegseinsatz bei der Wehrmacht kam es allerdings nicht mehr. Im Jahre 1950 machte er schließlich sein Abitur in Konstanz und studierte anschließend in Freiburg

und Münster Theologie. Am 5. Juni 1955 wurden er und 35 weitere Diakone durch Erzbischof Eugen Seiterich in St. Peter im Schwarzwald zu Priestern geweiht.

In Weildorf/Hohenzollern, Oppenau, Gaggenau (St. Josef) und Pforzheim (St. Franziskus) sammelte Vikar Wiehl in den folgenden Jahren Erfahrung in der Seelsorge, in der Verwaltung und an Schulen. Da er durchweg gute Beurteilungen durch seine Prinzipale erhielt, übertrug ihm das Erzbischöfliche Ordinariat zum 16. Januar 1962 die erst Ende 1960 errichtete Kuratie Münzesheim bei Bruchsal mit ihren Filialen. Kurat Wiehl brachte das Gemeindeleben voran, ließ die Kirche St. Andreas mit einem Gemeindesaal und Jugendräumen errichten. Im Dekanat engagierte er sich als Kammerer sowie Frauen- und Familienseelsorger. Die Kuratie Münzesheim konnte zum 1. Januar 1973 zur Pfarrei erhoben werden, aber Anton Wiehl hatte sich bereits im Sommer 1972 erfolgreich um die Pfarrei Bilfingen beworben, erneut in der Diaspora. Wie schon in Münzesheim setzte sich Pfarrer Wiehl mit ganzer Kraft für den inneren und äußeren Aufbau seine Gemeinde ein. Erneut lag einer seiner Schwerpunkte auf der Familienseelsorge und auch auf der Altenarbeit. Er übernahm bereitwillig überpfarrliche Aufgaben, war jahrelang Vorsitzender des Pfarrverbands Kämpfelbachtal und Dekanatsfrauenseelsorger, und er organisierte auf Dekanats-ebene – wie schon in Münzesheim – Eheseminare. Einer der Höhepunkte der Jahre in Kämpfelbach-Bilfingen war sicherlich der erste Katholikentag des Dekanats, der im September 1979 in Kämpfelbach-Bilfingen stattfand.

Im Jahre 1982 suchte Pfarrer Wiehl neue Herausforderungen, wurde zum 1. September auf die Pfarrei St. Fridolin in Lörrach-Stetten angewiesen und zwei Monate später investiert. Bis ins Alter von 76 Jahren blieb er in seiner Gemeinde und bat dann seinen Bischof um die Zurruhesetzung. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Grenzach-Wyhlen, dann in Lörrach, wo er in einem Hospiz Wohnung nahm, und schließlich in einem Pflegeheim in Efringen-Kirchen, wo er am 5. April 2012 starb. Er wurde am 12. April 2012 in Lörrach-Stetten beerdigt. Jürgen Brüstle

Winter Karl Johann

Geb. 31. 3. 1924 in Engen; 1942 Notabitur; Oktober 1942 Wehrmacht, Infanterie an der Ostfront; September 1943 bis August 1945 russische Kriegsgefangenschaft; 1946 Gymnasiale Reife an der Heimschule Lender in Sasbach; ab 1947 Theologiestudium in Freiburg; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Singen (Herz Jesu); 23. 7. 1952 Vikar in Schönau im Wiesental; 17. 7. 1957 Vikar in Karlsruhe-Durlach (St. Peter und Paul); 12. 2. 1959 Kurat in Hausen im Wiesental; 24. 9. 1967 Investitur ebd.; 15. 10. 1969 Pfarrer in Steißlingen; 28. 12. 1969 Investitur ebd.; 1. 7. 1994 Ruhestand in Steißlingen-Wiechs; 2011 Ruhestand im Pflegeheim in Allensbach-Hegge; gest. 26. 12. 2012 ebd.; beerd. 31. 12. 2012 in Steißlingen.

Karl Johann Winter wurde am 31. März 1924 in Engen geboren. Sein Vater Ernst Winter starb an einem Herzleiden, als der Junge vier Jahre alt war. Geschwister hatte er keine. Er besuchte in Engen die Volksschule und später die Oberschule in Singen, die er aber 1942 mit dem Notabitur verlassen musste. Nach einem kurzen Einsatz beim Arbeitsdienst wurde er im Oktober 1942 zur Wehrmacht eingezogen und als Infanterist an der Ostfront eingesetzt. Im September 1943 geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er im Sommer 1945 schwach und unterernährt entlassen

wurde, und es dauerte Monate, bis er wieder bei Kräften war. Im Schuljahr 1946/47 besuchte er die Heimschule Lender in Sasbach und schloss das Jahr erfolgreich mit der gymnasialen Ergänzungsprüfung ab.

Karl Winter studierte in Freiburg Theologie und wurde am 25. 5. 1952 von Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht. Das Priesterseminar St. Peter hatte Winter in das Zeugnis geschrieben: „W[inter] wird die Menschen mit seinem Herzen gewinnen. Ihm eignet ein außerordentlicher Eifer, ein zäher Fleiß und eine tiefe Frömmigkeit. Er fällt mit seinem nüchternen und treffenden Urteil auf.“ In den Jahren als Vikar kamen Winters Prinzipale zu ähnlich positiven Urteilen, und so wies ihn das Erzbischöfliche Ordinariat im Februar 1959 auf die erst 1956 errichtete Pfarrkuratie Hausen im Wiesental an. Vor Karl Winter lag eine vielfältige Aufbauarbeit, und die Kuratie mit ihren zahlreichen Filialen verlangte viel von ihm. Er stellte sich den Aufgaben mit großem Engagement und Einsatzfreude und fand durch sein freundliches und frohes Wesen Zugang zu den Menschen. Im September 1967 wurde die Kuratie durch Erzbischof Hermann Schäufele zur Pfarrei erhoben, Karl Winter wurde der erste Pfarrer. Er traute sich nun zu, auch eine größere Gemeinde zu übernehmen, und bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei St. Remigius in Steißlingen im Dekanat Radolfzell, auf die er zum 15. Oktober 1969 angewiesen wurde. Nahezu 25 Jahre wirkte Pfarrer Winter segensreich in Steißlingen und Umgebung, und wie schon in Hausen i. W. engagierte er sich auf Dekanats- und nahm unter anderem das Amt des Frauenseelsorgers sowie des Präses des Veronikawerks wahr. Im Sommer 1994 wurde Karl Winter auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt, den er in Wiehl verbrachte, einem Ortsteil von Steißlingen. Noch viele Jahre half er in der Seelsorge der Gemeinde mit. Erst im Oktober 2011 zog er in das Altenpflegeheim Maria Hilf in Hegne, wo er am 26. Dezember 2012 starb. Er wurde am 31. Dezember 2012 in Steißlingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

2013

Amann Alfons Edwin

Geb. 24. 2. 1936; ord. 4. 6. 1961 in Freiburg; 30. 6. 1961 Vikar in Erzingen; 7. 12. 1961 Vikar in Waldkirch i. Br.; 5. 8. 1963 Vikar in Radolfzell (St. Meinrad); 20. 4. 1966 Vikar in Sulz b. Lahr; 24. 12. 1968 Pfarradministrator ebd.; 23. 4. 1969 Pfarrer ebd. (22. 6. 1969 Investitur); 1. 8. 1984 Pfarrer in Neuenburg (Mariä Himmelfahrt); 21. 8. 1985 Pfarrer in Herrischried (23. 11. 1985 Investitur); 1. 7. 1996 einstweiliger Ruhestand im Kloster St. Trudpert, Münstertal; 14. 12. 1996 Kooperator in Schiltach, Schenkenzell und Wittichen; 1. 3. 2002 Ruhestand in Herbolzheim und Freiburg; gest. 27. 7. 2013 in Freiburg; beerd. 3. 8. 2013 in Dogern.

Alfons Amann wurde am 24. Februar 1936 im Waldshuter Krankenhaus geboren und noch am selben Tag in der Krankenhauskapelle auf den Namen Alfons Edwin getauft. Seine Eltern waren der Schreinermeister Heinrich Amann und Karolina geb. Geng. Zwei Jahre später kam Amanns Bruder zur Welt, der später auch die väterliche Schreinerei übernahm. Die Familie lebte in Dogern, einem Dorf nahe Waldshut, wo Alfons Amann bis zum Ende des siebten Schuljahres die Volksschule besuchte.

Danach wechselte er in die Quarta des Heinrich-Suso-Gymnasiums in Konstanz, wo er eine humanistische Ausbildung genoss, und fand Aufnahme im Gymnasialkonvikt St. Konradhaus, wo er eine geistliche Führung erhielt. Nach dem Abitur bat er um Aufnahme in das Collegium Borromaeum in Freiburg und studierte an der Albert-Ludwigs-Universität sowie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München Philosophie und Theologie. Nach Abschluss seiner Studien widmete er sich am Priesterseminar in St. Peter der pastoralpraktischen Ausbildung und wurde mit 24 weiteren Diakonen am 4. Juni 1961 in Freiburg zum Priester geweiht. Im Jahr der Priesterweihe waren die Vorbereitungen des Zweiten Vatikanischen Konzils gerade in vollem Gange. Es war eine Zeit des Umbruchs in der katholischen Kirche, in der Priester und Gläubige die Beratungen in den Medien verfolgten und die Ergebnisse und Beschlüsse in der Gemeinde gemeinsam umzusetzen versuchten. Unter den zahlreichen Neuerungen sollen hier vor allem die Förderung der ehrenamtlichen Mitarbeit und die Ökumene genannt sein.

Nach Stationen als Vikar in Erzingen im Klettgau, in Waldkirch im Breisgau und in Radolfzell kam Amann im April 1966 nach Sulz bei Lahr. Sein Prinzipal Dekan Rudolf Dauß war zu dieser Zeit bereits schwer krank, und Vikar Amann wurde nun in besonderer Weise in die Pflicht genommen. Als Dekan Dauß im Dezember 1968 starb, wurde Alfons Amann zum 24. Dezember 1968 zum Pfarrverweser ernannt. Da er sich in Sulz wohlfühlte, bewarb er sich um die Pfarrei und wurde zum 23. April 1969 zum Pfarrer ernannt. Bis 1984 blieb Pfarrer Amann in Sulz und bewarb sich dann auf die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Neuenburg, auf die er zum 1. August 1984 angewiesen wurde. Zugleich wurde er mit der Mitpastoration der Pfarrei St. Michael in Neuenburg-Grißheim betraut. Der gesundheitlich ohnehin nicht robuste Amann erkrankte jedoch bereits nach wenigen Monaten schwer und musste auf die Pfarrei verzichten. Nach seiner Genesung übernahm er zum 21. August 1985 die Pfarrei St. Zeno in Herrischried mit den Filialen Großherrischried, Hornberg, Niedergebisbach, Rütte und Wehrhalden. Mehr als zehn Jahre widmete er sich mit ganzer Kraft den ihm anvertrauten Gemeinden, bis ihn im Juli 1996 erneut eine Erkrankung zwang, die Verantwortung abzugeben. Er trat in den einstweiligen Ruhestand und lebte nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus fortan im Kloster St. Trudpert im Müntertal, wo er wieder zu Kräften kommen wollte. Bereits im Dezember desselben Jahres konnte er als Kooperator in den Pfarreien Schiltach, Schenkzell und Wittichen Aufgaben übernehmen. Zum 28. Februar 2002, nach einundvierzig Jahren im aktiven priesterlichen Dienst, trat er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand, den er in Herbolzheim und später im Wohnheim St. Johann in Freiburg verbrachte.

Pfarrer Ammans alemannische Herkunft machte sich besonders in jungen Jahren bemerkbar, als er nicht nur bedächtig, sondern auch verschlossen und wortkarg auf die Mitmenschen wirkte. Er war aber auch ein tief religiöser Mensch und wurde für sein bescheidenes Auftreten, seine ruhige Art und seine Zuverlässigkeit von den ihm anvertrauten Menschen und seinen Mitbrüdern gleichermaßen geschätzt: „*Grundsolide in seinem Dienst*“, bemerkte Dekan Paul Schäufele in seinem Visitationsbericht im Jahre 1984. Pfarrer Alfons Amann starb am 27. Juli 2013 in Freiburg und wurde am 3. August 2013 in seinem Heimatort Dogern beigesetzt. Jürgen Brüstle

Asal Walfried

Geb. 7. 4. 1936 in Todtnau-Schlechttau; Frühjahr 1955 Eintritt in die Gemeinschaft der Herz-Jesu-Priester und sechs Jahre Studium an der Hochschule der Herz-Jesu-Priester in Freiburg; ord. 6. 4. 1962 in Freiburg; Frühjahr 1962 bis Frühjahr 1963 katechetisches Jahr in Düsseldorf; 1963 bis 1964 Studium der Altphilologie in Bonn und Heidelberg; Februar 1967 Antrag auf Aufnahme in den Klerus der Erzdiözese Freiburg; 12. Januar 1968 Vikar in Meßkirch; 16. März 1971 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 20. 1. 1972 Pfarrvikar in Iffezheim; 1. 9. 1972 Pfarrverweser ebd.; 28. 1. 1973 Investitur ebd.; 1. 11. 1987 bis 20. 1. 1989 Mitpastoration von Rastatt-Wintersdorf; 1. 6. 2000 Mitpastoration von Rastatt-Wintersdorf (St. Michael); ab 2003 Mitpastoration von Rastatt-Ottersdorf; 31. 8. 2010 Ruhestand in Iffezheim; gest. 27. 11. 2013 in Iffezheim; beerd. 2. 12. 2013 in Iffezheim.

Walfried Asal wurde am 7. April 1936 in Schlechttau bei Todtnau im Schwarzwald geboren. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen, aber in einer religiösen Familie auf. Er besuchte zunächst die Volksschule in seiner Heimat, und sonst ereignete sich, so schrieb er später, „*nichts Nennenswertes*“ in seinem Leben. Allerdings hegte der Junge schon früh den Wunsch, Priester zu werden, und sein Heimatpfarrer Dr. Hermann König († 1989) sowie Vikar Pesch, selbst Herz-Jesu-Priester, ermunterten den Jungen, diesen Weg zu gehen. Die beiden Geistlichen baten den damaligen Theologiestudenten Ernst Steffi († 1996) aus Afersteg bei Todtnau, dem Jungen Lateinunterricht zu geben. Pfarrer König zerstreute die Bedenken von Vater Asal, er könne das Schulgeld für ein Gymnasium nicht aufbringen, und so verließ Walfried Asal mit zehn Jahren seine Heimat und zog nach Stegen, wo er die von Herz-Jesu-Priestern geleitete Schule besuchte und im Internat wohnte. Das Schulgeld wurde der Familie weitgehend erlassen. Nach sechs Jahren wechselte der Junge auf das Berthold-Gymnasium in Freiburg und durfte im Scholastikat der Herz-Jesu-Priester wohnen, „*ohne für Kost und Logis etwas bezahlen zu müssen*“. Nach dem Abitur im Jahre 1955 trat er in das Noviziat des Ordens, legte im darauffolgenden Sommer die ersten Gelübde ab und kehrte 1956 nach Freiburg zurück, um an der Hochschule der Herz-Jesu-Priester zu studieren. Im Jahre 1959 legte er die ewigen Gelübde ab, wurde am 6. April 1962 zum Priester geweiht und leistete anschließend ein freiwilliges katechetisches Jahr in Düsseldorf. Anschließend stellte ihn sein Orden frei für ein altphilologisches Zusatzstudium in Bonn und Heidelberg, das ihn auf seine künftige Tätigkeit als Lehrer für Latein und Griechisch an einem Gymnasium des Ordens vorbereiten sollte. Walfried Asal hatte aber bereits als Jugendlicher das Ziel gehabt, in der Seelsorge, mehr noch, in der ordentlichen Pfarrseelsorge seinen Dienst zu tun. Nach längerem Ringen stellte er im Jahre 1967 in Freiburg den Antrag auf Aufnahme in den Dienst der Erzdiözese. Sein Orden stellte ihn zunächst für eine Probezeit von drei Jahren frei, und so konnte Asal im Januar 1968 seinen Dienst als Vikar in Meßkirch antreten. Hier arbeitete er sich in die verschiedenen Bereiche der Seelsorge ein und hatte auch ein erhebliches Pensum an Religionsstunden an verschiedenen Schularten zu bewältigen. Sein Engagement und seine Arbeit fanden Anerkennung und er wurde am 16. März 1971 mit der Zustimmung des Ordens der Herz-Jesu-Priester in die Erzdiözese inkardiniert.

Als in Iffezheim Pfarrer Eugen Heitzmann erkrankte, wurde Walfried Asal als Pfarrvikar auf die Pfarrei angewiesen, um dort vorübergehend die Seelsorge zu über-

nehmen, und als Pfarrer Heitzmann schließlich aus dem Dienst ausschied, wurde Asal auf den 1. September 1972 zum Pfarrverweser bestellt. Später bewarb er sich um die Pfarrei, erhielt sie und wurde am 28. Januar 1973 investiert. Mehr als 37 Jahre wirkte Pfarrer Asal segensreich in der Gemeinde und der Region. Mehrmals übernahm er Verantwortung für Nachbarpfarreien, wenn dies notwendig wurde. Er engagierte sich im Dekanat als Definitor und Präses der Borromäusvereine, ferner als Seelsorger der Gehörlosen in den Dekanaten Baden-Baden und Murgtal – heute Dekanat Rastatt –; Letzteres bis zuletzt. In den Jahrzehnten in Iffezheim kümmerte er sich darüber hinaus um die baulichen Voraussetzungen der Seelsorge. Die Pfarrkirche St. Brigitta ließ er ebenso wie die Friedhofskapelle Maria Hilf innen und außen renovieren, den Kindergarten St. Martin erweitern, den Kindergarten St. Christophorus sanieren und in Wintersdorf und Ottersdorf ließ er ebenfalls notwendige Sanierungsarbeiten an Kirche und Pfarrhaus durchführen. Zum 1. September 2010 trat Pfarrer Asal in den Ruhestand, den er in Iffezheim verbrachte. Er half weiterhin in der Seelsorge aus, feierte mit den Iffezheimern sein 50-jähriges Priesterjubiläum und war bis zu seinem Tode aktiver Seelsorger. Nach all den Jahren hatte er nicht vergessen, was er dem Orden der Herz-Jesu-Priester verdankte und gründete mit seiner Haushälterin Frau Baier im Frühjahr 2012 die Emmaus-Stiftung Asal/Baier mit dem Ziel, den Priesternachwuchs in Gebieten, in denen der Orden wirkt, zu fördern und dort Suppenküchen und Tafelläden einzurichten. Pfarrer Walfried Asal starb am 27. November 2013 in Iffezheim und wurde dort am 2. Dezember 2013 beerdigt.

Jürgen Brüstele

De Brant Paul SAC

Geb. 12. 2. 1948 in Sint Niklaas/Belgien; ord. 14. 3. 1976 in Augsburg; Juni 1978 Kaplan in Durazno/Uruguay, ab 1982 Kaplan/Pfarrer in Montevideo; Frühjahr 2002 Rückkehr und Erholungszeit in St. Josef, Hersberg (Immenstaad); 20. November 2002 Kooperator in Friedrichshafen-Kluftern (St. Gangolf) und Markdorf-Bergheim (St. Jodokus); 1. 9. 2003 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Markdorf; gest. 26. 7. 2013 in Immenstaad; beerd. 1. 8. 2013 in Immenstaad.

Pater Paul De Brant SAC wurde am 12. Februar 1948 in Sint-Niklaas in Ostflandern geboren und später auf den Namen Paul Amatus Maria Christian getauft. Er hatte sechs Geschwister und wuchs in einer frommen katholischen Familie auf. In seiner Heimatstadt besuchte er die Volksschule und das Gymnasium bzw. das naturwissenschaftliche Rijkstechnisch Instituut. Im Jahre 1968 schloss er seine Ausbildung mit dem Abitur und dem Lizentiat in industrieller Chemie ab. Paul De Brant wollte jedoch Priester werden, und wie sein älterer Bruder Jozef trat er den Pallottinern bei. Er begann seine Ausbildung im Oktober 1968 in Untermerzbach bei Bamberg und legte am 4. Oktober 1970 die erste Profess ab. Nach dem Philosophiestudium in Untermerzbach studierte De Brant von 1971 bis 1975 Theologie an der Theologischen Hochschule in Vallendar. Am 14. September 1975 wurde er in der Pallottikirche im bayrischen Friedberg durch Weihbischof Rudolf Schmid zum Diakon geweiht und begann das Pastoraltheologische Studienjahr in der Gemeinde St. Elisabeth in Augsburg. Seine ewige Profess hatte er bereits am 11. Oktober 1974 in Rom abgelegt. Ebenfalls in Augsburg, in der Zwölf-Apostel-Kirche, wurde er am 14. März 1976

durch Bischof Manfred Gottschalk SAC aus Oudtshoorn/Südafrika zum Priester geweiht.

Es war schon früh Pater De Brants Wunsch gewesen, in der Mission in Uruguay tätig zu sein. Nach seiner Priesterweihe begann er, sich auf diese Tätigkeit vorzubereiten und reiste schließlich im Juni 1978 nach Durazno in Uruguay, wo er als Kaplan wirkte. Später wurde er nach Montevideo-Larrañaga geschickt und im Jahre 1984 als Pfarrer in die Pfarrei Santa Monica in Montevideo. Er sollte diese Pfarrei in einem Armenviertel auflösen. Hier arbeitete er in den folgenden Jahren und baute eine neue Pfarrei auf, San Vicente Pallotti. Neben der Sozialarbeit waren die katechetische Arbeit und die Jugendarbeit Schwerpunkte seiner Tätigkeit. Besondere Erwähnung verdient noch das Projekt „Talita Kumi“, das jungen, ungewollt schwangeren Mädchen und ihren Kindern zu helfen versuchte. Die schwere Arbeit zehrte an Pater De Brant, und auf seinen Wunsch hin riefen ihn seine Oberen im Frühjahr 2002 zurück nach Deutschland. Nach einer Erholungs- und Vorbereitungszeit in Friedberg ging er im Herbst 2002 in die Ordensniederlassung St. Josef, Hersberg (Immenstaad) und wirkte als Kooperator in den Pfarreien St. Gangolf in Friedrichshafen-Kluftern und St. Jodokus in Markdorf-Bergheim; ab September 2003 in der Seelsorgeeinheit Markdorf. Die letzten Jahre machte Pater De Brant eine schwere Erkrankung mehr und mehr zu schaffen. Er starb nach langer und schwerer Krankheit am 26. Juli 2013 und wurde am 1. August 2013 auf dem Friedhof von St. Josef, Hersberg, beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Eisemann Moritz, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 25. 7. 1926; Sommer 1943 bis 1949 Kriegseinsatz und Gefangenschaft; ord. 3. 6. 1962; 20. 6. 1962 Vikar in Baden-Baden (St. Josef); 1. 8. 1962 Vikar in Freiburg (Herz Jesu); 17. 10. 1962 Vikar in Freiburg (St. Konrad); 15. 11. 1966 Pfarrkurat in Niefern; 1. 2. 1980 Seelsorger im Städtischen Krankenhaus Mannheim; 16. 12. 1991 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 1. 1994 Ruhestand in Mannheim; August 1994 Ruhestand in Bad Schönborn; gest. 26. 5. 2013 in Bruchsal; beerd. 3. 6. 2013 in Bad Schönborn-Langenbrücken.

Moritz Eisemann ging viele Wege und Umwege, bis er seine Berufung, Gott und den Menschen zu dienen, leben konnte. Geboren wurde er im jugoslawischen Parabutsch als Sohn des Mechanikermeisters Moritz Eisemann und dessen Ehefrau Maria geb. Pichler. Er besuchte in seinem Heimatort die Volksschule, und da er den Wunsch äußerte, Geistlicher zu werden, schickten ihn seine Eltern danach an das Staatliche Serbische Realgymnasium in Sombor. Ein humanistisches Gymnasium gab es nicht. Da der Junge nun nicht mehr daheim wohnen konnte, nahmen ihm seine Eltern ein Zimmer bei einer Witwe, bei der er, wie er später schrieb, „nicht genügend erzieherische Einwirkung erfuhr“ und wo er die Möglichkeit hatte, „eigene Wege zu gehen“, die ihn von seinem ursprünglichen Ziel entfernten. Als er schließlich mit der „Deutschen Schülerschaft“ in Berührung kam, „einer politischen Organisation, die den Volkstumskampf zum Ziele hatte“, ließ er seinen Berufswunsch fallen. Er beendete seine vierte Realschulklasse in Sombor, wechselte nach Neu-Werbatz und schließlich ein Jahr später nach Bistritz in Siebenbürgen. Im Sommer 1943 wurde er in die Waffen-SS eingezogen, deren Geist ihn, wie er rückblickend feststellen musste,

ebenfalls beeinflusste. Frömmigkeit und Demut schienen ihm nun töricht und albern, auch wenn er zugleich merkte, dass seine neue Weltanschauung keinen Halt bot. Die Kraft und der Mut, sich das einzugestehen, fehlten ihm. Erst als er nach Kriegsende in russische Kriegsgefangenschaft geriet, in den bis dahin für ihn schwersten Stunden, spürte er im Gebet wieder Gottes Nähe und Geborgenheit und glaubte nun, seiner Berufung folgen zu können.

Als Moritz Eisemann im Mai 1949 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, ging er zu seinen Eltern nach Langenbrücken bei Bruchsal, wo diese nach der Vertreibung aus Jugoslawien eine neue Heimat gefunden hatten. Er trat im September 1949 in einen Kurs für Kriegsteilnehmer an der Kantschule in Karlsruhe ein und legte ein Jahr später die Reifeprüfung ab. Anschließend lernte er Griechisch, bestand im Sommersemester 1951 die Prüfung für das Graecum an der Universität Heidelberg und wurde zum Wintersemester 1951/52 Alumnus des Collegium Borromaeum in Freiburg. Nach dem Sommersemester 1952 schied er auf eigenen Wunsch aus dem Kurs aus, studierte in Tübingen Jura, um aber 1957 wieder zur Theologie zu wechseln, und er setzte dieses Studium im Sommer 1959 in Freiburg fort. Erneut bat er um Aufnahme in das Collegium Borromaeum – erfolgreich. Die Jahre des Zweifels und der Prüfung hatten aus Eisemann einen religiös erfahrenen und tiefen Menschen gemacht, und nach Abschluss seiner Studien in St. Peter wurde er zusammen mit 30 Mitbrüdern in Freiburg am 3. Juni 1962 durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Baden-Baden (St. Josef) folgten die Jahre als Vikar in Freiburg (Herz Jesu) und in Freiburg (St. Konrad), bis er im November 1966 als Pfarrkurat auf die Kuratie St. Marien in Niefern mit der Filiale Öschelbronn angewiesen wurde. Mit großem Einsatz gelang es Eisemann, eine lebendige Gemeinde aufzubauen, und es ist auch sein Verdienst, dass die Kuratie im Jahre 1986 zur Pfarrei erhoben werden konnte. Eisemann suchte allerdings nach dreizehn Jahren eine neue Herausforderung und wurde zum 1. Februar 1980 als Krankenhauseelsorger an das Städtische Krankenhaus in Mannheim angewiesen, eine Aufgabe, die seine Kräfte und seine Einsatzbereitschaft in besonderem Maße herausforderte. Erzbischof Oskar Saier würdigte Eisemanns Einsatz 1991, indem er ihn *„in Würdigung seines von hohem Verantwortungsbewußtsein und breitem seelsorgerlichem Einfühlungsvermögen gekennzeichneten Wirkens in der Pfarr- und Krankenseelsorge“* zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Schon seit einigen Jahren hatte Pfarrer Eisemann mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen, und so trat er zum 1. Januar 1994 in den Ruhestand, den er ab August 1994 in seiner zweiten Heimat Bad Schönborn-Langenbrücken verbrachte, wo er in der Region noch bis 2004 in der Seelsorge aushalf. Er starb am 26. Mai 2013 in Bruchsal und wurde am 3. Juni 2016, dem 54. Jahrestag seiner Priesterweihe, auf dem Friedhof in Bad Schönborn-Langenbrücken beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Friedl Walter Gottfried

Geb. 9. 9. 1916 in Zwittau/Böhmen; ord. 24. 12. 1939 in Breslau; 1939 bis 1946 Pfarrverweser in Großherrlitz/CSSR; 30. 9. 1946 Ausweisung in die spätere Bundesrepublik Deutschland; 1. 11. 1946 Pfarrvikar in Reichenbach bei Ettligen; 25. 12.

1946 Expositus in Langensteinbach; 1. 8. 1955 bis 12. 5. 1975 Pfarrkurat ebd.; 1. 5. 1977 Tischtitulant; Religionslehrer in Neuenbürg von Februar 1977 bis Juli 1983; 1. 3. 1984 Ruhestand in Karlsbad; gest. 9. 11. 2013 in Karlsbad.

Walter Friedl kam 1946 als Heimatvertriebener in die Erzdiözese Freiburg. Geboren wurde er am 9. September 1916 im ostböhmisches Zittau. In seiner Heimatdiözese Olmütz studierte er Theologie und wurde am 24. Dezember 1939 in Breslau für die Diözese Olmütz zum Priester geweiht. Anschließend war er in seiner Heimat als Priester tätig, zuletzt als Pfarrverweser in Großherrlitz. Im September 1946 wurden Friedl und seine Familie nach Westdeutschland ausgewiesen. Seine Eltern lebten fortan in Karlsruhe, er selbst wurde vom Erzbischöflichen Ordinariat als Pfarrvikar nach Reichenbach bei Ettlingen und schließlich als Expositus nach Langensteinach angewiesen. Mehr als dreißig Jahre blieb Friedl in Langensteinach, ab 1. August 1955 als Pfarrkurat. Aber so richtig kam er in seiner neuen Heimat wohl nie an. Die Jahre waren geprägt von Auseinandersetzungen mit Gemeindemitgliedern, Mitbrüdern im Dekanat und auch mit dem Ordinariat. Um sich über seine weitere Lebensplanung klar zu werden, ließ er sich im Mai 1975 von seinen Aufgaben entpflichten und bezog vorübergehend den Tischtitel. Von Februar 1977 bis Juli 1983 arbeitete Friedl als Religionslehrer in Neuenbürg nahe Pforzheim. Zum 1. März 1984 versetzte ihn Erzbischof Oskar Saier in den Ruhestand, den Friedl in Karlsbad unweit Karlsruhe verbrachte. Dort starb er am 9. November 2013. Jürgen Brüstle

Hüssler Georg, Dr. theol., Apostolischer Protonotar, Präsident des Deutschen Caritasverbandes

Geb. 7. 7. 1921 in Einöd an der Saar; ab 1939 Medizinstudium in Montpellier, Heidelberg, Freiburg und Straßburg; ab Oktober 1942 Sanitätssoldat in Afrika und Rumänien; August 1944 russische Kriegsgefangenschaft, Flucht; 8. 11. 1944 Internierung im Vatikan; ab 1946 Theologiestudium in Rom als Student des Collegium Germanicum Hungaricum; ord. 10. 10. 1951 in Rom; 12. 11. 1952 Vikar in Mannheim (Herz Jesu); 20. 10. 1954 Promotionsstudium in Rom (Gregoriana); 1957 Dr. theol. in Rom; Juli 1957 Assistent beim Deutschen Caritasverband (DCV) in Freiburg; 1959 Generalsekretär des DCV; 29. 9. 1965 Päpstlicher Geheimkämmerer; Oktober 1969 Präsident des DCV (bis 1991); 20. 11. 1969 Prälat; Mai 1975 Präsident von Caritas Internationalis (bis 1983); 12. 12. 1981 Apostolischer Protonotar; 1986 Subsidar in Freiburg (Hl. Dreifaltigkeit); 1. 10. 1991 Ruhestand in Freiburg; 1991 Ehrenpräsident des DCV; 1991 Ehrenbürger der Stadt Freiburg; gest. 14. 4. 2013 in Freiburg; beerd. 22. 4. 2013 in Freiburg (Hauptfriedhof, Caritasgräberfeld).

Es ist kaum möglich, in einem kurzen Text das spannende und reiche Leben von Georg Hüssler angemessen zu würdigen. Er selber wusste sehr gut, dass er viel mehr über Leben und Werk zu erzählen hatte als ein „normaler“ Priester: Bei seiner Verabschiedung als Präsident des Deutschen Caritasverbands 1991 fand er bei seinen Dankesworten fast kein Ende, so sehr sprudelten aus ihm Geschichten und Anekdoten aus seiner langen Zeit im Dienst der Caritas heraus. Ich habe ihn eigentlich erst in seinem Ruhestand kennengelernt, beim gelegentlichen gemeinsamen Mittagessen in der Kantine des Lorenz-Werthmann-Hauses, und habe ihn dabei als begnadeten Erzähler und immer anregenden Gesprächspartner erlebt.

Georg Hüssler war kein Freiburger „Eigengewächs“, stammte nicht aus dem Erzbistum, auch wenn er Baden durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden war. Mit Recht wurde er in Würdigungen wegen seiner Kontakte und Reisen in alle Erdteile immer wieder als „Weltbürger“ apostrophiert: Schon seine Kindheit und Jugend changierten zwischen Deutschland und Frankreich; sein Vater war Elsässer, seine Mutter Badenerin. Geboren 1921 im nach dem Ersten Weltkrieg französisch besetzten Saarland, wuchs er seit 1928 im Elsass auf, wo er nach dem Abitur in Straßburg ein Medizinstudium begann. 1942 wurde er von der Wehrmacht zum Sanitätsdienst eingezogen und geriet in Rumänien in russische Gefangenschaft, aus der ihm die Flucht gelang. Er konnte sich auf abenteuerlichen Wegen bis nach Italien durchschlagen und fand wie andere Kriegsgefangene schließlich im Vatikan Unterschlupf. Die Kriegserlebnisse lieferten Hüssler den Anstoß, vom Mediziner zum Theologen zu werden und sich für den priesterlichen Dienst zu entscheiden. Er studierte von 1946 bis 1952 als Alumne des Collegium Germanicum et Hungaricum an der Päpstlichen Universität Gregoriana Philosophie und Theologie und wurde (übrigens zusammen mit Helmut Riedlinger, dem späteren Freiburger Dogmatiker) am 10. Oktober 1951 in Rom für das Erzbistum Freiburg zum Priester geweiht.

Es folgten zwei Kaplansjahre im Erzbistum (1952 bis 1954 in Mannheim [Herz Jesu]), bevor er wieder zum Promotionsstudium nach Rom zurückkehrte. Hüssler wurde 1957 mit einer moraltheologischen Arbeit bei dem deutschen Jesuiten Gustav Gundlach promoviert. Unmittelbar danach begann die Laufbahn in der Caritas: Zuerst als Assistent im Generalsekretariat des Deutschen Caritasverbands, dann 1959 als dessen Generalsekretär und schließlich von 1969 bis 1991 als Präsident des Deutschen Caritasverbandes, des größten deutschen Wohlfahrtsverbands. 1975 wurde er zusätzlich zum Präsidenten von Caritas Internationalis, der 1951 unter Papst Pius XII. gegründeten weltweiten Vereinigung der nationalen Caritasorganisationen, gewählt und hatte dieses Amt bis 1983 inne. Schon als Promovend in Rom war Georg Hüssler im Zusammenhang mit der Gründung von Caritasverbänden in Lateinamerika in Afrika und Asien engagiert gewesen; Anfang der 60er-Jahre hatte er bei der Gründung der algerischen Caritas mitgeholfen, sein erster großer Auslandseinsatz.

In seine Amtszeit in der Führung des Deutschen Caritasverbands fielen neben den vielen verbandsinternen Leitungsaufgaben, regelmäßigen Gesprächen mit staatlichen Stellen über sozialpolitische Themen und Repräsentationspflichten immer wieder Reisen in diverse Kriegs- und Krisenregionen – als „*Reisenden in Sachen Nächstenliebe*“ charakterisierte ihn ein seiner Lebensgeschichte gewidmetes Buch. Neben Algerien sind hier besonders Vietnam und Nigeria zu nennen: In Hanoi vereinbarte Hüssler 1967 während des mörderischen Vietnamkriegs mit dem nordvietnamesischen Führer Hô Chí Minh humanitäre Maßnahmen, in Nigeria bemühte er sich während der kriegerischen Auseinandersetzung um die Unabhängigkeit Biafras um Hilfen der Caritas für die Kriegsoffer. In seiner Festansprache anlässlich des 90. Geburtstags von Georg Hüssler sprach der Theologe Peter Hünermann (Tübingen) im Blick auf die einschlägigen Aktivitäten des Jubilars von einer „*neuen Gestalt kirchlicher, christlicher Präsenz und Arbeit in einer weltweiten Form*“.

Wichtige Anliegen waren Hüssler auch der jüdisch-christliche Dialog und die Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen. So unterstützte er den von Gertrud Luckner zur Förderung eines erneuerten Verhältnisses zwischen Juden und Christen nach der Shoa gegründeten „Freiburger Rundbrief“ und gehörte zu den maßgeb-

lichen Initiatoren des „Maximilian-Kolbe-Werks“, das KZ-Überlebende vor allem aus Polen unterstützt; von 1973 bis 1991 war er dessen Vizepräsident. Zur Zeit der deutschen Teilung war Georg Hüssler auch intensiv um den Kontakt zur Caritasarbeit in der ehemaligen DDR bemüht.

Georg Hüssler ist auch aus der Entwicklung des Ständigen Diakonats in der katholischen Kirche nicht wegzudenken. Er war an den entsprechenden Überlegungen und Planungen vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil maßgeblich beteiligt und war nach der Wiedereinführung des Ständigen Diakonats durch das Konzil ein Motor der Internationalen Studienkonferenz über den „Diakon in Kirche und Welt von heute“, die im Oktober 1965 in Rom stattfand. Die Studienkonferenz beschloss die Gründung eines Zentrums für die theoretischen und praktischen Fragen des neuen Amtes: Georg Hüssler wurde der erste Vorsitzende des beim Deutschen Caritasverband angesiedelten internationalen Diakonatszentrums.

Die Liste der staatlichen wie kirchlichen Auszeichnungen, die Georg Hüssler verliehen wurden, ist lang; erwähnt sei nur die Ehrenbürgerschaft der Stadt Freiburg. Ungeachtet aller Ehrungen ist Hüssler ein bescheidener und unpräntiöser Mensch geblieben, von hoher Spontaneität und menschlicher Zugewandtheit. Sein spirituelles Fundament hatte er in der Bewegung, die aus den Impulsen von Charles de Foucauld (1858–1916) entstand – übrigens einem gebürtigen Straßburger. Hüssler lernte die Priestergemeinschaft Charles de Foucauld während des Studiums in Rom kennen und trat ihr 1956 bei.

Ulrich Ruh

Kalka Reinhold (P. Konrad OCSO)

Geb. 18. 5. 1932 in Pforzheim; 6. 1. 1950 Noviziat im Kloster Mariawald, Heimbach; 6. 1. 1952 zeitliche Profess; 6. 1. 1955 feierliche Gelübde; 1954 Hausabitur in Kloster Mariawald und Theologiestudium; ord. 19. 3. 1959 in Kloster Mariawald. Danach verschiedene Aufgaben im Kloster; 1. 10. 1978 Vicarius Cooperator in Pforzheim-Brötzingen (St. Antonius); 4. 9. 1979 Pfarradministrator in Geisingen-Leipferdingen mit Geisingen-Aulfingen; 22. 10. 1981 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 13. 8. 1984 Pfarrer in Geisingen-Leipferdingen, Geisingen-Aulfingen und Geisingen-Kirchen-Hausen; gest. 1. 8. 2013 in Singen; beerd. 8. 8. 2013 in Geisingen-Leipferdingen.

Reinhold Kalka wurde am 18. Mai 1932 als drittes Kind der Eheleute Alois Kalka und Maria Luise, geb. Beihofen in Pforzheim geboren. Als der Junge im Jahre 1939 eingeschult wurde, wurde der Vater zum Sanitätsdienst an der West- und später an der Ostfront eingezogen, so dass die Mutter sich die folgenden Jahre weitgehend allein um die Kinder kümmern musste. Kalka wusste schon als Kind, dass er einmal Priester werden wollte und deshalb schickten ihn seine Eltern 1946 in das Spätberufenseminar zu den Pallottinern nach Bruchsal, von wo er 1947 mit dem ganzen Kurs nach Immenstaad verlegt wurde. Reinhold Kalka tat sich aber schwer in Immenstaad, kehrte bereits nach einem Jahr nach Bruchsal zurück und ging schließlich 1949 nach Mariawald zu den Trappisten. Dort schloss er seine Gymnasialstudien ab, legte 1955 die feierlichen Gelübde ab und nahm den Namen Konrad an. Nach dem Theologiestudium wurde er in der Abteikirche des Trappistenklosters Mariawald am 19. März 1959 durch den Aachener Weihbischof Friedrich Hünermann zum Priester

geweiht und übernahm in den folgenden Jahren zahlreiche Aufgaben im Kloster. So hatte er das Amt des Hauptkantors inne, betreute die umfangreiche Klosterbibliothek und war mit der Verwaltung der Kloster gaststätte betraut.

Nach reiflicher Überlegung und mit Zustimmung seines Abtes bat Pater Konrad Kalka OCSO im Sommer 1978 um Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg. Erzbischof Oskar Saier war bereit, Kalka für zunächst drei Jahre aufzunehmen, und am 1. Oktober 1978 trat dieser seinen Dienst als Kooperator in der Pfarrei Pforzheim-Brötzingen an. Nachdem er sich als Kooperator bewährt hatte, wurde Pater Konrad als Pfarradministrator auf die Pfarrei St. Michael in Geisingen-Leipferdingen angewiesen und sollte von dort zugleich St. Nikolaus in Geisingen-Aulfingen mit betreuen. Durch seine Empathie und seine tiefe Spiritualität erwarb sich Pater Konrad rasch die Achtung seiner Pfarrangehörigen und seiner Mitbrüder im Dekanat Donaueschingen. Erzbischof Oskar Saier kam daher gerne Kalkas Wunsch nach und inkardinierte diesen am 22. Oktober 1981 in die Erzdiözese Freiburg. Zu diesem Zeitpunkt nahm Kalka seinen alten Namen Reinhold wieder an.

Am 13. August 1984 wurde Pfarrverweser Kalka zum Pfarrer der Pfarreien St. Michael in Geisingen-Leipferdingen, St. Marien in Geisingen-Kirchen-Hausen und St. Nikolaus in Geisingen-Aulfingen ernannt. Hier wirkte Pfarrer Kalka viele Jahre, und auch als er über achtzig war, dachte er nicht daran, sich zurückzuziehen. Er starb in hohem Alter, aber gleichwohl unerwartet, am 1. August 2013 an einer Herzerkrankung, die er bereits überwunden glaubte. Er wurde am 8. August 2013 in Geisingen-Leipferdingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Kijowski Richard, Dr. Dr.

Geb. 6. 3. 1931 in Chroszczütz/Chróścice (Schlesien); ord. 20. 6. 1954 in Oppeln; 1954 Kaplan in Neustadt/Prudnik; 1955 Kaplan in Hindenburg/Zabrze (St. Anna); 1957 hauptberuflicher Religionslehrer in Oppeln; 1959 Pfarrer in Zalesie Śląskie; 1972 Pfarrer in Rudno, Śląskie, und Studium der Naturwissenschaften und der Theologie in Warschau und Krakau, 22. 5. 1975 Promotion; 1977 Studium der Philosophie und Pädagogik in Wien, 19. 12. 1979 Promotion; 10. 2. 1980 Professor in Oppeln und Neißة, ab 1981 zusätzlich Dozent am Missionsseminar der Steyler Missionare in Neißة und an der Filiale der Katholischen Universität Lublin in Oppeln; 26. 9. 1990 Pfarradministrator in Mannheim-Feudenheim (St. Peter und Paul); 15. 10. 1990 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 13. 2. 1991 Pfarradministrator in Wiesloch-Baiertal (St. Gallus); 10. 10. 1997 Kooperator in Mannheim-Käfertal (St. Laurentius und St. Hildegard); 1. 5. 2001 Ruhestand in Mannheim; 7. 4. 2006 Ruhestand in Wadersloh-Diestedde; gest. 30. 7. 2013 in Wadersloh-Diestedde; beerd. 5. 8. 2013 in Chroszczütz.

Richard Kijowski wurde am 6. März 1931 im oberschlesischen Chroszczütz geboren, das bis 1945 auch Rutenau hieß. Seine Eltern waren der Maurer Rochus Kijowski und dessen Ehefrau Florentine, geb. Gallus. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Heimatort wechselte Kijowski auf das Hindenburg-Realgymnasium in Oppeln und nach Kriegsende auf das Zweite Gymnasium in Oppeln, wo er 1949 die Reifeprüfung ablegte. Noch im Jahre 1949 fand der junge Mann Aufnahme in das Priesterseminar Oppeln-Neißة und absolvierte dort sein philosophisch-theologi-

ches Studium. Am 20. Juni 1954 wurde er in Oppeln zum Priester geweiht und war fortan als Kaplan in Neustadt/Prudnik und Hindenburg/Zabrze in Oberschlesien tätig. Danach wurde er zwei Jahre als hauptberuflicher Religionslehrer an Gymnasien in Oppeln eingesetzt, bis er 1972 als Pfarrer nach Rudno ging. Neben seiner seelsorgerlichen Tätigkeit studierte Pfarrer Kijowski an der Katholischen Akademie der Theologie in Warschau und der Theologischen Fakultät der Hochschule in Krakau Naturwissenschaften und Theologie. In Krakau erwarb er das Lizenziat und wurde am 22. Mai 1975 zum Dr. theol. promoviert. In den Jahren 1977 bis 1979 studierte Kijowski nun in Wien die Fächer Pädagogik und Philosophie und schloss diese Ausbildung am 19. Dezember 1979 mit der Promotion zum Dr. phil. ab. Ab 1980 lehrte Kijowski in Oppeln/Neiße am Priesterseminar und ab 1981 zusätzlich am Missionsseminar der Steyler Missionare in Neiße und an der Filiale der Katholischen Universität Lublin in Oppeln. Themenschwerpunkte seiner Lehrtätigkeit waren unter anderem die Geschichte der Philosophie, Naturphilosophie, die Philosophische Gotteslehre, Grenzfragen der Naturwissenschaften und die Erkenntnistheorie. Wissenschaftlich beschäftigte er sich in besonderem Maße mit Martin Heidegger und der Dialogphilosophie und publizierte zu diesen Themen Aufsätze.

Nach Abschluss des akademischen Jahres 1989/90 bat Pfarrer Kijowski seinen Bischof um die Entbindung von allen Pflichten und um die Erlaubnis, nach Deutschland übersiedeln zu dürfen. Wenig später bat er Erzbischof Oskar Saier um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg. Als Begründung gab Kijowski lediglich seine „deutsche Gesinnung und die sich verhärtende Unmöglichkeit, mit dem polnischen Chauvinismus fertigzuwerden“ an, ohne dies zu erläutern. Tatsächlich verbrachte Pfarrer Kijowski seit 1978 seine Ferien in Mannheim und half dort in der Seelsorge aus. Eine Verbindung zum Erzbistum Freiburg bestand also schon seit geraumer Zeit. Da beide Bischöfe nichts gegen Kijowskis Wechsel einzuwenden hatten, konnte dieser bereits im Oktober 1990 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert werden.

Von September 1990 bis Februar 1991 wirkte Kijowski als Pfarradministrator und Krankheitsvertretung in Mannheim-Feudenheim (St. Peter und Paul) und wechselte dann nach Wiesloch-Baiertal (St. Gallus). Im Oktober 1997 ging Kijowski als Koperator nach Mannheim-Käfertal (St. Laurentius und St. Hildegard) und wurde zum 1. Mai 2001 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt, den er zunächst in Mannheim und ab April 2006 in Wadersloh-Diestedde verbrachte. Dort starb er am 30. Juli 2013 und wurde am 5. August 2013 in seiner Geburtsstadt Chroszczütz (Rutenau) beigesetzt. Jürgen Brüstle

Krattenmacher Eugen, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 21. 6. 1927 in Tübingen; 1944 bis 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 18. 7. 1950 Abitur in Bruchsal; 8. 9. 1950 bis 24. 8. 1951 Noviziat in der Erzabtei St. Ottilien; 1953 Studium an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg; 1955 I. Prüfung für das Lehramt; 1958 II. Prüfung für das Lehramt; 1955 bis 1961 Lehrer am Jugenddorf Klinge; 1961 Theologiestudium in Freiburg; Dezember 1965 bis 31. Juli 1966 katechetisches Praktikum in Radolfzell (St. Meinrad); ord. 11. 6. 1967 in Pforzheim; 28. 6. 1967 Vikar in Vertretung in Neckarbischofsheim; 1. 8. 1967 Vikar in Seckach-Klinge (St. Bernhard); 5. 9. 1967 Vikar in Offenburg (Hl. Kreuz); 15. 7. 1969 bis 3. 11.

1995 Rektor im Kinderheim St. Kilian in Walldürn; 5. 5. 1983 Geistlicher Rat; 4. 11. 1995 Seelsorger bei den Mällersdorfer Schwestern am Kinderheim in Walldürn; 1. 7. 1997 Ruhestand in Osterburken-Schlierstadt; 10. 8. 2001 bis 30. 9. 2001 Pfarradministrator in Vertretung in Osterburken, Schlierstadt, Rosenberg und Seckach-Klinge; 1. 1. 2002 bis 31. 12. 2006 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Osterburken; 30. 1. 2007 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 31. 10. 2013 in Buchen-Waldhausen; beerd. 8. 11. 2013 in Walldürn.

Eugen Krattenmacher wurde am 21. Juni 1927 als Sohn der ledigen Hausangestellten Rosa Krattenmacher im Universitätskrankenhaus in Tübingen geboren, und dort blieb der Junge bis zu seinem zweiten Lebensjahr. Dann brachte ihn seine Mutter in das Städtische Waisenhaus in Pforzheim, wo er bis 1934 lebte. In diesem Jahr trat er in die Volksschule ein und wurde von einer, wie er schrieb, „*gut katholischen Familie aufgenommen*“. Er fühlte sich in der Familie wohl und hatte zu seinen Pflegeeltern ein gutes Verhältnis. Umso mehr traf es ihn, als sie 1945 bei einem Bombenangriff ums Leben kamen. Krattenmacher begann nach der Volksschule eine Ausbildung zum technischen Zeichner, die er jedoch nicht abschließen konnte, da er 1944 zur Wehrmacht eingezogen wurde, in Italien kämpfen musste und in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. In dieser schweren Zeit war sein bereits früher gehegter Wunsch, Priester zu werden, wieder wach geworden, und nach seiner Rückkehr nach Deutschland trat er zu Beginn des Jahres 1946 in die Obertertia des St. Paulusheims in Bruchsal ein. Im Jahre 1950 legte er dort das Abitur ab.

Aufgrund seiner unehelichen Geburt glaubte Krattenmacher, kein Weltpriester werden zu können und gegen den entschiedenen Willen seiner Mutter trat er im September 1950 in das Noviziat der Benediktiner von St. Ottilien ein. Es sollte sich jedoch herausstellen, dass das Leben als Ordenspriester nicht der richtige Weg für ihn war. Im Sommer 1953 nahm er schließlich ein Studium am Pädagogischen Institut in Heidelberg auf und legte bereits 1955 die I. Prüfung für das Lehramt an Volksschulen ab. Auf Empfehlung eines Dozenten kam Krattenmacher an die Hauptschule im Jugenddorf Seckach-Klinge, wo er 1958 erfolgreich die II. Prüfung für das Lehramt mit der Berufsbezeichnung Hauptlehrer ablegte und auch danach unterrichtete. Im Februar 1961, nach reiflicher Überlegung, bewarb er sich um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg und studierte Theologie in Freiburg. Auf eigenen Wunsch absolvierte er von Dezember 1965 bis Juli 1966 ein katechetisches Praktikum in St. Meinrad in Radolfzell, kehrte nach Freiburg zurück, schloss seine Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter ab und wurde am 11. Juni 1967 mit fünf weiteren Diakonen durch Erzbischof Hermann Schäufele in der Pfarrkirche St. Franziskus in Pforzheim zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretungszeit in Neckarbischofsheim wurde Krattenmacher zum 1. August 1967 als Vikar zunächst nach St. Bernhard in Seckach-Klinge angewiesen und einen Monat später nach Hl. Kreuz in Offenburg, wo er nahezu zwei Jahre blieb. An der Eignung Krattenmachers zum Priesterberuf und Pädagogen bestanden keine Zweifel, und so wurde er zum 15. Juli 1969 zum Rektor des Erzbischöflichen Kinderheims St. Kilian in Walldürn ernannt. Unter Rektor Krattenmachers Leitung erfuhr die Einrichtung eine grundlegende bauliche Sanierung, aber bedeutender war noch, dass er das Kinderheim auch im Bereich des Erzieherischen auf den neuesten Stand brachte. Seine hervorragende Arbeit erregte Aufmerksamkeit und brachte die Anerkennung der staatlichen Stellen, vom Jugendamt bis zum

Justizministerium Baden-Württemberg. Erzbischof Oskar Saier würdigte Rektor Krattenmachers Leistung im Mai 1983 und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Im April 1986 folgte die Ernennung zum Schuldekan des Dekanats Buchen, ein Amt, das er nach drei Jahren aus gesundheitlichen Gründen – er hatte zu diesem Zeitpunkt bereits zwei Herzoperationen hinter sich – niederlegte. Seiner Arbeit im Heim widmete er sich weiter mit ganzer Kraft und betreute auch die dort arbeitenden Franziskanerinnen seelsorgerlich.

Im Jahre 1994 feierte Rektor Krattenmacher das 25-jährige Jubiläum seiner Tätigkeit als Leiter des Erzbischöflichen Kinderheims St. Kilian und wurde aus diesem Anlass von der Erzdiözese Freiburg für seine herausragenden Dienste mit der Konradsplakette ausgezeichnet. Aber der langjährige und unermüdliche Einsatz hatte seinen Tribut gefordert, und im Herbst 1995 musste er auf dringenden ärztlichen Rat von seinem Amt zurücktreten. Fortan oblag ihm noch die seelsorgerliche Betreuung der Mallersdorfer Schwestern, eine Aufgabe, die er bis zu seiner Pensionierung wahrnahm. Diese erfolgte im Sommer 1997, doch Eugen Krattenmacher betreute auch weiterhin den Konvent der Schwestern im Kinderheim. Er zog zunächst nach Osterburken-Schlierstadt, wo er aushalf, wann immer er gebraucht wurde, auch als ein Pfarradministrator i.V. für Osterburken, Schlierstadt, Rosenberg und Seckach-Klinge benötigt wurde. Von Januar 2002 bis Dezember 2006 wirkte er dann wieder als Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Osterburken. Anschließend zog er nach Buchen-Waldhausen in das von der Caritas betriebene Alten- und Pflegeheim St. Josef, wo er bis zu seinem Tod am 31. Oktober 2013 blieb. Er wurde am 8. November 2013 auf dem Friedhof in Walldürn beerdigt.

Jürgen Brüstle

Linz Alois

Geb. 1. 3. 1923 in Neusatz; 15. 7. 1942 bis 20. 4. 1945 Wehrmacht; 20. 4. 1945 bis 5. 3. 1947 französische Kriegsgefangenschaft; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 24. 7. 1953 Vikar in Bad Dürkheim; 1. 10. 1953 Vikar in Untergrombach; 10. 12. 1953 Vikar in Leipferdingen; 1. 3. 1954 Vikar in Bräunlingen; 6. 10. 1954 Vikar in Bühl (Klettgau); 9. 11. 1954 Vikar in Freiburg-Haslach (St. Michael); 30. 4. 1957 Vikar in Mörsch b.E.; 6. 5. 1958 Vikar in St. Trudpert; 2. 12. 1959 Pfarrverweser in Aach-Linz und Mitpastoration von Aftholderberg; 14. 5. 1961 Investitur in Aach-Linz; 29. 5. 1968 Pfarrer in Steinach i.K.; 30. 6. 1968 Investitur ebd.; November 1973 Mitpastoration von Welschensteinach; 7. 12. 1977 Pfarrverweser in Vogtsburg-Oberrotweil; 1. 4. 1979 Mitpastoration von Oberbergen; 20. 5. 1979 Investitur in Vogtsburg-Oberrotweil; 1. 12. 1987 Ruhestand in Ottersweier-Unzhurst und Subsidiar in der Pfarrei Ottersweier-Unzhurst; 1. 2. 2007 Ruhestand im Erich-Burger-Heim in Bühl; gest. 17. 11. 2013 ebd.; beerd. 22. 11. 2013 in Bühl-Neusatz.

Alois Linz wollte schon früh Priester werden, aber zunächst war seine Jugend zu einem großen Teil durch den Zweiten Weltkrieg bestimmt. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Heimatort wechselte er zu Ostern 1938 auf das Gymnasium in Rastatt, wo er im Erzbischöflichen Konvikt untergebracht war. Aber nach Kriegsausbruch im Jahre 1939 wurde er nach Heidelberg geschickt, ein halbes Jahr später schließlich auf das Gymnasium nach Konstanz, wo er im Konradihaus lebte. Am 15. Juli 1942 wurde er zur Wehrmacht einberufen, war beinahe drei Jahre Soldat und

musste bei Kriegsende zwei Jahre in französischer Gefangenschaft verbringen. Als er zurückkehrte, schloss er bei den Pallottinern im Paulusheim zu Bruchsal seine unterbrochene schulische Ausbildung ab.

Nach dem Studium in Freiburg und München sowie der pastoralpraktischen Ausbildung in St. Peter im Schwarzwald wurde Alois Linz am 31. Mai 1953 mit 37 weiteren Diakonen in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. Nicht zuletzt, weil man davon ausging, er werde überall zurechtkommen, setzte man den Jungpriester da ein, wo er gebraucht wurde. Das bedeutete auch, dass er bei einer Erkrankung des Pfarrers über Wochen und Monate die Pfarrei als Vikar alleine verwaltete. Bad Dürnheim, Untergrombach, Leipferdingen, Bräunlingen, Bühl (Klettgau), Freiburg-Haslach (St. Michael), Mörsch b. E. und St. Trudpert waren die Stationen seiner Vikarszeit. Zum 2. Dezember 1959 wurde Alois Linz als Pfarrverweser nach Aach-Linz angewiesen, wo er auch Aftholderberg mit zu versorgen hatte. Am 14. Mai 1961 wurde er auf die Pfarrei investiert. Mehr als acht Jahre wirkte Pfarrer Linz segensreich in den ihm anvertrauten Pfarreien und half mit, den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Gemeinden zu tragen. Über seine Gemeinden hinaus setzte er sich als Bezirkspräses für den Auf- und Ausbau der Pfarrbüchereien ein. Nach mehr als acht Jahren in Aach-Linz und Aftholderberg wechselte er auf eigenen Wunsch auf die Pfarrei Hl. Kreuz in Steinach i. K. und übernahm ein Jahr später auch die Pastoration der Nachbarpfarrei St. Peter und Paul in Steinach-Welschensteinach. Neun Jahre später ging er an den Kaiserstuhl, nach Vogtsburg-Oberrotweil, wo er auch Oberbergen seelsorgerlich zu versorgen hatte. In den folgenden Jahren machten sich gesundheitliche Probleme bemerkbar, so dass Pfarrer Linz Ende 1987 um seine Zuruhesetzung bat, was ihm zum 30. November 1987 bewilligt wurde. Er verbrachte seinen Ruhestand in Ottersweier-Unzhurst, wo er bereitwillig als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. Nach zwanzig Jahren, zum 1. Februar 2007, zog Pfarrer Linz in das Erich-Burger-Heim in Bühl. Seine Gesundheit machte dies erforderlich, aber auch hier wirkte er noch bis zuletzt in der Seelsorge mit. Die heilige Messe am 17. November 2013 wollte er noch feiern, er starb jedoch in den frühen Morgenstunden. Am 22. November 2013 wurde er im Familiengrab auf dem Friedhof in Bühl-Neusatz beigesetzt. Jürgen Brüstle

Litterst Hermann, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 23. 11. 1929 in Zell-Weierbach; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in Weingarten bei Offenburg; 3. 8. 1955 Vikar in Renchen; 14. 12. 1955 Vikar in Konstanz (St. Gebhard); 5. 5. 1959 Vikar in Untersimonswald; 1. 9. 1959 Vikar in Hausach; 3. 11. 1961 Pfarrverweser in Bachheim; Juli 1962 Mitpastoration von Unadingen; 12. 3. 1963 Pfarrer in Unadingen; 28. 4. 1963 Investitur ebd.; 8. 8. 1977 Pfarrer in Löffingen (St. Michael); 9. 10. 1977 Investitur ebd.; 8. 6. 1977 Dekan des Dekanats Neustadt (Wiederernennung 28. 9. 1983, 5. 12. 1989 und 23. 11. 1995); 1. 9. 1979 Mitpastoration von Löffingen-Göschweiler; 17. 12. 1982 Geistlicher Rat; August 1986 Mitpastoration von Löffingen-Reiselfingen (bis 11. 9. 1990); 1. 8. 1990 Mitpastoration von Löffingen-Bachheim und Löffingen-Unadingen (bis 11. 9. 1990); 15. 12. 1994 Mitpastoration von Stegen-Eschbach (St. Jakobus) bis 20. 12. 1995; 1. 9. 1999 Ruhestand in Zell-Weierbach (Offenburg); 14. 7. 2004 Ruhestand in Offenburg

(Vinzentiushaus); gest. 18. 10. 2013 in Offenburg; beerd. 24. 10. 2013 in Zell-Weierbach.

Hermann Litterst wurde in Zell-Weierbach am 23. November 1929 als fünftes Kind des Franz Litterst und seiner Frau Elisabeth, geb. Sälinger, geboren. Letztgenannte war eine Schwester des 1975 verstorbenen Pfarrers Anton Sälinger. Wie seine älteren Geschwister musste auch Hermann Litterst früh in der elterlichen Landwirtschaft mithelfen. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Heimatdorf wechselte der Junge in die Sexta des humanistischen Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg, wo er im Jahre 1950 die Reifeprüfung ablegte. Er fand Aufnahme im Freiburger Collegium Borromaeum und studierte Philosophie und Theologie, *„unauffällig, sehr fleißig, zuverlässig und gediegen“*, wie im Skrutinialbericht zu lesen steht. Dazu war Litterst stets bereit, sich *„bereitwillig in den Dienst der Gemeinschaft“* zu stellen und *„uneigennützig und mit selbstverständlicher Treue seine Aufgaben“* zu erfüllen. Diese Charaktereigenschaften sollte der junge Mann auch in späteren Jahren zur Freude seiner Prinzipale an den Tag legen. Am 5. Juni 1955 wurden Hermann Litterst und 35 Mitbrüder in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter im Schwarzwald von Weihbischof Hermann Schäufele zu Priestern geweiht.

In den folgenden Lehr- und Wanderjahren sammelte Litterst Erfahrungen in der praktischen Seelsorge und in der Verwaltungsarbeit. Zum 3. November 1961 wurde ihm seine erste eigenverantwortliche Stelle angewiesen, als Pfarrverweser in Bachheim im Dekanat Neustadt. Im Frühjahr 1963 wurde Litterst als Pfarrer auf die Pfarrei Unadingen investiert, die er von Bachheim aus schon geraume Zeit mitversorgt hatte. Er bezog das Pfarrhaus in Unadingen und versorgte weiterhin beide Pfarreien. Es waren wechselvolle Jahre, in denen es galt, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Gemeinden umzusetzen. Das konnte für einen Pfarrer ein Ringen um den richtigen Weg bedeuten, bei dem es galt, zwischen den verschiedenen Richtungen zu vermitteln und die Menschen mitzunehmen – und dabei trotzdem eine klare Position zu beziehen. Vierzehn Jahre später, nach dem überraschenden Tod des Löffinger Pfarrers Karl Weickhardt, verzichtete Pfarrer Litterst auf die Pfarrei Unadingen, und es wurde ihm im August 1977 die Pfarrei Löffingen verliehen. Er genoss hohes Ansehen in seiner Pfarrei, was sich unter anderem an dem hohen Maße ehrenamtlicher Tätigkeit seiner Gemeindemitglieder zeigte. Bei seinen Mitbrüdern im Dekanat genoss er ebenfalls Ansehen. Bereits im Juni 1977 wurde er zum Dekan des Dekanats Neustadt ernannt und er hatte dieses Amt bis November 1995 inne.

Wie es bei Pfarrern üblich ist, nahm auch bei Litterst mit den Jahren die Arbeit immer mehr zu. Im September 1979 wurde er mit der Mitverwaltung der Pfarrei Löffingen-Göschweiler beauftragt, im August 1986 kam für vier Jahre Löffingen-Reiselfingen hinzu, dann, nach dem plötzlichen Tod von Pfarrer Andreas Nock, vorübergehend Löffingen-Bachheim und Löffingen-Unadingen und im Dezember 1994 gar St. Jakobus in Stegen-Eschbach. Von 1985 bis zu seinem Ruhestand stand er seinem Erzbischof als Pfarrkonsultor zur Seite. Erzbischof Oskar Saier würdigte den Einsatz von Pfarrer Litterst bereits Ende 1982 und ernannte ihn *„In Anerkennung seiner von großem Verantwortungsbewusstsein und seelsorgerlichem Eifer bestimmten Wirksamkeit als Pfarrer [...] sowie in Würdigung seiner gewissenhaften und von mitbrüderlicher Sorge erfüllten Amtsführung als Dekan [...] zum Geistlichen Rat ad honorem“*.

Hermann Littersts Charaktereigenschaften, die im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum bereits treffend umrissen worden waren, zeigten sich nun in einem Dankschreiben an seinen Erzbischof. Nachdem er sich für die „Weihnachtsfreude“ herzlich bedankt hatte, schrieb er selbstkritisch weiter: „Die freudige Überraschung schließt etwas anderes nicht aus: Ihre Ernennung hat bei mir eine Gewissenserforschung ausgelöst. An deren Ende stand als Ergebnis die Einsicht, daß Sie offensichtlich zugleich mit der Ernennung – ohne es eigens zu erwähnen – so etwas wie eine ‚Amnestie‘ oder einen ‚vollkommenen Ablass‘ ausgesprochen haben. Denn so vieles könnte oder sollte anders sein. So bedanke ich mich anläßlich der Ernennung zum Geistlichen Rat auch für alle Nachsicht, die Sie oder Ihr Ordinariat jederzeit bei mir geübt haben, wie für das Vertrauen, das Sie mir schenken.“ In seiner Ernennung liege für ihn, wie er weiter schrieb, eine „erneute innere Verpflichtung“, seine tägliche Arbeit als Seelsorger „so gut als möglich in der geistigen Verbundenheit mit der Kirche, d. h. konkret: mit Ihnen, als unserem Oberhirten, zu verrichten“.

Das tat Pfarrer Litterst bis zum Ende des Jahrtausends. Im April 1999, nach 44 Jahren priesterlichen Dienstes, schrieb er an Erzbischof Oskar Saier und verzichtete auf seine Pfarrei, was dieser zum 31. August 1999 annahm. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Litterst – und mit ihm seine Schwester Maria, die ihm bis dahin fast 38 Jahre lang den Haushalt geführt hatte – im elterlichen Haus in Zell-Weierbach. In seinem Heimatort und in der Umgebung half er noch aus, solange es seine Gesundheit zuließ. Im Jahre 2004 zogen beide in das Vinzentiushaus in Offenburg, wo Litterst die Feier der Gottesdienste und weitere seelsorgerliche Aufgaben übernahm. Die Feier seines Goldenen Priesterjubiläums beging Pfarrer Litterst in seiner Heimat in der Wallfahrtskirche zu Weingarten, wo er 50 Jahre zuvor seine Primiz hatte feiern dürfen. Er starb am 18. Oktober 2013 in Offenburg und wurde am 24. Oktober 2013 auf dem Friedhof in Zell-Weierbach beerdigt. Jürgen Brüstle

Mayer Heinrich, Geistlicher Rat ad honorem, Monsignore

Geb. 5. 6. 1936 in Sigmaringen; 1956–1960 Theologiestudium in Freiburg und Innsbruck; ord. 4. 6. 1961 in Freiburg; 30. 6. 1961 Vikar in Stetten a. k. M.; 1. 8. 1961 Vikar in Pfullendorf; 2. 9. 1963 Präfekt am Erzbischöflichen Studienheim St. Konrad in Konstanz; 1. 9. 1968 Rektor ebd.; 1. 8. 1972 hauptamtlicher Religionslehrer am Suso-Gymnasium in Konstanz; 13. 5. 1975 Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit und Ernennung zum Studienrat, zugleich Schuldekan im Dekanat Konstanz; 9. 6. 1978 Oberstudienrat; 11. 10. 1983 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 8. 1985 Beurlaubung aus dem Landesdienst und Spiritual im Erzbischöflichen Priesterseminar St. Peter; 16. 9. 1986 Entlassung aus dem Landesdienst; 1996 Ernennung zum Päpstlichen Kaplan; 1. 9. 2004 Ruhestand in St. Peter, ab Februar 2012 in Hegne; gest. 13. 1. 2013 in Hegne, beerd. 19. 1. 2013 in St. Peter.

Nicht allzu oft in der bald zweihundertjährigen Geschichte des Erzbistums Freiburg dürfte es vorgekommen sein, dass ein ausgewachsener Kardinal dem Erzbischof zum Tod eines Priesters schriftlich kondolierte. Dass Karl Kardinal Lehmann am 16. Januar 2013 zur Feder griff und seine Betroffenheit über Heinrich Mayers Ableben zum Ausdruck brachte, lag freilich wohl nur zum kleineren Teil an dem „Segen“, den

der Bischof von Mainz darin erblickte, dass Mayer als Spiritual im Priesterseminar St. Peter „eine große Kontinuität für das Bistum und die Ausbildung schaffen konnte“. In erster Linie fühlte Kardinal Lehmann sich von Mayers Tod betroffen, weil die beiden im selben Jahr in Sigmaringen geborenen Geistlichen acht Jahre lang Klassenkameraden am Gymnasium waren und dann gemeinsam mit ihrem Mitschüler Karl Missel († 2014) zum Theologiestudium nach Freiburg gingen, wo sich ihre Wege mit Lehmanns Abordnung nach Rom freilich bald trennten.

Heinrich Mayer wurde am 5. Juni 1936 als ältester Sohn des Verwaltungsangestellten Franz Mayer und dessen Ehefrau Agathe geb. Schäfer in Sigmaringen geboren. Ab 1942 besuchte er die Volksschule und anschließend das Gymnasium in seiner Heimatstadt, wo er am 24. Februar 1956 die Reifeprüfung ablegte. „*Da ich glaube, auf Grund meiner Veranlagung und Neigung zum Beruf eines katholischen Seelsorgepriesters geeignet zu sein*“, schrieb er am 10. März 1956 in seinem Lebenslauf, den er dem Gesuch um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten beifügte, „*habe ich mich mit Zustimmung meiner Eltern zum Theologiestudium entschlossen*“, und zwar nach „*gründlicher und reichlicher Überlegung*“, wie er im Antrag betonte. Der Rektor und Religionslehrer des Sigmaringer Gymnasialkonvikts unterstützte Mayers Gesuch mit einem rundum positiven Sitten- und Charakterzeugnis und meinte, seine Entwicklung sei „*im Schutze eines guten, echt katholischen Elternhauses [...] äußerst günstig*“ verlaufen. „*Als Junge schon zeigte Mayer eine ausgesprochen religiöse Art, Gutwilligkeit, Zielbewußtsein, Stetigkeit und ein sehr wohlstandstaugliches, harmonisches, stilles Wesen. Charakterlich und sittlich führte er sich immer tadellos.*“ Diese Einschätzung bestätigte vier Jahre später der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum, der Mayer zwar keine herausragende Begabung, aber „*einen zuverlässigen und ausgewogenen Charakter*“ attestierte und ihn als „*fleißig und interessiert [...] freundlich und bescheiden in seiner Art*“ beschrieb.

Sind schon diese Einschätzungen in der Rückschau erstaunlich treffend, so wirkt das Zeugnis, das die Vorsteher des Priesterseminars Mayer am 5. Juni 1961 ausstellten, geradezu prophetisch: „*Am schnellsten und besten ist Herr Heinrich Mayer durch die Meinung seines Kurses charakterisiert: Er eigne sich später für Spiritualsposten.*“ Doch bis diese Prognose tatsächlich Realität wurde, durchlief Mayer noch einige Zwischenstationen, die freilich fast alle mehr oder weniger direkt am Weg lagen. Die Vikarszeit in der Gemeindegeseelsorge, zunächst kurz in Stetten am kalten Markt, dann in Pfullendorf, währte nur gut zwei Jahre und mündete mit der Berufung zum Präfekten am Konstanzer „Konradihaus“ in eine pädagogische Laufbahn, die Mayer bis zuletzt nicht mehr verlassen sollte. In den fünf Jahren, in denen Mayer „*in gemeinsam getragener Verantwortung mit dem Rektor*“ Erfahrungen in der Leitung des Hauses sammeln konnte, gelangten die Verantwortlichen in der Bistumsleitung zu der Überzeugung, dass er eine „*neue und größere Aufgabe im Geist der Kirche und in priesterlicher Verantwortung für die anvertrauten jungen Menschen wahrnehmen*“ könne und übertrugen ihm zum 1. September 1968 das Amt des Rektors des Studienheims St. Konrad.

Nach rund vier Jahren wechselte Mayer als hauptberuflicher Religionslehrer an das Konstanzer Suso-Gymnasium, blieb aber dem „Konradihaus“ als Seelsorger für die Schüler und die im Studienheim tätigen Schwestern verbunden. Gut zweieinhalb Jahre später wurde er als Landesbeamter in den staatlichen Schuldienst übernommen und zum Studienrat ernannt. Zehn Jahre später, zum 1. August 1985, ließ er sich zu-

nächst als Lehrer beurlauben, um Spiritual im Priesterseminar St. Peter und zugleich Dozent für Liturgik in St. Peter sowie am Seminar für Gemeindepastoral und Religionspädagogik in Freiburg zu werden. Ein weiteres Jahr später schied er ganz aus dem Staatsdienst aus. Nachdem er rund zwanzig tendenziell immer kleiner werdende Kandidatenjahrgänge auf der letzten, entscheidenden Wegstrecke zur Priesterweihe begleitet hatte, trat Heinrich Mayer in den Ruhestand, den er zunächst in St. Peter, ab 2012 dann in Hegne verbrachte. Seine letzte Lebensphase war überschattet von einer rasch voranschreitenden Demenzerkrankung, aus der er am 13. Januar 2013 erlöst wurde; auf seinem letzten irdischen Weg zum Friedhof in St. Peter begleiteten ihn zahlreiche seiner ehemaligen „Zöglinge“.

Heinrich Mayer suchte nicht die Öffentlichkeit und das Rampenlicht, sondern hielt sich lieber im Hintergrund, was der Wirksamkeit seiner beharrlichen und stets fleißigen Arbeit freilich keinen Abbruch tat – eher im Gegenteil. *„Wo er sich nicht mit Kraft durchsetzen kann“*, stand in seiner Beurteilung zum Abschluss der pastoralpraktischen Ausbildung im Priesterseminar, *„wird er es mit seiner zähen, freundlichen Art versuchen.“* Rund dreieinhalb Jahrzehnte später, nachdem Mayer bereits zehn Jahre als Spiritual gewirkt hatte, bat Erzbischof Oskar Saier – der mit Mayer persönlich befreundet war und ihn immer wieder als bedächtigen und unaufgeregten Gesprächspartner suchte – den Heiligen Vater darum, Mayer zum „Päpstlichen Kaplan“ zu ernennen, wobei er *„sein hohes Verantwortungsgefühl, sein ausgesprochenes Einfühlungsvermögen, seine geistliche Tiefe sowie seine breite Kenntnis der Lehre vom geistlichen Leben“* hervorhob. Dies habe ihn *„zu einem unentbehrlichen Mitarbeiter in der Ausbildung der Priesterkandidaten und Diakone“* gemacht und das Vertrauen, das der Erzbischof in ihn gesetzt habe, jederzeit gerechtfertigt.

Christoph Schmider

Nicol Hans Joachim

Geb. 26. 5. 1921 in Mühlhausen/Thüringen; 1940 bis 1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; Konversion 17. 4. 1946; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 27. 6. 1952 Vikar in Heidelberg (St. Albert); 3. 1. 1956 Vikar in Mosbach; 16. 8. 1957 Vikar in Baden-Baden (St. Bernhard); 15. 1. 1958 Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 27. 4. 1960 Kurat in Wilhelmsfeld; 27. 6. 1971 Pfarrer in Konstanz (St. Gebhard); 1. 9. 1980 Ruhestand in Wilhelmsfeld; 1. 1. 1981 Subsidiar ebd.; 15. 10. 1995 Ruhestand in Denzlingen; 2010 Ruhestand in Freiburg; gest. 9. 1. 2013 in Freiburg, beerd. 15. 1. 2013 ebd.

Hans Joachim Nicol wurde am 26. Mai 1921 als Sohn protestantischer Eltern in Mühlhausen in Thüringen geboren, wo er auch die Volks- und später die Oberschule besuchte. Der Vater Herrmann Nicol, ein Wagenfabrikant, starb bereits im Jahre 1931, woraufhin die Mutter den Betrieb verkaufte und ein Bekleidungsgeschäft eröffnete. Mit der Einberufung zur Wehrmacht am 10. Januar 1940 endete Nicols Schulzeit vorzeitig mit dem Reifevermerk. Seine Teilnahme am Frankreich- und am Russlandfeldzug bedeutete für ihn, wie er in seinem Aufnahmegesuch an das Erzbischöfliche Collegium Borromaeum schrieb, *„die entscheidende Ausweitung meines Blickfelds und zugleich die geistige Reife für meine Berufswahl“*. Durch drei Theologen in seiner Kompanie, darunter der spätere Professor für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie DDr. Eugen Biser, kam er in nähere Berührung mit der

„Welt des Katholizismus, deren grössere religiöse Lebendigkeit mir meinem alten Bekenntnis gegenüber besonders auffiel“. Eugen Biser blieb Nicol zeit seines Lebens freundschaftlich verbunden.

Nach seiner Entlassung aus britischer Kriegsgefangenschaft im Januar 1946 ging Nicol nach Freiburg und bereitete sich im Konvertitenunterricht auf seine Konversion vor, die am 17. April 1946 stattfand. Er bat um Aufnahme in das Collegium Borromaeum und studierte in Freiburg und München Philosophie und Theologie. Am 25. Mai 1952 wurden Hans Nicol und 51 seiner Mitbrüder von Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht. Nach der Primiz in St. Urban und der Nachprimiz in seiner Geburtsstadt Mühlhausen ging Nicol zum 27. Juni 1952 als Vikar nach Heidelberg (St. Albert). Es folgten weitere Stationen in Mosbach, Baden-Baden (St. Bernhard) und Pforzheim (St. Franziskus). Zum 27. April 1960 wurde er als Pfarrkurat in die neu errichtete Pfarrkuratie Wilhelmsfeld bei Heidelberg mit ihrer Filiale Altenbach angewiesen und setzte sich in den nächsten elf Jahren mit ganzer Kraft für den inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde ein. Hier sind besonders der Bau des Pfarrhauses in Wilhelmsfeld und der Filialkirche in Altenberg zu nennen. Mit seiner bescheidenen, aber doch entschiedenen Art gelang es ihm, ein lebendiges Gemeindeleben mit einer vielseitigen Standesseelsorge aufzubauen. Schließlich suchte er im Jahre 1971 eine neue Herausforderung und bewarb sich erfolgreich auf die Pfarrei St. Gebhard in Konstanz. Neun Jahre wirkte er am Bodensee, dann musste er aus gesundheitlichen Gründen Erzbischof Oskar Saier um seine Zurruesetzung bitten. Er zog ins Pfarrhaus der nicht mehr besetzten Pfarrei Wilhelmsfeld und unterstützte in den folgenden Jahren den Pfarrer von Heiligkreuzsteinach, bis er im Herbst 1995 nach Denzlingen zog und in der Gemeinde Heuweiler in der Seelsorge aushalf. Seine Gesundheit zwang ihn schließlich, in die Seniorenresidenz Erlenhöfle in Freiburg umzuziehen, wo er seinen 90. Geburtstag und sein Diamantenes Priesterjubiläum feiern durfte. Hans Joachim Nicol starb am 9. Januar 2013 in Freiburg und wurde am 15. Januar 2013 auf dem Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Ocker Stephan, Geistlicher Rat ad honorem, Domkapitular

Geb. 5. 1. 1958 in Ettlingen; 1982 Diakonatsjahr in Offenburg (Hl. Geist); ord. 15. 5. 1983 in Freiburg; 18. 6. 1983 Vikar in Osterburken; 5. 9. 1983 Vikar in Überlingen (St. Nikolaus); 15. 9. 1986 Jugendpfarrer in Freiburg (Erzbischöfliches Seelsorgeamt), zugleich Subsidiar in Rheinhausen-Niederhausen (St. Achatius); 21. 9. 1990 Pfarrer in Bräunlingen und Bräunlingen-Döggingen; 24. 2. 1991 Investitur ebd.; 20. 10. 1999 Verzicht auf die Pfarreien; 1. 1. 2000 Regionaldekan der Regionen Bodensee und Hohenzollern-Meißkirch; 1. 1. 2002 (nach der Vereinigung) Regionaldekan der Region Bodensee-Hohenzollern; 1. 10. 2002 Kooperator in Singen (St. Peter und Paul); 9. 1. 2006 Wiederernennung zum Regionaldekan; 18. 12. 2006 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 2011 Ordinariatsrat in Freiburg und Leiter des Referats Weltkirche; 20. 12. 2012 Domkapitular (installiert 25. 12. 2012); gest. 7. 1. 2013 in Freiburg; beerd. 14. 1. 2013 in Freiburg.

Stephan Ocker wuchs mit seinen drei Brüdern und seinen beiden Schwestern bei seinen Eltern in Pforzheim auf, wo er sich schon früh bei den Ministranten und beim

BDKJ engagierte. Nach dem Abitur am Reuchlin-Gymnasium studiert er in Freiburg und Salamanca Theologie, absolvierte sein Diakonatsjahr in Offenburg (Hl. Geist) und wurde am 15. Mai 1983 in Freiburg zum Priester geweiht. Im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum wie im Abschlusszeugnis des Priesterseminars St. Peter wird Stephan Ocker als kontakt- und einsatzfreudiger Mensch beschrieben, als engagiert und offen, „mit *Charme und jugendlichem Elan*“. So ist es nicht verwunderlich, dass das Erzbischöfliche Ordinariat an Ocker dachte, als es galt, die Stelle eines Jugendpfarrers im Erzbischöflichen Seelsorgeamt zu besetzen. Vier Jahre widmete sich Pfarrer Ocker der Jugendarbeit und der Jugendpastoral in der Erzdiözese Freiburg, kooperierte dabei mit zahlreichen Personen und Verbänden. Wohnung nahm er im Pfarrhaus der Pfarrei St. Achatius in Rheinhausen-Niederhausen, wo er als Subsidiar in der Seelsorge mithalf.

Im Herbst 1990 ging Stephan Ocker als Pfarrer nach Bräunlingen und Bräunlingen-Döggingen. Mit Engagement, Herzlichkeit und Offenheit gewann er die Herzen der Menschen seiner Gemeinde, die es sehr bedauerte, als er 1999 die Zähringerstadt wieder verließ. Nun wartete eine größere Aufgabe auf ihn. Er wurde von Erzbischof Oskar Saier zum Regionaldekan der Region Bodensee und der Region Hohenzollern-Meißkirch ernannt. Waren einst zwei Geistliche für die beiden Regionen zuständig, musste Pfarrer Ocker nun mit seinen Mitarbeitern die ganze Arbeit stemmen. Welches Maß an Arbeit auf ihn wartete, wusste er wohl nicht und sagte in einem Interview mit dem Südkurier: „*Jeden Tag entdecke ich neue Zuständigkeiten.*“ Doch es gelang ihm, eine wirkliche gemeinsame Arbeit der beiden Regionen auf den Weg zu bringen, so dass Erzbischof Oskar Saier zum 1. Januar 2002 sie zur neuen Region Bodensee-Hohenzollern zusammenfassen konnte. Pfarrer Ocker übernahm im Oktober 2002 bereitwillig die zusätzlichen Aufgaben eines Kooperators in der Pfarrei St. Peter und Paul in Singen und zog in das dortige Pfarrhaus. Im Januar 2006 wurde er erneut zum Regionaldekan ernannt, und im Dezember desselben Jahres würdigte Erzbischof Oskar Saier Stephan Ockers Einsatz, indem er ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Im Spätsommer 2011 zog Stephan Ocker nach Freiburg. Er war zum Ordinariatsrat und Leiter des Referats Weltkirche ernannt worden und war nun auch Mitglied des SWR-Rundfunkrates. Mit Urkunde vom 20. Dezember und Wirkung vom 25. Dezember 2012 ernannte Erzbischof Robert Zollitsch ihn zum Domkapitular. Die Amtseinführung erfolgte am zweiten Weihnachtsfeiertag, dem Namenstag Ockers. Im Januar 2013, bei der Feier seines 55. Geburtstages, erlitt Stephan Ocker einen schweren Hirnschlag. Er starb am 7. Januar 2013 im Krankenhaus in Freiburg und wurde am 14. Januar 2013 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Renker Alwin, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem, Monsignore

Geb. 17. 9. 1931 in Hemsbach; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 23. 6. 1958 Religionslehrer z.V. in Mannheim; 11. 7. 1958 Vikar in Bad Dürkheim; 16. 7. 1958 Vikar in Philippsburg; 17. 11. 1959 Kooperator in Freiburg (Dompfarre); 10. 9. 1962 Religionslehrer in Freiburg (Berthold-Gymnasium); 1. 4. 1964 Religionslehrer in Frei-

burg (Kepler-Gymnasium); 30. 12. 1965 Studienrat; 24. 3. 1969 Oberstudienrat; 19. 6. 1973 Gymnasialprofessor; 1. 8. 1973 Beurlaubung zum Promotionsstudium (bis 31. 7. 1974); 7. 7. 1977 Promotion zum Dr. theol.; 18. 12. 1981 Geistlicher Rat; 1. 8. 1982 Direktor des Instituts für Religionspädagogik in Freiburg; 1. 8. 1994 Pensionierung als Landesbeamter; 27. 2. 1996 Monsignore; 1. 9. 1997 Ruhestand in Freiburg und Offnadingen; gest. 6. 12. 2013 in Freiburg; beerd. 17. 12. 2013 in Hemsbach.

Der Todesanzeige für Alwin Renker, die gemeinsam vom Stadtdekanat Freiburg und der Adelhauser Gemeinde unterzeichnet wurde, war ein Wort des Propheten Micha vorangestellt: *„Es ist dir verkündet worden, o Mensch, was gut ist und was Jahwe von dir erwartet: nichts anders als dies: Gerechtigkeit üben, den Brudersinn lieben, in Dienmut wandern mit deinem Gott“* (Micha 6, 8). Damit war, noch ehe dies in der Anzeige ein wenig näher ausgeführt wurde, bereits der vielleicht wesentlichste Inhalt des Lebens dieses Priesters und Theologen umrissen: Die Befassung mit dem Alten Testament – insbesondere mit den Propheten –, mit seiner Vermittlung und Nutzbarmachung für Verkündigung und Lehre, und schließlich, darüber hinausgreifend, mit dem Verhältnis von jüdischem und christlichem Glauben sowie dem christlich-jüdischen Dialog. Überhaupt war es Renker stets ein Anliegen, dass die Kirche sich nicht nur mit sich selbst beschäftigte, sondern dass sie sich öffnete für die Anforderungen der Gegenwart und die Bedürfnisse des modernen Menschen, wobei ihm sein Eintreten dafür, auch neue Wege zu suchen und zu gehen, durchaus den Zorn konservativerer Gläubiger einbringen konnte – beispielsweise als er in einer Predigt recht prononciert eine wesentlich wichtigere Stellung der Frau in der Kirche gefordert und sogar die Öffnung des Priestertums für Frauen befürwortet hatte.

Geboren wurde Alwin Renker als ältester Sohn des Lederarbeiters Hermann Renker und seiner Frau Gerda geb. Kronauer in Hemsbach an der Bergstraße. Kindheit und Jugend waren geprägt einerseits von einem gut katholischen Elternhaus, andererseits aber auch von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg. Nach der Grundschule in Hemsbach besuchte Renker ab Herbst 1942 die Oberrealschule Weinheim, bis diese Anfang 1945 kriegsbedingt den Unterrichtsbetrieb einstellen musste. Bald nach Kriegsende war er vorübergehend Schüler des Realgymnasiums Heppenheim, ehe er ab 1946 nach Weinheim zurückkehren konnte, wo seine alte Schule als Realgymnasium den Betrieb wieder aufgenommen hatte. Schon bevor Renker 1952 seine Reifeprüfung ablegte, hatte sich sein Empfinden, zum Priestertum berufen zu sein, so weit verfestigt, dass er sich um die Aufnahme ins Collegium Borromaeum bewarb. Sein Religionslehrer, der Weinheimer Kaplan Karl Münch, unterstützte dieses Gesuch, denn er hatte Renkers Potenzial erkannt: *„Der Genannte war [...] nicht nur aufgeschlossen allen Themen gegenüber, die ich brachte, sondern er arbeitete auch tatkräftig mit und hielt sich in Diskussionen keineswegs zurück. Er bezog vielmehr eine lebendige Stellung gegenüber den anderen Anschauungen [...] In manchen Diskussionen offenbarte er ab und zu etwas eigenartige ‚philosophische‘ Anschauungen, die er da und dort auffing und nicht immer so ganz glücklich verdaut zu haben schien. Doch liess er sich immer wieder ruhig überzeugen, wenn man ihn darauf aufmerksam machte.“* Der Hemsbacher Pfarrer Anton Link ging in seinem „Ferienzeugnis“ vom Herbst 1953 sogar noch einen großen Schritt weiter: *„Soweit wir es von hier aus beurteilen können, verspricht der junge Mann bei entsprechender Förderung ein theologischer Wissenschaftler zu werden.“*

Im Theologenkonvikt verfestigte sich der positive Eindruck, den Renker allenthalben hinterließ. Er zeige großes Interesse, sei fleißig und arbeite überall rege mit, sei offen und zugänglich für Belehrung und Kritik, anderen gegenüber aufmerksam und hilfsbereit und besitze „*seelischen Takt*“. Die Vorsteher des Priesterseminars erkannten zwar in ihrem Zeugnis vom 17. Mai 1958 noch geringe Defizite, betonten aber ausdrücklich, er sei „*überall*“ einsetzbar: „*Herr Renker ist sehr gut begabt, hat vielseitige und weitgespannte geistige Interessen. Er hat sich mit Erfolg in die systematisch-theologischen Fächer eingelebt. Gelegentlich wünschte man aber, dass er vor Bäumen noch klarer den Wald sehen würde. Seine Geistigkeit hat gelegentlich eine Neigung ins Spirituelle und Komplizierte; vielleicht bringt ihm die Praxis die grössere Nüchternheit und Erdnähe.*“ Nach der Priesterweihe durch den wenige Tage zuvor vom Domkapitel als Erzbischof erwählten Weihbischof Hermann Schäuefele war Renker zunächst vertretungsweise jeweils ein paar Tage lang Religionslehrer in Mannheim und Vikar in Bad Dürkheim, ehe er dann im Juli 1958 für reichlich fünf Vierteljahre als Vikar nach Philippsburg geschickt wurde. Das Dienstzeugnis, das ihm sein Prinzipal im Dezember 1959 ausstellte, war rundum gut, nur Renkers Neigung dazu, in den Predigten „*mitunter überspitzte Formulierungen*“ zu gebrauchen, stieß auf leise Kritik.

Anschließend, mit Wirkung vom 17. November 1959, führte Renkers Weg wieder in die Bischofsstadt, wo sich der ganze Rest seines priesterlichen Wirkens abspielen sollte. Zunächst kam er als Kooperator in die Dompfarrrei, wo er vor allem für Jugendarbeit zuständig war und zahlreiche Wochenstunden Religionsunterricht zu erteilen hatte. Schnell wurde klar, dass im Dienst als Religionslehrer seine wahre Berufung lag, und so entsandte ihn das Erzbischöfliche Ordinariat auf Empfehlung von Dompfarrer Otto Michael Schmitt an das Freiburger Berthold-Gymnasium. Ab Ostern 1964 übernahm Renker, zunächst nur als Krankheitsvertretung, die Aufgabe als hauptamtlicher Religionslehrer am Kepler-Gymnasium. Dort hatte er sich rasch so gut eingearbeitet und bei Kollegen wie Schülern so viel Ansehen erworben, dass der Direktor dem Ordinariat im Sommer 1965 vorschlug, Renker als Beamten in den staatlichen Staatsdienst zu übernehmen. Nachdem die Bistumsleitung grünes Licht gegeben hatte – das Oberschulamt und der Personalrat des Kepler-Gymnasiums hatten schon zuvor zugestimmt – wurde Renker verbeamtet und Ende 1965 zum Studienrat ernannt; Beförderungen zum Oberstudienrat und schließlich zum Gymnasialprofessor folgten jeweils einige Jahre später.

Neben seiner Unterrichtstätigkeit übernahm Renker diverse schul- und bildungspolitische Zusatzaufgaben, die Elisabeth E. Weidinger in ihrem Nachruf im „Konradsblatt“ folgendermaßen zusammenfasste: „*Als Religionslehrer [...] begleitete Alwin Renker zu Beginn der 1970er-Jahre die Reform der gymnasialen Oberstufe in Baden-Württemberg und verankerte das Fach Religionslehre – gemeinsam mit seinen evangelischen Kollegen – im Kanon der abiturrelevanten Fächer. Als Mitglied der Lehrplankommission Hebräisch in Baden-Württemberg war er auch aktiv an der Einführung des Hebräischunterrichts als Grundkurs an Gymnasien und als mündliches Abitur-Prüfungsfach beteiligt.*“ Darüber geriet die Arbeit an der von Prof. Dr. Alfons Deissler betreuten Dissertation, mit der Renker 1965 begonnen hatte, immer wieder ins Hintertreffen und konnte erst im Sommer 1977 mit der Promotion zum Doktor der Theologie abgeschlossen werden. Mit dem Thema „*Die tōrā bei Maleachi (Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte von tōrā im Alten Testament)*“ hatte Ren-

ker sich in das Gebiet des Verhältnisses des Christentums zum Judentum begeben, in dem er in den folgenden Jahren und Jahrzehnten immer mehr heimisch werden sollte: In der Todesanzeige hieß es dazu: *„Die grundlegende Botschaft der Propheten und der Glaubenserfahrung Israels waren ihm immer Maßstab zur kritischen Prüfung von Anspruch und Wirklichkeit des christlichen Glaubens.“* Schon bald nach seiner Promotion, 1979, war Renker erstmals als Rezensent an der von Gertrud Luckner (1900–1995) ins Leben gerufenen Zeitschrift „Freiburger Rundbrief“ beteiligt, die ganz im Zeichen des christlich-jüdischen Dialogs steht. 1983 wurde er stellvertretender Vorstand des Vereins „Freiburger Rundbrief e.V.“, und als 1995 nach dem Tod von Gertrud Luckner auf Wunsch von Erzbischof Oskar Saier die Arbeit des Vereins fortgeführt und die Zeitschrift weiter herausgegeben werden sollte, ließ sich Renker als Erster Vorsitzender und zugleich Herausgeber des „Freiburger Rundbriefs“ in die Pflicht nehmen.

Die Erfahrungen auf dem Gebiet der Religionspädagogik, die Alwin Renker als Lehrer und Bildungsplaner gemacht, und die umfassenden Kenntnisse, die er sich erworben hatte, bewogen Erzbischof Oskar Saier dazu, ihm zum 1. August 1982 mit einem Teildeputat die Leitung des Instituts für Religionspädagogik (IRP) zu übertragen. Obwohl diese zusätzliche Belastung nicht leicht zu schultern war, gerade in einer Zeit, in der es zu großen und rasch aufeinanderfolgenden Veränderungen des katholischen Religionsunterrichts kam, stellte sich Renker gern der Herausforderung und nahm den Auftrag bereitwillig an. Schnell zeigte sich, dass die Arbeit nebenamtlich nicht zu leisten war, und so ließ sich Alwin Renker Anfang 1984 aus dem Landesdienst beurlauben, um fortan mit ganzer Kraft für das IRP zur Verfügung zu stehen. Er führte, gemeinsam mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, unzählige Fortbildungstagungen im gesamten Erzbistum durch, erarbeitete eine Fülle von Anregungen für den Religionsunterricht und erstellte zahlreiche Unterrichtshilfen, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Zum 1. August 1994 wurde Renker als Landesbeamter pensioniert, behielt aber sein Amt als Direktor des IRP bei, bis er gut drei Jahre später, mit Wirkung vom 1. September 1997, auch von dieser Aufgabe entbunden wurde und in den Ruhestand treten konnte. Was freilich nicht bedeutete, dass er die Hände in den Schoß gelegt hätte, sondern was ihm mehr Zeit und Energie für die Arbeit im „Freiburger Rundbrief e.V.“ und für die umfassende Betreuung der Adelhäuser Kirche ließ, in der er schon seit 1965 regelmäßig Gottesdienste gefeiert hatte. Der Herr über Leben und Tod setzte Monsignore Alwin Renkers bis zuletzt von zahlreichen Aktivitäten erfülltem irdischem Dasein am Nikolaustag 2013 ein Ende. Das Requiem wurde eine Woche später, am Freitag, dem 13. Dezember 2013, in „seiner“ Kirche gefeiert, und die Beisetzung fand am 17. Dezember 2013 in Hemsbach statt.

Christoph Schmider

Schwab Berthold Johannes

Geb. 24. 11. 1928 in Lahr; Januar 1944 bis Mai 1947 Luftwaffenhelfer, Reichsarbeitsdienst, Kriegsgefangenschaft; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 3. 8. 1955 Vikar in Ichenheim; 14. 9. 1955 Vikar in Kehl; 9. 4. 1959 Vikar in Engen; 3. 10. 1962 Pfarrverweser in Landshausen bei Sinsheim; Juli 1974 Pfarrer in Friesenheim-Oberschopfheim; 28. 9. 1975 Investitur ebd.; 1. 11. 1986 Mitpastoration von Friesenheim-Oberweier;

30. 6. 1992 Ruhestand in Oberkirch-Zusenhofen; 22. 11. 1995 Ruhestand in Lahr; September 2000 Ruhestand im Alten- und Pflegeheim Sancta Maria in Lahr; gest. 2. 10. 2013 in Lahr; beerd. 11. 10. 2013 in Oberschopfheim.

Am 24. November 1928 wurde Berthold Schwab als Sohn des Professors Alfons Schwab und dessen Ehefrau Ruth geb. Ackermann in Lahr geboren, wo er, gemeinsam mit zwei Brüdern und einer Schwester, aufwuchs und die Volksschule besuchte. Im Jahre 1939 wechselte er auf das Gymnasium in Lahr, wurde aber im Januar 1944 zunächst als Luftwaffenhelfer und im März 1945 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Im Mai 1945 geriet er in französische Kriegsgefangenschaft und kam im Herbst 1946 in das Lager in Chartres. Hier gehörte er vom 17. November 1946 bis zu seiner Entlassung am 16. Mai 1947 dem Seminar für kriegsgefangene katholische Theologen unter Abbé Stock an. In seiner Heimat musste er trotzdem seine gymnasiale Ausbildung abschließen und legte am Scheffel-Gymnasium in Lahr im Januar 1949 die Reifeprüfung ab. Es folgte das Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg und zwei katechetische Jahre in Pforzheim und Gengenbach. Am 5. Juni 1955 wurden Schwab und 35 weitere Diakone in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter von Weihbischof Hermann Schäufole zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit begann Schwab am 3. August 1955 mit einer Vertretung in Ichenheim und wurde zum 14. September nach Kehl am Rhein angewiesen. Knapp vier Jahre später ging er in gleicher Eigenschaft nach Engen, wo der Schwerpunkt seiner Arbeit im schulischen Religionsunterricht und in der Jugendarbeit lag. Seine besondere Begabung wurde erkannt, und Schwab wurde zum Dekanatsjugendseelsorger im Dekanat Engen ernannt. Im Dekanat existierte damals noch keine organisierte Jugendarbeit, so dass der junge Seelsorger nun erst einmal versuchen musste, in den einzelnen Pfarreien eine solche ins Leben zu rufen. Die Jugendarbeit, der Religionsunterricht und die Seelsorge in Engen mit seinen vier Filialen bedeuteten ein gerühtes Maß an Arbeit, wobei der junge Priester sich als tüchtiger Seelsorger erwies.

Im Oktober 1962 wurde er auf seine erste selbstständige Stelle in Kraichtal-Landshausen mit der Filiale Menzingen angewiesen und im Mai des folgenden Jahres dort als Pfarrer investiert. Die elf Jahre in der Gemeinde standen unter dem besonderen Eindruck des Zweiten Vatikanischen Konzils, den liturgischen Neuerungen und theologischen Neugewichtungen, die Schwab in die Gemeinde hineinzutragen hatte. Und wieder hatte der Seelsorger ein großes Pensum an Religionsunterricht zu bewältigen, setzte sich als Bezirksseelsorger für die Katholische Landjugendbewegung und als Dekanatsseelsorger ein. Im Jahre 1974 suchte er nicht nur neue Herausforderungen, sondern es zog ihn wieder in die alte, vertraute Heimat zurück. Er bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei St. Leodegar in Oberschopfheim und wurde am 28. September 1975 investiert. 1986 übernahm er noch die Mitpastoration der Pfarrei St. Michael in Friesenheim-Oberweier. Seit 1991 hatte Pfarrer Schwab mit ernstesten gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen und musste im April 1992 den Verzicht auf seine Pfarrei erklären. Erzbischof Oskar Saier versetzte ihn zum 30. Juni 1992 in den einstweiligen Ruhestand. Schwab zog in das Pfarrhaus Zusenhofen und half in der Seelsorge aus, wenn er gebraucht wurde. Er zog im November 1995 nach Lahr, und im September 2000, als eine Pflege durch Privatpersonen nicht mehr möglich war, in das Seniorenheim Sancta Maria in Lahr. Pfarrer Berthold Schwab starb am 2. Oktober 2013 in Lahr und wurde am 11. Oktober 2013 in Oberschopfheim beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Seifermann Hermann

Geb. 18. 4. 1925 in Neusatz; März bis Oktober 1943 Reichsarbeitsdienst; Oktober 1943 bis Januar 1946 Kriegsdienst und Gefangenschaft; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Sinsheim; 23. 7. 1952 Vikar in Mingolsheim; 12. 9. 1952 Aushilfe in Walldorf, dann wieder Mingolsheim; 14. Oktober 1953 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 14. 12. 1955 Präfekt am Gymnasialkonvikt in Sigmaringen; 9. 9. 1957 Vikar in Hechingen; 1. 1. 1959 Oratorianer in München und Fachhochschullehrer am Bibelinstitut für Katechetik und Homiletik ebd.; 1. 7. 1979 Fachhochschullehrer in Eichstätt; 30. 9. 1990 Ende der Lehrtätigkeit; ab Oktober 1990 Ruhestand in München, Subsidiar in München (St. Laurentius) und Tätigkeit als Referent; Frühjahr 2011 Altenheim Marienstift in München; gest. 16. 1. 2013 in München; beerd. 22. 1. 2013 ebd.

Im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum wurde Hermann Seifermann im Jahre 1951 ein „*zäher Wille*“ attestiert und das Priesterseminar St. Peter charakterisierte ihn im Frühjahr 1952 als einen religiös ernsten und tiefen, aber auch eigenwilligen Menschen. Sein ausgeprägt eigener Wille ließ ihn eigene Wege gehen, die sich in der kirchlichen Bildungsarbeit als fruchtbar erweisen sollten und ihn zu einem selbstständigen und originellen Lehrer werden ließen. Geboren wurde Hermann Seifermann als sechstes von sieben Kindern des Ehepaares Karl Seifermann und Berta geb. Streule. Die Eltern bewirtschafteten einen Hof in Neusatz, wo die Kinder auch die Volksschule besuchten. Schon früh erkannte sein Heimatpfarrer die Begabung des Jungen und erteilte ihm Lateinunterricht, so dass er Ostern 1937 auf das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Rastatt wechseln konnte. Bei Kriegsausbruch wechselte er nach Konstanz und wurde Zögling des dortigen Konradihauses. Am 6. März 1943 legte er die Reifeprüfung ab und absolvierte dann seinen Reichsarbeitsdienst. Er hatte sich zugleich um Aufnahme in das Collegium Borromaeum in Freiburg beworben, aber daran war nicht mehr ernsthaft zu denken. Bereits im Oktober 1943 wurde Seifermann zur Wehrmacht eingezogen und stand bis April 1945 im Feld, zeitweise galt er als vermisst. Nach Verwundung, Gefangenschaft und schwerer Krankheit kehrte er nach längerem Krankenhausaufenthalt Ende 1946 zurück nach Neusatz und zog weiter nach Freiburg, wo er das Studium der Philosophie und der Theologie aufnahm und in St. Peter 1952 abschloss. Am 25. Mai 1952 wurde Hermann Seifermann mit 51 weiteren Diakonen durch Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht.

Es folgten Lehr- und Wanderjahre als Vikar in Sinsheim, Mingolsheim, Walldorf, wieder Mingolsheim und Offenburg, bis er als Präfekt an das Gymnasialkonvikt in Sigmaringen angewiesen wurde. In diesen Jahren teilte er dem Ordinariat erstmals mit, dass er sich wissenschaftlich weiterbilden und eventuell eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wolle. Doch das Erzbistum brauchte ihn zunächst in Hechingen, wohin er als Vikar „*mit dem besonderen Auftrag eines Religionslehrers*“ angewiesen wurde. Es wurde zugleich seine letzte Anstellung im Erzbistum Freiburg, denn bereits 1958 traf er den Entschluss, einer „*vita communis*“ beizutreten und suchte sich hierfür das Oratorium des Heiligen Philipp Neri in München aus. Doch sein Gesuch, ihn für eine erste Probation zu beurlauben, wurde von Erzbischof Eugen Seiterich mit der Begründung abgelehnt, es müsse noch ein Nachfolger für Seifermann gefunden werden. Erst zum 1. Januar 1959, nach zähen und hartnäckigen Ver-

handlungen mit dem Ordinariat in Freiburg, konnte er nach München wechseln, wo er zugleich in der Gemeinde St. Laurentius in der Seelsorge mithalf.

Aufgrund seines großen Interesses im Bereich der Bibelwissenschaft und besonders des Alten Testaments ermöglichten die Oratorianer Seifermann ein Studium der vorderorientalischen Sprachen in Jerusalem. Nach seiner Rückkehr nach München wurde er als Fachhochschullehrer für „*Exegese des Alten Testaments und Didaktik des Bibelunterrichts*“ an das „*Institut für Katechetik und Homiletik*“ berufen und im Jahre 1979 an die katholische Stiftungsfachhochschule in Eichstätt, wo er bis 1990 als Professor im Studiengang „*Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit*“ lehrte. Seine Tätigkeit in der Erwachsenenbildung sowie auf zahlreichen Seminaren und Fortbildungen führte er fort, auch in seiner Heimatdiözese Freiburg. In der Pfarrei St. Laurentius in München wirkte er ebenfalls bis ins hohe Alter als Seelsorger und war ein beliebter Prediger. Die letzten Lebensjahre verbrachte Hermann Seifermann im Altenheim Marienstift in München und starb am 16. Januar 2013. Er wurde am 22. Januar 2013 auf dem dortigen Oratorianerfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Sutterer Walter, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 15. 10. 1926 in Baden-Baden; Juni 1944 bis Juni 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft; 1946 Studium der Altphilologie in Freiburg; 1947 Studium der Theologie ebd.; ord. 25. 5. 1952; 18. 6. 1952 Vikar in Tauberbischofsheim; 3. 10. 1956 Vikar in Karlsruhe-Beiertheim (St. Michael); 8. 3. 1960 Pfarrverweser in Lauf; 27. 5. 1962 Investitur ebd.; 25. 5. 1976 Geistlicher Rat ad honorem; 3. 9. 1980 Pfarrer in Lautenbach im Renchtal und Mitpastoration der Pfarrei Oberkirch-Ödsbach; 28. 9. 1980 Investitur ebd.; 15. 9. 1997 Ruhestand im Alten- und Pflegeheim Vinzentiushaus in Oppenau; gest. 20. 5. 2013 ebd.; beerd. 24. 5. 2013 in Lautenbach.

Hermann Seifermann wurde am 11. Oktober 1926 als Sohn des Straßenbahnober-schaffners Emil Sutterer und dessen Ehefrau Rosina geb. Weber geboren. Er war das jüngste von drei Geschwistern und wuchs, wie er später schrieb, in sehr einfachen Verhältnissen auf. Nach der vierjährigen Volksschule trat er in das Gymnasium ein und besuchte dieses bis 1944. Schon zuvor war die Schulzeit durch den Arbeitsdienst unterbrochen worden, und im Juni 1944 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und an der Ostfront eingesetzt. Er kehrte im Juni 1945 aus der Gefangenschaft zurück und beendete seine Schulzeit mit der Reifeprüfung. Der Gedanke, Priester zu werden, beschäftigte ihn schon seit seiner frühen Jugendzeit, aber da der Entschluss noch nicht fest war, nahm er zunächst das Studium der Altphilologie auf und bat erst 1947 um Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie und in das Collegium Borromaeum. In Freiburg studierte er Theologie und schloss seine Studien im Priesterseminar in St. Peter ab. Am 25. Mai 1952 wurden er und 51 weitere Diakone durch Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht.

Die Jahre als Vikar bestätigten den Eindruck, den Sutterers Heimatpfarrer Hugo Heiler und die Leitung des Collegium Borromaeum sowie des Priesterseminars in St. Peter gehabt hatten. Sutterer war ein stiller und zurückhaltender Mensch, zugleich jedoch fleißig, gewissenhaft und von einer tiefen Religiosität geprägt. Das zeigte sich auch in Lauf über Achern, wohin er acht Jahre nach seiner Priesterweihe als Pfarr-

verweser angewiesen wurde. Im Mai 1962 wurde er als Pfarrer investiert. Er erwarb sich rasch durch sein zielbewusstes und seelsorgerliches Wirken die Anerkennung seiner Gemeindeglieder und der Mitbrüder im Dekanat, die ihn 1969 zum Dekan des damaligen Landkapitels Brühl wählten. Sein langjähriger Einsatz und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, wurden von Erzbischof Hermann Schäufele durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem im Mai 1976 gewürdigt. Ebenfalls im Mai 1976 wurde die Pfarrei Lauf durch die Neuordnung der Dekanate dem Dekanat Achern angeschlossen und Sutterers Amt als Dekan des Landkapitels Brühl erlosch damit. Er wurde jedoch von der neuen Pfarrverbandskonferenz als Vorsitzender vorgeschlagen und erfüllte dieses Amt bis zu seinem Weggang aus Lauf.

Zum 3. September 1980 wurde Pfarrer Walter Sutterer als Pfarrer auf die Pfarrei St. Maria in Lautenbach im Renchtal angewiesen; er hatte eine neue Herausforderung gesucht. Zugleich wurde ihm die Mitverwaltung der Pfarrei St. Jakobus in Oberkirch-Ödsbach anvertraut. Hinzu kam noch die Betreuung der Wallfahrt, und dank seiner Arbeit wurde die Wallfahrtskirche St. Maria mit ihrer Gnadenkapelle ein von Pilgern gern aufgesuchter Ort. Der hohe Einsatz Sutterers forderte mit den Jahren seinen Tribut. Zunehmend machten sich gesundheitliche Schwierigkeiten bemerkbar, und im Jahre 1997 musste er Erzbischof Oskar Saier um seine Zuruhesetzung bitten, was ihm zum 15. September 1997 bewilligt wurde. Er zog in das Alten- und Pflegeheim Vinzentiushaus in Oppenau, wo er noch viele Jahre seelsorgerliche Aufgaben übernahm und auch in der Gemeinde Oppenau in der Seelsorge aushalf. Geistlicher Rat und Pfarrer Walter Sutterer starb am 20. Mai 2013 in Oppenau und wurde am 24. Mai 2013 in Lautenbach beerdigt.

Jürgen Brüstle

Zdrazil Rudolf Ulrich

Geb. 12. 6. 1910 in Ostrau/Mähren; ord. 13. 10. 1940 in Olmütz. 1940 bis 1973 Seelsorger in Zlín und Loučka; 1973 Ruhestand in Loučka, Bistritz und Keltsch; 24. 3. 1982 Übersiedlung und Ruhestand in Baden-Baden; gest. 18. 7. 2013 in Baden-Baden; beerd. 26. 7. 2013 in Baden-Baden-Lichtental.

Pfarrer Rudolf Zdrazil kam erst im Alter von 72 Jahren nach Deutschland und in die Erzdiözese Freiburg. Trotzdem war er noch viele Jahre, bis zu seinem hundertsten Lebensjahr, in der Seelsorge aktiv. Geboren wurde Zdrazil am 12. Juni 1910 in Ostrau in Mähren, damals noch Teil der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Sein Vater war Johann Zdrazil, ein Tscheche aus Eibenschütz bei Brünn, seine Mutter Margarete geb. Leof aus Groß-Winternheim bei Mainz. Die Eheleute hatten sich in Deutschland kennengelernt und in der St. Bonifatiuskirche in Wiesbaden geheiratet. In Ostrau besuchte Zdrazil nach der Volksschule die Realschule und anschließend die Handelsakademie, die er mit dem Abitur abschloss. Anschließend machte er eine Banklehre und arbeitete in diesem Beruf. Im Jahre 1936 entschied er sich, den Priesterberuf zu ergreifen. Er nahm bei einem Privatlehrer in Prag Unterricht in Latein und philosophischer Propädeutik, legte 1938 an der Prager Handelsakademie die Ergänzungsprüfung zum Abitur ab und wurde daraufhin in das Priesterseminar in Olmütz aufgenommen. An der Olmützer Theologischen Fakultät und an der Karlsuniversität in Prag studierte Zdrazil katholische Theologie und wurde von Weihbischof Dr. Josef Schinzel am 13. Oktober 1940 zum Priester geweiht. Ab

1941 wirkte er als Seelsorger, zunächst elf Jahre in Zlín, einem Industriezentrum in Mähren, danach mehr als zweiundzwanzig Jahre im nicht weit entfernten Loučka.

Zum 1. August 1973 ging er in den Ruhestand, half aber noch über Jahre in Bistritz und in Keltsh in der Seelsorge aus. Seit dem Jahre 1981 betrieb Pfarrer Zdrazil mit Genehmigung seines Bischofs seine Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland. Er wollte zu seiner Schwester Anna, die seit ihrer zwangsweisen Aussiedlung im Jahre 1946 in Deutschland und seit 1972 in Baden-Baden lebte. Zdrazil blieb damals, wie er in seinem Lebenslauf schrieb, in Tschechien, um den „*kranken Vater zu betreuen und zu beerdigen*“. Im März 1982 durfte er mit drei Koffern nach Deutschland ausreisen, lebte kurze Zeit in einem Hotel und zog dann in das Theresienheim in Lichtental, wo er bis zu seinem Tode lebte, sich bis ins hohe Alter um seine Mitbewohner kümmerte und für jeden da war, der ihm begegnete. Ferner half er bereitwillig noch viele Jahre in der Seelsorge in Baden-Baden-Lichtental aus. Pfarrer Rudolf Zdrazil starb am 18. Juli 2013 in Baden-Baden und wurde dort am 26. Juli 2013 beerdigt.

Jürgen Brüstle

2014

Benz Bernhard

Geb. 21. 11. 1941 in Ettenheim; 7. 1. 1966 katechetisches Praktikum in Schwetzingen (St. Pankratius); ord. 4. 6. 1967 in Freiburg; 28. 6. 1967 Vikar in Bühl-Vimbuch; 1. 8. 1967 Vikar in Rastatt (Maria Königin); 8. 9. 1970 Vikar in Freiburg (Herz Jesu); 9. 5. 1973 Vikar in Karlsruhe (St. Konrad); 21. 5. 1975 Pfarrkurat in Karlsbad-Langensteinbach; 1. 9. 1975 Pfarrer ebd.; 22. 9. 1998 Pfarrer in Ottenhöfen; 27. 9. 1998 Investitur ebd.; zugleich Pfarrer in Seebach, Investitur 26. 9. 1998; gest. 13. 9. 2014 in Ottenhöfen; beerd. 18. 9. 2014 in Ottenhöfen.

Bernhard Benz wurde am 21. November 1941 als Sohn des Sägewerksbesitzers Theodor Benz und dessen Ehefrau Maria geb. Brossmer in Ettenheim geboren. In seiner Heimatstadt besuchte er die Volksschule, bis seine Eltern im Jahre 1948 nach Kuhbach umzogen. Im April 1952 trat der Junge in das Scheffel-Gymnasium in Lahr ein, wo er im Frühjahr 1961 mit Erfolg das Abitur ablegte. Da er schon seit seiner frühen Jugend den Wunsch hegte, Priester zu werden, was seine Familie nicht unterstützte, bewarb er sich um Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg und studierte ab dem Wintersemester 1961 Theologie und Philosophie in Freiburg. Die Externitas verbrachte er in Innsbruck. Vor Abschluss seiner Ausbildung wurde der Minorist für sieben Monate als Katechet an die Pfarrei St. Pankratius in Schwetzingen angewiesen. Der Schwerpunkt seiner Arbeit lag darin, unter Aufsicht Religionsunterricht in den verschiedenen Schularten zu halten. Ferner half er dem Stadtpfarrer Karl B. Münch († 1992) in der Gemeindegeseelsorge, besonders bei der Jugendarbeit. Die Zeit in Schwetzingen festigte Benz in seinem Entschluss, Priester zu werden, und inzwischen trug auch seine Familie die Entscheidung positiv mit. Am 4. Juni 1967 wurden Bernhard Benz und 22 weitere Diakone durch Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zu Priestern geweiht. Nach einer Vertretung in Bühl-

Vimbuch wurde Vikar Benz nach Rastatt (Maria Königin) angewiesen angewiesen. Weitere Stationen waren Freiburg (Herz Jesu) und Karlsruhe (St. Konrad).

Im Frühjahr des Jahres 1975 erhielt Benz seine erste eigenständige Stelle: Er ging als Pfarrkurat nach Karlsbad-Langensteinbach, in eine sehr weit ausgedehnte Pfarrkuratie, die vor allem durch den Zuzug von Heimatvertriebenen entstanden war. Bereits im September 1975 wurde sie zur Pfarrei erhoben und Bernhard Benz wurde ihr erster Pfarrer. Nach mehr als zwanzig Jahren segensreicher Arbeit in seiner Gemeinde suchte Pfarrer Benz noch einmal eine neue Herausforderung und ging im September 1998 als Pfarrer nach Ottenhöfen und Seebach im Dekanat Acher-Renchtal. Er war ein engagierter und bei den Gemeindemitgliedern beliebter Seelsorger, der auch in anderen Gemeinden einsprang, wenn Not am Mann war. Im Sommer 2014 verzichtete er aus Altersgründen auf die Pfarreien St. Anna in Ottenhöfen und Herz Jesu in Seebach und bat um seine Zurruesetzung. Erzbischof Stephan Burger nahm den Verzicht zum 14. September 2014 an, und es wurde vereinbart, dass Pfarrer Benz in der Folgezeit als Pfarradministrator die Verantwortung für die Seelsorge und Verwaltung der Pfarreien der Seelsorgeeinheit Achertal wahrnehmen sollte. Für alle überraschend verstarb Pfarrer Benz jedoch am 13. September 2014. Er wurde am 18. September 2014 auf dem Friedhof in Ottenhöfen beigesetzt. Jürgen Brüstle

Biser Eugen, Dr. theol., Dr. phil., Prälat, Professor für Fundamentaltheologie, Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie

Geb. 6. 1. 1918 in Oberbergen; ord. 1. 9. 1946 in St. Peter; 16. 10. 1946 Vikar in Freiburg (St. Georgen); 16. 1. 1948 Vikar in Tannheim; 6. 4. 1948 Vikar in Oberwolfach; 16. 5. 1948 Vikar in Muggensturm; 20. 7. 1948 Vikar in St. Peter; 6. 12. 1949 Vikar in Heidelberg (Hl. Geist); Juni 1951 Lehrer am Helmholtz-Gymnasium Heidelberg; 11. 3. 1952 Studienassessor; 14. 11. 1956 Dr. theol. in Freiburg; 28. 7. 1961 Dr. phil. in Heidelberg; 9. 2. 1966 Privatdozent, Universität Würzburg; 22. 4. 1966 außerordentlicher Professor in Passau; 20. 11. 1967 ordentlicher Professor in Passau; 18. 9. 1969 ordentlicher Professor in Würzburg; 1. 8. 1974 ordentlicher Professor in München; 25. 2. 1979 Päpstlicher Ehrenprälat; 22. 10. 1998 Konradspalatte; gest. 25. 3. 2014 in München; beerd. 4. 4. 2014 in München (Waldfriedhof).

Haben der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber und der Direktor des Collegium Borromaeum (CB) den kleinen Theologiestudenten aus Oberbergen am Kaiserstuhl einfach übersehen? Weshalb haben sie Eugen Biser in Freiburg studieren lassen, anstatt auch ihn an die römische Gregoriana zu schicken und ihm so den Weg zu ebnen zur Kirchen- oder zur Universitätskarriere? Und weshalb hat nach 1948 dann auch Erzbischof Wendelin Rauch diesen Hochbegabten unterschätzt und den jungen Priester ein Jahrfünft als Religionslehrer unterfordert? Fragen, die sich gerade 2018 stellen: Eugen Biser, der berühmte Theologe und Religionsphilosoph, wäre am Dreikönigstag 100 Jahre alt geworden.

Er macht 1937 am Freiburger Realgymnasium ein unglaublich gutes Abitur. In Zeichnen und bei den „Leibesübungen“ schafft er zwar nur ein „gut“ – für die 13

übrigen Fächer aber weist das Zeugnis ausnahmslos „sehr gut“ aus, auch in Französisch, Englisch und Latein sowie in Griechisch, das er als Wahlfach hinzunimmt. Sein Klassenlehrer in der damaligen „Oberprima“ attestiert ihm „*vorzüglichen Leistungswillen und eifriges Streben nach geistiger und charakterlicher Ausbildung seiner Persönlichkeit*“. Den Freiburger Theologieprofessoren fällt Eugen Biser ebenso positiv auf: Die „philosophisch-historische Vorprüfung“ besteht er nach vier Semestern mit dem „*Gesamtprädikat von 1,14*“. Doch dann muss auch er in Hitlers Krieg. Weil Eugen Biser nicht verheimlicht, was er von Adolf Hitler hält, verurteilt ihn ein Kriegsgesicht zu einem „Himmelfahrtskommando“ – an die Front in Stalingrad. Dort wird er durch einen Schuss in die Leber schwer verwundet, doch er überlebt die mörderische Schlacht, die fast 300 000 deutschen Soldaten das Leben kostet. Nach 1945 komplettiert Biser an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität sein Studium; die Theologische Abschlussprüfung bewältigt er 1946 mit der Note 1,32. Lediglich in Moraltheologie bekommt er „nur“ eine Zwei, in allen übrigen Disziplinen hingegen eine Eins oder allenfalls 1,5. „*Man kann ihn mit gutem Gewissen zum Weiterstudium empfehlen*“, dokumentiert die Seminarkonferenz in St. Peter 1946; noch im selben Jahr wird Eugen Biser von Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht.

Weiterstudieren lassen ihn Erzbischof Gröber und der Direktor des Collegium Borromaeum, Hermann Schäufele, dennoch nicht. Sie schicken den Neupriester als Vikar unter anderem nach Tannheim auf die Baar, 1948 dann nach St. Peter. Dort merkt der Pfarrer an, Biser sehe „*schwächlich aus, aber er ist leistungsfähig*“ und in Philosophie und Dogmatik „*besonders befähigt*“. 1951 wird er an das Heidelberger Helmholtz-Gymnasium versetzt, wo ihn der Dekan bald als „*vortrefflichen Religionslehrer*“ einstuft und ihm 1955 eine „*edle, vornehme Art, gütig, tief und weit*“ attestiert. Obwohl Eugen Biser da bereits mit einer Reihe von Veröffentlichungen auf sich aufmerksam gemacht hat, will er zunächst noch Religionslehrer bleiben. Er bittet das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, ihn vom „*Pfarrer-Konkurs*“ zu befreien, was ihm gestattet wird.

Doch dann, 1956, der akademische Paukenschlag: Eugen Biser hat trotz vollem Deputat als Religionslehrer und seinem Einsatz in der Pastoral in Heidelberg eine Doktorarbeit geschrieben: „*Grenzerfahrungen. Die Bedeutung der religiösen Grenzsituationen in den Werken Gertrud von le Forts*.“ Die Freiburger Universität promoviert ihn zum Dr. theol. Biser bleibt zwar Religionslehrer, ohne indes immerzu nur am Stoffplan zu kleben: Er gehe seine eigenen Wege, wie man im Heidelberger Dekanat registriert, sogar „*bis an die Grenze der Eigenwilligkeit*“. Mit seiner zweiten Doktorarbeit „*Gott ist tot. Nietzsches Destruktion des christlichen Bewusstseins*“ avanciert Eugen Biser 1961 an der Universität Heidelberg auch zum Dr. phil. Das Kultusministerin in Stuttgart befördert ihn 1962 zum Oberstudienrat. Und 1965 habilitiert er sich an der Universität Würzburg mit seiner Schrift „*Theologische Sprachtheorie und Hermeneutik der biblischen Bildmotive – Ein Beitrag zum Problem der Glaubensbegründung*“. Sie sichert ihm die *venia legendi* für Fundamentaltheologie und umgehend den Ruf an die Philosophisch-Theologische Hochschule Passau auf eine entsprechende Professur. Doch das muss Eugen Biser seinen Vorgesetzten in Freiburg erst einmal beibringen.

Auf der Chefetage im Ordinariat nimmt man zwar längst Notiz davon, welch aufsehenerregenden wissenschaftlichen Weg der vermeintlich „einfache Religionslehrer“ Eugen Biser inzwischen nimmt. Doch dass er dem Erzbistum nun verloren

zu gehen droht, hat man an der Schoferstraße in Freiburg offenbar nicht geahnt. Deshalb versichert Biser „S.E. Gnaden Hochwürdigsten Herrn Generalvikar Dr. Ernst Föhr“, er habe „niemals auch nur das Geringste unternommen, um von der Schule zur Universitätslaufbahn überzuwechseln.“ Doch der Ruf nach Passau biete ihm „nicht zuletzt im Blick auf meine schriftstellerische Tätigkeit so viele Positive, daß ich keine ausreichenden Gründe sehe, ihn abzulehnen“. Da Biser beteuert, er wolle „im Dienst der Heimatdiözese verbleiben“, gibt ihm der im Ordinariat allmächtig herrschende „GV“ grünes Licht. Mehr noch: Föhr lässt den frischgebackenen Passauer Professor wissen, auch der Hochwürdigste Herr Erzbischof begrüße ausdrücklich Bisers Eintritt „in die akademische Lehr- und Forschungstätigkeit“. Den Ruf an die Ruhr-Universität in Bochum, wo er wie in Marburg und in Saarbrücken Lehrstuhlvertretungen übernommen hat, lehnt Biser 1967 ab. Er wechselt zwei Jahre später aber an die Julius-Maximilians-Universität nach Würzburg, kehrt 1972 noch einmal nach Passau zurück und verlässt die Stadt am Zusammenfluss von Donau, Inn und Ilz 1974 dann für immer.

Denn nun winkt ihm die Ehre, auf dem sogenannten Guardini-Lehrstuhl der Ludwig-Maximilians-Universität in München Nachfolger des aus Freiburg stammenden, weltberühmten Jesuiten Karl Rahner zu werden und dort Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie lehren zu können. Zwölf Jahre wirkt Eugen Biser auf diesem prominenten Platz, ehe mit Hans Maier ein weiterer gebürtiger Freiburger sein Nachfolger wird. Schon 1997 bekommt Biser den Romano Guardini Preis der Katholischen Akademie in Bayern. „Gott ist Mutter und Vater in einem“, sagt er bei der Verleihung, „aber er ist mütterlicher als jede Mutter und väterlicher als jeder Vater“. Revolutionäre Sichtweisen wie diese lassen die Neue Zürcher Zeitung (NZZ) 1988 analysieren, Eugen Bisers „eigentliches Anliegen“ sei es, „das Gespräch zwischen dem alten Christentum und dem modernen Denken von starren Vorurteilen zu befreien“.

Schon 1979 ehrt Papst Johannes Paul II. den als Professor hochgeschätzten, aber auch mit seiner Bescheidenheit beeindruckenden Mann mit der Ernennung zum „Ehrenprälaten Seiner Heiligkeit“, Bundespräsident Richard von Weizsäcker adelt Eugen Biser 1993 mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Er ist da auch schon Mitglied der 1990 gegründeten Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Als er 1996 sein Goldenes Priesterjubiläum feiert, predigt er, der Mensch sei „nicht der Knecht Gottes, sondern sein Freund“. Als Eugen Biser 1998 seinen 80. Geburtstag feiert, attestiert ihm der Mainzer Bischof Karl Lehmann als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz „helllichtige Zeitanalysen“ und „Lebensnahe Verkündigung“. Sein Heimat-Erzbischof Freiburg dekoriert ihn mit seiner höchsten Auszeichnung, der Konradspalmette. Zur Feier des 85. Geburtstags kommt sogar Helmut Kohl nach München. Der Altkanzler dankt seinem Duzfreund beim Festakt für „manch gutes Wort im Auf und Ab des Lebens“. Der bayerische Ministerpräsident Günther Beckstein würdigt Eugen Biser in seiner Laudatio zum 90. Geburtstag des Theologen gar als Universalgelehrten.

Als er keine Lehrverpflichtungen mehr hat, initiiert Eugen Biser an der Ludwig-Maximilians-Universität in München das Seniorenstudium und leitet es noch über seinen 90. Geburtstag hinaus. Und exakt zu jener Zeit beeindruckt der – im Gegensatz zu so vielen anderen betagten Seelsorgern – auch im hohen Alter keineswegs leergepredigte Theologe im bayerischen Bildungsfernsehen „BR alpha“ jede Woche mit

seiner stets zuversichtlichen, persönlich überzeugend vorgetragenen „Theologie der Zukunft“. Rund 150 Bücher und schätzungsweise 1000 Aufsätze dokumentieren seine Gedanken. Außerdem war er von 1979 bis 2007 als Universitätsprediger tätig und zelebrierte nahezu jeden Sonntagabend in der Universitätskirche die Messe. Als jeder dachte, Eugen Biser würde gewiss auch noch seinen 100. Geburtstag erleben, ereilte ihn der Tod dann doch schon vier Jahre davor: in der Nacht zum 25. März 2014; in seiner Kaiserstühler Heimat Erde begraben werden wollte er offenbar nicht – er ruht auf dem Waldfriedhof in München.

Sein theologisch-wissenschaftliches Werk bewahrt als Erbe seit 2002 die gemeinnützige Eugen-Biser-Stiftung für den Dialog aus christlichem Ursprung. Unter dem Vorsitz des früheren Bundesverfassungsrichters Professor Paul Kirchhof sichert sie auch, wie stark er sich dem Dialog der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam verpflichtet fühlte. Dieser Dialog könne für das Überleben der Erde entscheidend sein, wie er mit dem Blick auf die auch religiös motivierten aktuellen Auseinandersetzungen betonte. Die Kernbotschaft dieses priesterlichen Predigers und profunden Professors wird ihn sehr lange überleben. Denn seine „Neue Theologie“, wie er sein Denken ambitioniert nannte, kommt ohne einen Gott aus, der die Menschen zwar liebt, ihnen aber auch ständig droht und sie straft, ja sich finsterrächt und Sünder im Jüngsten Gericht unerlöst auf ewig verflucht. Eugen Bisers Personalakte im Erzbischöflichen Archiv verrät auch, dass ihm das Erzbistum Freiburg zu seinen Priesterjubiläen stets ein ganz besonderes „Geschenk“ zukommen ließ: Man gewährte dem Theologen gleich mehrfach die „*Enchiridion Indulgentiarum*“, also einen „*Vollkommenen Ablass*“. Wie sehr ausgerechnet er sich gefreut oder wie nachsichtig und „aufgeklärt“ er darüber vielleicht auch nur geschmunzelt hat, verrät seine Personalakte freilich nicht.

Gerhard Kiefer

Dannenmayer Emil Anton

Geb. 12. 6. 1930 in Mingolsheim; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in Markdorf; 1. 12. 1955 Vikar in Weinheim (St. Laurentius); 1. 8. 1960 Vikar in Karlsruhe (St. Stephan); 1. 3. 1962 Pfarrvikar in Offenburg-Weingarten; 15. 11. 1962 Pfarrverweser in Goldscheuer-Marlen; 26. 5. 1963 Investitur ebd.; 5. 5. 1970 Pfarrer in Freiburg (Heilige Familie); 14. 6. 1970 Investitur ebd.; 10. 9. 1984 Pfarrer in Owingen und Lippertsreute, zugleich Mitpastoration von Owingen-Billafingen; 23. 9. 1984 Investitur ebd.; 1. 11. 1998 Ruhestand in Reichenau-Niederzell; 1. 9. 1999 Subsidiar in den Pfarreien der Insel Reichenau bis 31. 7. 2010; gest. 7. 12. 2014 in Reichenau; beerd. 16. 12. 2014 in Freiburg-Betzenhausen.

Emil Dannenmayer wurde am 12. Juni 1930 in Mingolsheim geboren und wuchs in Konstanz, wohin seine Eltern gezogen waren, auf. Er besuchte das Suso-Gymnasium in Konstanz und studierte nach dem Abitur im Sommer 1950 in Freiburg und München Theologie. Bereits seine Vorgesetzten im Collegium Borromaeum und im Priesterseminar in St. Peter im Schwarzwald beschrieben Dannenmayer als gutherzigen und zuverlässigen Menschen von tiefer Religiosität. Emil Dannenmayer wurde am 5. Juni 1955 mit 35 weiteren Diakonen von Weihbischof Hermann Schäufele in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. Nach Stationen als Vikar in Markdorf, Weinheim (St. Laurentius) und Karlsruhe (St. Stephan) wurde

Dannenmayer zum 1. März 1962 vertretungsweise als Pfarrvikar nach Weingarten bei Offenburg angewiesen. Im November desselben Jahres wurde er als Pfarrverweser nach Goldscheuer-Marlen geschickt, in eine Gemeinde in der Diaspora, und am 26. Mai 1963 als Pfarrer investiert. Nach sieben Jahren äußerte Pfarrer Dannenmayer den Wunsch nach Veränderung und erhielt zum 5. Mai 1970 die Pfarrei Heilige Familie in Freiburg. Die Investitur erfolgte einen Monat später. Nach weiteren vierzehn Jahren wechselte Pfarrer Dannenmayer nach Owingen und Lippertsreute, wobei er auch die Pfarrei Owingen-Billfingen mit betreute. In allen Gemeinden, in denen er eingesetzt war, versah Pfarrer Dannenmayer seinen Dienst vorbildlich, zuverlässig und mit Hingabe. Seine Herzlichkeit und seine Güte wurden von den Menschen dankbar angenommen. Zum 1. November 1998 trat er aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand, den er in Reichenau-Niederzell verbrachte. In den Pfarreien der Insel Reichenau half er noch rund elf Jahre als Subsidiar aus. Emil Dannenmayer starb am 7. Dezember 2014 in Reichenau und wurde am 16. Dezember 2014 in Freiburg-Betzenhausen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Demling Wolfgang Leonhard

Geb. 5. 6. 1951 in Freiburg; September 1970 bis Juli 1973 Ausbildung für den gehobenen nichttechnischen Verwaltungsdienst; Oktober 1973 bis November 1976 Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg und erstes Staatsexamen; Februar 1977 bis Juli 1979 Referendariat und zweites juristisches Staatsexamen; ab Wintersemester 1981/82 Theologiestudium in Freiburg; 9. 1. bis 31. 12. 1984 Diakonatsjahr in Nußloch; ord. 19. 5. 1985 in Freiburg; 19. 6. 1985 Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius) mit Karlsruhe-Mühlburg; 5. 9. 1985 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul) mit Lahr-Sulz; 1. 8. 1987 Pfarradministrator in Freiburg-Munzingen (St. Stephan); 3. 1. 1989 Diözesanrichter am Erzb. Offizialat Freiburg; 27. 11. 1990 Pfarradministrator in Umkirch; 18. 5. 1993 Pfarrer ebd.; 19. 7. 1995 Lizenziat in Kanonischem Recht (Universität Münster i. W.); 1. 9. 2003 Pfarradministrator in Immenstaad mit Friedrichshafen-Kluftern, Hagnau und Immenstaad-Kippenhausen; 1. 10. 2003 Pfarrer ebd.; 23. 11. 2003 Investitur ebd.; gest. 28. 2. 2014 im Bodensee; beerd. 12. 3. 2014 in Freiburg.

Wolfgang Demling wurde am 5. Juni 1951 in Freiburg als einziges Kind des städtischen Angestellten Leonhard Demling und dessen Ehefrau Martha geb. Schneider geboren. Er besuchte die Emil-Gött-Schule und später das Kepler-Gymnasium, beide in Freiburg. Seine Eltern verlor er recht früh: Der Vater starb bereits im September 1969, die Mutter im September 1976. Nach dem Abitur im Jahre 1970 entschied sich Demling für eine Ausbildung für den gehobenen nichttechnischen Verwaltungsdienst. Diese begann mit einem einjährigen praktischen Teil bei der Stadt Freiburg, und im Oktober 1971 schloss sich der theoretische Teil an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl an. Die Ausbildung endete im Juli 1973 mit einer Staatsprüfung. Vom Wintersemester 1973/74 bis zum Wintersemester 1976/77 studierte Demling in Freiburg Jura. Im November 1976 legte er erfolgreich die erste juristische Staatsprüfung ab, begann im Februar den juristischen Vorbereitungsdienst des Landes Baden-Württemberg und legte im Sommer 1979 mit Erfolg die zweite juristische Staatsprüfung ab.

In den Jahren seiner Ausbildung hatte der Gedanke, Priester zu werden, den jungen Mann beschäftigt. Er bat daher um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg und studierte ab dem Wintersemester 1981/82 Theologie in Freiburg. Nach einem Diakonatsjahr in Nußloch im Jahre 1984 ging er nach St. Peter im Schwarzwald, um dort seine Ausbildung abzuschließen. Am 19. Mai 1985 wurde Wolfgang Demling im Freiburger Münster durch Erzbischof Oskar Saier zum Priester geweiht. Nach einer Vertretung in Karlsruhe (St. Bonifatius), wo er auch in Karlsruhe-Mühlburg eingesetzt wurde, wurde Demling als Vikar nach Lahr (St. Peter und Paul) mit Lahr-Sulz angewiesen. Hier machte Vikar Demling wichtige Erfahrungen in der praktischen Seelsorge. Bald danach entschied das Erzbischöfliche Ordinariat, dass er sich ferner in kirchlicher Gerichtspraxis fortbilden sollte. Der Kurs erstreckte sich über zwei Jahre und wurde gemeinsam von den Offizialaten Essen, Münster und Paderborn angeboten. Zudem wurde Wolfgang Demling im Sommer 1987 als Pfarradministrator nach Freiburg-Munzingen angewiesen, da die Teilnahme an den Kursmodulen so einfacher zu bewerkstelligen war. Im Herbst 1988 konnte er die Weiterbildungsmaßnahme erfolgreich abschließen und wurde zum 3. Januar 1989 zum Diözesanrichter am Erzbischöflichen Offizialat Freiburg ernannt. Es war eine arbeitsreiche Zeit, in der Pfarrer Demling auch seine Gemeinde ohne Einschränkung seelsorgerlich zu betreuen hatte, die ihn für seine Art und seine gute Arbeit schätzte.

Trotzdem stand im Herbst 1990 erneut ein Wechsel an. Demling wurde zum 27. November 1990 als Pfarradministrator nach Umkirch angewiesen und am 18. Mai 1993 zum Pfarrer ernannt. Im Sommer 1993 entschied Pfarrer Demling auch, sich an der Universität Münster für ein Aufbaustudium „Lizenziat“ in Kanonischem Recht einzuschreiben und konnte zwei Jahre später sein Studium erfolgreich abschließen. In der nicht ganz einfachen, sehr heterogen zusammengesetzten Pfarrei Umkirch kam Demling bei den Menschen an. Er war theologisch gut gebildet und konnte dies in seine guten Predigten einbringen. Bauliche Maßnahmen nahm er zielstrebig in Angriff. Trotzdem war die Zeit nicht frei von Konflikten, weswegen Demling bereits Ende der 1990er-Jahre eine neue Herausforderung suchte. Aber erst im Spätsommer 2003 wies ihn das Ordinariat nach Immenstaad an. Hier hatte er ferner Friedrichshafen-Kluftern, Hagnau und Immenstaad-Kippenhausen zu versorgen. Die Investitur erfolgte am 23. November 2003. In den folgenden Jahren oblag ihm die Aufgabe, die vier Pfarreien seelsorgerisch und organisatorisch zu einer Seelsorgeeinheit zusammenzuführen, wobei er darauf achtete, den Gremien einen ausreichenden Gestaltungsspielraum einzuräumen. Pfarrer Demling war Sporttaucher. Am 28. Februar 2014 brach er zu einem Tauchgang im Bodensee, im hierfür besonders geeigneten „Überlinger See“, auf. Später entdeckten ihn andere Sporttaucher leblos an der Wasseroberfläche treibend; der herbeigerufene Notarzt konnte nur noch den Tod feststellen. Wolfgang Demling wurde am 12. März 2014 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Frey Klaus, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 15. 2. 1944 in Karlsruhe; ab September 1968 katechetisches Jahr in Hechingen und zugleich Dogmatikstudium in Tübingen; ord. 7. 5. 1970 in Freiburg; 8. 6.

1970 Vikar in Hechingen-Boll; 15. 7. 1970 Vikar in Schutterwald; 19. 8. 1970 Vikar in Osterburken; 15. 9. 1970 Vikar in Karlsruhe (St. Konrad); 16. 1. 1973 Vikar in Achern; 26. 8. 1974 Religionslehrer an berufsbildenden Schulen in Freiburg, zugleich Bezirkskaplan der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) und Leiter des Diözesansekretariats der CAJ im Erzbischöflichen Seelsorgeamt (ESA) in Freiburg; 2. 12. 1980 Pfarrer in Forst (St. Barbara); 7. 3. 1981 Investitur ebd.; 1. 10. 1985 KAB-Diözesanpräses in Freiburg (ESA) und Industrieseelsorger, zugleich Leiter des Referats Arbeitnehmerpastoral im ESA (bis 1. 9. 2005), wohnhaft in Gutach-Siegelau und dort Subsidiar; 16. 12. 1994 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 2005 Kooperator der Seelsorgeeinheit Mittleres Elz- und Simonswäldertal; 19. 6. 2010 Hans-Böckler-Medaille des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB); gest. 16. 1. 2014 in Freiburg; beerd. 24. 1. 2014 in Schenkenzell.

Klaus Frey wurde am 15. Februar 1944 als Sohn des Metallarbeiters Erich Frey und dessen Ehefrau Luise Irma geb. Saxer in Karlsruhe geboren. Acht Tage später wurde er in Karlsruhe (St. Elisabeth) auf den Namen Klaus Peter Erich getauft. Die Wohnung der Familie war durch Kriegseinwirkung zerstört worden, sodass die Mutter mit dem wenige Monate alten Knaben nach Schenkenzell zu den Großtanten des Jungen ging. Dort ließ sie ihn später zurück, als sie wieder nach Karlsruhe ging, und die Großtanten übernahmen gern die Erziehung des Jungen. In Schenkenzell besuchte Frey die Volksschule und wechselte 1955, nach dem fünften Schuljahr, nach Konstanz, wo er im Erzbischöflichen Studienheim St. Konrad wohnte und das Heinrich-Suso-Gymnasium besuchte. Im Februar 1964 schloss er die schulische Ausbildung mit dem Abitur ab. Bereits seit seinem vierten Volksschuljahr hatte Frey den Wunsch geäußert, Priester zu werden, und er bewarb sich deshalb um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg. In Freiburg und Tübingen studierte er Theologie und legte auf eigenen Wunsch nach der Abschlussprüfung ein katechetisches Jahr ein, in dem er vor allem seine Dogmatikstudien vertiefen und Vorlesungen Joseph Ratzingers in Tübingen hören wollte. Das Ordinariat ging auf diesen Wunsch ein und schickte ihn im Sommer 1968 nach Hechingen, wo er lediglich acht Wochenstunden Unterricht zu leisten hatte und die verbleibenden Stunden für seine Studien verwenden konnte. Nach seiner Rückkehr ging er für seine pastoralpraktische Ausbildung nach St. Peter im Schwarzwald und wurde am 7. Mai 1970 in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach mehreren Vertretungsstellen als Neupriester wurde Frey zum 15. September 1970 als Vikar nach Karlsruhe (St. Konrad) angewiesen und zum 16. Januar 1973 nach Achern. Allerdings blieb er nur etwas mehr als anderthalb Jahre in Achern, dann wurde er zum neuen Schuljahr im Sommer 1974 als Religionslehrer an berufsbildenden Schulen nach Freiburg versetzt. Sein Deputat betrug „nur“ zehn Stunden, denn zugleich wurden ihm die Aufgaben eines Bezirkskaplans der CAJ und die Leitung des Diözesansekretariats der CAJ übertragen. Wohnung und Verpflegung nahm er im Pfarrhaus St. Martin am Rathausplatz in Freiburg, später im Studienheim St. Georg.

Im Jahre 1980 wollte Pfarrer Frey zurück in die Seelsorge in einer Pfarrei und wurde zum 2. Dezember 1980 auf die Pfarrei St. Barbara in Forst angewiesen. Die Investitur erfolgte am 7. März 1981. Doch nach einigen Jahren zog es ihn wieder in die Verbandsarbeit und er wurde KAB-Diözesanpräses und Industrieseelsorger, arbeitete im Erzbischöflichen Seelsorgeamt in Freiburg und wohnte im Pfarrhaus in Gutach-Siegelau. Wie schon in der CAJ setzte sich Pfarrer Frey im KAB nun mit ganzer

Kraft für die Belange der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen ein, ging in die Betriebe, veranstaltete Seminare mit Betriebs- und Personalräten, mit Gewerkschaftsvertretern und engagierte sich im Erzbistum Freiburg ebenso wie in Deutschland und international. In Anerkennung dieser Arbeit ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier im Dezember 1994 zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Juni 2010 sollte er vom DGB mit der Hans-Böckler-Medaille für seine Lebensleistung geehrt werden. Zum 1. September 2005 wurde Pfarrer Frey von seinen Aufgaben – abgesehen vom Amt des Diözesanpräses der KAB – entbunden und wirkte fortan als Kooperator in der Seelsorgeeinheit Mittleres Elz- und Simonswäldertal. Wohnen blieb er in Gutach-Siegelau. Schließlich erkrankte Pfarrer Klaus Frey schwer und starb am 16. Januar 2014 in der Universitätsklinik Freiburg. Er wurde am 24. Januar 2014 in Schenkenzell beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Henn Konrad, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 10. 1934 in Buchen; ord. 7. 6. 1959 in Karlsruhe; 1. 7. 1959 Vikar in Heidelberg-Pfaffengrund; 25. 3. 1960 Vikar in Freiburg (St. Konrad); 4. 5. 1962 Vikar in Waldshut; 1. 10. 1966 Pfarrkurat in Karlsruhe-Durlach-Aue; 1. 5. 1974 Pfarrer in Baden-Baden-Lichtental; 23. 6. 1974 Investitur ebd.; 22. 1. 1986 Pfarrer in Freiburg (St. Johann); 25. 5. 1986 Investitur ebd.; 1. 7. 1994 Mitpastoration von Freiburg-Wiehre (St. Cyriak und Perpetua); 16. 12. 1994 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 12. 2003 Mitpastoration von Freiburg-Günterstal (Liebfrauen); 1. 8. 2005 Ruhestand in Freiburg und zugleich Pfarradministrator zur Vertretung in St. Johann, St. Cyriak und Perpetua sowie Liebfrauen (bis 31. 8. 2005); 1. 1. 2006 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Freiburg-Stühlinger; gest. 21. 2. 2014; beerd. 1. 3. 2014 in Hirschberg-Leutershausen.

Pfarrer Konrad Henn wusste schon früh, dass er Priester werden wollte, weshalb er mit vierzehn Jahren das Gymnasium in Tauberbischofsheim besuchte und im dortigen Erzbischöflichen Konvikt lebte. Zuvor hatte er mit seiner Familie, dem Hauptlehrer Josef Henn und dessen Ehefrau Anna geb. Walter sowie einem älteren und später einem jüngeren Bruder in Waldhausen im Kreis Buchen und anschließend in Leutershausen gelebt. Aufgrund einer schweren Erkrankung musste der Junge 1939 zu Verwandten nach Biberach, wo er auch von 1941 bis 1944 die Volksschule besuchte. Dann kehrte er nach Leutershausen zurück, aber einen geregelten Unterricht gab es dort nicht mehr. Neben dem Volksschulunterricht bereitete sich Henn mit Privatstunden im Fach Latein seit 1945 auf das Gymnasium vor, besuchte 1946 das Gymnasium in Heidelberg und ging 1948 nach Tauberbischofsheim. Nach dem Studium in Freiburg und München wurde er mit neun Kurskollegen am 7. Juni 1959 in Karlsruhe (St. Stephan) durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Bereits eine Woche zuvor hatten 25 weitere Diakone das Sakrament der Priesterweihe in Freiburg empfangen.

Nach Vikarsjahren in Heidelberg-Pfaffengrund, Freiburg (St. Konrad) und Waldshut wurde Konrad Henn zum 1. Oktober 1966 auf die Kuratie Karlsruhe-Durlach-Aue angewiesen, wo er mehr als sieben Jahre wirkte. In den folgenden Jahren wurden Pfarrer Henn die Pfarreien in Baden-Baden-Lichtental und Freiburg (St. Johann) anvertraut, und an beiden Orten wuchs sein Verantwortungsbereich, indem

weitere Pfarreien hinzukamen, die es ebenfalls zu betreuen galt. Bereits im Dezember 1994 hatte Erzbischof Oskar Saier die Einsatzbereitschaft und das Verantwortungsbewusstsein gewürdigt und ihn zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Auch im Ruhestand blieb Pfarrer Henn Freiburg verbunden. Als Subsidiar half er in der Seelsorgeeinheit Freiburg-Stühlinger bis zuletzt. Er starb unerwartet am 21. Februar 2014 in Freiburg und wurde am 1. März 2014 in Hirschberg-Leutershausen beige-
 setzt. Jürgen Brüstle

Kirchgässner Wolfgang, Weihbischof

Geb. 1. 6. 1928 in Mannheim; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 30. 6. 1954 Vikar in Lörrach; 1. 8. 1954 Vikar in Müllheim; 1. 9. 1954 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 16. 7. 1958 Vikar in Karlsruhe (St. Bernhard); 1. 9. 1960 Erzbischöflicher Sekretär in Freiburg; 1. 10. 1963 Pfarrer in Laufenburg; 27. 10. 1963 Investitur; 12. 3. 1969 Dekan des Dekanats Säckingen; 1. 11. 1974 Ordinariatsrat; 1. 4. 1977 Pfarrer in Breisach; 30. 5. 1977 Investitur; Juli 1977 Dekan des Dekanats Breisach-Endingen; 29. 11. 1979 Titularbischof von Drua und Weihbischof in Freiburg; 10. 2. 1980 Konsekration; 17. 7. 1981 Dompropst; 1. 1. 1982 Bischofsvikar für das Ordenswesen und Vorsitzender des Diözesan-Caritasverbandes; 31. 12. 1998 Entpflichtung; 1999 Ruhestand in Freiburg-Günterstal; 2011 Ruhestand in Freiburg (Carolushaus); gest. 25. 3. 2014 in Freiburg; beerd. 3. 4. 2014 ebd. (Bischofsgruft).

Weihbischof Wolfgang Kirchgässner war ein sehr menschlicher Bischof, wenn auch nicht in dem Sinne, dass er sich besonders oft oder in besonders auffälliger Weise als „Mensch wie du und ich“ gezeigt und sich unbischöflichen Verhaltens verdächtig gemacht hätte. Nein, wenn es an seinem Verhalten etwas auszusetzen gegeben hätte, dann allenfalls den Umstand, dass seine ihm eigene Zurückhaltung bisweilen ein bisschen zu sehr wie Distanziertheit oder gar Unnahbarkeit wirken konnte. Hierzu trugen Äußerlichkeiten wie seine bis ins vorgerückte Alter stets betont aufrechte Körperhaltung oder die für einen Vertreter seiner Generation auffällige Körpergröße bei, aber auch die von ihm ganz offensichtlich vollkommen verinnerlichte „Rolle“, die er als Bischof zu verkörpern hatte. Wolfgang Kirchgässner war natürlich nicht als Bischof zur Welt gekommen, und den größten Teil seines Lebens war er anderes gewesen als Weihbischof in Freiburg. Geboren wurde er am 1. Juni 1928 in Mannheim, wo er auch seine Kindheit und die ersten Schuljahre verbrachte. Im Jahr 1940 übersiedelte die Familie nach Waldshut, wo er 1948 sein Abitur machte. Am 30. Mai 1954 wurde er von Weihbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht und wirkte dann bis 1960 als Vikar in Müllheim, Lörrach (St. Bonifaz) und in Karlsruhe (St. Bernhard). Dort erteilte ihn zum ersten Mal ein Ruf in die Freiburger Kirchenleitung, denn Erzbischof Hermann Schaufele ernannte ihn zu seinem Sekretär. Kirchgässner, der Priester geworden war, um Seelsorger sein zu können, hatte nur unter der Bedingung zugesagt, dass er nach einiger Zeit wieder in den Pfarrdienst zurückkehren könne, und so wurde er, nach drei Jahren als „rechte Hand“ des Oberhirten, am 1. Oktober 1963 Pfarrer von Laufenburg.

Einige Zeit später, es muss wohl 1965 gewesen sein, machte sich eine Gruppe von Kindergartenkindern auf, dem Herrn Stadtpfarrer einen Besuch abzustatten. Gründlich vorbereitet und nicht wenig eingeschüchtert von der Kindergartenschwester,

Agricola mit Namen, die selbst in Ehrfurcht vor dem Herrn Stadtpfarrer geradezu erstarrten, standen die Kinder bald darauf vor dem Pfarrhaus einem ganz in Schwarz gekleideten Mann gegenüber, der zwar riesengroß, aber sonst gar nicht furchterregend, sondern sehr freundlich war. Freundlich war er meist, selbst dann noch, wenn er es in seiner Funktion als Religionslehrer für erforderlich hielt, zum in den späten 1960er-Jahren noch durchaus verbreiteten pädagogischen Mittel der körperlichen Züchtigung zu greifen. „Tatzen“ gab es bei ihm, anders als bei einigen Lehrern, die ihr Handwerk anscheinend noch im ausgehenden Mittelalter erlernt hatten, nicht mit einem speziellen Stöckchen oder gar einem Lineal einzeln und gezielt auf die Finger, sondern eher symbolisch: Mehrere Delinquenten wurden nebeneinander aufgestellt, mussten die Hände ausstrecken und wurden dann mit dem langen Zeigestock auf die Handflächen eher symbolisch als tatsächlich geschlagen.

Den theologischen Aufbruch durch das Zweite Vatikanische Konzil vollzog Wolfgang Kirchgässner von Anfang an mit großem Engagement mit. Seinem ebenfalls konzilsbewegten, auch als Komponist aktiven Kirchenmusiker Karl Schmider erlaubte er von der ersten Stunde an, deutschsprachige Messgesänge aufzuführen, gemeinsam mit der evangelischen Kirchengemeinde unternahm er intensive ökumenische Anstrengungen, und auch über den Rhein und die Staatsgrenze hinweg ins schweizerische Laufenburg förderte und pflegte er den Kontakt. Dabei war er freilich kein Draufgänger und schon gar kein Revoluzzer, sondern blieb stets vorsichtig: Noch 1968 brachte er den Drittklässlern, die frisch zu den Ministranten gekommen waren, in mühevoller Kleinarbeit die traditionellen lateinischen Gebete bei.

Die Menschen schätzten ihn sehr, was sich an der großen Laufenburger Gruppe zeigte, die an seiner Beerdigung teilnahm, 40 Jahre nachdem er das Städtchen am Hochrhein verlassen hatte. Auch seine Mitbrüder im Dekanat Säkingen erkannten bald, was sie an Kirchgässner hatten, und wählten ihn 1969 zum Dekan. Spätestens hierdurch wurde Erzbischof Schäufele von Neuem auf ihn aufmerksam und berief ihn zum 1. November 1974 als Leiter der neu gegründeten Stabsstelle für pastorale Planung ins Erzbischöfliche Ordinariat. Dort hatte Kirchgässner den Auftrag, im Anschluss an die Verwaltungs- und Gebietsreform des Landes Baden-Württemberg die Dekanatseinteilung der Erzdiözese zu überarbeiten und bei der Neufestlegung der Schwerpunkte kirchlicher Aufgaben mitzuwirken. Dass hierbei die Folgerungen aus den Beschlüssen des Konzils und die von der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland als dringend erkannten seelsorgerlichen Erfordernisse zu beachten waren, war für ihn kein Hindernis, sondern eher ein Ansporn. Wolfgang Kirchgässner erledigte diese Aufgaben, die unzählige Konferenzen und Besprechungen und umfangreiche Planungen erforderten, mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Freilich konnte er nicht immer all die unterschiedlichen Wünsche unter einen Hut bringen, sondern musste von allen Beteiligten Kompromissbereitschaft einfordern. Dass seine Geduld dabei nicht selten sehr strapaziert wurde, dürfte mitunter große Selbstbeherrschung verlangt und ihn viel Mühe gekostet haben. Und er bewies einmal mehr, dass er sowohl diplomatisches Geschick als auch Durchsetzungsfähigkeit besaß und somit auch für schwierige Aufgaben geeignet war.

Wirkliche Befriedigung scheint er jedoch in dieser vorwiegend administrativen Tätigkeit nicht gefunden zu haben, denn schon bald drängte es ihn zurück in die Pfarrseelsorge. So schied er erneut aus dem Dienst in der Freiburger Kirchenleitung

aus, wurde am 1. April 1977 Pfarrer am Breisacher Stephansmünster und schon wenige Monate darauf Dekan des Landkapitels Breisach-Endingen, das auf der Grundlage seiner Arbeit im Ordinariat neu errichtet worden war. Wieder konnte er als Pfarrer und Dekan aktiv und erfolgreich in der Seelsorge wirken – sein großer persönlicher Einsatz, sein Geschick im Umgang mit Menschen aller Alters- und Bildungsstufen und seine Frömmigkeit kamen ihm hierbei sehr zustatten. Doch schon nach rund zweieinhalb Jahren erzielte ihn zum dritten und nunmehr letzten Mal der Ruf ins Erzbischöfliche Ordinariat: Am 29. November 1979 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Titularbischof von Drua und zugleich zum Weihbischof für die Erzdiözese Freiburg. Konsekriert wurde er am 10. Februar 1980 von Erzbischof Oskar Saier, Mitkonsekratoren waren die Weihbischöfe Anton Herre von Rottenburg und Karl Gnädinger von Freiburg. Am 17. Juli 1981 wurde Kirchgässner zusätzlich Dompropst und somit Vorsitzender des Metropolitankapitels, und mit dem 1. Januar 1982 wurden ihm überdies die Funktionen eines Bischofsvikars für das Ordenswesen und des Vorsitzenden des Diözesan-Caritasverbandes übertragen.

Seine Vorliebe für schöne und anspruchsvolle Kirchenmusik wurde in Freiburg durch die Arbeit der von Domkapellmeister Raimund Hug geleiteten Chöre und das Wirken des Domorganisten Prof. Ludwig Doerr bestens befriedigt. Daher unterstützte er nachdrücklich die Bemühungen, ein angemessenes Domizil für die Dommusik zu finden, die mit dem Umbau des Erzbischöflichen Palais und der Einweihung der Domsingschule schließlich 1997 zum Erfolg führten. Damit war dann auch endgültig der Friede zwischen ihm und jenen Domchörlern wiederhergestellt, die dem Dompropst Kirchgässner verübelt hatten, dass unter seiner Ägide das Latein als Liturgiesprache in den sonntäglichen Kapitelsämtern abgeschafft worden war. Sein Wahlspruch *„Für die Menschen bestellt“* war für Weihbischof Kirchgässner selbstverständlich Programm, und in der Tat ist es ihm gelungen, auch als Bischof ein Gespür für die Anliegen, Sorgen und Nöte der Pfarrgemeinden und der Gläubigen zu bewahren. Seine vielfältigen Erfahrungen in der Seelsorge waren ihm hierbei von großem Nutzen. In Kirchgässners Vorstellung im „Konradblatt“ hatte der Autor des Artikels, der spätere Domkapitular Alfons Ruf, auf Kirchgässners Bischofswappen und seine Erfahrungen in den Grenzstädten Laufenburg, Lörrach und Breisach mit ihrer *„ausgeprägten Brückenfunktion zum Ausland“* anspielend, die Hoffnung formuliert, er möchte *„als bischöflicher Brückenbauer (Pontifex) zu einem Brückenschlag dialogischer Offenheit der Kirche zur Welt, ökumenischer Offenheit zu den christlichen Bruderkirchen und innerkirchlicher Toleranz und Solidarität, in Treue zum Herrn der Kirche“*, beitragen – dies scheint Wolfgang Kirchgässner gelungen, und dies ist beileibe nicht das Schlechteste, was sich im Nachhinein über die Tätigkeit eines Weihbischofs sagen lässt.

Zum 31. Dezember 1998 wurde Wolfgang Kirchgässner vom Amt des Weihbischofs für das Erzbistum Freiburg entpflichtet. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Freiburg-Günterstal, wo er sehr zurückgezogen lebte und den Dienst als Klosterpfarrer bei den Benediktinerinnen von der heiligen Lioba übernahm. Da jedoch das Bischofsamt kein Amt auf Zeit ist, sondern ein einmal geweihter Bischof zeitlebens Bischof bleibt, beteiligte er sich nötigenfalls noch hie und da bei der Spendung des Firmesakraments. 2011 übersiedelte er ins neue Carolushaus in der Habsburgerstraße, wo er allerdings nicht mehr wirklich heimisch werden konnte. Eine rasch fortschreitende Demenzerkrankung ließ ihn der Welt immer mehr abhanden-

kommen und veränderte zunehmend seine Persönlichkeit. So war sein Tod wohl nicht nur für ihn selbst eine Erlösung. Dass das Requiem am 3. April 2014 im Freiburger Münster bei aller gebotenen Feierlichkeit eher schlicht gestaltet wurde, dürfte in seinem Sinne gewesen sein.

Christoph Schmider

Kress Eugen, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 29. 3. 1925 in Karlsruhe; ab 1. 7. 1942 Kriegsdienst und Gefangenschaft in Ungarn und Frankreich; 1947 Abitur an der Propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg; ab Januar 1949 Theologiestudium in Rom; ord. 10. 10. 1954 in Rom; 1958 Promotion zum Dr. theol.; 17. 9. 1958 Vikar in Karlsruhe-Durlach; 25. 4. 1960 Religionslehrer am Mädchengymnasium St. Dominikus in Karlsruhe, zugleich Mitarbeit in Karlsruhe (St. Stephan) und regelmäßig Mitarbeit beim Süddeutschen Rundfunk Stuttgart (bis 1998); 1. 10. 1963 Caritasdirektor in Karlsruhe, weiterhin Religionslehrer am Mädchengymnasium St. Dominikus, ab 1975 am Humboldt-Gymnasium (bis Sommer 1991); 18. 12. 1989 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 1. 2000 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 13. 3. 2014 ebd.; beerd. 25. 3. 2014 ebd.

Seit wann Eugen Kress genau die Berufung zum Priestertum verspürte, ist nicht bekannt. Er wuchs jedoch in einer religiösen Familie auf und nahm auch in der Zeit des Nationalsozialismus freiwillig am Religionsunterricht teil. Er besuchte in seiner Geburtsstadt die Volksschule und später die Goethe-Schule, eine Oberschule für Jungen, wurde aber im Sommer 1942 eingezogen und verließ die Schule mit dem Reifevermerk. Seine Grundausbildung absolvierte er bei einer Infanterieeinheit in Konstanz, wurde aber, da er nach einem Dienstunfall nicht mehr für die Infanterie geeignet war, im Februar 1943 zu einer Panzereinheit versetzt. Bereits in den ersten drei Monaten seines Einsatzes wurde Kress erstmals verwundet. Nach seiner Genesung wurde er nach Wischau in Mähren auf eine Schule der Panzertruppe geschickt, die er am 1. September 1944 als Leutnant verließ. Es folgten weitere Fronteinsätze in Russland und in Ungarn, wo Kress am 1. Februar 1945 schwer verwundet wurde. Mehrere Monate lag er im Reservelazarett in Wien und schrieb in dieser Zeit an seinen früheren Religionslehrer Clemens Weis († 1990), erschüttert und geprägt von den Ereignissen an der Front, über den Wunsch, Priester zu werden. Doch bis dahin war es noch ein weiter Weg, denn nachdem er in ein Lazarett in Konstanz verlegt worden war, geriet Kress in französische Kriegsgefangenschaft und durchlief mehrere Lager. Er meldete sich im Sommer 1946 für das Theologenlager in Chartres, das auch als „Stacheldrahtseminar“ bekannt ist, nahm sein Studium auf, wurde aber nach wenigen Monaten aus gesundheitlichen Gründen in die Heimat entlassen, wo er um Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten des Collegium Borromaeum bat und an der Propädeutischen Abteilung der Universität Freiburg sein Abitur nachholte. Aufgrund seiner guten Leistungen wurde er von Kapitelsvikar Weihbischof Wilhelm Burger für ein Studium in Rom ausgewählt. Im Januar 1949 nahm Kress sein Studium in Rom als Alumne des „Collegium Germanicum et Hungaricum“, als „Germaniker“, auf und wurde am 10. Oktober 1954 in der Kirche des „Collegium Germanicum“ zum Priester geweiht. Kress blieb noch in Rom, schloss erst sein theologisches Lizentiat und danach seine Promotion zum Thema „*Die Liebe Gottes beim Propheten Jeremias*“ ab.

Im Sommer 1958 kehrte Kress in das Erzbistum Freiburg zurück und wurde zum 17. September als Vikar nach Karlsruhe-Durlach angewiesen, wo er nicht ganz zwei Jahre Erfahrung in der Gemeindegeseelsorge sammeln konnte und mit 19 Wochenstunden Religionsunterricht auch ein erhebliches Maß an zusätzlicher Arbeit zu bewältigen hatte. Kress bewährte sich in der Schule und das Erzbischöfliche Ordinariat wies ihn daher als Religionslehrer an das katholische Mädchengymnasium St. Dominikus in Karlsruhe an, wo er neben 26 Wochenstunden Unterricht die Aufgabe hatte, für die katholische weibliche Jugend Jugendgruppen aufzubauen und zu unterstützen. Ferner hatte er in der Pfarrei St. Stephan mitzuarbeiten und die dortigen Geistlichen zu unterstützen, und er begann seine bis 1998 dauernde Mitarbeit beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart. Pfarrer Kress blieb mit reduziertem Deputat an St. Dominikus, als er zum 1. Oktober 1963 zum Direktor der Karlsruher Caritas ernannt wurde. Im Jahre 1975 wechselte er an das Karlsruher Humboldt-Gymnasium. In der Schule und für die Caritas leistete Pfarrer Kress hervorragende Arbeit und schonte sich nicht. Erzbischof Oskar Saier ernannte Dr. Eugen Kress daher im Dezember 1989 in Anerkennung seiner Verdienste und seines Engagements zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Jahre 1991 beendete Pfarrer Kress seine Unterrichtstätigkeit, arbeitete jedoch weiterhin bei der Caritas, half in der Pfarrei St. Stephan mit und war Hausgeistlicher bei der Gemeinschaft der Franziskanerinnen. Erst 1999 bat er um seine Zuruhesetzung zum 31. Dezember, schrieb aber zugleich, er wolle weiter in der Seelsorge mitarbeiten. Das tat er, solange es seine Kräfte zuließen. Pfarrer Dr. Eugen Kress starb am 13. März 2014 in Karlsruhe und wurde am 25. März 2014 dort auf dem Hauptfriedhof beigesetzt. Jürgen Brüstle

Linemann Josef

Geb. 21. 11. 1927 in Mannheim; 1948 Lehramtsstudium (Geschichte, Deutsch, Englisch) in Heidelberg; 1954 Staatsexamen; Januar 1955 bis Juli 1956 Referendar in Mannheim; November 1956 Studienassessor in Mannheim; April 1959 Ausscheiden aus dem Staatsdienst und Theologiestudium in Freiburg und Würzburg; ord. 7. 6. 1964 in St. Peter; 30. 6. 1964 Vikar in Schwetzingen (St. Marien); 3. 8. 1964 Vikar in Karlsruhe-Rintheim (St. Martin); 1. 9. 1966 Vikar in Mannheim (St. Sebastian); 1. 8. 1972 Pfarrverweser in Sandhausen; 2. 8. 1987 Pfarrer ebd.; 15. 10. 1997 Ruhestand in Mannheim, Subsidiar in der Pfarrei St. Theresia vom Kinde Jesu; 1. 1. 2002 bis 31. 12. 2008 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Mannheim-Süd; gest. 13. 4. 2014 in Mannheim; beerd. 29. 4. 2014 ebd. (Friedhof Rheinau).

Josef Linemann war bei seiner Priesterweihe bereits mehr als 36 Jahre alt, da er zunächst einen anderen Weg eingeschlagen hatte. Er besuchte in seiner Heimatstadt die Volks- und später die Oberschule und wurde im Sommer 1943 zum Kriegshilfseinsatz bei der Luftwaffe, dann zum Reichsarbeitsdienst und schließlich zur Wehrmacht eingezogen. Er überstand den Krieg unbeschadet, nahm im Frühjahr 1946 seine schulische Ausbildung am Albertus-Magnus-Gymnasium in Viernheim wieder auf und legte dort am 24. Juni 1948 das Abitur ab. Noch im selben Jahr begann er ein Lehramtsstudium in den Fächern Geschichte, Deutsch und Englisch an der Universität Heidelberg, legte im Herbst 1954 das erste Staatsexamen und nach dem Referendariat am Mannheimer Leibniz-Gymnasium im Juli 1956 das zweite Staatsexamen ab.

Er konnte an der Schule bleiben, zunächst als Assessor für das Lehramt, dann als Studienassessor. Anfang April 1959 trat Linemann allerdings aus dem Staatsdienst aus, da er seiner Berufung folgen und Priester werden wollte. Er studierte in Freiburg und Würzburg Theologie und wurde am 7. Juni 1964 in St. Peter von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Es folgten Jahre als Vikar im Nordbadischen, bis Linemann zum 1. August 1972 als Pfarrverweser nach Sandhausen bei Heidelberg angewiesen wurde. Im Juni 1987 wurde er zum Pfarrer der Pfarrei genannt, wo er bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1997 blieb. In den fast 25 Jahren setzte er sich für die ihm anvertraute Pfarrgemeinde und für den Ort ein. Die politische Gemeinde würdigte dieses Engagement 1997 mit der Bürgermedaille in Gold. Den Ruhestand wollte Pfarrer Linemann in seiner Heimatstadt Mannheim verbringen und zog in Absprache mit dem Erzbischöflichen Ordinariat in das Pfarrhaus der Pfarrei St. Theresia vom Kinde Jesu, um dort auch als Subsidiar in der Seelsorge mitzuhelfen. Erst 2008, als er bereits über 80 war, zog er in das Maria-Scherer-Haus in Mannheim, wo er seine letzten Jahre verbrachte und am 13. April 2014 starb. Pfarrer Josef Linemann wurde am 29. April 2014 in Mannheim auf dem Friedhof Rheinau beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Maier Alfons Josef

Geb. 21. 4. 1930 in Sumina/Kreis Rybnik (Oberschlesien); 1950 bis ca. 1953 Militärdienst in Polen; ca. 1953 Noviziat bei den Lazaristen und Theologiestudium; ord. 21. 6. 1959 in Krakau bei den Lazaristen; 13. 7. 1972 Einreise in die Bundesrepublik Deutschland; 15. 9. 1972 Vikar in Heidelberg-Kirchheim (St. Peter); 26. 10. 1972 Säkularisierung; 1. 9. 1973 Krankenhausseelsorger in Heidelberg-Rohrbach, zugleich Vicarius cooperator in Heidelberg-Kirchheim und Heidelberg-Rohrbach mit dem Auftrag, die Seelsorge im Quartier Hasenleiser wahrzunehmen; 28. 11. 1975 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 15. 12. 1988 Krankenhausseelsorger im Kreiskrankenhaus Bruchsal; 15. 9. 2000 Ruhestand in Bruchsal; gest. 19. 8. 2014 in Gleiwitz/Polen; beerd. 26. 8. 2014 in Rybnik/Polen.

Alfons Maier wurde am 21. April 1930 im ober-schlesischen Sumina geboren. Über seine Jugendjahre ist der Personalakte im Erzbischöflichen Archiv lediglich zu entnehmen, dass er in der Kreisstadt Rybnik Gymnasium und Lyzeum besuchte. Nach dem Abitur im Jahre 1950 musste Maier seinen zweieinhalbjährigen Militärdienst absolvieren und bewarb sich danach um Aufnahme in das Priesterseminar in Kattowitz. Da dieses aber bereits überfüllt war, hätte er ein Jahr warten müssen, und so trat er bei den Lazaristen ein, studierte dort Theologie und wurde am 21. Juni 1959 in Krakau zum Priester geweiht. Über die folgenden Jahre ist den Akten wieder nichts zu entnehmen.

Im Jahre 1972 reiste Alfons Maier mit Zustimmung seines Ordens in die Bundesrepublik aus. Er bemühte sich um die Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, was ihm probeweise für zunächst drei Jahre gewährt wurde. Nach einem knappen Jahr als Vikar in Heidelberg-Kirchheim und seiner Säkularisierung am 26. Oktober 1972 wurde Vikar Maier zum September 1973 als Krankenhausseelsorger an das Krankenhaus Heidelberg-Rohrbach angewiesen und zugleich zum Vicarius cooperator in Heidelberg-Kirchheim und Heidelberg-Rohrbach ernannt, mit dem Auftrag, die

Seelsorge im Quartier Hasenleiser, damals ein wachsender Stadtteil Rohrbachs, wahrzunehmen. Zu dieser Zeit traf auch seine Mutter in Deutschland ein, die fortan bei ihm wohnen sollte. Fünfzehn Jahre lang wirkte Pfarrer Alfons Maier segensreich im Krankenhaus in Rohrbach, stand den Kranken und ihren Angehörigen in schweren Stunden bei und konnte immer wieder Not und Schmerz lindern. Als das Erzbischöfliche Ordinariat im Spätsommer 1988 einen erfahrenen Krankenhausseelsorger für das Kreiskrankenhaus Bruchsal benötigte, bat man Pfarrer Maier, die Stelle in Bruchsal anzunehmen; er trat sie am 15. Dezember 1988 an. Nahezu zwölf Jahre versah Pfarrer Maier seinen Dienst in Bruchsal und war für die Menschen da, wenn sie ihn brauchten, auch nachts und an Sonn- und Feiertagen. Auf eigenen Wunsch ging er zum 15. September 2000, er hatte inzwischen das siebzigste Lebensjahr vollendet, in den Ruhestand. Er blieb zunächst in Bruchsal wohnen, und erst, als er im Juni 2014 schwer erkrankte, ging er nach Polen, wo er am 19. August 2014 im Krankenhaus in Gleiwitz verstarb. Er wurde am 26. August in Rybnik beigesetzt. Jürgen Brüstle

Maier Alfred

Geb. 15. 1. 1930 in Meßkirch; 1944 bis 1947 kaufmännische Lehre in Meßkirch; 1947 bis 1957 kaufmännischer Angestellter in Meßkirch und Stockach-Wahlwies; 1957 bis 1961 Spätberufenseminar St. Matthias in Wolfratshausen-Waldram und Abitur; ab 1961 Theologiestudium in Freiburg; ord. 5. 6. 1966 in Freiburg; 30. 6. 1966 Vikar in Leibertingen-Kreenheinstetten; 3. 8. 1966 Vikar in Oberkirch; 7. 9. 1966 Vikar in Weingarten bei Karlsruhe; 20. 9. 1968 Vikar in Radolfzell (St. Meinrad); 18. 2. 1970 Pfarrkurat in Stutensee-Blankenloch; 16. 12. 1975 Pfarrer in Grafenhausen im Schwarzwald, ab Mai 1977 Mitpastoration von Ühlingen-Birkendorf; 1. 5. 1998 Ruhestand in Meßkirch; 1. 1. 1999 Subsidiar der Pfarrei Meßkirch bzw. der Seelsorgeeinheit Meßkirch; gest. 16. 6. 2014 in Sigmaringen; beerd. 21. 6. 2014 in Meßkirch.

Karl Knecht († 1981), der Heimatpfarrer Maiers, schrieb im pfarramtlichen Sitzenzeugnis für das Collegium Borromaeum, das Besondere an dem Bewerber sei, „daß Alfred Maier als reifer junger Mann, der mitten im erfolgreichen Berufsleben stand, sich entschloß, den nicht leichten Weg der theologischen Berufsausbildung zu beschreiten“. Dieser Entscheidung war ein langes Ringen vorausgegangen, und vermutlich war ein Studium des Jungen für die Eltern nicht zu stemmen gewesen. So hatte er im Mai 1944 eine kaufmännische Lehre im Sägewerk Burg in seiner Heimatstadt angetreten, schloss diese drei Jahre später erfolgreich ab und blieb weiter im Sägewerk tätig. Im Jahre 1955 wechselte er in den Hauptbetrieb in Wahlwies am Bodensee, wo er bis 1957 blieb. Dann trat er in das Spätberufenseminar St. Matthias in Wolfratshausen-Waldram ein und legte im Juli 1961 das Abitur ab. Das Seminar empfahl ihn ähnlich wohlwollend wie Pfarrer Knecht und hob Maiers charakterliche Reife hervor. Nach dem Studium in Freiburg wurde Alfred Maier in Freiburg durch Hermann Schäuferle zum Priester geweiht.

Nach zwei Vertretungen trat Vikar Maier am 7. September 1966 seine Stelle in Weingarten bei Karlsruhe an und wechselte zwei Jahre später nach Radolfzell (St. Meinrad). In den vier Vikarsjahren bewährte sich Maier zur Freude seiner Prinzipale, die sich in den Dienstzeugnissen nur positiv über ihn äußerten. Die Filiale Blankenloch kannte er gut und freute sich, als ihn das Ordinariat zum 18. Februar 1970

als Pfarrkurat auf die Kuratie Stutensee-Blankenloch anwies. In den folgenden fünf Jahren setzte sich Alfred Maier für den inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde ein und baute mit Nachdruck eine aktive Vereinsarbeit auf. Gesundheitliche Gründe zwangen Maier, das Ordinariat um eine Gemeinde in größerer Höhenlage zu bitten, und so ging er schließlich zum 16. Dezember 1975 als Pfarrer nach Grafenhausen im Schwarzwald – im Mai 1977 kam noch die Pfarrei Birkendorf hinzu. Mehr als zwanzig Jahre wirkte Pfarrer Maier segensreich in seinen Gemeinden, bis er aus gesundheitlichen Gründen Ende 1996 um seine Zuruhesetzung bitten musste. Erzbischof Oskar Saier entsprach seiner Bitte, und im Frühjahr 1997 verabschiedete sich Pfarrer Maier von Grafenhausen und Umgebung und ging zurück in seine Heimat Meßkirch, wo er, solange es seine Gesundheit erlaubte, in der Seelsorge aushalf. Pfarrer Alfred Maier starb am 16. Juni 2014 in Sigmaringen und wurde am 21. Juni 2014 auf dem Friedhof in Meßkirch beigesetzt. Jürgen Brüstle

Mangold Hubert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 21. 4. 1942 in Freiburg; 1962 Abitur an der Wirtschaftsoberschule Freiburg; ab WS 1962/63 Studium der Betriebswirtschaftslehre in Freiburg und Nürnberg; ab WS 1964/65 Studium der Theologie in Freiburg und Tübingen; 1970 Diakonatsjahr in Stockach; ord. 20. 5. 1971 in Freiburg; 12. 6. 1971 Vikar in Rheinfelden-Nollingen; Juli/August 1971 Vikar in Bühlertal-Obertal; 15. 9. 1971 Vikar in Karlsruhe (St. Bernhard); 5. 9. 1974 Vikar in Freiburg-Haslach (St. Michael); 26. 11. 1975 Pfarrverweser in Werbach-Gamburg und Dekanatsjugendseelsorger im Dekanat Tauberbischofsheim; 15. 1. 1980 Pfarrer in Emmendingen (St. Bonifatius); 2. 3. 1980 Investitur ebd.; 1. 5. bis 31. 8. 1985 Mitpastoration von Waldkirch-Buchholz; 4. 12. 1987 Kammerer im Dekanat Waldkirch; 12. 9. 1990 Pfarrer in Rheinstetten-Mörsch; 27. 11. 1991 bis 24. 6. 1993 Mitpastoration von Rheinstetten-Forchheim, ab 15. 9. 1994 Mitpastoration von Rheinstetten-Neuburgweier; 11. 9. 2000 Pfarrer in Kirchzarten, seit 1. 11. 2002 Mitpastoration von Oberried und Hofgrund; 10. 9. 2002 Leiter der Seelsorgereinheit Kirchzarten und stellvertretender Dekan im Dekanat Neustadt, 11. 1. 2005 Bestätigung der Wahl; 15. 12. 2010 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 8. 2012 Ruhestand in Breisach-Gündlingen; gest. 22. 12. 2014 in Freiburg; beerd. 30. 12. 2014 in Bollschweil.

Als sich Hubert Mangold um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten bewarb, schrieb er in seinem Lebenslauf von einem „langen schweren inneren Kampf“, den ihn die Entscheidung für das Theologiestudium gekostet habe. Wenige Jahre zuvor hatte er sich noch für das Fach Betriebswirtschaftslehre entschieden und in Freiburg und Nürnberg vier Semester studiert. Auch den Vorstehern des Collegium Borromaeum fiel ein innerer Widerspruch auf, der noch während des Studiums erkennbar war. Erst das Diakonatsjahr brachte die ersehnte Gewissheit, und nach Abschluss der Ausbildung im Priesterseminar St. Peter wurde Hubert Mangold am 20. Mai 1971 von Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zum Priester geweiht.

Vikar Mangold wurde nach kürzeren Vertretungen in Rheinfelden-Nollingen und Bühlertal-Obertal zum 15. September 1971 nach Karlsruhe (St. Bernhard) angewiesen, wo er in den folgenden Jahren Erfahrungen in der Pfarrseelsorge sammelte. Nach einem weiteren Jahr als Vikar in Freiburg-Haslach wurde Hubert Mangold im No-

vember 1975 als Pfarrverweser in die Pfarrei St. Martin in Werbach-Gamburg mit den Filialen Höhefeld und Niklashausen angewiesen – wenig später kam auch die Pfarrei in Werbach hinzu. Zudem oblag Pfarrer Mangold in Gamburg die seelsorgerliche Betreuung der Förderschule des Caritasverbandes zur Eingliederung von Jugendlichen aus Spätaussiedlerfamilien sowie der Landvolkshochschule auf Schloss Gamburg. Im März 1976 wurde er zusätzlich mit dem Amt des Dekanatsjugendseelsorgers betraut. Ende 1979 suchte Pfarrer Mangold eine neue Herausforderung und bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei St. Bonifatius in Emmendingen mit den Filialen Maleck, Mundingen, Windenreute und Freiamt. Erneut setzte sich Pfarrer Mangold mit ganzer Kraft für die ihm anvertrauten Gemeinden ein, engagierte sich aber auch darüber hinaus als Bezirkspräses der Kolpingsfamilie sowie als Kammerer und stellvertretender Dekan im Landkapitel Waldkirch.

Die Vorgaben der Gemeinsamen Synode der Bistümer in Deutschland sehen vor, dass ein Pfarrer nach etwa zehn Jahren die Stelle wechseln sollte, und so wurde Hubert Mangold auf seine Bewerbung hin zum 12. September 1990 auf die Pfarrei St. Ulrich in Rheinstetten-Mörsch angewiesen. Wann immer Not am Mann war, half er auch in der Pastoration benachbarter Pfarreien aus, übernahm das Amt des Definitors im Dekanat Ettlingen und ab Januar 1993 auch den Vorsitz des Pfarrverbandes Rheinstetten. Im September 2000 zog es Pfarrer Mangold in die Nähe seiner Heimat. Er wurde auf die Pfarrei St. Gallus in Kirchzarten angewiesen, später sollten Mariä Krönung in Oberried und St. Laurentius in Hofgrund hinzukommen. Um sein pflichtbewusstes Wirken in Kirchzarten und in den anderen Gemeinden, in denen Mangold bereits gewirkt hatte, zu würdigen, ernannte Erzbischof Robert Zollitsch Pfarrer Mangold im Dezember 2010 zum Geistlichen Rat ad honorem. Zwei Jahre später ging Pfarrer Mangold in den Ruhestand, zog in Breisach-Gündlingen in das Pfarrhaus und half dort als Subsidiar in der Seelsorge aus. Er starb am 22. Dezember 2014 in Freiburg und wurde am 30. Dezember 2014 in seiner Heimat Bollschweil beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Missel Karl, Geistlicher Rat ad honorem, Monsignore

Geb. 6. 12. 1935 in Ostrach; ord. 4. 6. 1961 in Freiburg; 30. 6. 1961 Vikar in Vilsingen; 1. 8. 1961 Vikar in Konstanz (Hl. Dreifaltigkeit); 2. 10. 1961 Vikar in Triberg; 8. 4. 1964 Vikar in Stockach; 16. 11. 1967 Rektor im Studienheim St. Fidelis in Sigmaringen und Religionslehrer am Gymnasium ebd.; 17. 12. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 19. 9. 1987 Monsignore; 14. 3. 2002 Beurlaubung; 1. 6. 2002 Ruhestand in Sigmaringen; gest. 9. 5. 2014 in Sigmaringen-Laiz; beerd. 14. 5. 2014 in Ostrach.

Karl Missel wuchs mit seinen zwei Brüdern in einem katholisch geprägten Elternhaus auf. Der Vater, der Metzger und Landwirt Karl Missel, war in Ostrach Kirchenvorstand und saß für die CDU im Gemeinderat. Dessen Schwester war Ordensschwester, und auch auf Seiten der Mutter Anna geb. Zorell gab es Verwandte in geistlichen Berufen. Der junge Karl Missel hegte schon früh den Wunsch, Priester zu werden, und dieser Weg schien ebenso früh vorgezeichnet. Nach dem Besuch der Volksschule in Ostrach wechselte er auf das humanistische Gymnasium in Sigmaringen, wo der spätere Kardinal Karl Lehmann einer seiner Mitschüler war, und lebte

zeitweise als Zögling im Fideliskonvikt; sonntags spielte der musikalische Junge in der Kirche die Orgel. Nach dem Abitur studierte Missel in Freiburg und München Theologie und das Studium ging ihm gut von der Hand. Bei aller Arbeit war er *„eine gesunde, frohe Natur, zäh und ausdauernd mit dem Willen, Verantwortung zu übernehmen“*, wie der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum vermerkte. Das Priesterseminar in St. Peter ergänzte, Missel sei *„außerordentlich vielseitig, lebhaft, beweglich, freundlich, zuvorkommend, hilfsbereit, verständig, anpassungsfähig, zielbewusst, dynamisch, energievoll, schlau, pfiffig und klug im Urteil“*.

Am 4. Juni 1961 wurden Karl Missel und 24 weitere Diakone im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele zu Priestern geweiht. Nach kurzen Vertretungen in Vilsingen und Konstanz wurde der Neupriester zum 2. Oktober 1961 nach Triberg angewiesen, wo er zweieinhalb Jahre blieb. Sein Prinzipal äußerte sich positiv über den jungen Vikar, der sich als äußerst belastbar erwies. Neben den üblichen seelsorgerlichen Aufgaben in der Gemeinde engagierte sich Missel in hohem Maße in der Standesseelsorge und hatte eine Unterrichtsverpflichtung von 22 Wochenstunden an drei Schulen zu bewältigen. Auch in Stockach gab Karl Missel keinen Grund zur Klage. Trotzdem übertrug das Erzbischöfliche Ordinariat ihm keine Pfarrei, sondern bestellte ihn zum Rektor am Erzbischöflichen Studienheim St. Fidelis in Sigmaringen; Missel trat die Stelle im November 1967 an. Zugleich hatte er als Rektor einige Stunden Religionsunterricht am städtischen Gymnasium zu übernehmen.

In den folgenden dreieinhalb Jahrzehnten widmete sich Karl Missel mit ganzer Kraft seinen Aufgaben im Studienheim. Es war das Ziel, den jungen Menschen eine ganzheitliche Erziehung angedeihen zu lassen, wozu eine musische Erziehung ebenso gehörte wie Sport, die Hausaufgabenbetreuung, das gemeinsame Feiern von Festen und natürlich das Heranführen an elementare Bestandteile des christlichen Glaubens. Daneben oblag ihm die wirtschaftliche Führung des Hauses, die Verantwortung für das Personal, die Anpassung der baulichen Infrastruktur an neue Anforderungen und vieles mehr. Allerdings hatte auch das Studienheim St. Fidelis mit einem Rückgang an Schülern zu kämpfen, denn da in den 60er- und 70er-Jahren mehr und mehr Gymnasien im Land gebaut worden waren, konnten immer mehr Jungen ein Gymnasium besuchen, ohne unter der Woche in einem Studienheim wohnen zu müssen. Ein halbes Jahr nach Missels Zuruhesetzung schloss das Studienheim seine Pforten. Das lange Wirken und das Engagement Missels würdigte Erzbischof Oskar Saier im Dezember 1982 und ernannte den Rektor zum Geistlichen Rat ad honorem, und im September 1987 wurde ihm der Ehrentitel „Monsignore“ verliehen. Nach schwerer Erkrankung wurde Monsignore Karl Missel mit Wirkung vom 31. Mai 2002 in den Ruhestand versetzt, den er in Sigmaringen verbrachte, wo er am 9. Mai 2014 starb. Am 14. Mai 2014 wurde er auf dem Friedhof in Ostrach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Müller Karl

Geb. 10. 5. 1938 in Mühlenbach; ab 1952 Ausbildung zum Feinmechaniker; ab 1956 Arbeit als Feinmechaniker; 1966 Abitur am Erzbischöflichen Abendgymnasium Collegium Marianum in Neuss; ab 1966 Theologiestudium in Freiburg und Münster/Westfalen; ord. 20. 5. 1971 in Freiburg; 12. 6. 1971 Vikar in Kappel am Rhein;

12. 7. 1971 Vikar in Rot bei Wiesloch; 3. 9. 1973 Vikar in Mannheim-Feudenheim (St. Peter und Paul); 15. 12. 1976 Pfarrverweser in Mannheim-Wallstadt (Christ König); 10. 10. 1983 Pfarrer in Heidelberg-Rohrbach (St. Johann); 20. 11. 1983 Investitur ebd.; 12. 10. 1999 Mitpastoration der Pfarrei Heidelberg-Kirchheim (St. Peter); 18. 11. 1999 Pfarrer ebd. und in der Pfarrei Heidelberg-Rohrbach (St. Johannes) in solidum mit Pfarrer Kurt Faulhaber; 1. 9. 2004 zusätzlich Pfarrer der Pfarrei Heidelberg-Boxberg (St. Paul); 30. 1. 2005 Investitur ebd.; 1. 7. 2007 Leiter der Seelsorgeeinheit Heidelberg-Süd; 1. 6. 2013 Ruhestand in Heidelberg-Rohrbach; gest. 30. 1. 2014 in Heidelberg; beerd. 7. 2. 2014 in Heidelberg-Rohrbach.

Karl Müller wurde am 10. Mai 1938 in Mühlenbach bei Haslach im Kinzigtal geboren. In seinem Geburtsort wuchs er mit seinen beiden Brüdern und seiner Schwester auf, besuchte die Volksschule und zog dann „in die Fremde“, wie er später schrieb, um eine vierjährige Lehrzeit als Feinmechaniker zu absolvieren. Seinem Heimatpfarrer gegenüber äußerte er erst 1958 den Wunsch, Theologie zu studieren und Priester zu werden. Allerdings sieht es rückblickend so aus, als habe Müller in den Jahren als Feinmechaniker vor allem Geld zurücklegen wollen, um sich so das Studium zu finanzieren. Seiner Familie war es nicht möglich, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, denn der Vater war erst 1951 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und blieb bis zu seinem Tode 1957 ein kranker Mann. Zudem hatte die Familie 1953 ihr Haus verloren. Zu Ostern 1959 trat Müller in das Spätberufenseminar der Salesianer in Fockenfeld ein, zum 1. Februar 1964 in das Abendgymnasium im Collegium Marianum in Neuss. Im Jahre 1966 legte er die Reifeprüfung ab und fand Aufnahme im Collegium Borromaeum in Freiburg; die Externitas verbrachte er in Münster in Westfalen. Am 20. Mai 1971 wurde Karl Müller von Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zum Priester geweiht. Das Diakonatsjahr wurde ihm aufgrund seines Alters erlassen.

In den folgenden Jahren sammelte Vikar Müller Erfahrung in der Gemeindeseelsorge, arbeitete sich in die kirchliche Verwaltung ein, erteilte an verschiedenen Schulen Religionsunterricht und erwies sich seinen Prinzipalen dabei als wirkliche Hilfe und Unterstützung. Zum 15. Dezember 1976 wurde er als Pfarrverweser mit der vollen Verantwortung auf die Pfarrei Christ König in Mannheim-Wallstadt angewiesen. Darüber hinaus wurde er beauftragt, in der Seelsorge der Pfarreien des Bezirks Mannheim Südost mitzuhelfen. Zudem erhielt er die Möglichkeit, ein Aufbaustudium in Pastoralpsychologie und Pastoraltheologie im Fachbereich Sozialwissenschaften und im Fachbereich Theologie an der Universität Mainz aufzunehmen. In seiner Gemeinde waren ihm in diesen Jahren die Kinder- und Jugendarbeit, die jungen Familien und die Randchristen sowie die Ökumene besondere Anliegen. Dekan Horst Schroff fand 1983 im Dienstzeugnis für Pfarrer Müller nur lobende Worte.

Zum 10. Oktober 1983 wurde Karl Müller als Pfarrer in die Pfarrei St. Johannes in Heidelberg-Rohrbach angewiesen, und damit begann eine sehr arbeitsreiche Zeit. Trotz der Arbeit in seiner Gemeinde musste Müller zum 12. Oktober 1999 auch die Pfarrei St. Peter in Heidelberg-Kirchheim mitversorgen und am 18. November 1999 wurde er Pfarrer dieser Pfarrei. Heidelberg-Rohrbach versorgte er fortan in solidum mit Pfarrer Kurt Faulhaber. Zusätzlich wurde Müller zum 1. September 2004 zum Pfarrer von St. Paul in Heidelberg-Boxberg ernannt, auch hier in solidum mit Kurt Faulhaber. Zum 1. Juli 2007 wurde Karl Müller schließlich zum Leiter der Seelsorgeeinheit Heidelberg-Süd ernannt. Müllers Pfarrerjahre waren mit Arbeit reich gefüllt,

wobei zahlreiche bauliche Aufgaben anfielen, angefangen von der Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche und des Pfarrhauses in der Pfarrei Christkönig in Mannheim über die Anschaffung einer neuen Orgel und die Sanierung des Turms der Pfarrkirche St. Johannes in Heidelberg-Rohrbach bis zur Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche St. Peter in Heidelberg-Kirchheim; ebenfalls in Kirchheim wurde das Außengelände des Kindergartens St. Georg instand gesetzt und der Kindergarten St. Georg teilsaniert. Auch in Heidelberg-Boxberg-Emmertgrund wurde der Kindergarten innen renoviert. Am 1. Juni 2013, nach 30 Jahren in Rohrbach, begann ein neuer Lebensabschnitt, den Pfarrer Müller nicht Ruhestand nennen wollte – er dankte ab. In seiner Predigt, so die Rhein-Neckar-Zeitung, blickte er auf seine Jahre als Priester zurück und meinte rückblickend, erkennen zu können, dass Gott es gut gefügt habe. Bereits Ende 2012 war bei Pfarrer Müller Krebs diagnostiziert worden, und so war die Zeit des Ruhestands auch von Krankheit geprägt. Er starb am 30. Januar 2014 im Universitätsklinikum Heidelberg und wurde am 7. Februar 2014 in Heidelberg-Rohrbach beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Oliva Michele

Geb. 18. 8. 1923 in Casandrino (Neapel/Italien); ord. 29. 6. 1953 in Noto (Siracusa/Italien); 1953–1966 Priester in der Diözese Noto; August 1966 Seelsorger in Wiesbaden; Herbst 1966 Kaplan in Saarbrücken; September 1967 Mitarbeiter der italienischen Mission in Limburg; 1. 2. 1968 Kooperator der italienischen Mission in Mannheim; 1970 Leiter der italienischen Mission in Heidelberg; 30. Juni 1999 Entpflichtung, anschließend Ruhestand in Italien; Februar 2001 Ruhestand in Heidelberg; April 2002 Ruhestand in Lecce; gest. April 2014 in Veglie (Italien); beerd. April 2014 ebd.

Insgesamt 33 seiner mehr als 60 Priesterjahre, und damit den weitaus größten Teil seines aktiven Berufslebens, verbrachte der in der Nähe von Neapel geborene Michele Oliva als Seelsorger seiner Landsleute in Deutschland, und entsprechend schwer fiel es ihm, nach seiner Zuruhesetzung in seinem Vaterland wieder Fuß zu fassen, zumal er dort keine engeren Angehörigen und keine bleibende Stätte mehr hatte. Erst beim zweiten Versuch, nachdem er zwischenzeitlich noch einmal für ein knappes Jahr nach Heidelberg zurückgekehrt war, gelang es ihm, in Italien wieder heimisch zu werden und noch einmal rund zehn Jahre lang, soweit es seine Kräfte zuließen, als Priester und Seelsorger zu wirken. Der Umstand, dass bei seiner Beerdigung Domenico Caliendo, der Bischof von Brindisi, zu dessen Diözese Veglie gehört, konzelebrierte, war ein deutliches Zeichen der Wertschätzung, die Michele Oliva bis zuletzt erfahren hatte.

Nachdem Oliva zunächst rund dreizehn Jahre lang auf verschiedenen Posten als Priester in seiner italienischen Heimatdiözese gewirkt hatte, kam er 1966 nach Deutschland. Das „Handwerk“ als Seelsorger seiner hierzulande lebenden Landsleute erlernte er in Wiesbaden, Saarbrücken und Limburg, ehe er Anfang 1968 als Mitarbeiter der italienischen Mission Mannheim ins Erzbistum Freiburg kam. Schon damals erstreckte sich sein Zuständigkeitsbereich auf das weite Gebiet von Heidelberg bis Tauberbischofsheim, so dass ihm die Region, für die er seit der Errichtung der neuen italienischen Mission in Heidelberg im Jahr 1970 allein verantwortlich war,

und die Dekanate Heidelberg, Kraichgau, Mosbach, Buchen, Lauda und Tauberbischofsheim sowie weitere Pfarreien in den Nachbardekanaten umfasste, schon vertraut war. Rund 150 deutsche Pfarrgemeinden und etwa fünftausend dort lebende Italiener hatte Oliva zu betreuen. Zu seinen wichtigsten Aufgaben gehörte die Schaffung sinnvoller Pastoralstrukturen, aber auch die Gründung von insgesamt fünf „Centri Italiani“ war ihm ein Anliegen. Nicht nur als Seelsorger war Oliva gefragt, sondern immer wieder auch als „Sozialarbeiter“ und „Kulturreferent“, denn es war ihm – wie vielen der in Deutschland wirkenden Priester anderer Nationalität – ein Anliegen, dabei mitzuhelfen, dass ihre Landsleute sich hierzulande wohlfühlen und möglichst auch integrieren konnten.

Sein weitläufiger Seelsorgesprengel, in dem die Entfernung vom einen Ende zum anderen rund 150 Kilometer beträgt, brachte es mit sich, dass Michele Oliva sehr viel Zeit auf Reisen verbrachte; doch es gelang ihm, durch seine Präsenz Verbundenheit zu schaffen. Er legte großen Wert auf Gemeinschaft und Geselligkeit, auf Wallfahrten, aber auch auf die Veranstaltung von Festen, Musik- und Tanzabenden. Oliva ging als Seelsorger in Gefängnisse und Krankenhäuser, erteilte Religionsunterricht, leitete Glaubenskurse und versuchte dadurch, dass er seinen Landsleuten eine Heimat im Glauben bot, dazu beizutragen, dass sie sich auch sonst ein Stück weit in Deutschland daheim fühlen konnten. Dass er zugleich immer mit Italien verbunden blieb und sich auch in mehr als drei Jahrzehnten nie ganz mit der deutschen Küche anfreunden konnte, war seiner Arbeit nicht unbedingt abträglich. Für den Ruhestand fühlte Michele Oliva sich auch dann noch nicht reif, als er mit Vollendung des 75. Lebensjahres zeitgleich mit einer vom Erzbischöflichen Ordinariat geplanten organisatorischen Umgestaltung der Italienerseelsorge von seinen Aufgaben entpflichtet werden sollte, so dass das Ende seiner aktiven Dienstzeit nicht ganz harmonisch verlief. Michele Oliva verstarb wenige Monate vor Vollendung des 91. Lebensjahres und wurde in seiner zuletzt doch noch gefundenen neuen italienischen Heimat beigesetzt.

Christoph Schmider

Rees Franz

Geb. 14. 9. 1928 in Herbolzheim i.Br.; ord. 30. 5. 1954 in Freiburg; 23. 6. 1954 Vikar in Heidelberg-Kirchheim; 1. 7. 1959 Vikar in Baden-Baden-Lichtental; 15. 2. 1961 Kurat in Bruchhausen bei Ettlingen mit Filiale Oberweier von Ettlingenweier; 1. 9. 1970 Pfarrer in Bruchhausen; 19. 6. 1973 Pfarrer in Oberwolfach; 9. 6. 1974 Investitur ebd.; 1. 7. 2004 Ruhestand in Herbolzheim i.Br.; gest. 22. 12. 2014 in Herbolzheim i.Br.

Franz Rees wurde am 14. September 1928 in Herbolzheim im Breisgau als Sohn des Schuhmachermeisters Otto Rees und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Herbstritt geboren. In Herbolzheim wuchs er und seine fünf Jahre jüngere Schwester Maria auf. Rees besuchte ab 1935 die Volksschule und wechselte anschließend auf das Schefel-Gymnasium in Lahr, wo er im Juli 1949 die Reifeprüfung ablegte. Er ging nach Freiburg, fand Aufnahme im Collegium Borromaeum und studierte Theologie. Er galt als schüchtern aber fleißig und ordentlich begabt. Am 30. Mai 1954 sprachen Franz Rees und 38 weitere Diakone im Freiburger Münster ihr „Adsum“ und wurden durch Weihbischof Eugen Seiterich zu Priestern geweiht.

Nach zwei Vikarstellen wurde Rees zum 15. Februar 1961 als Kurat auf die Kuratie Bruchhausen bei Ettligen angewiesen, wobei er auch die Filiale Oberweier von Ettligenweier mitzuversorgen hatte. Es war eine anspruchsvolle Aufgabe, denn es galt nicht nur, den jungen Seelsorgebezirk aufzubauen, sondern in den folgenden Jahren auch die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils umzusetzen, was vor allem Neuerungen in der Liturgie, die Beteiligung und Mitarbeit von Laien und die Ökumene betraf. Rees leistete ganze Arbeit und wurde am 1. September 1970 zum ersten Pfarrer der Pfarrei ernannt. Im Jahre 1973 suchte Pfarrer Rees neue Aufgaben und bewarb sich erfolgreich um die Pfarrei St. Bartholomäus in Oberwolfach. Die Investitur erfolgte am 9. Juni 1974. Dreißig Jahre lang setzte sich Pfarrer Rees mit ganzer Kraft für seine weitverzweigte Gemeinde mit der Filiale Walke ein, feierte mit den Menschen frohe Feste, teilte mit ihnen Freude, Hoffnung, Angst und Trauer. An Pfingsten 2004 feierte Pfarrer Rees mit den Menschen in Oberwolfach zugleich sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum und seinen Abschied. Er ging in den Ruhestand, den er in Herbolzheim verbrachte. Hier starb er am 22. Dezember 2014. Das Seelenamt fand in Herbolzheim am 29. Dezember 2014 statt, die Urnenbeisetzung zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis.

Jürgen Brüstle

Reinhardt Klaus, Dr. theol., Prälat, Professor für Dogmatik

Geb. 19. 5. 1935 in Haslach im Kinzigtal; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 23. 6. 1958 Pfarrvikar in Siegelau; 12. 7. 1958 Vikar in Bad Säckingen (Münsterpfarre); 12. 2. 1959 Vikar in Offenburg (Hl. Dreifaltigkeit); 8. 3. 1960 Vikar in Karlsruhe-Beiertheim (St. Michael); 1. 9. 1960 Präfekt im Studienheim St. Georg in Freiburg, zugleich Studienurlaub; 19. 6. 1963 Dr. theol.; 1. 8. 1963 wissenschaftlicher Assistent am Dogmatischen Seminar der Universität Freiburg, zugleich (1. 9. 1963) Kooperator in Kändern für die Sanatorien Friedrich- und Luisenheim; 8. 2. 1968 *Venia legendi* „*de theol. dogmaticae*“, Universität Freiburg; 9. 2. 1968 Privatdozent an der Universität Freiburg; 1. 4. 1969 Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Trier; 22. 6. 1984 Monsignore; 16. 8. 1995 Prälat; 1993 bis 2004 Leiter der Trierer Cusanus-Arbeitsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; 1993 bis 2000 Kondirektor des Instituts für Cusanus-Forschung; 2000 bis 2007 Direktor des Instituts für Cusanus-Forschung; 1. 10. 2003 Ruhestand in Trier; gest. 8. 4. 2014 in Trier; beerd. 14. 4. 2014 in Waldkirch.

Klaus Reinhardt wurde am 19. Mai 1935 in Haslach im Kinzigtal als Sohn des Oberlehrers Albert Reinhardt und dessen Ehefrau Hedwig geb. Weimann geboren. Er wuchs mit seinem Bruder und seiner Schwester im Elternhaus in Mühlenbach auf, wo er von 1941 bis 1945 die Volksschule besuchte. Von seinem Pfarrer durch Lateinstunden auf das Gymnasium vorbereitet, wechselte der Knabe im Januar 1946 in die Quinta der Klosterschule in Zell und im Herbst 1946 auf die Heimschule Lender. Zum Wintersemester 1953/54 nahm er das Theologiestudium in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in München und wurde am 18. Mai 1958 im Freiburger Münster durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht. Aufgrund seines jungen Alters hatte Reinhardt eigens eine Dispens von diesem Weihehindernis benötigt.

Reinhardts wissenschaftliche Begabung auf dem Gebiet der Theologie war seinen Ausbildern im Collegium Borromaeum wie auch im Priesterseminar St. Peter aufgefallen, und man war sich einig darüber, dass der Jungpriester „weitere Gelegenheit zum Studium“ haben sollte. Allerdings sollte er zuvor noch ungefähr zwei Jahre Erfahrungen als Vikar sammeln. Nach seiner Primiz am Pfingstsonntag 1958 nahm Vikar Reinhardt eine kurze Vertretung in Siegelau wahr und ging dann an die Müns-terpfarrei in Bad Säckingen. Es folgten Stationen in Offenburg und Karlsruhe-Beiert-heim, und schließlich wurde er als Präfekt an das Erzbischöfliche Studienheim St. Ge-örg in Freiburg angewiesen. Auf dieser Stelle hatte er genug Freiraum, um eine Dissertation im Fach Dogmatik bei Prof. Dr. Friedrich Stegmüller anzufertigen. Nach nur zwei Jahren konnte Reinhardt seine Arbeit mit dem Titel „*Pedro Luis SJ und sein Verständnis der Kontingenz, Praescienz und Praedestination*“ der Theologi-schen Fakultät vorlegen, und ein Jahr später wurde er mit dem Prädikat „Summa cum laude“ promoviert. Bereits seit dem 1. August 1963 hatte Klaus Reinhardt eine Assis-tenzstelle am Lehrstuhl von Professor Stegmüller inne und wurde zugleich als Ko-operator für die Sanatorien Friedrich- und Luisenheim nach Kandern angewiesen. In den Jahren als Assistent fertigte Reinhardt eine Habilitationsschrift mit dem Titel „*Der dogmatische Schriftgebrauch in der katholischen und protestantischen Christo-logie von der Aufklärung bis zur Gegenwart*“. Im Februar 1968 wurde ihm von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg die *Venia legendi* für Dogmatik ver-liehen. Reinhardt lehrte noch ein Jahr als Privatdozent in Freiburg, bis er zum 1. April 1969 auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Trier berufen wurde.

In den folgenden Jahrzehnten lehrte und forschte Prof. Dr. Klaus Reinhardt in Trier und hinterließ ein umfangreiches wissenschaftliches Werk, das sich unter ande-rem mit der Geschichte der dogmatischen Theologie und der Geschichte der histori-schen Christologie beschäftigt. Ferner galt er als herausragender Kenner der spani-schen Theologie und des Nikolaus von Kues. Von 1993 bis 2004 war er Leiter der Trierer Cusanus-Arbeitsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, von 1993 bis 2000 Kondirektor des Instituts für Cusanus-Forschung und von 2000 bis 2007 schließlich Direktor des Instituts. Für seine Arbeit wurde er im In- und Aus-land vielfach geehrt, so wurde er unter anderem Ehrenmitglied der Portugiesischen Akademie der Geschichte sowie korrespondierendes Mitglied der Königlichen Aka-demie der Schönen Künste und Historischen Wissenschaften in Toledo. Bereits im Jahre 1984 war er auf Anregung von Erzbischof Oskar Saier durch Papst Johannes Paul II. zum Päpstlichen Kaplan (Monsignore) ernannt worden und im Jahre 1995, ebenfalls auf Anregung seines Erzbischofs, zum Päpstlichen Ehrenprälaten. Seinen Ruhestand verbrachte Prof. Reinhardt in Trier, wo er am 8. April 2014 starb. Er wur-de am 14. April 2014 in Waldkirch beerdigt. Auf das sonst übliche Schriftenverzeich-nis muss aus Platzgründen an dieser Stelle verzichtet werden, es sei stattdessen auf die Datenbank der Deutschen Nationalbibliothek verwiesen. Jürgen Brüstle

Reiß Klaus Eberhard

Geb. 26. 1. 1926 in Freiburg; 31. 7. 1944 Wehrmacht (Luftwaffe); ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Vöhrenbach; 31. 8. 1951 Vikar in Dossenheim; 3. 11.

1953 Vikar in Weil a.Rh.; 22. 9. 1955 Vikar in Wehr; 11. 4. 1956 Vikar in Oberkirch; 31. 7. 1957 Kaplaneiverweser in Waldkirch; 18. 10. 1960 Pfarrverweser in Riedern a.W.; 3. 11. 1961 Pfarrverweser in Nußbach/Renchtal; 26. 11. 1961 Investitur ebd.; 15. 6. 1974 Diözesanpräses des Cäcilienverbandes der Erzdiözese Freiburg (bis 11. 1. 1978); ab September 1983 Mitpastoration von Zusenhofen; 12. 9. 1988 Vorsitzender des Pfarrverbandes Oberkirch; 1. 1. 1995 Spiritual im Altenheim und Krankenhaus St. Ludwig der Kongregation der barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Heitersheim und Seelsorger an der dortigen Behindertenwerkstätte; 1. 9. 2003 Ruhestand in Biederbach-Oberbiederbach; 1. 7. 2005 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Oberes Elztal; 12. 1. 2010 Ruhestand in Lautenbach; gest. 25. 1. 2014 in Freiburg; beerd. 31. 1. 2014 in Oberkirch.

Seine Kindheit und Jugend verbrachte der in Freiburg geborene Klaus Eberhard Reiß im Stadtteil Herdern in Freiburg, wo er mit seinen zwei Schwestern und den Eltern in der Hauptstraße wohnte. Der Vater war Musiklehrer und Organist an der Pfarrkirche St. Urban in Herdern, und auch der Junge sollte ein guter Orgelspieler werden. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er auf das altehrwürdige Friedrich-Gymnasium, bis er am 8. April 1943 als Flakhelfer eingezogen wurde. Er wurde am 10. Februar 1944 wieder entlassen, besuchte nochmals das Gymnasium und wurde am 31. Juli 1944 erneut eingezogen, dieses Mal als Offiziersanwärter der Luftwaffe nach Rippin in Polen; im September desselben Jahres wurde er auf die Luftkriegsschule 3 nach Oschatz in Sachsen versetzt. Da die Luftkriegsschule jedoch bereits aufgelöst worden war, wurden Reiß und seine Kameraden dem Jagdgeschwader 103 zugeteilt und kam östlich des sächsischen Freiberg zum Einsatz gegen sowjetische Truppen.

Nach Kriegsende schlug sich Klaus Reiß bis Ulm durch und wurde am 27. Juli 1945 von amerikanischen Militärbehörden ordnungsgemäß entlassen. Zurück in Freiburg besuchte er wieder das Gymnasium und legte im Juli 1946 die Reifeprüfung ab. Schon vor dem Abitur hatte der Junge erklärt, er wolle den Priesterberuf ergreifen, und so studierte er in seiner Heimatstadt Freiburg sowie in Dillingen an der Donau und wurde mit 39 Mitbrüdern am 24. Juni 1951 durch Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren sammelte der junge Vikar Erfahrung in der Gemeindeseelsorge. Die Dienstzeugnisse dieser Jahre zeigen, dass Reiß stets hohe Forderungen an sich und andere stellte. Zugleich war er aber ein frommer und überaus fleißiger Seelsorger, der sich nicht schonte. Im Jahre 1957 wurde er als Kaplaneiverweser nach Waldkirch angewiesen und hatte neben der Gemeindeseelsorge noch ein Pensum von 21 Wochenstunden Religionsunterricht an drei verschiedenen Schulen zu bewältigen. Nach gut drei Jahren ging Pfarrer Reiß als Pfarrverweser nach Riedern a.W., um nach einem weiteren Jahr nach Nußbach im Renchtal angewiesen zu werden, auf die Stelle, an der er mehr als dreißig Jahre wirken sollte. Im Mittelpunkt des Gemeindelebens stand für Klaus Reiß immer die Feier der Liturgie, in Nußbach und in Oberkirch-Zusenhofen, dessen Mitpastoration er seit 1983 innehatte. Aber er kümmerte sich auch um die bauliche Infrastruktur, die Erstellung eines neuen Gemeindehauses in Nußbach, die Anschaffung und den Umbau der ehemaligen Hauptorgel aus dem Freiburger Münster, Sanierungsarbeiten an der Pfarrkirche in Nußbach, die Außenrenovation der Pfarrkirche in Zusenhofen sowie die Sanierung der Wallfahrtskapelle St. Wendelin in Bottenau, für die er auch eine neue Orgel anschaffen ließ. Daneben übernahm er bereitwillig das Amt des Schul-

dekans, war vier Jahre lang Diözesanpräses des Cäcilienverbandes der Erzdiözese Freiburg und wurde auf Vorschlag der Pfarrverbandskonferenz des Pfarrverbandes Oberkirch 1988 zum Vorsitzenden des Pfarrverbandes ernannt.

Nach den Jahrzehnten in Nußbach suchte Pfarrer Reiß noch einmal eine Veränderung. Hinzu kam sicher auch, dass seine Gesundheit nicht mehr die beste war und sich abzeichnete, dass er sein Arbeitspensum in naher Zukunft nicht mehr würde leisten können. Zum 1. Januar 1995 trat er seine neue Stelle als Spiritual am Altenheim und Krankenhaus St. Ludwig bei den Vinzentinerinnen in Heitersheim an. Damit oblag ihm zugleich die Seelsorge der Menschen in der Behindertenwerkstätte in Heitersheim. Nach mehr als acht Jahren in Heitersheim und 52 Jahren priesterlichen Dienstes bat Pfarrer Reiß im Sommer 2003 seinen Bischof, ihn von seinen Pflichten zu entbinden. Reiß' Wunsch wurde entsprochen und er ging ins Elztal, zog in das Pfarrhaus in Oberbiederbach und half nach Kräften in der Seelsorge aus. Im Januar 2010 zog er nach Lautenbach in der Seelsorgeeinheit Oberkirch und war auch hier noch bis zu seiner Erkrankung als Subsidiar aktiv. Schließlich zog er nach Freiburg, wo er – ebenso wie in Unterentersbach – noch einige Jahre die heilige Messe in der außerordentlichen Form des römischen Ritus feierte. Pfarrer Klaus Reiß starb am 25. Januar 2014 in Freiburg, Requiem und Beerdigung fanden am 31. Januar 2014 in Oberkirch statt.

Jürgen Brüstle

Sautner Fritz Robert

Geb. 14. 8. 1921 in Karlsruhe; 4. 2. 1941 bis 22. 8. 1945 Wehrmacht und Kriegsgefangenschaft; 1945/46 Vorkurs in Sasbach; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 25. 7. 1951 Vikar in Heidelberg-Kirchheim; 25. 9. 1951 Vikar in Heidelberg (St. Raphael); 18. 6. 1952 Vikar in Meersburg; 16. 9. 1952 Vikar in Schönau im Wiesental; 27. 1. 1954 Vikar in Wiesloch; 20. 10. 1954 Vikar in Haslach i. K.; 16. 2. 1955 Vikar in Untergrombach; 3. 3. 1955 Vikar in Karlsruhe-Rüppurr; 26. 6. 1957 Vikar in Ersingen; 8. 11. 1960 Pfarrverweser in Rotenberg; 16. 1. 1979 Pfarrer in Karlsruhe-Grötzingen; 10. 6. 1979 Investitur ebd.; 1. 9. 1989 Ruhestand in Bruchsal; gest. 8. 5. 2014 ebd.; beerd. 14. 5. 2014 ebd.

Fritz Sautner legte im Frühjahr 1939 an der Oberrealschule in Bruchsal die Reifeprüfung ab und wurde danach zum Reichsarbeitsdienst einberufen. Nach dem Ende seines Arbeitsdienstes wollte Sautner im Vorkurs die alten Sprachen erlernen und anschließend Theologie studieren mit dem Ziel, Priester zu werden. Die Prüfung über seine hebräischen Sprachkenntnisse konnte er noch ablegen, doch bereits Anfang 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und kehrte erst im Sommer 1945 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Im Frühjahr 1946 besuchte er den Theologischen Vorkurs an der Heimschule Lender in Sasbach und nahm noch im selben Jahr das Studium der Theologie in Freiburg auf. Am 24. Juni 1951 wurden Fritz Sautner und 39 weitere Diakone – darunter der ebenfalls 2014 verstorbene Klaus Reiß – im Freiburger Münster durch Erzbischof Wendelin Rauch zu Priestern geweiht.

Die nun folgenden Jahre als Vikar waren immer wieder durch Krankheit unterbrochen, vermutlich eine Folge von Krieg und Gefangenschaft. Doch im November 1960 konnte Fritz Sautner seine erste eigenverantwortliche Stelle antreten und ging als Pfarrverweser nach Rotenberg im Dekanat Wiesloch. Mehr als 18 Jahre setzte er

sich trotz Krankheit mit ganzer Kraft für seine Gemeinde ein, in allen Bereichen der Seelsorge, aber auch bei den baulichen Belangen. Im Januar 1979 wurde Pfarrer Sautner schließlich auf die Pfarrei Hl. Kreuz in Karlsruhe-Grötzingen angewiesen und im Juni desselben Jahres investiert. Sein Einsatz galt vorrangig der seelsorgerlichen Betreuung der Gemeinde, aber auch die baulichen Aufgaben, wie den Neubau eines Kindergartens sowie die Sanierung und Erweiterung des Gemeindezentrums, ging er zielstrebig an. Auf eigenen Wunsch wurde Pfarrer Fritz Sautner im Spätsommer 1989 in den Ruhestand versetzt, den er im elterlichen Haus in Bruchsal verbrachte. Hier starb er am 8. Mai 2014 und wurde am 14. Mai 2014 in Bruchsal beerdigt.

Jürgen Brüstle

Scherer Franz

Geb. 1. 1. 1933 in Großrosseln/Saar; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 25. 6. 1956 Vikar in Büßlingen; 26. 7. 1956 Vikar in Erzingen; 22. 1. 1957 Vikar in Mannheim (St. Franziskus); 1. 8. 1961 Vikar in Bruchsal (St. Paul); 12. 12. 1963 Pfarrer in Ettlingen-Spessart; 25. 3. 1964 Investitur ebd.; 1. 9. 2003 Ruhestand in Ettlingen; gest. 10. 10. 2014 in Karlsruhe; beerd. 21. 10. 2014 in Ettlingen.

Franz Scherer wurde in Großrosseln an der Saar geboren, besuchte die Volksschule in Hörsch und wechselte dann auf das Gymnasium in Karlsruhe. Nach dem Abitur im Jahre 1951 studierte er in Freiburg und München Theologie und wurde am 27. Mai 1956 in Freiburg von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht. Die Vikarszeit führte ihn nach Büßlingen, Erzingen, Mannheim (St. Franziskus) und Bruchsal (St. Paul), bis er im Dezember 1963 auf seine erste und einzige eigenverantwortliche Stelle in Ettlingen-Spessart angewiesen wurde. Hier wirkte er fast 40 Jahre. Pfarrer Franz Scherer war ein eigener und gewiss kein einfacher Kopf. „*An ihm*“, schrieben die „Badischen Neuesten Nachrichten“ anlässlich seines Todes, „*schieden sich die Geister*.“ Bereits im Collegium Borromaeum und später im Priesterseminar St. Peter waren seine Originalität und seine Eigenwilligkeit, aber auch seine Empfindsamkeit seinen Vorgesetzten aufgefallen. Scherer war kein Mensch, der seine Gemeinde mitnehmen konnte, allenfalls einen kleinen Teil. Vielmehr fanden etliche sein Verhalten befremdlich, seine Predigten lang und zugleich schwer verständlich, und blieben den Gottesdiensten fern oder gingen in andere Gemeinden. Vielen ist Pfarrer Scherer bekannt durch zahlreiche Ausstellungen seiner Kunstwerke. Dieser Leidenschaft widmete er sich in den Jahren seines Ruhestands. Pfarrer Franz Scherer starb am 10. Oktober 2014 in Karlsruhe und wurde am 21. Oktober 2014 in Ettlingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Schey Mathäus

Geb. 10. 5. 1937 in Sigmaringen; ord. 14. 6. 1964 in Sigmaringen; 6. 7. 1964 Vikar in Mannheim-Seckenheim; 5. 9. 1966 Vikar in Walzbachtal-Jöhlingen; 24. 9. 1969 Vikar in Rheinstetten-Mörsch; 11. 1. 1972 Pfarrverweser in Eigeltingen-Honstetten; 25. 5. 1977 Mitpastoration von Eigeltingen-Rorgenwies; 11. 1. 1978 Mitpastoration der Pfarrei Eigeltingen-Heudorf; 23. 8. 1983 Pfarrer in Eigeltingen-Honstetten und

weiterhin Mitpastoration von Eigeltingen-Rorgenwies und Eigeltingen-Heudorf; 1. 3. 2003 Ruhestand in Eigeltingen-Honstetten; Juni 2004 Ruhestand im Altenpflegeheim in Stockach; gest. 7. 6. 2014; beerd. 17. 6. 2014 in Burladingen.

Mathäus Schey wuchs bis zum Tod seiner Mutter im Februar 1948 im elterlichen Haus in Burladingen auf, dann nahmen ihn sein Großvater und seine ledige Tante auf, die ihn jedoch noch im April 1948 in die Missionsschule der Steyler Patres in Blönrried bei Aulendorf gaben. Im September 1951 wechselte der Junge an die Heimschule Lender in Sasbach bei Achern, wo er im Frühjahr 1959 die Reifeprüfung ablegte. Bereits zum Sommersemester 1959 nahm er sein Theologiestudium in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in Würzburg und wurde mit drei weiteren Diakonen am 14. Juni 1964 durch Erzbischof Hermann Schäufele in der Sigmaringer Stadtkirche zum Priester geweiht. Es folgten die Jahre als Vikar, eine Zeit, die immer wieder durch Krankheit beeinträchtigt und unterbrochen war. Anfang 1972 wurde er jedoch als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Petrus und Catharina in Eigeltingen-Honstetten angewiesen, wobei er die Pfarreien Eigeltingen-Rorgenwies und Eigeltingen-Heudorf mitzuversorgen hatte. Er übernahm somit erstmals die volle Verantwortung für die ihm anvertrauten Gemeinden. Im Sommer 1983 wurde er zum Pfarrer ernannt und setzte sich noch bis zum Frühjahr 2003 mit ganzer Kraft für die ihm anvertrauten Menschen ein. Seine Verbundenheit mit den Menschen und der Landschaft zeigte sich auch daran, dass er seinen Ruhestand zunächst in Eigeltingen-Honstetten verbrachte. Erst eine schwere Erkrankung zwang ihn, im Frühsommer 2004 in das Altenpflegeheim in Stockach zu ziehen. Pfarrer Mathäus Schey starb am 7. Juni 2014 in Stockach und wurde am 17. Juni 2014 in seiner Heimatstadt Burladingen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Schuhmacher Ernst

Geb. 6. 9. 1930 in Bruchsal; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1. 7. 1957 Vikar in Lobenfeld; 30. 7. 1957 Vikar in Gerlachsheim; 3. 9. 1957 Vikar in Ostrach mit Magenbuch; 7. 5. 1958 Vikar in Mannheim (Guter Hirte); 20. 5. 1963 Pfarrer in Höpfingen; 3. 6. 1963 Investitur ebd.; 18. 11. 1976 Pfarrverweser in Au am Rhein; 26. 11. 1978 Investitur ebd.; 4. 2. 1994 zusätzlich Vorsitzender des Pfarrverbandes Durmersheim St. Antonius; 1. 7. 2006 Ruhestand in Rastatt-Plittersdorf; gest. 15. 8. 2014 in Karlsruhe; beerd. 22. 8. 2014 in Au am Rhein.

Ernst Schuhmacher wusste schon Jahre vor seinem Abitur am humanistischen Gymnasium in Bruchsal, dass er Priester werden wollte, und so nahm er im Herbst 1957 sein Theologiestudium in Freiburg auf. Nach Abschluss seiner Ausbildung in St. Peter im Schwarzwald wurde er mit vierzig weiteren Diakonen durch Erzbischof Eugen Seiterich in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche am 2. Juni 1957 zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren sammelte Vikar Schuhmacher Erfahrung in den verschiedenen Bereichen der Seelsorge sowie als Religionslehrer und hatte mit zeitweise 22 Wochenstunden Religionsunterricht ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen. Im Mai 1963 wurde er auf seine erste eigene Stelle in Höpfingen angewiesen und im Juni auf die Pfarrei investiert. Wieder hatte er neben der Gemeindepastoral ein erhebliches Maß an Arbeit in Schulen zu bewältigen, als Lehrer und als Schuldekan. Im November 1976 ging Pfarrer Schuhmacher in die Pfarrei St. Andreas in Au

am Rhein, wo er beinahe dreißig Jahre als Pfarrer diente und wirkte und wo er ebenfalls das Amt des Schuldekans viele Jahre innehatte. Seinen Ruhestand verbrachte Ernst Schuhmacher in vertrauter Rheinnähe in Rastatt-Plittersdorf und half noch bis kurz vor seinem Tod in der Seelsorge aus. Er starb am 15. August 2014 im Diakonissenkrankenhaus in Karlsruhe und wurde am 22. August 2014 in Au am Rhein beerdigt. Jürgen Brüstle

Stadelhofer Friedrich Engelbert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 1. 3. 1915 in Freiburg; ord. 17. 12. 1939 in Freiburg; 1. 2. 1940 Vikar in Villingen (St. Fidelis); Mai 1940 bis 19. 6. 1945 Sanitätssoldat und Gefangenschaft; 18. 7. 1945 Vikar in Konstanz-Wollmatingen; 15. 3. 1946 Vikar in Freiburg (St. Johann); 18. 11. 1952 Pfarrkurat in Badenweiler; 17. 8. 1955 Pfarrkurat in Karlsruhe (St. Elisabeth); 2. 3. 1958 Investitur ebd.; 22. 2. 1975 Geistlicher Rat ad honorem; 2. 8. 1978 Pfarrer in Herdwangen-Schönach und Mitpastoration (bis 31. 8. 1986) der Pfarrei Großschönach; 1. 8. 1993 Ruhestand in Überlingen; gest. 4. 6. 2014 ebd.; beerd. 13. 6. 2014 ebd.

Friedrich Stadelhofer wurde 99 Jahre alt und hat somit den größten Teil des 20. Jahrhunderts erlebt. Hineingeboren in die entbehrungsreiche Zeit des Ersten Weltkriegs, wuchs er als Sohn des akademischen Bildhauers Emil Stadelhofer in Freiburg auf, in den bewegten Jahren der Republik von Weimar und in der Zeit, als der menschenverachtende Nationalsozialismus zunehmend Anhänger fand. Stadelhofer besuchte die Karlschule und später das Berthold-Gymnasium, erhielt in der Pfarrkirche Maria-Hilf Orgelunterricht und spielte später häufiger in Gottesdiensten die Orgel. Als er in die Untersekunda versetzt wurde, übernahm er als Gruppenführer Verantwortung in der Neudeutschen Pfarrgruppe in St. Martin. Schon in diesen jungen Jahren zeigten sich die Charaktereigenschaften, die Stadelhofer ein Leben lang auszeichneten. Stadtpfarrer Joseph Öchsler († 1975) schrieb im Sittenzeugnis, Stadelhofer zeichne sich aus durch „*vorbildliche Frömmigkeit, Offenheit, Bescheidenheit, gepaart mit großer Energie und Tatkraft* [...] *Er gilt als einer der Besten*“. Das Priesterseminar St. Peter war sicher, der Alumnus könne überall eingesetzt werden und werde „*das Vertrauen des H.H. Erzbischofs* [...] *nicht enttäuschen*“. So wurde Friedrich Stadelhofer nach seinem Studium in Freiburg und Münster in Westfalen am 17. Dezember 1939 mit 26 weiteren Diakonen in Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Seine erste Vikarstelle führte ihn nach Villingen (St. Fidelis), wo er aber nur wenige Monate bleiben konnte. Er wurde zur Wehrmacht eingezogen, erhielt in der Welfenkaserne in Ravensburg eine Ausbildung zum Sanitätssoldaten, wurde nach Ulm und schließlich an die Front versetzt. Er überstand den Krieg körperlich unversehrt und konnte nach Kriegsende heimkehren.

Bereits zum 18. Juli 1945 wurde er als Vikar nach Wollmatingen bei Konstanz angewiesen, und nachdem er auch in Freiburg (St. Johann) Erfahrung in der pastoralen Arbeit in der Gemeinde machen konnte, wurde er als Pfarrkurat nach Badenweiler angewiesen. Im Sommer 1955 wurde Pfarrer Stadelhofer als Pfarrkurat nach Karlsruhe (St. Elisabeth) geschickt und dort knapp drei Jahre später als erster Pfarrer der Gemeinde investiert. Pfarrer Stadelhofer ließ die schwer kriegsgeschädigte

Pfarrkirche wiederherstellen, ein Pfarrhaus bauen, später einen zweiten Kindergarten, und auch der Chorraum der Kirche musste nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil umgestaltet werden. Es war eine arbeitsreiche und weiträumige Pfarrei und Erzbischof Hermann Schäufele honorierte die fruchtbare Arbeit im Februar 1975, indem er Friedrich Stadelhofer zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Nach mehr als 23 Jahren in Karlsruhe wurde Friedrich Stadelhofer zum Pfarrer von St. Peter und Paul in Herdwangen-Schönach bestellt und aufgrund des Priestermangels auch mit der Pastoration der Nachbargemeinde St. Antonius in Großschönach beauftragt. Fünfzehn Jahre versah er trotz zunehmender gesundheitlicher Beeinträchtigungen mit ganzer Kraft seinen Dienst. Erst im Alter von 78 Jahren und nach 54 Dienstjahren bat er Erzbischof Oskar Saier, in den Ruhestand gehen zu dürfen. Zum 1. August 1993 zog er nach Überlingen und nahm unweit des Altenheims St. Ulrich Wohnung. Mit den Gläubigen des Altenheims feierte er noch viele Jahre die heilige Messe, bis schließlich auch ihn die Gesundheit zwang, nach St. Ulrich zu ziehen. Er starb am 4. Juni 2014 und wurde am 13. Juni 2014 in Überlingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Stöveken Bernhard

Geb. 7. 2. 1934 in Altenberge; ord. 29. 6. 1960 in Wien; 1. 9. 1960 Vikar in Großenzersdorf (Wien); 1. 9. 1963 Vikar in Altlerchenfeld (Wien); 1. 9. 1964 Vikar in Neulerchenfeld (Wien); 1. 9. 1973 Vikar in Atzgersdorf (Wien); 14. 6. 1974 Pfarrverweser in Baden-Baden-Balg und ab April 1976 Mitpastoration von Baden-Baden-Ebersteinburg; 22. 4. 1977 Inkardination in das Erzbistum Freiburg; 22. 4. 1977 Pfarrer in Baden-Baden-Balg und Mitpastoration von Baden-Baden-Ebersteinburg; 1. 2. 2003 Ruhestand in Seltz in Frankreich; 1. 9. 2009 Ruhestand in Bühl; gest. 23. 4. 2014 ebd.; beerd. 29. 4. 2014 in Baden-Baden.

Bernhard Stöveken wurde in Altenberge unweit Münster/Westfalen geboren, wuchs aber während des Krieges in schwierigen Verhältnissen in Mülheim/Ruhr und in Bad Driburg auf. Die Erziehung lag zeitweise in den Händen seiner strengen Großmutter, die Eltern waren zeitweise getrennt, fanden wieder zueinander und zogen nach Altenberge zurück. Da der Junge schon früh den Wunsch äußerte, Priester werden zu dürfen, wurde er 1946 zu den Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria nach Burlo geschickt, später nach Krefeld. Er selbst schrieb später über die Zeit: „*Vier Jahre Klosterschule genügten mir, um mir klar zu machen, daß Ordensgehorsam nicht unbedingt meine Stärke ist, vielleicht ein Komplex, der sich aus Großmutter's Erziehungstagen immer noch auswirkte.*“ Stöveken suchte sich nun ein „*neues Domizil*“, wie er es nannte und ging in das Spätberufenenseminar St. Klemens in Bad Driburg, wo er 1955 sein Abitur ablegte. Er studierte in Wien Theologie und wurde am 29. Juni 1960 durch Erzbischof Kardinal Franz König zum Priester geweiht.

Es folgten die Jahre als Vikar, die für ihn zum Teil nicht befriedigend verliefen. Er fühlte sich wieder und wieder allein gelassen und verkannt. Ob dem so war, lässt sich nicht mehr feststellen, aber der von ihm geschriebene ausführliche Lebenslauf legt dies so dar. Aus dieser Unzufriedenheit heraus suchte Stöveken 1973 den Kontakt mit der Erzdiözese Freiburg und fragte nach, ob man dort keine Verwendung für ihn habe. Nachdem auch das Erzbischöfliche Ordinariat Wien zugestimmt hatte, konn-

te Stöveken nach Deutschland zurückkehren und wurde zum 14. Juni 1974 als Pfarrverweser auf die Pfarrei Baden-Balg im Dekanat Gernsbach angewiesen. Ab April 1976 hatte er auch die Pfarrei St. Antonius in Baden-Baden-Ebersteinburg mitzuvorsorgen. Nach einer dreijährigen Probezeit erfolgte am 22. April 1977 die Inkardination in die Erzdiözese Freiburg, und somit konnte Erzbischof Hermann Schäufele Bernhard Stöveken als Pfarrer der von ihm bereits versorgten Pfarrei einsetzen. Hier versah Pfarrer Bernhard Stöveken seinen Dienst treu und zuverlässig, bis er zum 1. Februar 2003 in den Ruhestand ging.

Eine abschließende und angemessene Würdigung dieser unverwechselbaren Persönlichkeit ist kaum möglich. Er war ein guter Seelsorger, konnte aber aufbrausen und verletzend sein. Seine Briefe an das Erzbischöfliche Ordinariat zeigen oft eine ungewöhnliche und unberechtigte Schärfe im Ton. Zugleich war er jederzeit bereit, da zu helfen, wo man ihn brauchte, er war vielseitig interessiert und die Ökumene war ihm ein wichtiges Anliegen. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst im elsässischen Seltz. Aus gesundheitlichen Gründen zog er im Herbst 2009 in ein betreutes Wohnen in Bühl. Im Krankenhaus in Bühl starb Pfarrer Bernhard Stöveken am 23. April 2014 und wurde am 29. April 2014 in Baden-Baden-Balg beerdigt.

Jürgen Brüstle

Sumser Paul

Geb. 20. 3. 1928 in Freiburg; ord. 25. 5. 1952 in Freiburg; 23. 6. 1952 Vikar in Bohlsbach; 23. 7. 1952 Vikar in Vöhrenbach; 12. 9. 1952 Vikar in Rettigheim; 10. 11. 1952 Vikar in Walldorf; 11. 12. 1952 Vikar in Rastatt (St. Alexander); 3. 9. 1952 Vikar in Konstanz (St. Gebhard); 11. 3. 1959 Pfarrverweser in Riedböhringen; 22. 5. 1960 Investitur ebd.; Dezember 1962 Mitpastoration von Blumberg-Epfenhofen; 27. 3. 1969 Pfarrer in Freiburg (Hl. Dreifaltigkeit); 1. 6. 1969 Investitur ebd.; 1. 10. 1991 Ruhestand in Garmisch-Partenkirchen; 2012 Ruhestand in Freiburg; gest. 6. 7. 2014 ebd.; beerd. 11. 7. 2014 ebd.

Paul Sumser wurde am 20. März 1928 als Sohn des Kaufmanns Friedrich Franz Sumser und der Margarete geb. Paulus in Freiburg geboren. Er besuchte vier Jahre die Volksschule und trat dann in die Sexta des Berthold-Gymnasiums ein. Seine schulische Ausbildung wurde durch seine Einberufung als Luftwaffenhelfer im Juli 1944 unterbrochen. Verwundet wurde er nicht, zog sich aber an der Westfront eine schwere Gelbsucht zu, die einen längeren Lazarettaufenthalt notwendig machte. Im Herbst 1945 konnte er in der Unterprima des Berthold-Gymnasiums seine Schulbildung fortführen. Im Juli 1947 legte er die Reifeprüfung ab und bat ebenfalls im Juli um Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg. Sumser studierte in Freiburg und München Theologie und schloss seine Studien in St. Peter im Schwarzwald ab. Er und 51 weitere Diakone wurden am 25. Mai 1952 von Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zu Priestern geweiht.

In den folgenden Jahren machte sich Paul Sumser mit dem weiten Feld der pastoralen Arbeit vertraut, nahm sich gewissenhaft der ihm übertragenen Aufgaben an und zeigte ein besonderes Geschick in der Jugendseelsorge; in Rastatt leitete er, als die Dirigentenstelle vakant war, zwei Jahre den Stadtkirchenchor. Am 11. März 1959 übernahm Sumser als Pfarrverweser erstmals selbst Verantwortung für eine Pfarrei –

er wurde nach Riedböhringen angewiesen. Er gewann rasch das Vertrauen der Menschen und wirkte segensreich. Ab Dezember 1962 oblag ihm auch die Verantwortung für die Pfarrei Epfenhofen, und auf Dekanatsstufe übernahm er die Aufgaben des Seelsorgers für die Frauenjugend und hatte das Amt des Präses der Cäcilienvereine inne. Anfang 1969 bewarb sich Pfarrer Sumser um die Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Freiburg und konnte bereits im März seine neuen Aufgaben wahrnehmen. Er war ein beliebter Seelsorger, dessen Gottesdienste überdurchschnittlich gut besucht waren. Über seine Pfarrei hinaus engagierte sich Pfarrer Sumser ab 1969 ununterbrochen als Mentor in einem der Freiburger Diakonatskreise, er gehörte dem Dekanatsrat an und engagierte sich in der Telefonseelsorge. Im September 1989 erhielt er den Auftrag zur Mitarbeit in der Pfarrei St. Hilarius in Ebnet. Aus gesundheitlichen Gründen musste Pfarrer Sumser Erzbischof Oskar Saier im April 1991 um die Entlassung aus dem aktiven Dienst bitten, was ihm zum 1. Oktober desselben Jahres bewilligt wurde. Seinen Ruhestand verbrachte Sumser zunächst in Garmisch-Partenkirchen, kehrte aber 2012 nach Freiburg zurück und wohnte fortan im Seniorenzentrum Emmi-Seeheim. Pfarrer Paul Sumser starb am 6. Juli 2014 in Freiburg und wurde am 11. Juli 2014 in Freiburg beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Tröndle Werner

Geb. 19. 4. 1941 in Rotzel (Pfarrei Laufenburg-Hochsal); 15. 12. 1965 bis 31. 7. 1966 katechetisches Praktikum in Donaueschingen (St. Johann); ord. 4. 6. 1967 in Freiburg; 28. 6. 1967 Vikar in Radolfzell-Liggerringen; 1. 8. 1967 Vikar in Konstanz (St. Gebhard); 5. 9. 1967 Vikar in Waghäusel-Wiesental; 17. 9. 1969 Vikar in Freiburg (St. Johann); 2. 7. 1971 Pfarrvikar in Albbruck; 17. 12. 1971 Vicarius oeconomus in Albbruck (Tod des Pfarrers); 19. 4. 1972 Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 8. 4. 1975 Pfarrer in Müllheim; 12. 5. 1975 Investitur ebd.; 14. 9. 1985 Pfarrer in Gammertingen und Gammertingen-Kettenacker; 27. 10. bzw. 10. 11. 1985 Investitur ebd.; 1. 9. 1990 Mitpastoration der Pfarrei Gammertingen-Feldhausen; 15. 10. 1993 Mitpastoration der Pfarrkuratie Neufra; 16. 10. 1997 Pfarrer in Klettgau-Erzingen; 23. 11. 1997 Investitur ebd.; 1. 10. 2005 Mitpastoration der Pfarreien Klettgau-Bühl, Klettgau-Geißlingen, Klettgau-Grießen (bis 26. 11. 2005); 14. 11. 2002 Kammerer im Dekanat Wutachtal; 1. 10. 2005 als stellvertretender Dekan mit der Geschäftsführung des Dekanats Wutachtal betraut (bis 31. 8. 2007); 9. 9. 2007 Koordinator in der Seelsorgeeinheit Lörrach mit Wohnsitz in St. Fridolin; 1. 9. 2011 Ruhestand in Küssaberg-Rheinheim; 1. 9. 2011 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Küssaberg-Hohentengen (St. Christophorus); August 2014 Ruhestand in Tengen-Blumenfeld (Pflegeheim); gest. 4. 9. 2014 in Tengen-Blumenfeld; beerd. 10. 9. 2014 in Laufenburg-Hochsal.

Werner Tröndle wurde am 19. April 1941 in Rotzel, heute ein Ortsteil von Laufenburg (Baden), geboren. Er besuchte in seinem Heimatort die Volksschule und später das Heinrich-Suso-Gymnasium in Konstanz, wo er im Frühjahr 1960 das Abitur ablegte. Während der Konstanzer Jahre lebte Tröndle im St. Konradhaus. Gegenüber seinem Heimatpfarrer hatte Tröndle bereits als Zehnjähriger den Wunsch geäußert, Priester zu werden, weshalb er ab 1960 in Freiburg, Luzern und München Theologie studierte. Von Dezember 1965 bis Juli 1966 absolvierte er ein katechetisches Prakti-

kum in Donaueschingen und wurde nach Abschluss seiner Studien im Priesterseminar St. Peter am 4. Juni 1967 in Freiburg durch Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Als Vikar machte sich Werner Tröndle mit der pastoralen Arbeit in den Gemeinden vertraut und enttäuschte seine Prinzipale nicht. Diese lobten in ihren Jahresberichten seine Gewissenhaftigkeit und seinen Einsatz sowie seine Frömmigkeit. Besonders hoben sie jedoch die Befähigung für die „*eigentliche Seelsorge*“ hervor. Im Jahre 1975 wurde ihm daher die anspruchsvolle Pfarrei Herz Jesu in Müllheim verliehen, eine weit ausgedehnte Pfarrei mit den Filialen Hülgelheim, Vögisheim, Feldberg, Dattingen und Auggen. Gleich zu Beginn seiner Zeit im Markgräfler Land kümmerte sich Pfarrer Tröndle um die baulichen Aufgaben, die Innenrenovation der Pfarrkirche, Jugendräume im Gemeindehauskeller, die Außenrenovation der Kirche und des Pfarrhauses, den Umbau und die Gesamtrenovation des ehemaligen Pfarrheims in Burget-Häusle und weitere Projekte. Nach zehn Jahren nahm er auf eigenen Wunsch Abschied aus Müllheim, um sich in den Pfarreien St. Leodegar in Gammertingen und St. Martin in Gammertingen-Kettenacker neuen Herausforderungen zu stellen. Die Jahre auf der Schwäbischen Alb waren eine arbeitsreiche Zeit, nicht zuletzt, weil im Spätsommer 1990 die Pfarrei St. Nikolaus in Gammertingen-Feldhausen mitversorgt werden musste und ab Oktober 1993 zudem auch noch die Pfarrkuratie St. Mauritius in Neufra. Erneut nahm sich Pfarrer Tröndle der anstehenden baulichen Aufgaben an und hinterließ bei seinem Wegzug 1997 auch eine lebendige und engagierte Gemeinde.

Im Oktober 1997 trat Werner Tröndle seinen Dienst in der Pfarrei St. Georg in Klettgau-Erzingen mit ihren Filialen Rechberg und Weisweil an, wo er ab 2005 auch für zwei Jahre die Pfarreien Mariä Himmelfahrt in Klettgau-Bühl, St. Katharina in Klettgau-Geißlingen und St. Peter und Paul in Klettgau-Grießen mitzuversorgen hatte. Zudem übernahm er im November 2002 die Aufgaben des Kammerers im Dekanat Wutachtal und im Oktober 2005 für knapp zwei Jahre die des stellvertretenden Dekans und der Geschäftsführung des Dekanats. Pfarrer Tröndle spürte zunehmend seine nachlassenden Kräfte, und als 2007 die Errichtung der Seelsorgeeinheit Klettgau anstand, erklärte er gegenüber seinem Bischof den Verzicht auf die Pfarrei St. Georg. Im September 2007 wurde er als Kooperator in die Pfarreien der Seelsorgeeinheit Lörrach im Dekanat Wiesental angewiesen, wo er noch bis zum Sommer 2011 als Seelsorger wirkte. Zum 1. September 2011 ging er in den Ruhestand, den er in Külsberg-Rheinheim verbrachte und als Subsidiar aushalf, wenn er gebraucht wurde. Im August 2014 wurde es notwendig, dass Tröndle in ein Pflegeheim in Tengen-Blumenfeld umzog. Er starb am 4. September 2014 in Tengen-Blumenfeld und wurde am 10. September 2014 in Laufenburg-Hochsal beerdigt. Jürgen Brüstle

Vorgimler Herbert, Dr. theol., Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte

Geb. 4. 1. 1929 in Freiburg; ord. 22. 3. 1953 in Freiburg; 1953 Promotionsstudium in Innsbruck; 9. 6. 1958 Fachredakteur beim Lexikon für Theologie und Kirche (LThK) in Freiburg (Verlag Herder); 21. 6. 1958 Dr. theol.; 1. August 1968 Professor für Dogmatik in Luzern; 1. 8. 1972 Professor für Dogmatik in Münster i.W.; 1994

Ruhestand in Münster; 1994 Mitarbeit in der Klinikseelsorge am Clemenshospital in Münster; 1995 Klinikseelsorger ebd., Rektor der Klinikkirche; gest. 12. 9. 2014 in Münster; beerd. 19. 9. 2014 in Altenberge.

Herbert Vorgrimler war nicht nur ein gebürtiger Freiburger, der die Verbindung zu seiner Heimatstadt und deren Umgebung das ganze Leben lang aufrechterhielt. Er verbrachte seine Kindheit sogar im Schatten des Freiburger Münsters, bevor die Familie 1934 vom Münsterplatz in den Freiburger Osten (Pfarrei Maria Hilf) umzog. Sein im Juni 1975 verstorbener Vater Martin Vorgrimler war seit 1927 beruflich beim Deutschen Caritasverband tätig, auch in führenden Funktionen. Der spätere Luzerner und Münsteraner Theologieprofessor Herbert Vorgrimler (er hatte noch eine Schwester, die 1931 geborene und 1988 verstorbene Maria Vorgrimler) besuchte nach der Volksschule ab 1939 das altsprachliche Berthold-Gymnasium; zu seinen Mitschülern gehörte Klaus Hemmerle, später Theologieprofessor und schließlich bis zu seinem Tod 1994 Bischof von Aachen. Das Abitur legte Vorgrimler dann 1948 am beim Luftangriff auf Freiburg nicht zerstörten Friedrich-Gymnasium ab.

Unmittelbar danach trat er als Priesteramtskandidat ins Collegium Borromaeum ein und begann das Theologiestudium an der Freiburger Universität, wo ihn nach eigenen Aussagen die Vorlesungen von Bernhard Welte und Eugen Seiterich beeindruckten. Direktor des Collegium Borromaeum war seinerzeit Hermann Schäufele, als Repetitor wirkte unter anderem Robert Schlund. 1950 wechselte Herbert Vorgrimler von Freiburg zur Externitas nach Innsbruck. Dort wohnte er im internationalen Theologenkonvikt „Canisianum“, und dort traf er auch den Freiburger Jesuiten Karl Rahner, der damals in Innsbruck Dogmatik lehrte: Die Begegnung mit Rahner wurde für ihn zu einer entscheidenden biografisch-theologischen Zäsur, die sein Leben für Jahrzehnte prägen sollte.

Rahner habe für ihn eine „*unverzichtbare Stabilisierung*“ seiner Lebensentscheidung bedeutet – das schreibt Herbert Vorgrimler in seiner 2006 erschienenen Autobiografie. In die Innsbrucker Zeit fiel für den jungen Theologen die Priesterweihe, die er am 22. März 1953 in der Freiburger Konviktskirche empfing. Die folgenden Jahre waren der Anfertigung einer Dissertation bei Karl Rahner zur Geschichte des Bußsakraments gewidmet. Die Promotion erfolgte dann in Innsbruck 1958. Im gleichen Jahr kehrte Vorgrimler in seine Heimatstadt zurück und übernahm als Schriftleiter Verantwortung für die Redaktion der zweiten Auflage des „Lexikons für Theologie und Kirche“, deren Erscheinen im Verlag Herder unter der Mitherausgeberschaft von Karl Rahner begonnen hatte – eine wahre Sisyphusarbeit. Gemeinsam mit Rahner konzipierte und verfasste Herbert Vorgrimler das 1961 erstmals veröffentlichte und danach in zahlreichen Auflagen verbreitete „Kleine Theologische Wörterbuch“. Unmittelbar nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils legte er zusammen mit Karl Rahner das bis heute unentbehrliche „Kleine Konzilskompendium“ vor, das alle Dokumente des Konzils mit informativen Einleitungstexten enthält. Maßgeblichen Anteil hatte Herbert Vorgrimler später an der erst nach seinem Tod abgeschlossenen Gesamtausgabe der Werke von Karl Rahner, von der er selber fünf Bände bearbeitete und deren Herausbergremium er angehörte.

Seine akademische Laufbahn führte Herbert Vorgrimler zunächst an die (staatliche) Theologische Fakultät Luzern, wo er ab dem 1. August 1968 als Professor für Dogmatik tätig war. Die Berufung nach Luzern verhinderte den Abschluss eines geplanten Habilitationsvorhabens bei Joseph Ratzinger (über den mittelalterlichen

Theologen Rupert von Deutz). Nach vier Jahren Aufbauarbeit in der Schweiz gelang Vorgrimler der Wechsel an die große Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Münster, als Nachfolger von Karl Rahner und auf dessen ausdrücklichen Wunsch. Rahner hatte ab 1967 in Münster Dogmatik und Dogmengeschichte gelehrt; Vorgrimler tat es dann von 1972 bis zu seiner Emeritierung 1994. Als Dekan der Fakultät amtierte er von 1984 bis zum Wintersemester 1989/90.

Einen Schwerpunkt seiner theologischen Veröffentlichungen bildeten Einführungen in das Werk seines Lehrers und Freundes Karl Rahner. Dazu kamen von der Dissertation ausgehende dogmengeschichtliche Arbeiten zu Buße und Krankensalbung sowie Darstellungen etwa zur Gottes- und Trinitätslehre, zur Christologie, zur Lehre von den Sakramenten und zur Eschatologie. Hervorzuheben ist auch seine in einem nichttheologischen Verlag erschienene „Geschichte der Hölle“, eine beeindruckende und erschreckende Bilanz dessen, was die Höllenvorstellungen in der Geschichte des Christentums angerichtet haben. Vorgrimler scheute generell nicht vor Zuspitzungen in der Sache zurück; er ging beispielsweise scharf ins Gericht mit theologischen Ansätzen, die über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes zu viel zu wissen glauben. Herbert Vorgrimler engagierte sich seit Konzilszeiten an der Seite des damaligen Wiener Erzbischofs, Kardinal Franz König, für den Dialog mit ideologisch offenen, gesprächsbereiten Marxisten im damaligen Ostblock. Das schlug sich nicht zuletzt in der von ihm mitherausgegebenen „Internationalen Dialogzeitschrift“ nieder, die allerdings nur ein paar Jahre (bis 1975) erschien. Von 1968 bis 1974 war er Konsultor des von Kardinal König geleiteten vatikanischen „Sekretariats für die Nichtglaubenden“. Vorgrimler war auch im Dialog mit Freimaurern aktiv; 1975 erschien das von ihm zusammen mit dem Hamburger Freimaurer Rolf Appel herausgegebene Buch „Kirche und Freimaurerei im Dialog“.

In seinen späten Jahren war Herbert Vorgrimler ehrenamtlich intensiv in der Krankenhausseelsorge im Münsteraner Clemenshospital tätig. Er war ein eigenwilliger und streitbarer Theologe, der durchaus auch polemisch austreten konnte, was sich nicht zuletzt in einigen Passagen seiner Autobiografie zeigt. Er sorgte im Lauf seines Lebens öfters für Anstoß, so durch seine Dialogversuche in Richtung Marxismus (man warf ihm zu große Naivität gegenüber dem „real existierenden“ Sozialismus vor) oder auch durch eine Anzeige, in der er vor der Bundestagswahl 1972 für die SPD Partei ergriff. Er hatte eine große Begabung zur Freundschaft, die durchaus auch Bischöfe einschloss. Er reiste gern, gerade auch nach Israel und in den Nahen Osten, liebte Musik und gutes Essen. Vor allem aber war er ein „leidenschaftlicher Botschafter der Theologie Karl Rahners“, wie es in einem Nachruf (Andreas Batlogg SJ) mit vollem Recht hieß.

Ulrich Ruh

Publikationen (Auswahl):

- Hoffnung auf Vollendung. Aufriß der Eschatologie, Freiburg 1984.
- Jesus – Gottes und der Menschen Sohn, Freiburg 1984.
- Theologische Gotteslehre, Düsseldorf 1985.
- Sakramententheologie, Düsseldorf 1985.
- Geschichte der Hölle, München 1994.
- Theologie ist Biographie. Erinnerungen und Notizen, Münster 2006.

Wiebelt Friedrich

Geb. 6. 4. 1935 in Karlsruhe; ord. 12. 6. 1960 in Freiburg; 4. 7. 1960 Vikar in Schwetzingen; 20. 9. 1960 Vikar in Karlsruhe-Grünwinkel; 15. 1. 1964 Vikar in Heidelberg (Heilig Geist); 1. 4. 1969 Rektor ebd.; 7. 5. 1974 Pfarrer in Karlsruhe-Daxlanden (Hl. Geist); 7. 7. 1974 Investitur ebd.; 1. 10. 1990 Pfarrer in Weisenbach; 2. 12. 1990 Investitur ebd.; 1. 10. 1990 Mitpastoration von Forbach-Langenbrand; 1. 8. 2002 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 15. 12. 2014 ebd.; beerd. 23. 12. 2014 in Karlsruhe-Knielingen.

Friedrich Wiebelt wurde in Karlsruhe geboren und wuchs in Karlsruhe-Knielingen auf, wo er auch die Volksschule besuchte. Nach der Reifeprüfung am Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe im Jahre 1955 studierte er in Freiburg und München gegen den ausdrücklichen Willen seiner Eltern Theologie und wurde am 12. Juni 1960 zusammen mit 31 weiteren Diakonen in Freiburg zum Priester geweiht. Nach einem kurzen Vertretungseinsatz in Schwetzingen wurde er als Vikar nach Karlsruhe-Grünwinkel angewiesen und im Januar 1964 nach Heidelberg (Heilig Geist). Zur Entlastung seines Prinzipals wurde Wiebelt im Frühjahr 1969 zum Rektor an der Heilig-Geist-Pfarrei bestellt, wodurch er Mitverantwortung für die Seelsorge in dieser Pfarrei trug. Nach zehn Jahren in Heidelberg ging Friedrich Wiebelt 1974 als Pfarrer in die ebenso arbeitsreiche Pfarrei Hl. Geist in Karlsruhe-Daxlanden. Immer wieder übernahm er zeitweise die Pastoration anderer Pfarreien und half, wo er gebraucht wurde. Im Erzbischöflichen Ordinariat schätzte man die Arbeit Wiebels und sah zugleich mit Sorge die Gefahr, er könne sich aufreiben. Im Oktober 1990 suchte Friedrich Wiebelt noch einmal eine neue Herausforderung und übernahm die Pfarrei St. Wendelin in Weisenbach im Dekanat Murgtal. Er versah wieder gewissenhaft seinen Dienst und war ein beliebter Seelsorger. Schließlich setzte ihm seine Gesundheit so deutlich Grenzen, dass er im Juni 2002 auf seine Pfarrei verzichtete. Seinen Ruhestand verbrachte er in seiner Geburtsstadt Karlsruhe, wo er am 15. Dezember 2014 im Elisabethenkrankenhaus starb. Er wurde am 23. Dezember 2014 in Karlsruhe-Knielingen beerdigt.

Jürgen Brüstle

Wilckens Hans

Geb. 2. 5. 1925 in Hamburg; 1943 Abitur am Birklehof in Hinterzarten; ab 1943 drei Semester Musikstudium in Berlin; ab 1946 vier Semester Studium der Klassischen Philologie; ab 1948 Theologiestudium in Freiburg und München; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 25. 7. 1953 Vikar in Zell im Wiesental; 29. 7. 1954 Vikar in Bühl (St. Peter und Paul); 3. 1. 1956 Vikar in Heidelberg (St. Albert); 15. 5. 1958 Studienurlaub in Freiburg; 15. 9. 1959 Lehrer am Birklehof, Hinterzarten; 1. 8. 1980 Krankenhauspfarrer am Kreiskrankenhaus in Neustadt; 1. 11. 1992 Ruhestand in Hinterzarten; 2013 Ruhestand in Breitenau; gest. 18. 3. 2014 in Breitenau; beerd. 31. 3. 2014 in Hinterzarten.

Johannes Wilckens wurde am 2. Mai 1925 in Hamburg geboren und wuchs in einer gläubigen und praktizierenden evangelischen Familie auf. Im Jahre 1941 zog die ganze Familie, Hans, seine zwei Brüder und seine Schwester sowie die Eltern nach Hinterzarten im Schwarzwald. Der Vater hatte hier eine Stelle als Arzt gefunden und

so wuchsen die Kinder im Schwarzwald auf. Nach dem Abitur ging Hans Wilckens zunächst nach Berlin, wo er drei Semester Musik studierte, mit dem Ziel, Dirigent zu werden. Ganz davon abgesehen, dass Wilckens ohnehin das Gefühl hatte, nicht in einen Künstlerberuf zu passen, wurde das Studium auch kriegsbedingt unterbrochen. Nach dem Krieg, in dem der Vater noch im April 1945 als Oberstabsarzt im Osten gefallen war, schrieb sich Wilckens ohne ein bestimmtes Berufsziel im Sommersemester 1946 an der Universität Freiburg für die Fächer Latein und Griechisch ein. In dieser Zeit, am 6. April 1947, konvertierte Hans Wilckens nach jahrelanger Beschäftigung mit der katholischen Religion und studierte anschließend in Freiburg und München katholische Theologie. Dies ist umso bemerkenswerter, als Wilckens Bruder evangelische Theologie studierte.

Nach der Priesterweihe am 31. Mai 1953 in St. Peter im Schwarzwald folgten die Jahre als Vikar in Zell im Wiesental, Bühl und Heidelberg (St. Albert). Wie es üblich ist bei Vikaren, musste auch Wilckens etliche Stunden Religionsunterricht an verschiedenen Schularten unterrichten – und er fand Gefallen daran. Er wollte fortan nicht in einer Gemeinde als Pfarrer wirken, sondern als hauptamtlicher Lehrer arbeiten. Aus diesem Grund beantragte er einen Studienurlaub, damit er sein Studium der Klassischen Philologie abschließen konnte. Zum 15. September 1959 ging er als Lehrer für alte Sprachen und Religion an den Birklehof, wo er bis 1980 wirkte. Zum 1. August 1980 wechselte er als Krankenhauseelsorger an das Kreiskrankenhaus in Neustadt. Mehr als zwölf Jahre begleitete Pfarrer Wilckens Kranke, ihre Angehörigen und das Pflegepersonal und half, wo er helfen konnte. Im Herbst 1992 ging er in den Ruhestand in Hinterzarten. Nach einem schweren Verkehrsunfall, von dem er sich nicht mehr ganz erholte, zog er 2013 in das Pflegeheim „Haus im Dörfle“ in Breitnau, wo er am 18. März 2014 starb. Er wurde am 31. März 2014 in Hinterzarten beerdigt.

Jürgen Brüstle

Zeller Theodor, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 7. 1917 in Riedetsweiler; ab Sommersemester 1937 Theologiestudium in Freiburg; 1. 12. 1939 Kriegsdienst in Dänemark, Frankreich, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Russland, englische/amerikanische Gefangenschaft bis Juli 1945; ord. 27. 6. 1948 in St. Peter; 20. 7. 1948 Vikar in Freudenberg; 1. 9. 1948 Vikar in Tauberbischofsheim; 21. 2. 1951 Vikar in Müllheim/Baden; 1. 8. 1951 Vikar in Mannheim (Obere Pfarrei); 12. 5. 1954 Religionslehrer in Pforzheim (Berufsschulen); 22. 2. 1956 Studienassessor; 9. 4. 1957 zusätzlich Landeskurat der Pfadfinderschaft St. Georg für die Erzdiözese Freiburg; 15. 8. 1957 Studienrat; 1. 12. 1961 Studienrat in Offenburg (Grimmelshausen-Gymnasium und Klosterschule), zugleich Klosterpfarrer im Kloster ULF der Augustiner-Chorfrauen; 1. 3. 1963 Oberstudienrat; 1. 6. 1971 Gymnasialprofessor; 13. 12. 1979 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 8. 1980 Ruhestand in Wald; gest. 2. 5. 2014 ebd.; beerd. 9. 5. 2014 ebd.

Als Theodor Zeller geboren wurde, stand sein Vater als Soldat im Felde und wurde ein knappes Jahr später so schwer verwundet, dass er im Oktober 1918 seiner Verwundung erlag. Fortan scheute die Mutter keine Mühen, dem Jungen seinen Wunsch, den Priesterberuf zu ergreifen, möglich zu machen. Nach dem Besuch der Volksschule in Wald wechselte der Junge auf das staatliche Gymnasium in Sigmaringen

und zog dort in das Erzbischöfliche Konvikt. Der Rektor zweifelte nicht an Zellers Eignung zum Priesterberuf und schrieb ihm in das Zeugnis für das Collegium Borromaeum: „*Er ist ein offener, ehrlicher, gerader Mensch [...] Wir können ihn zu Aufnahme bestens empfehlen.*“ Bereits zum Sommersemester 1937 nahm er sein Theologiestudium in Freiburg auf und konnte im Herbst 1939 noch die Philosophisch-Historische Vorprüfung ablegen, aber zum 1. Dezember wurde er wie die meisten seiner Altersgenossen zur Wehrmacht eingezogen und wurde in ganz Europa eingesetzt, auch als Funker in Russland. Bei Kriegsende wurde er von englischen und amerikanischen Truppen gefangengesetzt, wurde aber bereits im Juli 1945 wieder entlassen und nahm zum Wintersemester 1945/46 in Freiburg sein Studium wieder auf. Am 27. Juni 1948 wurden er und 23 weitere Diakone von Kapitularvikar und Weihbischof Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zu Priestern geweiht.

In den folgenden Vikarsjahren erwähnten alle Prinzipale in den Dienstzeugnissen Theodor Zellers Talent, seine Gewissenhaftigkeit und seinen Fleiß sowie seine Opferbereitschaft. Ferner zeigte sich Zellers Begabung beim Religionsunterricht und überhaupt bei der Arbeit mit Jugendlichen. Als das Erzbischöfliche Ordinariat auf der Suche nach einem Religionslehrer für die Handelslehranstalt in Pforzheim war, fiel die Wahl auf Theodor Zeller, der seinen Dienst am 12. Mai 1954 antrat. Zum 22. Februar 1956 wurde Zeller als Studienassessor in den Landesdienst übernommen und im August 1957 zum Studienrat ernannt. Obwohl er mit zeitweise 29 Wochenstunden Unterricht und Aushilfen in Pfarreien ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen hatte, wurde Zeller im April 1957 zusätzlich zum Landeskuraten der Pfadfinderschaft St. Georg in der gesamten Erzdiözese Freiburg ernannt, eine Arbeit, die ihn vor allem an den Wochenenden und in den Schulferien beanspruchte. Ende des Jahres 1961 wechselte Pfarrer Zeller nach Offenburg an das Grimmelshausen-Gymnasium und die Klosterschule. Zugleich wurde er Klosterpfarrer im Kloster Unserer Lieben Frau der Augustiner-Chorfrauen. Zehn Jahre später wurde Zeller zum Gymnasialprofessor ernannt. Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn im Dezember 1979 zum Geistlichen Rat ad honorem und würdigte so Zellers Arbeit und Einsatz. Als er im Jahre 1980 in den Ruhestand ging, zog er in seine Heimat Wald und half zunächst viele Jahre in der Pfarrei St. Bernhard – später in der Seelsorgeeinheit – und im Seniorenzentrum Wald mit, wo er selbst seine letzten Lebensjahre verbrachte. Er starb am 2. Mai 2014 in Wald und wurde dort am 9. Mai 2014 beerdigt.

Jürgen Brüstle

2015

Beck Gerhard

Geb. 10. 2. 1928 in Kenzingen; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in Meersburg; 14. 1. 1957 Vikar in Lehen; 31. 5. 1957 Vikar in Ladenburg; 1. 2. 1960 Pfarrverweser in Ladenburg; 13. 7. 1960 Vikar in Bonndorf; 5. 10. 1960 Pfarrvikar in Höllstein; 19. 4. 1961 Vikar in Baden-Oos; 8. 11. 1962 Pfarrverweser in Schwarzach; 6. 6. 1963 Pfarrverweser in Sunthausen mit Unterbaldingen; 13. 11. 1963 Pfarrver-

weser in Kuhbach; 28. 6. 1964 Investitur ebd.; 1. 12. 2003 Ruhestand in Lahr-Kuhbach; gest. 30. 10. 2015 ebd.; beerd. 5. 11. 2015 ebd.

Gerhard Beck wuchs in einer großen katholischen Familie in Kenzingen auf. Der Pfarrer schrieb über die Familie, sie gehöre „zu unseren besten, eifrigsten und gediegensten“ und alle beteiligten sich „weit über den Durchschnitt am religiösen Leben“. Gerhard Beck besuchte in Kenzingen die Volksschule und danach die Realschule. Die Schulzeit wurde durch die Einberufung als Luftwaffenhelfer im Januar 1944 unterbrochen. Einer seiner sechs Brüder fiel als Wehrmachtssoldat. Als die Schulen im Herbst 1945 wieder öffneten, besuchte Beck fortan das Rotteck-Gymnasium in Freiburg, wo er 1948 das Abitur ablegte. Nach einer Ergänzungsprüfung in den alten Sprachen 1948/49 nahm er zum Wintersemester das Studium in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in München und schloss sein Studium im Priesterseminar in St. Peter ab. Am Dreifaltigkeitssonntag 1955 wurden er und 34 Mitbrüder durch Erzbischof Eugen Seiterich in der Pfarr- und Klosterkirche St. Peter zu Priestern geweiht.

Es folgten mehrere Stationen als Vikar, wobei er in Ladenburg nach dem Tod seines Prinzipals, Stadtpfarrer Otto Häußler, vorübergehend als Pfarrverweser die volle Verantwortung für die Pfarrgemeinde übernehmen musste. Weitere Stationen folgten, und im November 1962 übernahm Beck Verantwortung für eine Pfarrei und ging als Pfarrverweser nach Schwarzach. Wie ein knappes Jahr später in Sunthausen und Unterbaldingen fand Pfarrer Beck rasch Zugang zu den Menschen, die ihn schätzten und ungerne ziehen ließen. Doch im November 1963 wurde er als Pfarrverweser nach Kuhbach angewiesen und konnte wohl nicht ahnen, dass die Pfarrei mit ihren Menschen seine Lebensaufgabe werden würde. Vierzig Jahre lang, bis zu seiner Zuruhesetzung im Jahre 2003, war er Pfarrer der Gemeinde und blieb ihr auch im Ruhestand als Subsidiar erhalten. Mit der Gemeinde feierte er 2005 sein Goldenes und 2015 noch Diamantenes Priesterjubiläum und half bis zuletzt in der Seelsorge mit. Pfarrer Gerhard Beck starb am 30. Oktober 2015 in Kuhbach und wurde dort am 5. November 2015 beerdigt.

Jürgen Brüstle

Bialas Bruno

Geb. 24. 9. 1930 in Brzozowice-Kamień (Polen); 1950 bis 1953 Studium am Priesterseminar in Neiße; 1953 bis 1956 Studium in Breslau am schlesischen Priesterseminar; ord. 24. 6. 1956 in Kattowitz; 1. 9. 1956 Vikar in Kattowitz (St. Johannes); 1. 3. 1958 Vikar in Lobnitz/Wapienica bei Beelitz/Bielice; 1. 9. 1958 Vikar in Kattowitz (St. Joseph); 1. 9. 1963 Vikar in Teschen/Cieszyn, Oberschlesien; 1. 9. 1964 Vikar in Hohenlinde bei Beuthen/Bytom, Oberschlesien; 1. 9. 1971 Vikar in Königshütte/Chorzów-Batory, Oberschlesien; 25. 7. 1974 Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland; 28. 11. 1974 Vikar in Sinzheim; 5. 11. 1975 Pfarrverweser in Schliengen-Liel; 1. 6. 1979 Inkardination; 4. 7. 1979 Pfarrer in Schliengen-Liel; 1. 9. 1979 Mitpastoration von Neuenburg-Steinenstadt; 12. 4. 1989 Pfarrer in Langenenslingen, gleichzeitig Mitpastoration von Langenenslingen-Billafingen; 1. 9. 1999 Ruhestand in Schliengen-Liel; 1. 1. 2002 Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Schliengen; gest. 27. 9. 2015 in Müllheim; beerd. 3. 10. 2015 in Schliengen-Liel.

Bruno Bialas wurde am 24. September 1930 in Brzozowice-Kamień in Polen geboren. Sein Vater war der Eisenbahnangestellte Karl Bialas, seine Mutter Felicitas

geb. Skrara. Nachdem er die schulische Ausbildung beendet hatte, studierte Bialas von 1950 bis 1953 Philosophie und Theologie am Priesterseminar in Neiße und danach als Alumne des schlesischen Priesterseminars in Krakau. Er wurde am 24. Juni 1956 in Kattowitz zum Priester geweiht und wurde von seinem Bischof in den folgenden Jahren in verschiedenen Pfarreien als Vikar eingesetzt. Am 25. Juli 1974 reiste er schließlich ohne Zustimmung und ohne Wissen seines Bischofs in die Bundesrepublik Deutschland aus. Erst 1978 gab Letzterer seine Zustimmung und machte so den Weg frei für das Ex- und Inkardinationsverfahren.

In Deutschland erhielt Pfarrer Bialas zunächst Unterstützung durch die Deutsche Bischofskonferenz, und da er nach seiner Ankunft um Aufnahme im Erzbistum Freiburg gebeten hatte, kam es, dass er bereits im September 1974 in Lahr in der Seelsorge aushalf. Eine Anstellung als Vikar war nicht möglich, da die Suspension des Bischofs von Kattowitz dies verhinderte. Erst nachdem der Beauftragte der Fuldaer Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge, der Hildesheimer Bischof Heinrich Maria Janssen, ihm die Absolution von der inkurrierten Suspension erteilt hatte, konnte Vikar Bialas zum 28. November 1974 als Vikar nach Sinzheim angewiesen werden. Hier sollte er sich mit den hiesigen Verhältnissen, vor allem den Schulverhältnissen, zurechtfinden. Bereits nach einem knappen Jahr, er hatte bereits die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten, wurde er als Pfarrverweser nach Schliengen-Liel angewiesen. Nach seiner Inkardination in die Erzdiözese Freiburg im Jahre 1979 konnte er als Pfarrer auf die Pfarrei investiert werden und hatte fortan auch Neuenburg-Steinstadt mitzuversorgen. Mit ganzer Kraft widmete sich Pfarrer Bialas seinen Aufgaben als Seelsorger und fühlte sich in Schliengen-Liel daheim. Trotzdem bewarb er sich 1989 um eine neue Pfarrei, da er einen Wechsel für sinnvoll erachtete. Zum 12. April 1989 wurde er auf die Pfarrei St. Konrad in Langenenslingen angewiesen und wurde auch zum Pfarradministrator der Pfarrei St. Nikolaus in Langenenslingen-Billafingen bestellt.

Nach zehn Jahren in Langenenslingen und Billafingen verzichtete Pfarrer Bialas auf die Pfarrei und ging in den Ruhestand. Es zog ihn wieder in das Markgräfler Land, nach Liel. Er bezog das dortige Pfarrhaus und half noch bis 2010 als Subsidiar in Schliengen und Umgebung in der Seelsorge mit. In seinen letzten Lebensjahren machten Pfarrer Bruno Bialas gesundheitliche Schwierigkeiten zu schaffen. Er starb am 27. September 2015 im Krankenhaus in Müllheim und wurde am 3. Oktober 2015 in seiner neuen Heimat Schliengen-Liel beigesetzt. Jürgen Brüstle

Börsig Josef Anselm

Geb. 1. 8. 1931 in Oppenau; ord. 27. 5. 1956 in Freiburg; 27. 6. 1956 Vikar in St. Leon; 8. 1. 1957 Vikar in Zell a.H.; 10. 8. 1962 Pfarrvikar in Höpfingen; 20. 5. 1963 Pfarrverweser in Zimmern bei Lauda; 1. 8. 1964 Pfarrer in Dettingen; 6. 9. 1964 Investitur ebd.; 20. 11. 1973 Pfarrer in Reichental; 10. 2. 1974 Investitur ebd.; 11. 10. 1990 Pfarrer in Engen-Welschingen und Mitpastoration von Aach (bis 14. 9. 1997); 1. 10. 2001 Ruhestand in Engen-Welschingen und Subsidiar in der Seelsorgeeinheit Engen (bis 2006); gest. 17. 2. 2015 in Oppenau; beerd. 23. 2. 2015 ebd.

Josef Börsig wuchs in einer gläubigen, kirchlich gesinnten Familie auf. Sein Vater war in der Heimatstadt Oppenau Ratsschreiber, als Heimatforscher bekannt und

auch literarisch tätig. Die Mutter engagierte sich über Jahrzehnte hin im Kirchenchor, in der Elisabeth-Konferenz und in der Frauenseelsorge. Man ging fast täglich zur hl. Kommunion. Es überraschte niemanden, als Josef Börsig schon recht früh den Wunsch äußerte, Priester werden zu wollen. Nach dem Besuch der Volksschule in Oppenau und zwei Jahren Realschule in Oberkirch wechselte der Junge auf die Heimschule Lender, wo er im Jahre 1951 die Reifeprüfung ablegte. Zum Wintersemester 1951/52 nahm er das Theologiestudium in Freiburg auf, verbrachte die Externitas in Innsbruck und wurde am Dreifaltigkeitssonntag 1956 mit 28 weiteren Diakonen von Erzbischof Eugen Seiterich im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Etwa drei Wochen nach seiner Primiz am 3. Juni 1956 in Oppenau ging Börsig als Vikar nach St. Leon und 1957 nach Zell am Harmersbach. Bescheiden trat er auf, seine Aufgaben verrichtete er zuverlässig und gewissenhaft. Er schaffte vor allem durch den umfangreichen Schulunterricht ein beachtliches Maß an Arbeit. Dies alles wusste das Erzbischöfliche Ordinariat und wies ihn daher im August 1962 als Pfarrvikar nach Höpfingen an, wo er den erkrankten Pfarrer Ludwig Schliermann entlasten sollte. Als dieser starb, nahm Josef Börsig vorübergehend die Verwaltung der Pfarrei wahr. Als ein Nachfolger für den verstorbenen Pfarrer Schliermann gefunden worden war, wurde Börsig als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Margaretha in Zimmern bei Lauda angewiesen. In dieser Zeit bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei St. Verena in Dettingen bei Konstanz und trat dort am 1. August 1964 seinen Dienst an. Einen Monat später beim Patrozinium wurde er feierlich als Pfarrer investiert. In Dettingen sowie der Filiale Wallhausen erwies er sich in den neun Jahren als „*ein sehr gewissenhafter und eifriger Seelsorger*“, wie im Visitationsbericht vermerkt wurde. Über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus setzte sich der zuverlässige Priester als Gehörlosenseelsorger im Dekanat Konstanz ein.

Pfarrer Börsigs nächste Station war die Pfarrei St. Mauritius in Reichental bei Gernsbach, wo er im November 1973 seinen Dienst antrat und vier Monate später investiert wurde. Er blieb bis 1990, und dann zog es ihn wieder Richtung Bodensee, wo er die Pfarrei Engen-Welschingen übernahm und auch die Pfarrei St. Nikolaus in Aach mitzuversorgen hatte. Im Jahre 1997 musste Börsig aus gesundheitlichen Gründen um die Entpflichtung als Pfarradministrator der Pfarrei Aach bitten. Durch seine vornehme und zurückhaltende Art sprach der Seelsorger wie schon in den früheren Gemeinden viele Menschen an. Mit dem Pfarrgemeinderat und den kirchlichen Vereinen arbeitete er in seiner gewohnt guten Art zusammen und nahm sich auch der baulichen Aufgaben an, wie der Kirchenrenovation und einem Erweiterungsbau für den Kindergarten. Pfarrer Josef Börsig fühlte sich wohl in Engen, und so verbrachte er zunächst auch seinen Ruhestand in Engen und half als Subsidiar weiter in der Seelsorgeeinheit mit. Erst 2013 kehrte er nach Oppenau zurück und fand dort in einem betreuten Wohnen ein neues Zuhause. Er starb am 17. Februar 2015 in Oppenau und wurde am 23. Februar 2015 auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Jürgen Brüstle

Egerer P. Anton SAC

Geb. 10. 1. 1926 in Tirschnitz/Böhmen; 1946–1953 Lehre und Berufstätigkeit als Sattler und Polsterer, daneben Besuch der Abendoberschule; 1952 Abitur; 1953 No-

vize in Untermerzbach; 1955 erste Profess, anschließend Theologie- und Philosophiestudium; ord. 16. 7. 1959 in Friedberg; 1959–1962 Pastoraljahr und Kaplans-tätigkeit u. a. in Wien; 1962–1971 Kaplan in Salzburg-Lehen; 1971 Religionslehrer in Mannheim; 1989–1991 Pfarradministrator in Edingen-Neckarhausen; 1991 Altenseelsorger in Plankstadt; 2004 Ruhestand in Bruchsal; 2005 Ruhestand in Oberderdingen; gest. 27. 1. 2015 in Oberderdingen.

Über Anton Egerer, der nur zeitweilig im Erzbistum Freiburg wirkte, und der als Ordensgeistlicher nicht der Jurisdiktion des Erzbischofs unterlag, ist anhand der im Erzbischöflichen Archiv verwahrten Quellen nur wenig Gesichertes bekannt. Das nachstehende Lebensbild beruht im Wesentlichen auf dem in einer pallottinischen Zeitschrift publizierten Nachruf. Egerer wurde im seinerzeit deutschböhmisches Tirschnitz (Kreis Eger) geboren und erlebte in Kindheit und Jugend ein ähnliches Schicksal wie viele seiner Landsleute, die bald nach Ende des Zweiten Weltkriegs vertrieben wurden und in Nachkriegsdeutschland völlig neu anfangen mussten. Er entschloss sich, den Beruf des Sattlers und Polsterers zu erlernen, legte 1947 die Gesellenprüfung ab und arbeitete im erlernten Beruf, um dadurch zur Sicherung des Lebensunterhalts seiner Familie beizutragen. Zugleich aber verstärkte sich mehr und mehr sein Kindheitswunsch, Priester zu werden, weshalb er eine Abendoberschule besuchte und 1952 die Reifeprüfung bestand.

1953 trat er in Untermerzbach ins Noviziat der Pallottiner ein, legte 1955 die erste Profess ab und studierte anschließend Philosophie und Theologie. Am 16. Juli 1959 spendete ihm der Augsburger Bischof Joseph Freundorfer in Friedberg das Sakrament der Priesterweihe. Nach dem Pastoraljahr wurde Egerer als Kaplan in die Pfarrei „Königin des Friedens“ in Wien versetzt, wo sich bald seine besondere pädagogische Begabung und seine Freude an der Kinder- und Jugendseelsorge manifestierte. Ab 1962 wirkte er als Kaplan und Religionslehrer in der Pfarrei Salzburg-Lehen. 1971 ging er als Religionslehrer nach Mannheim, wo er fast zwei Jahrzehnte bleiben sollte. Von 1989 bis 1991 betreute er als Pfarradministrator die Gemeinde Edingen-Neckarhausen und ging anschließend als Altenseelsorger nach Plankstadt. 2004 übersiedelte Pater Anton Egerer zu seinen pallottinischen Mitbrüdern nach Bruchsal, in die Seniorenstation des St. Paulusheims. 2005 schließlich, mit nahezu 80 Jahren, fand er Aufnahme im Seniorenzentrum „Haus Edelberg“ der Pallottiner in Oberderdingen, wo er rund zwei Wochen nach seinem 89. Geburtstag, am 27. Januar 2015, verstarb. Christoph Schmider

Frings P. Christian OSCam, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 15. 3. 1933 in Aachen; 1946 Internat der Kamillianer in Neuss; 1952 Noviziat in Sudmühle; 24. 4. 1953 zeitliche Profess; 1956 ewige Profess; 1956–1971 Studium in Rom; ord. 25. 7. 1959 in Sudmühle; 15. 11. 1971 Seelsorger im St. Josefskrankenhaus, im St. Hedwigskrankenhaus und im Pflegeheim St. Carolushaus sowie Spiritual im Mutterhaus der barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Freiburg; 1988 Geistlicher Rat ad honorem; gest. 23. 8. 2015 in Freiburg; beerd. 31. 8. 2015 in Freiburg (Hauptfriedhof).

Mehr als vier Jahrzehnte lang verrichtete Pater Christian Frings in mehreren Freiburger Kranken- und Pflegehäusern seinen oftmals schwierigen und anstrengenden,

aber immer wertvollen Dienst als Krankenhauseelsorger und begleitete unzählige Menschen auf der letzten Etappe ihres irdischen Weges. *„In dieser existentiellen Lebenssituation den liebenden und barmherzigen Gott zu verkünden und für ihn Zeugnis abzulegen“*, heißt es in einem Kondolenzschreiben der Erzdiözese an den Provinzial des Kamillianer-Ordens in Essen, *„war ihm stets das wichtigste Anliegen. Gott allein weiß, wie viele Menschen durch seine Begleitung Hilfe und Trost in der Krankheit und im Sterben erfahren haben. Den Ärztinnen und Ärzten und weiteren Bediensteten des Krankenhauses war Pater Frings ein weiser und fundierter Ratgeber in medizinethischen Fragen, aber auch als Seelsorger mit einem liebenden Herzen stand er ihnen zur Verfügung.“* Auch als Spiritual im Freiburger Mutterhaus der Vincentinerinnen leistete Pater Frings mit großem und fast unermüdlichem Einsatz wertvolle Arbeit und war *„den Ordensfrauen ein wichtiger Begleiter auf ihrem besonderen Weg der Nachfolge Christi und ein hilfreicher Impulsgeber für ihren Dienst am Menschen“*. Darüber hinaus hatte Christian Frings, der von seiner Gemeinschaft ursprünglich für eine Lehrtätigkeit an der ordenseigenen Hochschule vorgesehen war, zeitlebens immer wieder Vorträge zu theologischen Themen gehalten und in seinen letzten aktiven Dienstjahren regelmäßig mit interessierten Gläubigen in Freiburg die heilige Messe im außerordentlichen Ritus gefeiert.

Der in Aachen geborene Christian Frings hatte als Zögling des Kamillianer-Internats in Neuss früh Kontakt zu der Ordensgemeinschaft gefunden, in die er 1952 eintreten und der er bis an sein Lebensende angehören sollte. 1956 wurde der vielversprechende junge Ordensmann für rund anderthalb Jahrzehnte an das Internationale Studienkolleg Marino bei Rom gesandt, um an der Päpstlichen Universität Gregoriana zu studieren; dort wurde er 1971 zum Doktor der Theologie promoviert. Seine Studien am Bibelinstitut schloss er mit dem Lizentiat ab und kam im Spätjahr 1971 nach Freiburg, wo er seine Lebensaufgabe fand und bis zu seinem Tod blieb. Die Frage des Kreuzes, das die Kamillianer groß und gut sichtbar auf ihrer Ordenstracht tragen, hatte Pater Frings schon in seiner Doktorarbeit thematisiert, und sie ließ ihn bis zuletzt nicht wieder los. Zugleich aber stellte er sich, gerade *„in der Begegnung und Auseinandersetzung mit dem leidenden und sterbenden Menschen“* immer wieder und *„mit großer Überzeugung und aus einer spürbaren Leidenschaft für die frohmachende und lebenspendende Botschaft des Evangeliums“* seiner herausfordernden Aufgabe, die er mit vollem Einsatz versah, solange seine Kräfte dies zuließen. Eigentlich hatte er, wie es in der von seiner Gemeinschaft veröffentlichten Todesanzeige hieß, gewünscht, *„im aktiven Dienst an den Kranken zu sterben“* – dies war ihm nicht vergönnt, sondern er musste sich Ende des Jahres 2013 von seinen Aufgaben entpflichten lassen und war zuletzt als Bewohner des St. Carolushauses selbst pflegebedürftig. Das Schwierigste an seiner Arbeit mit leidenden und sterbenden Menschen sei aber, so äußerte er einmal, nicht der Umgang mit körperlichem Schmerz, sondern das Mitansehenmüssen der zunehmenden Einsamkeit kranker und alter Menschen: *„Überall wird propagiert, dass heute jeder Schmerz behandelbar sei. Doch der größte seelische Schmerz, der schlimmer zu ertragen ist als der körperliche, das ist die Einsamkeit, unter der immer mehr Menschen leiden, die aber völlig tabuisiert wird.“*

Doch Pater Christian Frings war weit mehr als „nur“ Krankenhauseelsorger: Er unterrichtete Krankenpflegeschülerinnen und -schüler, referierte immer wieder vor Ärzten und Krankenhauseelsorgern über schwierige ethische Fragestellungen und

gründete den „Freiburger Kamillus-Kreis“. Er publizierte zu allgemeinen theologischen wie zu bibelwissenschaftlichen Themen, arbeitete jahrzehntelang beim von den Freiburger Kamillianern publizierten „Sonntagsgruß“ mit, aber auch bei der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ und beim „Konradsblatt“, wo er mehr als 40 Jahre lang Monat für Monat die Gebetsmeinung des Papstes interpretierte. Seine profunden Italienischkenntnisse konnte er innerhalb seiner Gemeinschaft wieder und wieder nutzbringend einsetzen, sei es als Dolmetscher bei Generalkapiteln, sei es bei der nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erforderlich gewordenen Überarbeitung der kamillianischen Ordensregel. Er leitete zahlreiche Wallfahrten nach Rom und Bucchianico, in den Geburtsort des heiligen Kamillus, und machte somit viele Menschen mit der „Hauptstadt“ der katholischen Kirche und mit den Wirkungsorten des heiligen Kamillus bekannt.

Im von der Deutschen Ordensprovinz der Kamillianer herausgegebenen „Camilian Newsletter“ wird Pater Frings folgendermaßen charakterisiert: *„Als hoch intelligenter und aufgeschlossener Mensch interessierte sich Pater Dr. Frings für die Politik und das Zeitgeschehen, nicht zuletzt für die Geschehnisse in Kirche und Welt. Nachdenklich und ernsthaft konnte er kritische Fragen stellen und fragwürdige Entwicklungen klar benennen, doch auch herzlich über gute Witze lachen und sich humorvoll in brüderliche Gespräche einbringen. Seine zugängliche und aufgeschlossene Art machte ihn in Freiburg sehr bekannt und beliebt, so dass viele Menschen das Gespräch mit ihm suchten und ihn in pastoralen Anliegen um seine Hilfe baten. Selbst die Freiburger Bischöfe nahmen in besonderen Fällen gerne sein Wirken in Anspruch. Pater Dr. Frings lebte aus dem Glauben und für den Glauben, er verkündete gerne Gottes Wort und war den Menschen, die das wollten, als Priester und Seelsorger nahe.“* Pater Christian Frings OSCam starb am 23. August 2015 und wurde am 31. August 2015 in Gegenwart zahlreicher Priester und Gläubigen auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt. Die Aufforderung in der Todesanzeige, auf Kränze zu verzichten und stattdessen Zustiftungen zur Kamillusstiftung zu machen, war ganz in seinem Sinne. Christoph Schmider

Gedemer Hermann, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 9. 1. 1937 in Oberschefflenz; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 30. 6. 1964 Vikar in Kuhbach; 3. 8. 1964 Vikar in Heidelberg-Wieblingen; 18. 9. 1964 Vikar in Pforzheim (Herz Jesu); 5. 9. 1966 Vikar in Breisach; 1. 10. 1969 Hausgeistlicher in St. Peter-Lindenberg, zugleich Promotionsstudium; 1. 11. 1973 Studienurlaub in St. Peter-Lindenberg; 1. 7. 1974 Hausgeistlicher in St. Peter-Lindenberg und Studium; 16. 1. 1975 Promotion zum Dr. theol.; 20. 1. 1975 Religionslehrer am Mädchengymnasium St. Dominikus in Karlsruhe; 14. 12. 1992 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 1999 Rektor am Schönstatt-Zentrum Marienfried in Oberkirch; 1. 8. 2007 Ruhestand in Billigheim-Allfeld; 1. 4. 2010 Ruhestand in Buchen; 25. 10. 2013 Ruhestand in Buchen-Waldhausen; gest. 27. 6. 2015 ebd.; beerd. 3. 7. 2015 in Oberschefflenz.

Hermann Gedeemers Begabung zeigte sich schon im Kindesalter, so dass der Junge nach der Volksschule Zögling des Erzbischöflichen Studienheims in Tauberbischofsheim wurde und zugleich das Matthias-Grünewald-Gymnasium besuchte. Der

Rektor des Konvikts, Adolf Haberkorn, schrieb ihm 1957 in das Abgangszeugnis: *„Zielstrebigkeit, Pflichtbewusstsein und Fleiß sind ihm gegeben [...] Seine Neigung zum Priestertum dürfte ehrlich und rein sein, entspricht auch ganz seiner Entwicklung und Haltung in der Zeit seines Hierseins.“* Nach seiner Schulzeit studierte Gedemer in Freiburg und Würzburg Theologie und einige Semester Mathematik. In das Abschlusszeugnis des Priesterseminars St. Peter schrieb ihm die Seminarkonferenz: *„Herr Gedemer dürfte – sogar mit Abstand – der theologisch klarste Denker seines Kurses sein. Auch verfügt er dank seines vorbildlichen Fleißes über ein reiches Wissen [...] Charakterlich ist er vorbildlich und lauter, im Umgang bestimmt und freundlich.“* Am 7. Juni 1964 wurde Hermann Gedemer mit 27 Kurskollegen durch Erzbischof Hermann Schüfele in Freiburg zum Priester geweiht. Nach zwei kurzen Vertretungen wurde Vikar Gedemer nach Pforzheim (Herz Jesu) angewiesen und knapp zwei Jahre später nach Breisach.

In der Breisacher Zeit nahm sein schon länger gehegter Wunsch, im Fach Theologie die Promotion anzustreben, konkrete Züge an. Das Erzbischöfliche Ordinariat unterstützte ihn bei seinem Vorhaben und wies ihn im September 1969 als Hausgeistlichen an die Wallfahrtskirche und das Exerzitienhaus Lindenberg an, wo er mehr Zeit für seine Studien hatte. Im Januar 1975 konnte Hermann Gedemer zum Dr. theol. promoviert werden und er übernahm noch im selben Monat seine neue Stelle als Religionslehrer an der Mädchenschule St. Dominikus in Karlsruhe. Er unterrichtete zunächst ein volles Deputat, erhielt 1981 jedoch eine Entlastung, da er von Erzbischof Oskar Saier zum Diözesanleiter der Liga-Gemeinschaften der Schönstatt-Bewegung in der Erzdiözese Freiburg ernannt wurde. Viele Jahre lang versah Dr. Gedemer treu und gewissenhaft seinen Dienst. Im Dezember 1992 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier hierfür zum Geistlichen Rat ad honorem.

Nach 24 Jahren als Lehrer in Karlsruhe nahm Dr. Gedemer im Herbst 1999 noch eine neue Herausforderung an. Er wurde mit Wirkung vom 1. Oktober zum Rektor am Schönstattheim Marienfried in Oberkirch bestellt. Fortan sollte er die Wallfahrer und Tagungsteilnehmer sowie die im Haus wohnenden Gläubigen religiös betreuen und geistlich begleiten. Im Jahre 2002 übernahm er zusätzlich noch Aufgaben im Stiftungsrat der „Stiftung Schönstatt in der Erzdiözese Freiburg“. In Oberkirch konnten zahllose Menschen der Schönstattfamilie bei Dr. Gedemer Exerzitienkurse besuchen, bei Wallfahrten, Einkehrtagen und vielen anderen Gelegenheiten konnte er Menschen Orientierung in ihrem Glauben geben. Bis zum Sommer 2007 nahm er diese Aufgabe wahr, dann wurde er auf eigenen Wunsch von Erzbischof Robert Zollitsch von seinen Aufgaben entpflichtet. Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Gedemer zunächst im Pfarrhaus der Pfarrei Billigheim-Allfeld, im Jahre 2010 zog er in das ASB-Seniorenzentrum in Buchen und drei Jahre später schließlich in das Caritas-Pflegezentrum St. Josef Waldhausen in Buchen. Hier starb er am 27. Juni 2015 und wurde am 3. Juli 2015 in seiner Heimat Oberschefflenz beigesetzt. Jürgen Brüstle

Hennegriff Albert

Geb. 10. 11. 1935 in Erlenbach bei Osterburken; ord. 7. 6. 1964 in Freiburg; 30. 6. 1964 Vikar in Rastatt (Maria Königin); 3. 8. 1964 Vikar in Muggensturm; 16. 9. 1964 Vikar in Baden-Baden-Oos; 1. 8. 1966 Vikar in Konstanz (St. Stephan); 10. 9. 1968

Vikar in Pforzheim (St. Franziskus); 4. 12. 1970 Pfarrverweser in Hilsbach; 15. 9. 1979 Pfarrer in Heidelberg (St. Albert); 30. 9. 1979 Investitur; 1. 1. 2005 Ruhestand in Heidelberg; gest. 12. 2. 2015 ebd.; beerd. 20. 2. 2015 in Ravenstein-Erlenbach.

Albert Hennegriff wusste schon als Junge, dass er Priester werden wollte. Er wuchs in einer gläubigen Familie mit insgesamt neun Kindern auf einem Bauernhof in seinem Heimatort auf. Sein Onkel, der spätere Geistliche Rat Franz Hennegriff, holte den begabten Jungen nach der fünften Volksschulklasse zu sich in das Pfarrhaus von Ottersdorf bei Rastatt und bereitete ihn zwei Jahre lang durch Latein- und Französischstunden auf das Gymnasium in Rastatt vor. Albert Hennegriff trat dann in die dritte Klasse des Gymnasiums ein und wohnte während seiner Schulzeit im Erzbischöflichen Konvikt. Im Frühjahr 1956 legte er die Reifeprüfung ab. In seinem Gutachten für Albert Hennegriff an das Collegium Borromaeum charakterisierte ihn der Rektor des Gymnasialkonvikts treffend als „*sehr eigenwillig und selbständig*“.

Gerade in den folgenden Jahren sollte sich dies bestätigen. Hennegriff trat Ostern 1956 in das Collegium Borromaeum ein und nahm in Freiburg sein Studium auf. Im September 1961 verließ er jedoch den eingeschlagenen Weg und arbeitete ein halbes Jahr in größeren Industriebetrieben in Mannheim. Anschließend ging er nach München, wo er zwar weiterhin Theologie studierte, aber auch Pädagogik und Psychologie bis Februar 1961. Danach machte er sich auf in das Heilige Land, durch das er zu Fuß zog und wo er am Ende seiner Reise einige Zeit in einem Kibbuz an der Grenze zu Syrien lebte. Als er zum Wintersemester 1961/62 um Wiederaufnahme in das Collegium Borromaeum bat, schrieb er über seine Entscheidung, vorübergehend auszutreten: „*Zu diesem Austritt hat mich vor allem die Absicht bewogen, mehr Selbständigkeit und Selbstsicherheit über mich zu gewinnen. Ich hielt dies besonders deswegen für notwendig, weil ich meine ganzen Gymnasialjahre in einem Konvikt [...] verbrachte.*“ Seinem Gesuch wurde stattgegeben, er studierte in Freiburg und St. Peter im Schwarzwald und wurde am 7. Juni 1964 mit 27 weiteren Diakonen durch Erzbischof Hermann Schäufele in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach zwei Vertretungen wurde der Jungpriester als Vikar nach Baden-Baden-Oos angewiesen, zwei Jahre später nach Konstanz (St. Stephan) und im September 1968 schließlich nach Pforzheim (St. Franziskus). Albert Hennegriff wollte nun eine eigene Pfarrei übernehmen und bewarb sich daher um verschiedene Pfarreien. Das Erzbischöfliche Ordinariat wies ihn zum 4. Dezember 1970 als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Maria in Sinsheim-Hilsbach an, wo er beinahe neun Jahre blieb. In diesen Jahren ließ Hennegriff die Kirche innen renovieren und den Altarraum neu gestalten, setzte sich im Dekanat als Dekanatsmännerseelsorger ein sowie als 2. Vorsitzender der Sozialstation, wo er für die Einsatzleitung der Dorfhelferin zuständig war. Hervorzuheben sind aber seine Eheseminare, die breiten Zuspruch fanden und von denen Dekan Hermann Bläsi in seinem Visitationsbericht von 1977 schrieb, „*die Erfahrungen mit dem Eheseminar*“ sollten „*im Pfarrverbandsgebiet Sinsheim fruchtbar*“ gemacht werden.

Im September 1979 wurde Pfarrer Hennegriff auf die Pfarrei St. Albert in Heidelberg angewiesen, deren Gläubige mehr als 25 Jahre im Mittelpunkt seines Dienstes standen. Am Anfang seiner Tätigkeit musste er gleich mehrere bauliche Aufgaben angehen, von denen nur die Innenrenovation der Kirche mit der damit verbundenen Neuordnung des Altars und des Gestühls im Kirchenschiff genannt sein soll. Im Jahre 1987 übernahm Pfarrer Hennegriff zusätzlich zu seinen Aufgaben bereitwillig

die Seelsorge in der Rehabilitationsklinik Heidelberg, eine Arbeit, die pastorales Geschick und menschliche Sensibilität verlangte. Weitere Aufgaben kamen dazu, wie beispielsweise das Engagement als Frauenseelsorger im Dekanat und der Vorsitz der Katholischen Sozialstation Heidelberg-Mitte. Zum 1. Januar 2005 trat Pfarrer Albert Hennegriff in den Ruhestand, den er in Heidelberg verbrachte. Er starb am 12. Februar 2015 in Heidelberg und wurde am 20. Februar 2015 in seiner Heimat Ravensstein-Erlenbach beerdigt.

Jürgen Brüstle

Herzog Theo

Geb. 25. 8. 1930 in Freiburg; 1952 Abitur an der Heimschule Lender in Sasbach, danach Noviziat in der Missionsgesellschaft vom Hl. Geist; ab Sommersemester 1953 Theologiestudium in Knechtsteden und Münster i. W.; ord. 1. 5. 1958 in Knechtsteden; Mai 1958 Lungensanatorium in Mönchengladbach (14 Monate); ca. Juli 1959 Hausgeistlicher im Schwesternhaus und im Psychiatrischen Krankenhaus in Münster i. W.; ab 1964 Klinikseelsorger im Rochus-Krankenhaus Telgte bei Münster i. W.; 1. 4. 1978 Vicarius cooperator in Breisach (St. Stephan); 1. 8. 1978 Pfarrkurat in Eisenbach, Mitpastoration von Eisenbach-Bubenbach; 22. 10. 1981 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg; 17. 9. 1983 Pfarrer von Eisenbach, weiterhin Mitpastoration von Bubenbach; 5. 8. 1988 Pfarrer in Gailingen; 25. 9. 1988 Investitur ebd.; 1. 6. 1995 Ruhestand in Bodman-Ludwigshafen; 1. 12. 1996 Subsidiar in Stockach (St. Oswald); Februar 2002 Ruhestand in Meersburg; Juli 2007 Ruhestand in Überlingen; gest. 7. 3. 2015 in Überlingen.

Theo Herzog wurde am 25. August 1930 in Freiburg geboren und besuchte nach der Volksschule die Heimschule Lender in Sasbach, wo er ein Mitschüler des späteren Freiburger Erzbischofs Oskar Saier war. Nach dem Abitur trat Herzog als Novize der Missionsgesellschaft vom Hl. Geist bei und studierte ab dem Sommersemester 1953 Theologie in Knechtsteden und Münster i. W. Am 1. Mai 1958 wurde er in Knechtsteden zum Priester geweiht und musste noch im selben Monat ein Lungensanatorium in Mönchengladbach aufsuchen, wo er 14 Monate blieb. Nach seiner Genesung ging er als Hausgeistlicher in ein Schwesternhaus mit 170 Ordensfrauen, und ab 1964 wirkte er als Seelsorger am Psychiatrischen Krankenhaus in Münster.

Mit dem Einverständnis seines Ordens ging Theo Herzog im Jahre 1978 zurück in seine Heimatdiözese, wo er künftig als Weltpriester wirken wollte. Er wurde zum 1. April 1978 zunächst als Vicarius cooperator nach St. Stephan in Breisach angewiesen und vier Monate später als Pfarrkurat nach Eisenbach, wobei er auch Eisenbach-Bubenbach mitzuversorgen hatte. Im Oktober 1981 konnte Herzog in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert werden, wurde 1983 zum Pfarrer von Eisenbach ernannt und blieb noch fünf Jahre. Dann bewarb er sich erfolgreich um die Pfarrei St. Dionysios in Gailingen mit der Filiale Büsingen und den großen „Schmieder’schen Kliniken“. Nach sieben Jahren zwang ihn seine Gesundheit, auf die Pfarrei zu verzichten. Er verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Bodman-Ludwigshafen, zog aber bald nach Stockach, um als Subsidiar die seelsorgerliche Betreuung von drei Altenheimen und zwei Wohnstiften zu übernehmen. Ein Herzinfarkt im Jahre 1999 zwang ihn, die Mitarbeit in Stockach aufzugeben; er zog nach Meersburg, einige Jahre später nach Überlingen. Theo Herzog starb am 7. März 2015 und wurde auf

eigenen Wunsch eingäschert. Seine Asche wurde in aller Stille im April 2015 beige-
setzt. Jürgen Brüstle

Hillig Franz

Geb. 2. 12. 1935 in Freiburg; ord. 3. 6. 1962 in Freiburg; 30. 6. 1962 Vikar in Ehrenstetten; 1. 8. 1962 Vikar in Tunsel; 1. 10. 1962 Vikar in Ehrenstetten; 15. 11. 1962 Vikar in St. Märgen; 15. 11. 1968 Pfarrverweser in Bötzingen; 1. 9. 1984 bis 31. 8. 1990 Mitpastoration von March-Neuershausen; 5. 9. 1990 bis 26. 11. 1990 Mitpastoration von Umkirch; 15. 1. 1991 Mitpastoration von Gottenheim; 26. 11. 1993 Pfarrer in Todtnau (St. Johannes Baptist); 1. 12. 1994 Mitpastoration von Todtnau-Todtnauberg (St. Jakobus); 1. 1. 2002 Leiter der Seelsorgeeinheit Todtnau; 1. 10. 2011 Ruhestand in Todtnau; 1. 7. 2014 Ruhestand in Freiburg (St. Carolushaus); gest. 25. 12. 2015 in Freiburg; beerd. 4. 1. 2016 ebd.

Franz Hillig wurde am 2. Dezember 1935 in Freiburg geboren und war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater starb, als der Junge ein Jahr alt war, und fortan wurde er von seiner Mutter allein erzogen. Vom Jahre 1942 an besuchte Hillig die Volksschule in Betzenhausen, aber als die Stadt Freiburg am 27. November 1944 in weiten Teilen durch einen Bombenangriff zerstört wurde, ging er mit seiner Mutter für ungefähr ein Jahr nach Bräunlingen. Nach ihrer Rückkehr nach Freiburg fanden sie Unterkunft in ihrer Pfarrei, und es gelang ihnen mit viel Mühe, ihr zerstörtes Siedlerhaus wieder aufzubauen. Nach dem Abitur am Berthold-Gymnasium im Jahre 1956 studierte Franz Hillig Theologie in Freiburg und München und leistete auf eigenen Wunsch von 1959 bis 1960 ein katechetisches Jahr. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Priesterseminar in St. Peter wurde Franz Hillig als einer von 32 Diakonen am 3. Juni 1962 von Erzbischof Hermann Schäufele im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Wenige Monate später sollte das Zweite Vatikanische Konzil beginnen und somit am Beginn seines priesterlichen Lebensweges stehen.

Franz Hillig wurde als Vikar für kurze Vertretungen nach Ehrenstetten, Tunsel und wieder Ehrenstetten angewiesen, bis er im November 1962 in gleicher Eigenschaft nach St. Märgen ging. Sechs Jahre blieb er in dem Schwarzwaldort und wirkte zur vollsten Zufriedenheit seines Prinzipals, der in einem Dienstzeugnis vermerkte: „*Er wirkt gut in der Pastoration.*“ Im November 1968 wurde Vikar Hillig dann mit der vollen Verantwortung für eine Pfarrgemeinde betraut und als Pfarrverweser in die Diaspora, nach Bötzingen (St. Laurentius) angewiesen. 25 Jahre begleitete Pfarrer Hillig die ihm anvertraute Pfarrgemeinde und übernahm bereitwillig auch die Pastoration der Gemeinde St. Vincentius in March-Neuershausen von 1984 bis 1990 und die Pastoration der Gemeinde St. Stephan in Gottenheim von 1991 bis 1993, nachdem er 1990 vorübergehend auch die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Umkirch zu versorgen hatte.

Nach mehr als 20 Jahren in Bötzingen und umliegenden Pfarreien war es Zeit für einen Wechsel, und Pfarrer Hillig wurde im November 1993 auf die Pfarrei St. Johannes Baptist in Todtnau angewiesen, wozu auch die Filialen Muggenbrunn, Brandenberg, Schlechttau und Afersteg gehörten. Ein Jahr später kam die Pfarrei St. Jakobus in Todtnauberg hinzu, und so hatte Hillig ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen. Dadurch, dass die Seelsorge in Todtnau und Umgebung bereits in einer Hand lagen und die Aktivitäten im Bereich der Seelsorge und der kirchlichen Verei-

ne gut vernetzt waren, konnte am 1. Januar 2002 die Seelsorgeeinheit Todtnau errichtet werden; Pfarrer Franz Hillig wurde zu ihrem ersten Leiter bestellt. Er blieb noch mehr als neun Jahre und ging zum 1. Oktober 2011 in den Ruhestand, den er zunächst in Todtnau verbrachte. Im Sommer 2014 zog er in den Schwanenhof in Eichstetten, musste aber aus gesundheitlichen Gründen schon bald in das St. Carolushaus in Freiburg umziehen. Pfarrer Franz Hillig starb am 25. Dezember 2015 in Freiburg und wurde am 4. Januar 2016 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Kimmig Lorenz Herbert, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 2. 10. 1925 in Bad Peterstal; 17. 5. 1943 Wehrmacht; Mai 1945 bis Juni 1946 französische Kriegsgefangenschaft; ord. 24. 6. 1951 in Freiburg; 1. 8. 1951 Vikar in Schutterwald; 10. 1. 1953 Vikar in Grünsfeld; 20. 4. 1955 Vikar in Hardheim; 7. 5. 1958 Pfarrverweser in Pfohren; 10. 10. 1958 Investitur ebd.; 1979 Mitpastoration von Heidenhofen; 15. 10. 1995 Ruhestand in Bad Peterstal; 8. 8. 1996 Geistlicher Rat der Diözese Santo Domingo de los Colorados, Ecuador; 1. 1. 2001 Subsidiar in Bad Peterstal und Bad Griesbach; gest. 18. 10. 2015 in Bad Peterstal; beerd. 23. 10. 2015 ebd.

Lorenz Kimmig stammt aus einer Bauernfamilie in Bad Peterstal und hatte vier Geschwister, ein Bruder fiel im Zweiten Weltkrieg. Nach dem Besuch der Volksschule konnte er Ostern 1937 auf das Berthold-Gymnasium in Freiburg wechseln und fand Aufnahme im dortigen Erzbischöflichen Konvikt. Den Entschluss, Priester zu werden, traf Kimmig schon in seiner Jugend und in den Exerzitien im Januar 1941 wurde sein „*Entschluss [...] vollends gefestigt*“, wie er später schrieb. Zunächst wurde er jedoch – mit dem Reifevermerk im Abgangszeugnis – 1943 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und später zur Wehrmacht. Im April 1945 geriet er in französische Kriegsgefangenschaft und wurde am 31. Mai desselben Jahres in das Kriegsgefangenenlager in Chartres verlegt, in das sogenannte „Stacheldrahtseminar“. Hier hatte Kimmig vor allem Unterricht in den alten Sprachen und legte erfolgreich Prüfungen in Latein, Griechisch und Hebräisch ab. Anfang Juni 1946 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen, ging zurück in die Heimat und studierte ab dem Wintersemester 1946/47 in Freiburg Theologie. Am 24. Juni 1951 wurde Lorenz Kimmig durch Erzbischof Wendelin Rauch in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach den Jahren als Vikar in Schutterwald, Grünsfeld und Hardheim wurde Kimmig als Pfarrverweser auf die Pfarrei St. Johann in Pfohren bei Donaueschingen angewiesen. Fünf Monate später, nach der Präsentation durch Prinz Max zu Fürstenberg, wurde er auf die Pfarrei investiert. 37 Jahre wirkte Pfarrer Kimmig segensreich in Pfohren und Umgebung. Gleich zu Beginn seiner Zeit auf der Baar übernahm er bereitwillig Religionsunterricht an verschiedenen Schulen, und dies sollte auch ein Schwerpunkt seiner Arbeit bleiben. In Pfohren trieb er ferner den Neubau einer Kirche unter Einbeziehung des alten Kirchturmes voran, ließ das marode Pfarrhaus renovieren, den Kindergarten erweitern und modernisieren und an die Sakristei ließ er ein Jugendheim anbauen. Er schuf somit die baulichen Voraussetzungen für eine vielfältige Seelsorge. Nachdem er seit 1979 die Pfarrei in Heidenhofen mitzuversorgen hatte, ließ er dort die historische Pfarrkirche renovieren.

Pfarrer Lorenz Kimmig hatte sich nach zehn Jahren mehrfach auf andere Pfarreien beworben, da er neue Herausforderungen suchte und glaubte, ein Wechsel könne auch der Pfarrei guttun. Es blieben aber Versuche, und so wirkte er bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1995 auf der Baar. Den Ruhestand verbrachte er in seiner Heimat Bad Peterstal. Dort und in Bad Griesbach half Pfarrer Lorenz Kimmig noch bis 2015 in der Seelsorge aus, zuletzt im Altenpflegezentrum „Das Bad Peterstal“ in Bad Peterstal. In den Zeugnissen wurde Pfarrer Lorenz Kimmig immer wieder als fleißiger Mensch beschrieben, als „*ruhiger Schwarzwälder mit nüchternem Blick für die Wirklichkeit*“, als Seelsorger, der „*ein gewinnendes, frohes Wesen und eine [...] echte Frömmigkeit*“ besitze und deshalb gut bei den Menschen ankomme. Bei all seinem Einsatz im Erzbistum Freiburg engagierte sich Kimmig aber auch für die Weltkirche und hier besonders für die Kirche in Ecuador, wo sein Kurskollege Emil Stehle († 2017) Bischof war. Kimmigs langjähriges Engagement wäre vermutlich nur wenigen bekannt geblieben, hätte Bischof Emil Stehle seine Verdienste nicht gewürdigt und ihn im Jahre 1996 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Pfarrer Lorenz Kimmig starb am 18. Oktober 2015 in Bad Peterstal und wurde am 23. Oktober 2015 auf dem dortigen Friedhof beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Lohr P. Charles SJ, Dr. phil., Dr. theol. h.c., Professor für Theologiegeschichte

Geb. 24. 6. 1925 in Brooklyn, New York; 1952 Eintritt in den Jesuitenorden; ord. 1961; 1967 Dr. phil. in Freiburg; 1967–1969 „Assistant Professor of Historical Theology“ an der Fordham University; 1969–1971 „Associate Professor“ ebd.; 1972 Habilitation in Freiburg (Theologiegeschichte); 1972 Magister der „Maiorcensis Schola Lullistica“ in Palma de Mallorca; 1972–1974 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Raimundus-Lullus-Institut der Universität Freiburg; 1974 Universitätsdozent in Freiburg; 1976 außerplanmäßiger Professor ebd.; 1978 außerordentlicher Professor ebd.; 1980–1990 Direktor des Raimundus-Lullus-Instituts ebd.; 1981 Dr. theol. h.c. der Theologischen Fakultät der Universität Fribourg/Schweiz; 2009 Ruhestand im Altersheim der Jesuiten an der Fordham University in New York, gest. 21. 6. 2015 ebd.; beerd. 26. 6. 2015 ebd.

In jungen Jahren war der später als Mediävist und profunder Kenner des Werkes von Ramon Llull (Raimundus Lullus) weltweit renommierte Charles Lohr, der nach Schule und ersten Studien als Versicherungskaufmann arbeitete, ein erfolgreicher Radsportler und verpasste sogar einmal nur ganz knapp die Teilnahme an Olympischen Spielen; das Radfahren blieb denn auch bis ins hohe Alter eine seiner liebsten Freizeitbeschäftigungen und bot ihm immer wieder eine willkommene Auszeit von der Beschäftigung mit der mittelalterlichen Theologie und Philosophie. 1952 war der in New York geborene Lohr in den Jesuitenorden eingetreten und hatte nach der 1961 empfangenen Priesterweihe und dem Abschluss der ordensinternen Ausbildung den Weg nach Freiburg gefunden, angezogen vom Ruf des „Raimundus-Lullus-Instituts“ und seines Gründers Friedrich Stegmüller; dass Freiburg mit seiner näheren und weiteren Umgebung exzellente Bedingungen für den Radsport bot, dürfte zwar nicht den Ausschlag gegeben haben, war Lohr aber offensichtlich sehr willkommen. Nach der philosophischen Promotion – in seiner Doktorarbeit hatte er sich mit der Bezie-

hung des mallorquinischen Laientheologen Raimundus Lullus (1232–1316) zum Islam auseinandergesetzt – ging Lohr zunächst noch einmal für einige Jahre zurück an die in New York ansässige Jesuitenuniversität „Fordham University“, wo er sich vorwiegend mit Theologiegeschichte befasste, also mit dem Fach, für das er 1972 von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg habilitiert wurde.

Von 1974 an bis zu seiner Zuruhesetzung lehrte er Theologiegeschichte in Freiburg, das zu seiner zweiten Heimat wurde, zunächst als Universitätsdozent, seit 1978 als C3-Professor. Zweimal amtierte Lohr als Dekan, von 1980 bis 1990 leitete er das Raimundus-Lullus-Institut und war maßgeblich an der bis 2015 auf 37 Bände angewachsenen kritischen Edition der lateinischen Werke Ramon Llulls beteiligt. Einen weiteren Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit legte Lohr auf die Erforschung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Aristotelismus; Ergebnisse dieser Arbeit sind das fünfbändige Werk „Latin Aristotle Commentaries“ und die 15 Bände umfassende Reihe „Commentaria in Aristotelem Graeca“. Eine erste, aber angesichts seines damals noch längst nicht erloschenen wissenschaftlichen Elans keineswegs abschließende Bilanz von Charles Lohrs Lebenswerk versuchte die zu seinem 70. Geburtstag erschienene Festschrift „Aristotelica et Lulliana: magistro doctissimo Charles H. Lohr septuagesimum annum feliciter agenti dedicata“. Im Jahr 2009 kehrte Lohr nach New York zurück, um im Altersheim der Jesuiten an der Fordham University seinen Lebensabend zu verbringen. Dort verstarb Pater Lohr wenige Tage vor seinem 90. Geburtstag.

Charles Lohrs wissenschaftliches Lebenswerk umfasst hunderte von Publikationen und ist auf den Internet-Seiten der Freiburger Theologischen Fakultät dokumentiert: <https://www.theol.uni-freiburg.de/disciplinae/dqtm/personen/qtm/lohr/index>

Christoph Schmider

Marder Jakob Reinhold

Geb. 30. 6. 1927 in Geißlingen; 1944/45 Wehrmacht; 1946 bis 1950 Ausbildung zum Uhrmacher; ab 1956 Sprachstudium Französisch, Ausbildung zum Übersetzer in Rambouillet, Frankreich; 1974 Abitur am Erzbischöflichen neusprachlichen Abendgymnasium in Bamberg; ab Wintersemester 1974/75 Theologiestudium in Freiburg und Regensburg; ord. 18. 5. 1980 in Freiburg; 18. 6. 1980 Vikar in Vogtsburg-Burkheim mit Sasbach-Jechtingen; 10. 9. 1980 Vikar in Eisenbach, Kooperator in Eisenbach-Bubenbach und Eisenbach-Schollach; 15. 9. 1981 Vikar in Löffingen mit Löffingen-Göschweiler; 1. 9. 1982 Pfarradministrator in Blumberg-Riedöschingen mit Blumberg-Kommingen; 1. 9. 1990 Pfarradministrator in Hilzingen-Weiterdingen; 1. 8. 1993 Hausgeistlicher in Gengenbach-Bermersbach (Kreispflegeheim Fußbach); 1. 8. 1999 Ruhestand in Häusern; 2001 Ruhestand in Rickenbach-Bergalingen; 2004 Ruhestand in Weihungszell; gest. 4. 1. 2015 in Schwendi-Weihungszell; beerd. 8. 1. 2015 in Sießen im Wald.

Reinhold Marder wurde am 30. Juni 1927 in Geißlingen im Landkreis Waldshut geboren und am 3. Juli 1927 auf den Namen Jakob Reinhold getauft. Er besuchte von 1934 bis 1942 die Volksschule in Geißlingen und wollte dann Uhrmacher werden wie sein Vater, fand jedoch zunächst keine Lehrstelle. Der Junge arbeitete daher in der

Landwirtschaft, bis er mit 17 Jahren zur Wehrmacht eingezogen wurde und in einer Einheit in Dänemark diente. Nach Kriegsende konnte er in seine Heimat zurückkehren und begann 1946 eine Uhrmacherlehre, die er 1950 mit der Gesellenprüfung abschloss. Der Wunsch, das Abitur nachzuholen und Priester zu werden, begleitete Marder in diesen Jahren schon einige Zeit, doch zunächst arbeitete er im väterlichen Betrieb. Im Jahre 1956 ging er nach Rambouillet bei Paris, um Französisch zu lernen. Er beendete seine Ausbildung mit einem Abschluss für Übersetzer.

Von 1959 bis 1962 besuchte Reinhold Marder die Heimschule Lender, um die Reifeprüfung nachzuholen. Er musste jedoch aus gesundheitlichen Gründen abbrechen und kehrte nach Geißlingen zurück. Einige Jahre später ging er nach Bamberg in das Spätberufenenheim der Salesianer und besuchte das neusprachliche Abendgymnasium, das von den Karmeliten in Bamberg geleitet wurde. Am 22. Juni 1974 machte er schließlich sein Abitur, ging nach Freiburg und studierte Theologie. Seine Externitas verbrachte er in Regensburg und schloss im Alter von 53 Jahren seine Ausbildung im Priesterseminar St. Peter ab. Am 18. Mai 1980 wurde er von Erzbischof Oskar Saier im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Bereits nach zwei Jahren als Vikar wurde Reinhold Marder als Pfarradministrator nach Blumberg-Riedöschingen mit Blumberg-Kommingen angewiesen, nach weiteren acht Jahren in gleicher Eigenschaft nach Hilzingen-Weiterdingen. Wie schon in Riedöschingen tat sich Pfarrer Marder mit der Verwaltung einer Pfarrei, im Umgang mit den Gremien und auch im Schulunterricht schwer. Im Einvernehmen mit ihm wies ihn das Erzbischöfliche Ordinariat daher zum 1. August 1993 als Hausgeistlichen an das Kreispflegeheim Gengenbach-Bermersbach (Fußbach) an. Dort sollte er die seelsorgerliche Betreuung der Heimbewohner und des Pflegepersonals wahrnehmen, was er bis zum Eintritt in den Ruhestand im Sommer 1999 tat. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Häusern, dann in Rickenbach-Bergalingen und schließlich im oberschwäbischen Weihungszell. Pfarrer Reinhold Marder starb am 4. Januar 2015 im Seniorenheim St. Josef in Weihungszell und wurde am 8. Januar 2015 in Siefßen im Wald beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Mogel Berthold Martin Markus, Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 12. 2. 1930 in Mannheim; ord. 5. 6. 1955 in St. Peter; 1. 7. 1955 Vikar in St. Leon; 25. 4. 1956 Pfarrverweser in Mauer bei Heidelberg; 1. 8. 1956 Vikar in Waibstadt; 20. 5. 1959 Vikar in Ettenheim; 1. 10. 1963 Kurat in Heidelberg (St. Michael); 1. 4. 1970 Pfarrer ebd.; 9. 7. 1970 Investitur ebd.; 9. 6. 1976 Dekan im Dekanat Heidelberg (Wiederernennung; 27. 9. 1982, 19. 12. 1988 und 25. 1. 1995); 17. 12. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 10. 2005 Ruhestand in Heidelberg; gest. 25. 1. 2015 in Heidelberg-Kirchheim; beerd. 3. 2. 2015 in Heidelberg.

Berthold Mogel wurde am 12. Februar 1930 in Mannheim als Sohn des Kaufmanns Markus Mogel und dessen Ehefrau Eva geb. Vogt geboren und vier Tage später auf den Namen Berthold Martin Markus getauft. Er hatte einen Bruder. Nach dem Besuch der Volksschule und des Karl-Friedrich-Gymnasiums in Mannheim, verschlug es den Jungen kriegsbedingt nach Pforzheim und schließlich nach Tauberbischofsheim, wo er als Zögling des Erzbischöflichen Konvikts das dortige Gymnasium

besuchte. Nach dem Abitur im Jahre 1950 studierte Mogel in Freiburg und München Theologie und wurde am 5. Juni 1955 in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren lernte Vikar Berthold Mogel in verschiedenen Pfarreien ein breites Spektrum pastoraler Arbeit kennen. Im April 1963 wurde er als Kurat auf die Kuratie St. Michael in Heidelberg angewiesen, die seine Lebensaufgabe werden sollte. Es war auch ein Vertrauensbeweis, dem jungen Priester diese Aufgabe zuzuweisen, denn der Seelsorgebezirk galt aufgrund seiner heterogenen Bevölkerungsstruktur als schwierig. Als Berthold Mogel nach St. Michael kam, waren die Vorbereitungen für die neu zu errichtende Kuratie gerade mit dem Bau einer Kirche abgeschlossen und der neue Seelsorger musste in den folgenden Jahren vor allem die Beschlüsse und theologischen Neugewichtungen des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Gemeinde umsetzen. Dabei legte er besonderen Wert auf die Zusammenarbeit mit dem Pfarrgemeinderat, dessen Mitverantwortung und Mitbestimmung. Mindestens ebenso wichtig war ihm jedoch auch die Zusammenarbeit mit der 1973 gegründeten evangelischen Markusgemeinde in Heidelberg, mit der St. Michael eine enge und fruchtbare Kooperation pflegte. Von „*einem ökumenischen Modellfall*“ schrieb die Rhein-Neckar-Zeitung damals.

Noch bevor Berthold Mogel zum ersten Pfarrer von St. Michael ernannt wurde, übernahm er 1969 als erster Schuldekan im Dekanat ein neu geschaffenes Amt. Seine Mitbrüder im Dekanat wählten ihn 1976 auch zum Dekan des aus der Neuordnung der Dekanate hervorgegangenen Stadtdekanats Heidelberg und erneut in den Jahren 1982, 1988 und 1995. Mit diesem Amt, das Pfarrer Mogel bis zum Jahr 2000 innehatte, oblag ihm auch der Vorsitz bei der Katholischen Gesamtkirchengemeinde und ihrem Verwaltungsausschuss. Erzbischof Oskar Saier würdigte das Engagement und die Leistungen des Pfarrers und Dekans bereits im Dezember 1982 und ernannte ihn zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Jahr 2005 verzichtete Geistlicher Rat Mogel auf seine Pfarrei und setzte sich zur Ruhe im Bethanien-Lindenhof in Heidelberg, übernahm aber zunächst weiterhin regelmäßig Dienste in St. Michael in Heidelberg. Pfarrer Berthold Mogel starb am 25. Januar 2015 in Heidelberg nach beinahe 60 Jahren priesterlichen Wirkens. Er wurde am 3. Februar 2015 auf dem Bergfriedhof in Heidelberg beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Literatur:

- Maier-Borst, Wolfgang (Red.): Berthold Mogel, Pfarrer und Dekan in Heidelberg zum 70. Geburtstag. [Heidelberg 2005].

Morath Wolfgang

Geb. 15. 4. 1933 in Lahr; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 1. 7. 1957 Vikar in Neudenaу-Herbolzheim; 30. 7. 1957 Vikar in Baden-Baden-Lichtental; 1. 7. 1959 Vikar in Waldshut; 20. 9. 1960 Vikar in Mannheim (Liebfrauen); 15. 7. 1963 Pfarrer in Bettmaringen; 27. 10. 1963 Investitur ebd.; 4. 5. 1977 Pfarrer in Karlsruhe (St. Konrad); 2. 2. 1995 Pfarrer in Kappel und Grafenhausen; 20. 1. 1996 Investitur in Grafenhausen; 21. 1. 1996 Investitur in Kappel; 1. 11. 2002 Ruhestand in Grafenhausen; 15. 2. 2003 Ruhestand in Karlsruhe; gest. 23. 5. 2015 in Baden-Baden; beerd. 2. 6. 2015 in Karlsruhe.

Wolfgang Morath wurde in Lahr geboren, wuchs aber in Lörrach und in Mosbach auf, wohin der Vater, ein Vermessungsbeamter, jeweils versetzt worden war. In Mosbach besuchte er die Volksschule und das Realgymnasium, bis der Unterricht kriegsbedingt für nahezu anderthalb Jahre unterbrochen wurde. Im Januar 1946 nahm die Schule den Unterricht wieder auf und Morath machte im Frühjahr 1952 sein Abitur. Da sich er nach Aussage seines Heimatpfarrers schon immer „zum Priestertum berufen“ gefühlt hatte, studierte er nach dem Abitur in Freiburg und Tübingen Theologie. Am 2. Juni 1957 wurde Wolfgang Morath in St. Peter durch Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht. Unter den 28 weiteren Kurskollegen waren auch der spätere Erzbischof Oskar Saier und der ebenfalls 2015 verstorbene Heinrich Trayer. Die Stationen von Moraths Vikarszeit erstreckten sich von Waldshut im Süden bis nach Mannheim im Norden des Erzbistums. Seine erste selbstständige Stelle als Pfarrer wurde Wolfgang Morath im Sommer 1963 in Bettmaringen anvertraut, einer weitläufigen Pfarrei mit den vier Filialorten Mauchen, Wittlekofen, Ober- und Unterwangen. Mit den Filialen und 19 und mehr Wochenstunden Religionsunterricht hatte Pfarrer Morath ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen. In den vierzehn Jahren in Bettmaringen gelang es ihm mit großem Einsatz, im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils, eine lebendige Gemeinde aufzubauen und für die Menschen mit ihren Nöten und Anliegen da zu sein.

Im Frühjahr 1977 wurde ihm eine neue Herausforderung, die Sorge für die Pfarrei St. Konrad mit der Filiale St. Matthias in Karlsruhe übertragen. Es war eine große, rasch wachsende und arbeitsreiche Pfarrei mit zahlreichen Gruppierungen, und Pfarrer Morath suchte dankbar die Unterstützung seiner Ständigen Diakone. Da ihm seine Gesundheit aber immer engere Grenzen setzte, suchte er 1994 eine stärker eingegrenzte Aufgabe und bat seinen Erzbischof um eine kleinere Pfarrei. Zum 2. Februar 1995 wurde er nach Kappel und Grafenhausen angewiesen. Er blieb bis Ende 2002 und bat dann aufgrund fortwährender gesundheitlicher Probleme um seine Zurruhesetzung, die ihm zum 31. Oktober 2002 bewilligt wurde. Treffend charakterisiert wurde Pfarrer Morath bereits im Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum. Dort steht zu lesen: „M[orath] hat eine ruhige Art (Schwarzwälder) [...] Er besitzt aber zähe Kraft und geistige Lebendigkeit, die bei Diskussionen zum Ausdruck kommt [...] Hier kann er lebhaft seine Meinung äußern und auch behaupten [...] In seinem Urteil ist er selbständig. Äußere Einflüsse bestimmen ihn nicht leicht. Er hat ein stilles Beharrungsvermögen.“ Pfarrer Morath verbrachte seinen Ruhestand zunächst in Karlsruhe, später in Hüfingen-Mundelfingen, wo er Verwandte hatte. Er starb am 23. Mai 2015 in Baden-Baden und wurde am 2. Juni 2015 auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Reiner Artur, Dr. theol., Geistlicher Rat ad honorem

Geb. 26. 6. 1928 in Schönenbach; ord. 31. 5. 1953 in St. Peter; 25. 7. 1953 Vikar in Überlingen; 8. 5. 1959 Rektor an den Universitätskliniken in Heidelberg; 1968 bis 1996 Mitglied im Oratorium des Hl. Philipp Neri in Heidelberg; 20. 10. 1970 Studienurlaub in Würzburg; 20. 7. 1973 Dr. theol.; Juli 1973 Klinikpfarrer im Altklinikum in Heidelberg; 1979 stellv. Leiter des Instituts für Klinische Seelsorgeausbildung, weiterhin Klinikseelsorger am Altklinikum; 1. 8. 1987 Leiter des Instituts für Klini-

sche Seelsorgeausbildung, weiterhin Klinikseelsorger am Altklinikum (bis 1. 11. 1991), 12. 12. 1988 Geistlicher Rat ad honorem; 1. 9. 1994 Ruhestand in Heidelberg; gest. 17. 1. 2015 ebd.; beerd. 27. 1. 2015 ebd.

Artur Reiner war ein Schwarzwälder, geboren und aufgewachsen in Schönenbach bei Furtwangen. In seinem Heimatort besuchte er die Volksschule, wechselte im Sommer 1941 auf das Gymnasium in Konstanz und wohnte im Erzbischöflichen Konvikt, dem St. Konradihaus. Die schulische Ausbildung wurde im Juni 1944 durch die Einberufung als Luftwaffenhelfer unterbrochen, aber im Jahre 1948 legte er erfolgreich die Reifeprüfung ab und studierte in den folgenden Jahren Theologie in Freiburg und München. An seiner Eignung zum Priesterberuf bestand kein Zweifel. Bereits der Präfekt des Konradihauses hatte Reiners charakterliche Eignung betont, er sei „*zielklar und zielstrebig, beständig, opferwillig und opferfreudig*“, während der Skrutinialbericht des Collegium Borromaeum und das Zeugnis des Priesterseminars St. Peter Reiners „*freundliches und offenes Wesen*“ hervorhoben.

Am 31. Mai 1953, dem Dreifaltigkeitssonntag, wurde Artur Reiner mit 37 Kurskollegen durch Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. Am 25. Juli 1953 trat der Jungpriester seine erste und einzige Vikarstelle in Überlingen an. In den sechs Jahren sammelte er pastorale Erfahrung und erfüllte seine Aufgaben zur vollsten Zufriedenheit seines Prinzipals. Im Mai 1959 übernahm Artur Reiner als Rektor an der Universitätsklinik Heidelberg die Klinikseelsorge; damals konnte er nicht einmal ahnen, dass die Tätigkeit ihn über Jahrzehnte begleiten und seine Lebensaufgabe werden würde. Mit seinem frohen und gewinnenden Wesen, gepaart mit seiner willensstarken Natur einer tiefen Frömmigkeit, schien Artur Reiner der richtige Mann für diese Aufgabe zu sein. Im Jahre 1962 wurde sein Auftrag erweitert und er hatte sich nun auch um mehr als 400 Schwestern in Heidelberg seelsorgerlich zu mühen. In Vorträgen und Exerzitien, bei Einkehrtagen und in Gottesdiensten versuchte er, die Schwestern geistlich für ihre Aufgabe in der Krankenpflege zu rüsten. Ferner war er stets bereit, in den Pfarrgemeinden mitzuhelfen.

Mehr als zehn Jahre arbeitete Rektor Reiner als Klinikpfarrer und kam dabei oft mit Menschen in Kontakt, deren Leben durch einen Suizidversuch gefährdet war. Er sah dies als eine besondere Herausforderung der Seelsorge und fasste den Entschluss, sich mit dem Thema Suizid und den damit verbundenen pastoralen Herausforderungen näher auseinanderzusetzen und eine wissenschaftliche und pastoraltheologische Annäherung zu versuchen. Er nahm zu Beginn des Jahres 1970 Studienurlaub, um bei Professor Dr. Heinz Fleckenstein in Würzburg eine Doktorarbeit anzufertigen. Seine Dissertation wurde 1973 von der Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität Würzburg angenommen und Artur Reiner wurde im Sommer desselben Jahres zum Doktor der Theologie promoviert. In den Jahren seiner Würzburger Zeit fuhr Artur Reiner jedes Wochenende nach Heidelberg, um in den dortigen Kliniken Gottesdienste zu feiern.

In Heidelberg konnte Pfarrer Reiner bald erfahren, dass sich seine Arbeit in Würzburg für seine Seelsorgearbeit überaus gelohnt hat. Und seine Dissertation sollte erst der Auftakt für zahlreiche Publikationen sein, die Seelsorgern, Schwestern und anderen, die mit Kranken und Sterbenden zu tun haben, eine große Hilfe wurden. Gemeinsam mit Pfarrer und Klinikseelsorger Dr. Josef Mayer-Scheu († 2013) begann er, in Heidelberg Kurse für Priester und Menschen, die im pastoralen Dienst der Kirche

tätig sein sollten, anzubieten. Im Jahr 1979 entstand daraus das erste katholische Institut für Klinische Seelsorgeausbildung in Deutschland mit Dr. Mayer-Scheu als Leiter und Artur Reiner als stellvertretendem Leiter. Im Jahre 1987 übernahm Reiner die Leitung der Einrichtung.

Auch außerhalb kirchlicher Einrichtungen wurde man auf Reiners Arbeit aufmerksam und 1986 wurde er, der bereits seit Jahren immer wieder zu Rate gezogen worden war, Mitglied der Ethikkommission an den Universitätskliniken in Heidelberg. In der ganzen Bundesrepublik war Pfarrer Reiner begehrter Gesprächspartner, er wurde zu Vorträgen, Gastvorlesungen und Seminaren eingeladen. Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn im Dezember 1988 „in Anerkennung seines engagierten und von hohem Verantwortungsbewusstsein getragenen [...] Dienstes sowie in besonderer Würdigung seines nahezu dreißigjährigen [...] fruchtbaren Wirkens als Klinikseelsorger und Leiter des Instituts für Klinische Seelsorge-Ausbildung“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Im Jahre 1995 wurde er für seine Tätigkeit in der Erzdiözese mit der Konradsplakette ausgezeichnet.

Die Doppelbelastung von Klinikseelsorge und Leitung des Instituts forderte ihren Tribut von Pfarrer Reiner und verursachte ihm gesundheitliche Schwierigkeiten. Er bat seinen Bischof daher im Sommer 1991, ihn vom Amt des Klinikseelsorgers zu entpflichten, so dass er sich ganz auf seine Arbeit am Institut konzentrieren konnte. Drei Jahre war ihm das noch möglich, dann bat er aus gesundheitlichen Gründen um seine Zuruhesetzung. Seinen Ruhestand verbrachte er in Heidelberg und er war weiterhin in der Seelsorge tätig. Im Jahre 1968 war Pfarrer Artur Reiner ordentliches Mitglied des Oratoriums des Hl. Philipp Neri in Heidelberg geworden und hatte viel in den Aufbau der Gemeinschaft investiert. Nun zeigte sich, dass in der letzten Lebensphase ein anderer Weg für ihn anstand, und so verließ er das Oratorium, dem er weiterhin freundschaftlich verbunden blieb.

Artur Reiners Stärken waren, dass er den Menschen mit großer Liebeshingabe begegnete, das Gespräch suchte und ein guter Zuhörer war. Mit Hingabe, Verantwortungsbewusstsein und Einfühlungsvermögen nahm er seinen Dienst an den Kranken wahr und war auch ein wichtiger Ansprechpartner für Ärzte und Pflegepersonal. Gleiches galt auch für die Arbeit am Institut für Klinische Seelsorgeausbildung, wo er unzählige Menschen auf die besondere seelsorgerliche Arbeit vorbereitete. Geistlicher Rat Artur Reiner starb am 17. Januar 2015 in Heidelberg und wurde dort auf dem Bergfriedhof am 27. Januar 2015 beigesetzt. Jürgen Brüstle

Schriften (Auswahl):

- Mit Josef Mayer-Scheu: Heilszeichen für Kranke: Krankensalbung heute. Kevelaer 1972.
- Ich sehe keinen Ausweg mehr: Suizid und Suizidverhütung; Konsequenzen für die Seelsorge. München 1974 (Zugleich Würzburg, Univ., Diss., 1973), 3. Auflage München 1981.
- Mit Josef Mayer-Scheu: Heilszeichen für Kranke – 2., verb. u. erw. Aufl. unter Berücks. d. Neuordnung d. Krankensalbung. Kevelaer 1975.
- Mit Paul Becker: Beobachtungen und Hilfen am Sterbebett aus ärztlicher und seelsorglicher Sicht. Heidelberg 1979.

Schacht Reinhard

Geb. 27. 7. 1937 in Mehlsack (Ostpreußen); ab 1956 Lehre als Chemiefacharbeiter in Biberach an der Riß; 1963 Abendgymnasium Neuss, Abitur 1966; ab Wintersemester 1966/67 Theologiestudium in Tübingen und Innsbruck; Frühjahr 1970 Religionslehrer in Biberach/Riß; ord. 31. 3. 1974 in Friedrichshafen; 29. 4. 1974 Vikar in Calw; 3. 5. 1976 Kaplaneiverweser in Bad Buchau; 7. 4. 1980 Pfarrer in Bad Wurzach-Eintürnenberg; 23. 2. 1983 Pfarradministrator in Dielheim-Balzfeld mit Filiale Horrenberg; 1990 Mitpastoration von Wiesloch-Baiertal; 15. 10. 1994 Pfarradministrator in Sigmaringen-Laiz; 10. 11. 1994 Umkardinierung in die Erzdiözese Freiburg; 1. 10. 1996 Ernennung zum Pfarrer in Sigmaringen-Laiz und Mitpastoration von Sigmaringen-Gutenstein; 20. 11. 1998 Pfarrer in Owingen und Überlingen-Lippertsreute; 13. 12. 1998 Investitur ebd. und gleichzeitig Mitpastoration der Kuratie Owingen-Billafingen; 1. 10. 2003 Kooperator in der Seelsorgeeinheit Oberer Linzgau; 1. 8. 2009 Ruhestand in Deggenhausertal, später in Bad Schussenried; gest. 30. 9. 2015 in Bad Schussenried; beerd. 8. 10. 2015 in Bad Schussenried-Steinhausen.

Reinhard Schacht wurde im ostpreußischen Mehlsack als Sohn des Anton Schacht und der Margareta geb. Burchert geboren. In den Wirren des Kriegsendes verschlug es die Familie nach Biberach an der Riß, wo der Junge die Volksschule besuchte und später das Missionsgymnasium St. Johann in Blönried bei Aulendorf, denn er hegte bereits früh den Wunsch, Priester zu werden. Er musste jedoch aus gesundheitlichen Gründen die schulische Ausbildung vorzeitig beenden und machte ab 1956 eine dreijährige Lehre als Chemiefacharbeiter. Nach einigen Jahren in diesem Beruf wurde der alte Wunsch wieder wach und er holte am Abendgymnasium Collegium Marianum in Neuss das Abitur nach und studierte als Priesteramtskandidat der Diözese Rotenburg in Tübingen und Innsbruck Theologie. In den folgenden Jahren war er zunächst als Religionslehrer in Biberach tätig, bis er schließlich am Priesterseminar in Rotenburg die pastoralpraktische Ausbildung absolvierte. Nach einem Einsatz als Diakon in der Pfarrei St. Columban in Friedrichshafen wurde er am 31. März 1974 in der Pfarrkirche St. Canisius in Friedrichshafen zum Priester geweiht. Es folgten Jahre als Vikar in Calw und als Kaplaneiverweser in Bad Buchau, bis Reinhard Schacht zum 7. April 1980 in Bad Wurzach-Ziegelbach seine erste Pfarrei eigenverantwortlich übernahm.

Über seine Beweggründe ist Pfarrer Schachts Personalakte nichts zu entnehmen, aber Anfang 1983 bat er in Absprache mit seinem Bischof darum, künftig in der Erzdiözese Freiburg Aufgaben wahrnehmen zu dürfen. Zum 23. Februar 1983 wurde er als Pfarradministrator auf die Pfarrei Heilig Kreuz in Dielheim-Balzfeld mit der Filiale Horrenberg angewiesen und im November 1990 zusätzlich mit der Pastoration der Pfarrei St. Gallus in Wiesloch-Baiertal betraut. Obwohl er damit bereits ein gerüttelt Maß an Arbeit zu bewältigen hatte, war Pfarrer Reinhard Schacht stets bereit immer dann einzuspringen, wenn er gebraucht wurde. Bereits im Jahre 1988 hatte er vorübergehend die Pfarrei St. Gallus in Wiesloch-Baiertal mitpastorisiert, und als Pfarrer Johann Eustachi († 2003) im Jahre 1989 erkrankte, übernahm Schacht vorübergehend auch noch die Pfarrei Dielheim.

Im Jahre 1994 sah Pfarrer Schacht die Zeit für einen Wechsel gekommen. Die großen Baumaßnahmen in seinen Pfarreien waren abgeschlossen, und nach elf Jahren im Nordbadischen wünschte er sich eine Pfarrei näher an seiner Heimat, im Hegau oder

in Hohenzollern. Das Erzbischöfliche Ordinariat entsprach seinem Wunsch und wies ihn zum 15. Oktober 1994 nach Sigmaringen-Laiz an. Nach seiner Umkardierung im November desselben Jahres wurde Schacht zum 1. Oktober 1996 zum Pfarrer ernannt und hatte fortan auch Sigmaringen-Gutenstein mit zu versehen. Lange blieb Reinhard Schacht allerdings nicht in Hohenzollern. Als 1998 die Pfarreien St. Peter und Paul in Owingen und Unsere Liebe Frau in Überlingen-Lippertsreute ausgeschrieben waren, bewarb er sich und konnte im November 1998 in Richtung Bodensee ziehen. Die Investitur erfolgte am 13. Dezember 1998; zugleich hatte er die Pastoration der Kuratie Owingen-Billafingen zu übernehmen. Nach fünf Jahren spürte Pfarrer Schacht seine nachlassenden Kräfte und bat um eine weniger arbeitsreiche Aufgabe. Das Erzbischöfliche Ordinariat wies ihn als Kooperator in die Seelsorgeeinheit Oberer Linzgau an, wo er in den Pfarreien Pfullendorf und Denkingen sowie Zell am Andelsbach und Illmensee bis zum Sommer 2009 in der Pastoral mitarbeitete. Dann trat Pfarrer Reinhard Schacht in den Ruhestand, den er zunächst in Deggenhausertal und später in Bad Schussenried verbrachte. Hier starb er am 30. September 2015 und wurde am 8. Oktober 2015 in Bad Schussenried-Steinhausen beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Schlatterer Hermann, Geistlicher Rat ad honorem, Ehrendomkapitular, Ehrendomherr

Geb. 8. 12. 1932 in Freiburg; ord. 18. 5. 1958 in Freiburg; 23. 6. 1958 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 17. 7. 1958 Vikar in Plankstadt; 17. 12. 1959 Vikar in Lahr (St. Peter und Paul); 12. 9. 1962 Kooperator in Freiburg (Münster); 4. 3. 1965 Pfarrvikar in Oberachern; 18. 6. 1965 Pfarrverweser in Griefßen und Geißlingen; 24. 3. 1966 Verleihung der Pfarrei Griefßen, weiterhin Mitpastoration von Geißlingen; 1. 12. 1974 Bischöflicher Beauftragter für die Region Hochrhein; 10. 1. 1976 Regionaldekan der Region Hochrhein (bis 28. 3. 2001); zugleich Pfarrer der Pfarrei Dogern ab September 1975; 25. 1. 1976 Investitur ebd.; 7. 4. 1982 Geistlicher Rat ad honorem; 14. 7. 1998 nicht residierender Ehrendomkapitular; 6. 12. 2002 Ehrendomherr; 1. 10. 2002 Ruhestand in Waldshut-Tiengen; gest. 31. 3. 2015 in Lörrach; beerd. 28. 4. 2015 in Dogern.

Hermann Schlatterer wurde in Freiburg geboren, musste aber als Kind mehrfach umziehen, da sein Vater Emil Schlatterer Postschaffner war und zunächst auf den Feldberg, dann nach Staufen und schließlich im Spätjahr 1939 nach Emmendingen versetzt wurde. Hier besuchte der Junge die Volksschule und das neusprachliche Karl-Friedrich-Gymnasium, wo er 1952 die Reifeprüfung ablegte. Sein Vater starb 1945 in russischer Kriegsgefangenschaft, so dass er und seine beiden Brüder als Halbwaisen aufwuchsen. Nach Ablegen der Ergänzungsprüfungen in Latein und Griechisch an der Heimschule Lender in Sasbach nahm Hermann Schlatterer 1953 in Freiburg sein Theologiestudium auf. Er wurde von der Leitung des Collegium Borromaeum und des Priesterseminars in St. Peter als eine „*frobe und ausgewogene Natur*“ beschrieben, als „*bescheiden, fleissig, einsatzfreudig, zäh, vornehm und zurückhaltend*“. Diese Einschätzung sollte sich in späteren Jahren immer wieder bestätigen. Am 18. Mai 1958 wurde Hermann Schlatterer in Freiburg zum Priester geweiht, in dem Jahr, in dem mit Johannes XXIII. jener Papst die Leitung der Welt-

kirche übernahm, der später das Zweite Vatikanische Konzil einberief. Die Aufbruchsstimmung und die Ideen des Konzils sollten Hermann Schlatterers gesamten priesterlichen Dienst prägen.

Dieser Dienst begann in der Pfarrei St. Peter und Paul in Lahr, wohin er nach einer eineinhalbjährigen Zeit in Plankstadt wieder zurückkehrte, um dann im September 1962 als Kooperator nach Freiburg an das Münster zu wechseln. Nach einer kurzen Zeit als Pfarrvikar in Oberachern erhielt Schlatterer seine erste Pfarrei eigenverantwortlich übertragen und wurde im Juni 1965 als Pfarrverweser nach Grießen und Geißlingen angewiesen. Im März 1966 wurde ihm die Pfarrei Grießen verliehen, zwei Monate später wurde er auf die Pfarrei investiert, hatte aber weiterhin auch Geißlingen seelsorgerlich zu versorgen. Pfarrer Schlatterer erfüllte die anstehenden Aufgaben umsichtig und zielbewusst, aber auch aufgeschlossen und wach für die Bedürfnisse der Menschen. Bei aller Arbeit in den beiden Pfarreien war er bereit, sich auch darüber hinaus zu engagieren. Er hatte bereitwillig die Seelsorge der weiblichen Jugend auf Dekanatsstufe übernommen, und im Frühjahr 1973 wählten ihn seine Mitbrüder in der Region Hochrhein als Vertreter für den Priesterrat. Auf den 1. Dezember 1974 ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum Bischöflichen Beauftragten und am 10. Januar 1976 zum Regionaldekan der Region Hochrhein, ein Amt, das Schlatterer bis zum Frühjahr 2001 innehatte. Im September 1975 war Pfarrer Schlatterer auf die in der Region zentraler gelegene Pfarrei Dogern gewechselt, wo er mit der gewohnt ausgeglichenen und zuverlässigen Art seine Aufgaben erfüllte und für die Menschen da war.

Erzbischof Oskar Saier ernannte Pfarrer Hermann Schlatterer „*in Anerkennung seiner von seelsorgerlichem Eifer geprägten zielbewußten Wirksamkeit als Pfarrer in den Pfarreien Grießen und Dogern und in besonderer Würdigung seiner vielfachen Bemühungen um eine zeitgerechte Pastoral und Zusammenarbeit der Pfarreien in den Pfarrverbandsgebieten als Regionaldekan der Region Hochrhein*“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Auch in den folgenden Jahren schonte sich Geistlicher Rat Schlatterer nicht, übernahm bereitwillig die Verwaltung von Pfarreien, bis ein Seelsorger gefunden war. Erzbischof Oskar Saier würdigte diesen Einsatz im Jahre 1998 erneut, als er Pfarrer Schlatterer zum nicht residierenden Ehrendomkapitular ernannte. Im Dezember 2002 folgte die Ernennung zum Ehrendomherrn durch Diözesanadministrator Weihbischof Paul Wehrle. Kurz zuvor, mit Wirkung vom 1. Oktober 2002, ging Hermann Schlatterer auf eigenen Wunsch in den Ruhestand und zog nach Waldshut-Tiengen, wobei er im Jahre 2008 sein Goldenes Priesterjubiläum mit den Menschen in Dogern feierte. Er starb am 31. März 2015 in Lörrach und wurde am 28. April 2015 im Beisein vieler Gläubigen und zahlreicher Mitbrüder in Dogern beigesetzt.

Jürgen Brüstle

Trayer Heinrich

Geb. 20. 5. 1931 in Oberkirch; ord. 2. 6. 1957 in St. Peter; 26. 6. 1957 Vikar in Wehr; 11. 9. 1957 Vikar in Karlsruhe-Grünwinkel; 20. 9. 1960 Vikar in Lörrach (St. Bonifatius); 19. 9. 1963 Pfarrverweser in Hausen am Andelsbach mit Zell am Andelsbach; 7. 6. 1964 Investitur in Hausen am Andelsbach, Mitpastoration von Zell am Andelsbach; 1. 9. 1974 Pfarrer in Bruchsal (St. Josef); 3. 11. 1974 Investitur ebd.; 1. 12. 1999

Ruhestand in Oberkirch; 1. 1. 2002 Subdiakon in der Seelsorgeeinheit Oberkirch (bis März 2011); gest. 7. 5. 2015 in Oberkirch; beerd. 12. 5. 2015 ebd.

Heinrich Trayer war der älteste von vier Brüdern und bereits früh Vollwaise. Sein Vater starb 1945 in russischer Kriegsgefangenschaft, die Mutter zwei Jahre später an Blutvergiftung. Der Junge konnte trotzdem weiterhin die Schule besuchen und legte im Jahre 1951 am Offenburger Schiller-Gymnasium die Reifeprüfung ab. Nach den Ergänzungsstudien in den alten Sprachen an der Heimschule Lender in Sasbach studierte er in Freiburg und Münster i.W. Theologie. Am 2. Juni 1957 wurde Heinrich Trayer mit 28 weiteren Kurskollegen, darunter der spätere Erzbischof Oskar Saier und der ebenfalls 2015 verstorbene Wolfgang Morath, zum Priester geweiht.

In den Jahren als Vikar bewährte sich der Jungpriester, und im Spätsommer 1963 wurde ihm als Pfarrverweser mit Hausen am Andelsbach die erste eigenverantwortliche Stelle zugewiesen. Zu Hausen am Andelsbach gehörten die Filialen Bittelschieß und Ettisweiler, ferner hatte er Zell am Andelsbach mit den Filialen Mottschieß, Schwäblishausen und Weihwang mitzuversorgen. Es war eine Zeit lebhafter theologischer Diskussionen, und wie andere Seelsorger auch hatte Pfarrer Trayer die Neuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils in den ihm anvertrauten Gemeinden umzusetzen. Nach elf Jahren suchte er eine neue Herausforderung und bewarb sich um ausgeschriebene Pfarreien. Das Erzbischöfliche Ordinariat wies ihn zum 1. September 1974 auf die Pfarrei St. Josef in Bruchsal an. 25 Jahre blieb Wolfgang Trayer in Bruchsal und wirkte segensreich, dann trat er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand. Er ging zurück in seine Heimat und half in Oberkirch noch bis zum Frühjahr 2011 in der Seelsorge mit. Die letzten Wochen lebte er im Altenpflegeheim St. Josef in Oberkirch, wo er am 7. Mai 2015 starb. Er wurde am 12. Mai 2015 in seiner Heimatgemeinde beerdigt.

Jürgen Brüstle

Wolter P. Klaus (Jürgen) OFM

Geb. 28. 7. 1945 in Stuttgart; 1974 Noviziat in Fulda; 1979 Ordensprofess; ord. 28. 5. 1981 in Freiburg; 1982–1991 Novizenmeister in Fulda; 1991–2010 diverse Tätigkeiten in Frankfurt am Main, Freiburg, Wangen im Allgäu und Hofheim im Taunus; 2010 Spiritual in Gengenbach; gest. 12. 1. 2015 ebd.; beerd. 19. 1. 2015 ebd. (Städtischer Friedhof, Abteilung des Klosters der Franziskanerinnen).

Seine letzten Lebensjahre, von denen weder er selbst noch sonst jemand ahnte, dass es schon die letzten sein würden, verbrachte Pater Klaus Wolter OFM als Spiritual der Franziskanerinnen in Gengenbach. Den Schwestern und überhaupt allen Menschen gegenüber erwies er sich als ebenso empathischer wie seelsorgerlicher Priester, was sich nicht zuletzt in der scheinbaren Kleinigkeit zeigte, dass er zeitlebens Wert darauf legte, „Bruder Klaus“ genannt zu werden. Im ihrem Nachruf würdigte die Gengenbacher Gemeinschaft ihren Spiritual folgendermaßen: *„Bruder Klaus war Seelsorger im besten Sinne. Er lebte aus einer tiefen kontemplativen Grundhaltung und gab seinen Erfahrungsschatz in Gottesdiensten, Exerzitien und persönlichen Gesprächen gerne an uns weiter. Gleichzeitig erlebten wir ihn als sehr zugewandten und geselligen Mitmenschen, der in seiner humorvollen und manchmal spitzbübischen Art die Gemeinschaft bereicherte. Regelmäßig verkürzte er den Pfört-*

nerinnen abends die Dienstzeit, indem man sich zum gemeinsamen Kartenspiel im ‚Pfortenküchele‘ traf.“

Der kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Stuttgart geborene Jürgen Wolter kam im Jahr 1949 nach Untermarchtal in das damalige Kinderheim „Guter Hirte“ der Vinzentinerinnen. 1952 nahmen ihn seine Pflegeeltern, das Untermarchtaler Ehepaar Leo und Theresia Essigbeck, in die Familie auf. Wolter besuchte von 1952 bis 1960 die Volksschule und absolvierte anschließend im Kloster Untermarchtal eine dreieinhalbjährige Lehre als Elektriker, wobei sein Pflegevater zugleich sein Lehrmeister war. In Untermarchtal war Wolter auch als Sänger im „Liederkranz“ aktiv und hatte immer wieder Kontakt zu Franziskanern, die im Kloster wirkten. Auch die Missionsarbeit, die die Untermarchtaler Schwestern in Tansania leisteten, beeindruckte ihn nach eigenem Bekunden so sehr, dass er sich zunehmend zum Leben in einer Ordensgemeinschaft hingezogen fühlte. Er holte u. a. im Spätberufenen-Seminar Hadamar und am „Ambrosianum“ in Stuttgart die höhere Schulbildung nach, bestand die Reifeprüfung und begann anschließend in Tübingen mit dem Theologiestudium. 1974 trat Wolter ins Noviziat bei den Franziskanern in Fulda ein und legte 1979 die ewige Profess ab. Am 28. Mai 1981 wurde er gemeinsam mit 15 weiteren Kandidaten von Erzbischof Oskar Saier im Freiburger Münster zum Priester geweiht.

Anschließend wirkte Pater Klaus Wolter rund ein Jahrzehnt als Novizenmeister im Franziskanerkloster zu Fulda und übernahm in den Jahren ab 1992 unterschiedliche Tätigkeiten in verschiedenen Klöstern und Niederlassungen der Franziskaner. In Frankfurt kümmerte er sich als „Streetworker“ um Obdachlose und suchtkranke Menschen und trug zeitweilig nebenbei als Postbote zum Unterhalt der Ordensniederlassung bei, aber er wirkte in anderen Häusern auch als geistlicher Begleiter, Vorsteher oder Exerzitienmeister. Seine vorletzte Station, bevor ihn seine Oberen nach Gengenbach schickten, war das Exerzitien- und Bildungshaus des Franziskanerordens in Hofheim im Taunus. Seinen ursprünglichen Plan, in die Mission zu gehen, konnte Wolter zwar nie verwirklichen, doch missionarisch wirken konnte er auch in seiner Heimat: *„Deutschland wird immer mehr zum Missionsland, darum kann ich auch hier bleiben“*, sagte er im Gespräch mit einem Journalisten anlässlich seines 60. Geburtstag. Für seine Tätigkeit bei den „Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu“ in Gengenbach, die er wie alle seine anderen Aufgaben mit Elan und großer Hingabe versah, blieben ihm nur noch wenige Jahre. Eine rasch voranschreitende schwere Erkrankung setzte seinem irdischen Dasein am 12. Januar 2015 ein Ende. Ein Requiem wurde am 18. Januar 2015 in Untermarchtal gefeiert, die Beisetzung fand am 19. Januar 2015 auf dem Städtischen Friedhof in Gengenbach statt.

Christoph Schmider

Namensregister zum Nekrolog

- Adler, Bernhard Wilhelm 278
 Amann, Alfons Edwin 321
 Asal, Walfried 323

 Bauer, Engelbert 279
 Beck, Gerhard 385
 Benz, Bernhard 348
 Bialas, Bruno 386
 Biser, Eugen 349
 Börsig, Josef Anselm 387
 Brinks, P. Bernhard 280
 Brock, Werner 282
 Buekers, Hans 283
 Burghardt, Christoph Conrad 243

 Dannenmayer, Emil Anton 352
 De Brant, Paul 324
 Dédinas, Jonas 244
 Demling, Wolfgang Leonhard 353
 Dittmann, Hans 284

 Egerer, P. Anton 388
 Eisemann, Moritz 325
 Emmert, Benno 285

 Fauler, Max 245
 Frey, Klaus 354
 Friedl, Walter Gottfried 326
 Frings, P. Christian 389
 Fritz, Bertram Josef 247

 Gabel, Herbert Josef 248
 Gedemer, Hermann 391
 Gehrig, Franz Josef 286

 Hartmann, Karl 288
 Haug, Konrad 290

 Heil, Werner 252
 Henn, Konrad 356
 Hennegriff, Albert 392
 Herberich, Josef 253
 Hermann, Manfred Jonas 254
 Herrmann, Bernhard 255
 Heypeter, Karl Johannes
 Sigismund 257
 Herzog, Theo 394
 Hillig, Franz 395
 Hummel, Johannes 258
 Hüssler, Georg 327

 Jäger, Richard Josef 259

 Kalka, Reinhold 329
 Kallus, P. Georg 291
 Kary, Josef 292
 Kern, Franz Alfons 293
 Kimmig, Lorenz Herbert 396
 Kijowski, Richard 330
 Kirchgässner, Wolfgang 357
 Kopietz, Hans 295
 Krattenmacher, Eugen 331
 Kress, Eugen 360
 Kulik, Georg 297
 Kühner, Josef 260

 Lampe, Helmut 298
 Lehmann, Meinrad Josef 262
 Lehmann-Dronke, P. Johannes 264
 Lemperle, Johannes 299
 Linemann, Josef 361
 Lohr, P. Charles 397
 Linz, Alois 333
 Litterst, Hermann 334

- Maier, Alfons Josef 362
 Maier, Alfred 363
 Mangold, Hubert 364
 Marder, Jakob Reinhold 398
 Matt, Fridolin 299
 Mayer, Heinrich 336
 Missel, Karl 365
 Mogel, Berthold Martin
 Markus 399
 Morath, Benedikt 266
 Morath, Wolfgang 400
 Müller, Karl 366

 Negwer, Günter 301
 Nicol, Hans Joachim 338

 Ocker, Stephan 339
 Okechukwu, Sylvanus
 Ndubuisi 302
 Oliva, Michele 368
 Ortynskyj, P. Johannes 303

 Pieler, Joachim Norbert 267
 Pospischil, Hans Thomas 268

 Rees, Franz 369
 Reiß, Klaus Eberhard 371
 Reiner, Artur 401
 Reinhardt, Klaus 370
 Renker, Alwin 340
 Ringelhann, Bernward
 Michael 304
 Rohn, Ernst-Theodor 306
 Ruby, Franz Anton Josef 307
 Ruf, Norbert 307

 Sauer, Joseph 270
 Sautner, Fritz Robert 373
 Schacht, Reinhard 404

 Schöffauer, Norbert Josef
 Frederick 272
 Scharm, Gustav 273
 Schätzle, Anton 274
 Scheidel, Friedrich 275
 Scherer, Franz 374
 Schey, Mathäus 374
 Schlatterer, Hermann 405
 Schneider, Franz Gustav 310
 Schuhmacher, Ernst 375
 Schwab, Berthold Johannes 343
 Schwörer, Franz Emil 311
 Seeger, Theodor Heinrich 313
 Seifermann, Hermann 345
 Smolinsky, Heribert Markus 314
 Stadelhofer, Friedrich
 Engelbert 376
 Stemmler, Paul 318
 Stöveken, Bernhard 377
 Sumser, Paul 378
 Sutterer, Walter 346

 Telmann, P. Suitbert
 (Friedrich) 276
 Trayer, Heinrich 406
 Tröndle, Werner 379

 Vorgrimler, Herbert 380

 Wiehl, Anton 319
 Wiebelt, Friedrich 383
 Wilckens, Hans 383
 Winter, Karl Johann 320
 Wolter, P. Klaus (Jürgen) 407

 Zeller, Theodor 384
 Zdražil, Rudolf Ulrich 347

**Wolfgang Hug –
um den Kirchengeschichtlichen Verein verdient
Ansprache bei der
Mitgliederversammlung am 23. Mai 2017**

Von Erzbischof em. Robert Zollitsch

Sehr geehrter Vorsitzender, lieber Professor Braun!
Werte Mitglieder unseres Kirchengeschichtlichen Vereins!
Verehrte Gäste! Liebe Schwestern und Brüder!

Wenn ich, ohne dass dies in der Tagesordnung angekündigt ist, in Vertretung von Herrn Erzbischof Stephan Burger auch im öffentlichen Teil unserer Jahresversammlung das Wort ergreife, so hat dies einzig und allein seinen Grund in Ihnen, sehr geehrter, lieber Herr Professor Hug. Es drängt mich einfach, Ihnen im Anschluss an Ihren fundierten Vortrag auch öffentlich meine Anerkennung auszusprechen und das eine oder andere zu Ihrem Leben und Wirken zu sagen.

Anders, als dem derzeitigen Protektor unseres Kirchengeschichtlichen Vereins, Erzbischof Burger, dem dies heute nicht vergönnt war, bin ich heute in den Genuss gekommen, Ihren profunden, gelehrten und zugleich unterhaltsamen Vortrag zu hören, werter Herr Professor Hug.

Ja, es gilt, Ihnen zu danken. Zu danken zunächst für Ihren Vortrag, dann aber – und vor allem – für Ihre Verdienste um den Kirchengeschichtlichen Verein und um die Erforschung der Geschichte und Vorgeschichte unseres Erzbistums Freiburg. Sie, Herr Professor Hug, haben sich vor einiger Zeit in anderem Zusammenhang über Ihr Selbstverständnis als Historiker geäußert und gesagt, Sie seien *„bis heute bemüht, die Geschichte als komplexe Wirklichkeit (mit Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur als tragenden Kräften) zu begreifen und die Zusammenhänge an Details aufzuzeigen, die Details aber auch stets aus den Zusammenhängen zu erklären“*.

Das haben Sie auch heute in Ihrem Vortrag beherzigt und verwirklicht und uns somit ein wichtiges und folgenreiches Stück diözesaner Vorgeschichte nahegebracht. Sie taten dies in Ihrer unvergleichlichen und unnachahmlichen Art, die nie den gelehrten Professor hervorkehrt, sondern immer den gelernten Didaktiker, den wohlwollenden und wohlmeinenden Lehrer in den Vordergrund stellt.

Mehr als drei Jahrzehnte lang, von 1962 bis 1994, lehrten Sie „Geschichte und Ihre Didaktik“ an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Den weitaus größten Teil Ihres Berufslebens haben Sie also Wissenschaft nicht nur selbst betrieben, sondern sich um ihre Vermittlung bemüht, indem Sie angehende Lehrer das Lehren lehrten. Das Lehrersein war Ihnen ja gleichsam in die Wiege gelegt worden, erblickten Sie doch als Lehrersohn am 9. Juli 1931 in Stühlingen das Licht der Welt. Doch auch andere Berufs- und Lebenswege hätten Ihnen offen gestanden: Auch die Begabung und Begeisterung für Musik wurde Ihnen wie Ihren vier Geschwistern von zu Hause mitgegeben, und da Sie Ihre Gymnasialbildung als Alumne der Erzbischöflichen Knabenkonvikte St. Georg in Freiburg und St. Konrad in Konstanz erworben haben, hätte auch die geistliche Laufbahn im Bereich des Möglichen gelegen: Ihr jüngerer Bruder Raimund ist Priester und wirkte weit über drei Jahrzehnte lang als Domkapellmeister hier in Freiburg.

Sie, lieber Herr Professor Hug, begannen im Wintersemester 1950/51 in Freiburg mit dem Studium der Fächer Deutsch, Geschichte, Latein und Philosophie. 1954/55 legten Sie in Freiburg das Staatsexamen ab, 1957 wurden Sie in München „summa cum laude“ promoviert. Zunächst wählten Sie die pädagogische Laufbahn und unterrichteten am Max-Planck-Gymnasium in Lahr, am Droste-Hülshoff-Gymnasium sowie am Kepler-Gymnasium in Freiburg die Fächer Deutsch, Geschichte, Latein und Gemeinschaftskunde. 1960 gingen Sie für rund zweieinhalb Jahre als pädagogischer Referent zur Deutschen UNESCO-Kommission nach Köln. Danach erhielten Sie fast zeitgleich zwei Rufe an Pädagogische Hochschulen: In Berlin und in Freiburg. Zum Glück für uns entschieden Sie sich für die neu gegründete – und insofern mutmaßlich interessantere – Freiburger PH, wobei vielleicht auch Ihr badisches Herz eine Rolle bei der Entscheidung gespielt hat.

An der PH erwarben Sie sich rasch einen Ruf als sehr guter und zugleich beliebter Dozent: Anspruchsvoll und bei Bedarf auch streng, aber dabei immer sehr menschlich, höflich und wertschätzend. Einer Ihrer

ehemaligen Schüler beschrieb dies anlässlich Ihrer Emeritierung im Jahr 1994 folgendermaßen:

„Ihre Anmerkungen zu unseren Arbeitsleistungen [...] waren nie verletzend oder gar diskriminierend. Im Gegenteil: Hatten Sie unsere Versäumnisse oder Mängel deutlich ausgesprochen, fehlte nie der ‚Wiederaufbau‘. Der Kritik, in der stets zuerst die positiven Anteile [...] gewürdigt wurden, folgten die Überlegungen zur Verbesserung der Arbeit. Hierbei veränderte sich Ihre Stimmlage nur wenig. Ich will damit sagen, dass Sie, auch nicht im Zorn (der ohnedies nicht zu beobachten, sondern höchstens zu vermuten war) losdonnerten. Die von mir bei Ihnen besonders geschätzten Eigenschaften waren die der Ruhe, der Besonnenheit und der Souveränität. Ich erinnere mich an keine Situation, in der Sie aus dem Häuschen gerieten. Und Anlässe gab es genug. Ich brauche nur an die Colloquien mit ihren lebhaften Diskussionen zu denken.“

So, als souveränen und besonnenen Gesprächspartner, hat Sie wohl jeder erlebt, der je mit Ihnen zu tun hatte. Sie konnten und können aus der Fülle Ihres umfassenden Geschichtswissens und Ihrer humanistischen Bildung schöpfen und andere belehren, ohne je belehrend oder herablassend zu wirken – „oberlehrerhaft“, wie heute gern gesagt wird, waren Sie nie. Aber Sie haben Ihr Wissen auch nicht für sich behalten, sondern es immer weitergegeben, in einer Fülle von Publikationen, in unzähligen Vorträgen – und dies immer, bei aller Wissenschaftlichkeit, in allgemein verständlicher Form. Auch heute wieder, in dem Vortrag, den wir vorhin hören durften.

Ihre Menschlichkeit und – ja, lassen Sie mich ruhig so „altmodisch“ sagen – Ihre Güte, war immer verbunden mit einem ausgeprägten Sinn für Humor. Nicht, dass Sie Ernstes nicht ernst genommen hätten. Aber Sie vermitteln nie den Anschein, als wollten Sie die Dinge noch ernster machen, als sie tatsächlich sind. Auf der anderen Seite hatten Sie auch nie Probleme damit, bei Bedarf „Klartext“ zu sprechen und Ihre als richtig erkannten Positionen offensiv und bestimmt zu vertreten. Positionen, die in Ihrem aktiven und tief verwurzelten Glauben und einer in gutem Sinne konservativen, also das Gute bewahrenden Haltung, gründeten.

Ihre Liebe zur Geschichte, Ihr unausgesetzter Wunsch und Wille, sie „unters Volk zu bringen“, zu vermitteln und populär zu machen – ohne dabei Abstriche an der wissenschaftlichen Korrektheit zu machen – und Ihre überzeugt katholische Grundhaltung dürften auch die Gründe dafür gewesen sein, dass Sie sich im Kirchengeschichtlichen Verein enga-

gierten. So konnte der Verein über Jahrzehnte von Ihrem profunden Wissen profitieren. Solange Sie aktiv im Berufsleben standen, mussten Sie Ihr Engagement wohl noch ein wenig zügeln, aber ab dem Jahr 1998 gehörten Sie dem Vereinsvorstand an – zunächst als Beisitzer, von 2003 bis 2008 und von 2013 bis 2014 als stellvertretender Vorsitzender, seitdem wieder als Beisitzer. Wobei Sie die Aufgabe als Beisitzer, so wie ich Sie kenne und einschätze, sicherlich nicht dadurch auszufüllen versuchten, dass Sie einfach nur dabeisäßen, sondern Sie brachten und bringen sich aktiv ein.

Ein Teil Ihres Engagements – aber eben nur ein Teil – wird nach außen hin sichtbar durch die Beiträge, die Sie zur Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ geliefert haben. Der erste erschien, wenn ich recht informiert bin, in Band 103 aus dem Jahr 1983 und trug den Titel: *„Geist und Wirkung des Cäcilianismus in der Erzdiözese Freiburg im 19. Jahrhundert“* und ist somit offenkundig ein Beweis für Ihre so gar nicht heimliche Liebe zur Kirchenmusik. Eine andere Frucht dieser Liebe – dies nur nebenbei – haben Sie erst vor Kurzem im Verlag Herder veröffentlicht: Das Buch *„Von der Poesie des Glaubens“*, eine, wie es im Untertitel heißt, *„Ökumenische Liederkunde“*.

Weitere FDA-Beiträge aus Ihrer Feder befassten sich mit *„300 Jahre Ursulinen in Freiburg im Breisgau“*, mit den *„Katholiken und ihre[r] Kirche in der Badischen Revolution von 1848/49“*, mit der Symbolik des Freiburger Münsters oder mit dem *„Freiburger Totentanz“* in der St.-Michaels-Kapelle des Alten Friedhofs. Ein besonders interessanter, und im Zusammenhang mit der zuletzt wieder aufgeflammtten Debatte um Conrad Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus hochaktueller Beitrag trägt den originellen Titel *„Das verzwickte Ja der Katholiken zur NS-Diktatur: Die Erzdiözese Freiburg im ‚neuen Reich‘ 1933/34“* und ist publiziert in Band 113 aus dem Jahr 2013.

Auch in Ihren Publikationen im FDA, wie überhaupt in Ihrer Mitarbeit im Kirchengeschichtlichen Verein, legten Sie stets großen Wert auf wissenschaftliche Dignität, auf Quellentreue und auf unausgesetztes Bemühen um Objektivität in der Auswahl und Darstellung historischer Ereignisse. Ein großes Anliegen bei der Erforschung historischer Erscheinungen und Vorgänge war und ist es Ihnen auch, Geschichte als Voraussetzung für die Chance eventuell nötiger Veränderungen zu begreifen, also zumindest zu versuchen, aus der Geschichte für die Gegenwart und Zukunft zu lernen. Und schließlich waren Sie immer bereit, an Lern-

und Veränderungsprozessen konstruktiv mitzuwirken und Verantwortung zu übernehmen – hier sei der Vollständigkeit halber nur an Ihr Engagement in Ihrer Pfarrgemeinde in Freiburg-Kappel erinnert.

Für Ihre Verdienste allein um den Kirchengeschichtlichen Verein hätten Sie auf jeden Fall eine Auszeichnung der Erzdiözese verdient, beispielsweise die Konradsplakette – doch die haben Sie längst, denn die hat Ihnen mein Vorgänger, Erzbischof Oskar Saier, schon im Jahr 2002 für Ihre Verdienste um die Kirche von Freiburg verliehen. Ich weiß nicht, ob der Kirchengeschichtliche Verein von seiner Satzung her dazu in der Lage ist, Ehrenmitglieder zu ernennen. Wenn ja, dann wären Sie sicherlich ein geeigneter Kandidat für diese Würdigung. Und wenn nein, dann will ich den Vereinsvorstand gern dazu auffordern, darüber nachzudenken, ob diese Möglichkeit nicht geschaffen werden soll.

Sie, lieber Herr Professor Hug, sind ein Geschenk für uns, für unsere Erzdiözese und für unseren Kirchengeschichtlichen Verein. Seit meiner Zeit als Direktor dieses Hauses, des Collegium Borromaeum, verfolge ich mit wachem Interesse seine Arbeit. Da ich auf viele Jahre dieser Arbeit zurückschaue und hier zu den Alten gehöre, wird man es mir abnehmen, wenn ich sage: Sie, lieber Herr Professor Hug, zählen zu den herausragenden Mitgliedern und Verantwortlichen unseres Vereins, dem wir vieles verdanken. Sie haben sich in großartiger und äußerst fruchtbarer Weise um den Kirchengeschichtlichen Verein verdient gemacht. Wir danken Gott, dass wir Sie haben.

Jahresbericht 2016

Die Mitgliederversammlung 2016 des Kirchengeschichtlichen Vereins für das Erzbistum Freiburg (KGV), deren Termin gemeinsam mit dem Protektor des Vereins, Erzbischof Stephan Burger, auf den 23. Mai 2017 festgesetzt worden war, fand wie seit vielen Jahren üblich im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg statt. Den einführenden Vortrag hielt, aus in zweifacher Weise gegebenem Anlass, Professor Dr. Wolfgang Hug. Er befasste sich in gewohnt profunder, aber zugleich auch kurzweiliger und allgemeinverständlicher Weise mit dem Thema „*Freiburg und die reformatorische Bewegung vor 500 Jahren*“. Anstelle einer ohnehin in wenigen Sätzen nicht zu leistenden Nacherzählung sei auf die erweiterte und um einen wissenschaftlichen Apparat ergänzte Druckfassung des Referats im vorliegenden Band 137 unserer Zeitschrift verwiesen.

Herausragende oder in besonderem Maße öffentlichkeitswirksame Aktivitäten hatte der KGV im Vereinsjahr 2016 nicht zu verzeichnen, doch ging die Erforschung und Beschreibung der Geschichte, der christlichen Kunst sowie der Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer, wie es dem Auftrag des KGV entspricht, auch im Stillen unausgesetzt weiter; besonders zu erwähnen ist hier die Arbeit an den Bänden 2 und 3 der „Geschichte der Erzdiözese Freiburg“. Aus den zahlreichen von Vereinsmitgliedern vorgelegten größeren und kleineren Publikationen sind zwei besonders hervorzuheben: Das im Verlag Herder (Freiburg) erschienene Werk „*Rom – Die christlichen Sakralbauten vom 4. bis zum 9. Jahrhundert*“ von Hans Georg Wehrens, sowie die Druckfassung der Dissertation von Regens Christian Heß über den 1944 von den Nazis ermordeten Diözesanprieester Max Josef Metzger, die unter dem Titel „*Ohne Christus, ohne tiefstes Christentum ist Krieg. Die Christkönigsthematik als Leitidee im kirchlich-gesellschaftlichen Engagement Max Josef Metzgers*“ im Bonifatius-Verlag (Paderborn) erschienen ist.

Verstorben sind im Zeitraum seit der letzten Mitgliederversammlung fünf (teils ehemalige) Mitglieder, die dem Kirchengeschichtlichen Verein über viele Jahre hinweg die Treue gehalten hatten: Im Einzelnen sind dies:

Klaus Herbstritt

Dr. Dr. Johannes Kern

Anton Merkle

Edwin Röttele

Dr. Gerhard Rüschen

Die Zahl der persönlichen Mitglieder des Vereins ging um drei auf 373 zurück, darunter 366 zahlende und sieben beitragsfreie. Die Anzahl der dem KGV angehörenden Pfarreien ging um eine auf 1056 zurück, während die Anzahl der Tauschpartner konstant bei 93 blieb.

Mit der Jahresversammlung 2016 endete die aktive Mitarbeit von Prof. Dr. Wolfgang Hug im Kirchengeschichtlichen Verein – was nicht heißen soll, dass er nicht auch weiterhin als Autor für das FDA tätig sein dürfte. Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch, der in Vertretung von Erzbischof Stephan Burger an der Versammlung teilnahm, würdigte in seiner Ansprache Hugs langjähriges Engagement für den Verein wie überhaupt für die Erforschung der südwestdeutschen Kirchengeschichte und stellte es in den größeren Zusammenhang von Hugs Lebenswerk als Erforscher und didaktisch versierter Vermittler von Geschichte. In den Dank an Professor Hug, dem er zugerufen hatte, er sei „ein Geschenk für uns, für unsere Erzdiözese und für unseren Kirchengeschichtlichen Verein“, schloss der emeritierte Erzbischof auch seine Anerkennung für die Arbeit des Vereins insgesamt ein und bekundete sein großes Interesse an den Früchten der kirchengeschichtlichen Forschungs- und Publikationstätigkeit.

Für den Vorstand: Dr. Christoph Schmider

Kassenbericht für das Jahr 2016

Der Kassenbericht 2016 bedarf einiger Erläuterungen, um verständlich zu sein. Das Finanzamt Freiburg hatte uns bereits mit Schreiben vom 14. August 2013 darauf hingewiesen, dass in unserer Satzung ein Hinweis auf das Geschäftsjahr fehlt und uns aufgefordert, bei der nächsten Satzungsänderung in die Satzung aufzunehmen: Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr. Im Zusammenhang mit der Zustellung des Freistellungsbescheides für die Jahre 2011–2013 hat das Finanzamt erneut darauf hingewiesen. Die Vorgabe zur Umstellung haben wir nun für das Jahr 2016 vollzogen.

Der Kassenbericht 2016 beginnt also mit dem Stand vom 31. Dezember 2015 und endet mit dem Stand vom 31. Dezember 2016. Damit stellt der Jahresbericht 2016 teilweise Zahlen dar, die bereits im Kassenbericht 2015 ausgewiesen waren. Das betrifft alle Einnahmen und Ausgaben im Zusammenhang mit der Herstellung des Jahresbandes 2015, die erst im Jahr 2016 angefallen sind. Ich werde auch in Zukunft neben der kalenderbezogenen Abrechnung eine abgegrenzte Abrechnung führen, so dass jederzeit auch die bisherigen Kassenberichte ausgewiesen werden können.

Hier nun die Zahlen für das Geschäftsjahr 2016: Zum 31. Dezember 2015 hatten wir einen Kassenbestand in Höhe 64.123,19 €. Diese Zahl lässt sich in keinem bisherigen Kassenbericht finden, sie ist aber aus den Rechnungsunterlagen ersichtlich und nachvollziehbar.

Vom 1. Januar 2016 bis 31. Dezember 2016 sind Einnahmen in Höhe von 31.888,05 € zu verzeichnen. Diese setzen sich zusammen aus Mitgliedsbeiträgen mit 30.874 €, Erlösen aus Buchverkäufen in Höhe von 956 €, sowie Zinsen und Spenden in Höhe von 58,05 €.

Die Gesamtausgaben 2016 sind mit 20.309,58 € ausgewiesen und betreffen in Höhe von 17.837,66 € die Herstellung des Jahresbandes 2015. Diese Ausgaben waren daher, wie schon erläutert, bereits im Jahresbericht 2015 dargestellt. Das bedeutet, dass im Geschäftsjahr 2016 ein Überschuss in Höhe von 11.578,47 € erwirtschaftet wurde und der Kassenbestand zum 31. Dezember 2016 mit 75.701,66 € ausgewiesen ist.

Auf der Basis der bisherigen Abrechnungen, das heißt mit Einbeziehung der Kosten für den Jahresband 2016 in Höhe von 25.644,07 €, ergäbe sich für das bisherige Wirtschaftsjahr 2016 ein Überschuss in Höhe von 3.640,81 €.

Die Mitgliederzahlen haben sich wie folgt entwickelt: Im Geschäftsjahr 2016 gab es 5 Neuzugänge und 8 Abgänge durch Austritt oder Tod. Zum 31. Dezember 2016 hatten wir damit einen Mitgliederstand von 373 Mitgliedern (2015 waren es 376). Die Mitgliederzahl der Pfarreien beträgt 1056, die Anzahl der Tauschpartner 93.

Einnahmen:

Beiträge der Mitglieder	7 532,00
Beiträge der Kirchengemeinden / Pfarreien	23 342,00
Mitgliedsbeiträge Gesamt	<u>30 874,00</u>
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden.....	65,00
Buchverkauf Herder Verlag	891,00
Zinserträge Geldmarktkonto	4,80
Zuschuss Ordinariat	0,00
Spenden und Ersatzbeträge.....	53,25
Summe der Einnahmen	<u>31 888,05</u>

Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 135/2015 .	17 025,16
Honorare für den Jahresband Nr. 135/2015	812,50
Vergütung für die Schriftleitung.....	2 100,00
Vergütung für die Rechnungsführung	0,00
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek.....	0,00
Vergütung für die Kassenprüfung	80,00
Bankgebühren	99,08
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.).	192,84
Summe der Ausgaben	<u>20 309,58</u>

Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2015	64 123,19
Einnahmen 2016.	31 888,05
Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel	<u>96 011,24</u>

Ausgaben 2016	20 309,58
Kassenbestand zum Abschluss 2015	<u>75 701,66</u>

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2016 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA	366
Beitragsfreie Mitglieder.....	7
zusammen	<u>373</u>

Im Geschäftsjahr 2016 gab es 5 Neuzugänge und
6 Abgänge durch Austritt, 2 Mitglieder verstarben.

Die Mitgliederzahl der Pfarreien beträgt	1 056
Die Anzahl der Tauschpartner beträgt	93

Manfred Barth

